WIDENER LIBRARY
HX CRUE 4

Digitized by Google

KH160

Danner's
Leihbibliothek.

P Germ 448.2

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

JOHN AMORY LOWELL

(Class of 1815)

OF BOSTON

N° ~~5254.~~
5427.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitung

für die elegante Welt.

1844.

Zweiter Band.

(№ 27—52.)

Mit 51 Kupfern und Lithographien.

Leipzig,
Leopold Voß.

Digitized by Google

P Germ 448.2

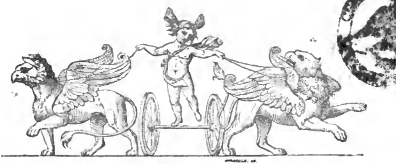
KH 160

HARVARD COLLEGE
MAR 12 1920
LIBRARY

J. A. LOWELL FUND

Danner's
Leihbibliothek

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

3. Juli №. 27. 1844.

Ueberſicht: Der Emporkömmling, Novelle, von Ludwig Storch. — Badeleben I. — Nachrichten.

Der Emporkömmling.

(Fortſetzung.)

Nach einigem Zögern verſetzte das Mädchen mit ſichtbarer Verlegenheit: „Gut, ich will dir antworten, ſo weit ich vermag; ich will dir mehr ſagen als du weißt. Daß Graf Edmund von Ellersdorf der vormundſchaftlichen Obhut meines Vaters entſprungen und ſich in ein ſichres dieſem unbekanntes Aſyl geflüchtet hat, weißt du aus dem Briefe des Letztern, in welchem er dich auf die Pflicht der Dankbarkeit auffordert, ihm ſo ſchnell als möglich zur Wiedererlangung des jungen Grafen behilflich zu ſein. Du ſollſt ausziehen in die Welt, um den Jüngling zu ſuchen, und mein Vater will dich begleiten, heimlich begleiten als dein Geſellſchafter oder auch dein Kammerdiener, um Edmund deſto ſichrer zu fangen. Lebend oder todt ſoll der unglückliche Jüngling zurückgebracht werden, und todt wäre meinem Vater noch lieber als lebend.“

„Welch eine harte Beſchuldigung! Wer konnte dich ſo gegen deinen Vater einnehmen, der dir doch offenbar ein unbegrenztes Vertrauen ſchenkt, indem er dir ſeine geheimſten Plane mittheilt.“

„Weißt du denn, weshalb er dem Grafen mit ſolcher Aengſtlichkeit nachſpüren läßt, um ihn in ſein Haus zurückzubringen?“

„Iſt es nicht ſeine Pflicht als Vormund des jungen Mannes, dieſen von allen verderblichen Wegen, auf die ihn Jugend, Stand und Reichthum verlockt, zurückzuhalten und unter ſtrenge Aufſicht zu nehmen? Welche andre Abſicht könnte er mit dem Grafen Edmund haben, als dieſe beſte?“

„Wohl, mein Freund, ich kenne die wahre Abſicht; ſie iſt eine andre. — Der Geheime Rath von Eſchenthal iſt mein Vater und dein Wohlthäter; in dieſen beiden Worten liegt der troſtloſe Jammer meines Lebens, der gräßliche Mißlaut, der mich bis zur letzten Stunde mit Verzweiflung erfüllt.“

Danner's Leihbibliothek

„Auguſte", rief Rudolf ängſtlich, „ich fürchte für deinen Verſtand. Was, um Gott, konnte die ruhige und fröhliche Klarheit deines Geiſtes trüben?"

„Ja, ich glaube ſelbſt, daß mir der Wahnſinn nahe iſt, und nach dem was ich erfahren habe, iſt es faſt ein Wunder zu nennen, daß ich ihm nicht gänzlich verfallen bin. O wie wohl wäre mir, wenn er die Nacht der Vergeſſenheit über mein Haupt ausgeſchüttet hätte! Aber ſtatt deſſen iſt ein Licht in mir entzündet worden, ein glänzendes, grauſames, fürchterliches Licht. O was habe ich armes Kind verbrochen, daß mir ſolche Marter hat bereitet werden müſſen! — — Doch ſtill! ſtill! Ich erkenne meine Beſtimmung auf Erden. Ich ſoll ſein Schutzengel, ſeine Retterin ſein und dann ſchlafen — ſchlafen; denn ich bin todtmüde. Meine Miſſion hab' ich vollbracht; ich weiß ſein armes unſchuldiges Haupt geborgen; nun will ich mein Bett zurecht machen."

„Wen meinſt du, Auguſte?"

„Wen anders als Edmund? Ich will ja dir alles ſagen, was ich kann; und ſo ſollſt du wiſſen, daß ich ihn gerettet habe."

„Gerettet? Ich verſtehe dich nicht, Auguſte. Graf Edmund iſt davon gelaufen, weil dein Vater ſeine vornehmen Leidenſchaften mit Recht im Zügel hielt. Haſt du ihm zur Flucht verholfen?"

„So iſt's. Ich ward ſeine Retterin."

„Und das nennſt du Rettung?! Wo war denn die Gefahr, aus der du ihn retteteſt?"

Auguſte deutete ſchweigend auf einen friſchen Grabhügel in ihrer Nähe. Rudolf verſtand ſie nicht, und der Gedanke, daß ihr Geiſt verworren ſei, bemächtigte ſich ſeiner mehr und mehr und erfüllte ihn mit Befangenheit und Schmerz. Es war ihm alles räthſelhaft an ihr, und ehe eine Stunde vergangen war, hatte er die ganze Gefühlstemperatur von glühender Sehnſucht nach Auguſten bis zur eiſigen Erſtarrung durch ſie durchlebt. Er hatte nur noch Mitleiden für ſie, wünſchte aber Eſchenthal eher wieder zu verlaſſen, als er ſich früher vorgenommen hatte. Durch das, was ihm hier begegnet war, fühlte er ſich ſo unheimlich berührt, das Räthſelhafte in der Erſcheinung der angebeteten Jugendgeliebten verbunden mit den verſteckten Andeutungen der alten Haushofmeiſterin erfüllten ſeine Bruſt mit einer Unbehaglichkeit, der er keinen Namen zu geben wußte, die aber den Boden unter ſeinen Füßen glühend machte. Er war nicht mehr jung genug, um ſich die Begeiſtrung für ſeine Jugendliebe im Herzen ſtark zu erhalten, da dieſe ſelbſt ihm wie ein düſtres Geſpenſt entgegentrat; er ſtand auch nicht auf einem ſolchen Höhenpunkt des Lebens, um den Schatten, den er plötzlich und unerwartet zwiſchen ſich und Auguſten rieſig auftauchen und ihm ihre Geſtalt, ſo wie ſie in ſeinen ſtillen Träumen rein und ſchön geſtanden, verdecken ſah, beſiegen und entfernen zu können. Rath- und troſtlos ſah er in ein düſtres Gewirre hinein und wußte nicht, ob es etwas Wirkliches oder nur krankhaft Eingebildetes war, wußte nicht, woher er das Licht nehmen ſollte, um einen erhellenden Strahl darauf fallen zu laſſen.

Um mit ſich ſelbſt einig zu werden, unternahm er einen Gang durch das Dorf, ſuchte das Vaterhaus auf und machte ſich das Bild ſeines würdigen Vaters, des Pfarrers, recht lebendig in der Seele. „Was dir auch begegnen mag, Rudolf", hatte dieſer oft zu ihm geſagt, „werde dir nur nicht ſelber untreu. Biſt du klar in dir ſelbſt, erkennſt du auch die Außendinge klar. Darum kämpfe nie gegen einen verhüllten Feind. Zwinge ihn durch deine

Digitized by Google

eigne Offenheit die Nebelkappe abzulegen und ſich dir in ſeiner natürlichen Geſtalt zu zeigen. Dann kreuze die Waffen mit ihm oder verſöhne dich mit ihm. Du haſt dir und ihm genug gethan."

Durch dieſe Lehren und weiſen Sprüche geſtärkt und ermuthigt, kehrte er, als es Abend geworden war, in das Schloß zurück, feſt entſchloſſen, dem trüben Weſen dort auf den möglichſt klaren Grund zu kommen. Im Park feſſelte die Fontaine ſeine Schritte. Auf ein bewegtes, von Sorgen und Kummer belaſtetes Herz übt das Steigen, Fallen, Plätſchern und Rauſchen des Waſſers ſtets einen geheimen eigenthümlichen Zauber. Die Seele verſenkt ſich gleichſam in die raſtlos ſtrömende Welle, um ſich von allen dunkeln Schmerzen und Erinnerungen rein zu baden; das eintönige Geräuſch ſingt ſie in ein ſüßes Vergeſſen, in einen poetiſchen Halbſchlaf, der mit einem Silberſchleier kühlend und wohlthuend, wie die perlende zerſtäubende Fluth, die fieberheiße Gegenwart überhüllt. Rudolf lehnte ſich an eine ſtarke Buche, deren tiefherabhängende Aeſte und Zweige ſich, wie von innrer Sehnſucht getrieben, dem Waſſer entgegenſtreckten, und ſah dem Spiele der Wellen zu, bis er ſich in jene gedankenloſe ſomnambule Behaglichkeit verlor, die die äußere Welt nur wie in weitgerückter Ferne erblickt. Die Mondſichel warf einen matten Strahl in den fallenden Waſſerſtaub und entlockte ihm einige unbeſtimmte Regenbogenfarben. Dadurch gewann die ſtille waldige Gebirgslandſchaft ein geiſterhaftes Anſehen. Rudolf ſah vor ſeinem geiſtigen Auge die Vergangenheit ſeines Lebens entriegelt; ſeine heitre Jugend zog in bunten wechſelvollen Bildern raſch an ihm vorüber. Was ſein ſpäteres Leben abgebleicht und verwiſcht hatte, die kleinen Züge harmloſer Freuden, ſie traten hell und farbenfriſch hervor, und immer ſah er ſich mit Auguſten zuſammen, in allen Bildern und Scenen war ſie die Hauptperſon; ihr liebevolles Auge ſtreifte ihn und goß beruhigende Blicke in ſeine Seele, ihre Locke tanzte auf ſeiner Schulter, ihre Hand ruhte in der ſeinigen, ihr Herz ſchlug an ſeinem. So erlebte er halb träumend die Gewißheit, daß Auguſte die zweite lichte Hälfte ſeines Selbſt und zu ſeinem wahren Glücke unentbehrlich ſei; er gewann die Ueberzeugung, daß all ſein Wirken und Schaffen ohne ſie ein farb- und gehaltloſes geweſen, und daß ſein Leben erſt dann wieder Werth haben werde, wenn er ganz mit ihr vereinigt ſein werde. Die Kälte und Verſtimmung, die ihn vorhin angewandelt, war verflogen; er fühlte ſich von Liebe und Muth gehoben, er glaubte nicht an Lüge und Tod und hoffte mit der gläubigen Kraft ſeines Willens die Schatten, die ſich um ihn gelagert, leicht und glücklich beſiegen zu können. — Dies Alles ſtellte ſich ihm aber nicht in klaren Gedanken, ſondern in lebendigen Gefühlen dar. Nahende leiſe Schritte ſtörten ihn aus der ſüßen Schwelgerei derſelben. Er blickte auf und ſah im ungewiſſen Dämmerſcheine eine ſchlanke Männergeſtalt den Berg herabkommen, nicht auf einem Pfade, ſondern durch die Büſche und Bäume des bis zur Fontaine ſich herabſenkenden Waldes. Vorſichtig, wie es ſchien, ſchlich der Menſch nach dem Schloſſe zu und ging dabei an der Buche vorüber, hinter welcher Rudolf ſtand, ohne dieſen zu ſehen. Rudolf erkannte dagegen einen jungen ihm unbekannten Mann in Jägerkleidung mit einem Jagdgewehre, das er am Riemen über die Schulter trug. Er hielt ihn alſo für einen Jägerburſchen des Förſters, und es befremdete ihn weiter nicht, als er den jungen hübſchen Waidmann, indem er demſelben von fern folgte, in das Schloß treten ſah. Da es ſchon ſpät war, ſo vermuthete er Frau Lindenſchmitt und Auguſten bereits zu Bette; es war ihm aber nicht unangenehm, als ihm die

Erſtere in der Hausflur entgegenkam und, als ſie ſeiner anſichtig wurde, ſchnell nach Licht lief, um ihm ſelbſt nach ſeinem Zimmer vorzuleuchten. Während die Alte ihn einlud, ihr zu folgen, bemerkte er eine auffallende Veränderung in ihren Geſichtszügen; ſie ſah ſcheu und verſtört zur Erde, auf ihren Wangen lag eine brennende Röthe, und das Licht in ihrer Hand zitterte, ſo daß ſich Rudolf veranlaßt fühlte zu fragen: „Iſt etwas vorgefallen, liebe Frau Lindenſchmitt? Es iſt doch Auguſten nichts begegnet?"

„Ganz und gar nichts, Herr Legationsſekretär", verſetzte die Frau mit einer Förmlichkeit, die gegen ihr Benehmen am Tage ſehr abſtach. „Und Guſtchen iſt auf ihrem Zimmer."

„Wer war denn der junge Jäger, der kurz vor mir in das Schloß trat?"

„Ein Jäger?! In's Schloß!" rief der Alte beſtürzt, ſo daß ihr die Sprache faſt verſagte und das Licht ihr entfiel. „Haben Sie einen Jäger geſehen? — Nun ja, er wird wohl den Verwalter geſucht haben."

„Frau Lindenſchmitt", ſagte Rudolf in einem mißbilligenden aber gütigen Tone, aus dem ein empfindlicher Schmerz ſprach, „es ſcheint als beſitze ich Ihr Vertrauen gar nicht mehr. Womit ich es verſcherzt, weiß ich nicht, aber ich habe mir gar keinen Vorwurf zu machen. In meinem Herzen habe ich Ihnen die Pflichten eines Sohnes ſtets ſtreng bewahrt; aber Sie ſcheinen ganz vergeſſen zu haben, daß ich auch die Rechte eines Sohnes auf ihr mütterliches Herz habe. Nicht allein an Auguſten, auch an mir haben Sie Mutterſtelle verſehen. Womit, ſagen Sie mir aufrichtig, hab' ich mich nun Ihrer Liebe und Ihres Vertrauens unwürdig gemacht?"

Dies wirkte. Die alte Frau fing an zu weinen. „Du lieber Gott", verſetzte ſie ſchluchzend, „iſt das ein Herzeleid und eine Verlegenheit! Ich weiß vor Angſt und Beſtürzung nicht was ich thun und denken ſoll."

„Vertrauen Sie mir. Es iſt Rudolf, Ihr Pflegeſohn, der Sie bittet, und der Ihr Vertrauen in keiner Weiſe mißbrauchen wird."

„Aber Sie können ja nicht! Sie dürfen ja nicht! Es wäre ja ein noch größeres Unglück!"

„Kommen Sie auf mein Zimmer, liebes Mutterchen! dort wollen wir uns gegenſeitig ausſprechen. Ich hoffe Sie zu überzeugen, daß ich Ihr Vertrauen verdiene."

In dieſem Augenblicke kam Auguſtens Stubenmädchen und lud ihn dringend zu ihrer Herrin auf das Zimmer ein, wo ſie ihn mit Ungeduld erwarte, um ihm ſehr Nöthiges mitzutheilen.

„Erwarten Sie mich auf meinem Zimmer, Frau Lindenſchmitt!" ſagte er zu der Alten und eilte zu Auguſten.

Sie lag matt und aufgelöſt in einem Fauteuil; ihr dunkles Haar floß in Wellen auf das weiße faltige Nachtgewand. Das Licht der Lampe war durch einen grünen Schirm gedämpft. Ein Hauch feierlichen Ernſtes lag über dem dämmerigen Zimmer.

„Rudolf", flüſterte die zarte Geſtalt, „ich habe dir noch nicht geſagt, weshalb ich dich ſo ſehnlich erwartet habe."

„Wenn du mir nur erſt ſagen wollteſt, wie du mich überhaupt erwarten konnteſt", unterbrach er ſie, „da meine Reiſe hierher, nach dem ausdrücklichen Willen deines Vaters, ein Geheimniß war, und ich, nach der Lage der Verhältniſſe, unmöglich annehmen kann, daß er dich in daſſelbe eingeweiht hat."

„Laſſen wir das!" entgegnete das Fräulein mit einem ängſtlichen Tone.

„Ja, ja, lieber Rudolf, laß uns über dieſen Punkt hinweggehen. Er gehört nicht weſentlich zu der Bitte, die ich an dich zu ſtellen habe.“

Du weißt, Rudolf, daß mein Vater ſich von meiner Mutter hat ſcheiden laſſen. Ich bin damals kaum zwei Jahre alt geweſen. Schon vorher hat er ſie ſehr vernachläſſigt und ſich namentlich gar nicht um mich bekümmert. Nach der Scheidung verließ meine Mutter mit mir das Land und verheirathete ſich mit einem Freunde, der eine Anſtellung an einer ruſſiſchen Univerſität gefunden hatte. Mein Vater prozeſſirte mit meiner Mutter über meine kleine Perſon. Sie verlor den Prozeß und mußte mich ihm ausliefern. Er ſandte einen ſeiner Bedienten nach Rußland, der mich aus den Armen meiner Mutter riß und hierher brachte, um mich der Pflege der Frau Lindenſchmitt zu übergeben, deren Mann ein naher Verwandter meiner Mutter war. Ich war damals noch nicht volle vier Jahre alt. Meine gute Muhme Lindenſchmitt erſetzte mir die Mutter; mein Vater kümmerte ſich nachher ſo wenig um mich, wie er früher gethan hatte, und als er einige Jahre ſpäter Eſchenthal kaufte, geadelt wurde und die Gräfin Ellersdorf heirathete, wurde Frau Lindenſchmitt mit mir hierher verſetzt und Niemand fragte mehr nach mir, weder der Herr Geheime Rath noch die gnädige Frau. Es mochte wohl manchem wie eine Fabel klingen, daß ich die Tochter dieſes Hauſes war. Die Meiſten wußten gar nichts von meiner Exiſtenz. Aber was weit auffallender iſt, auch meine Mutter fragte nie wieder nach mir. So lange der unbefangene Kinderſinn mich im ſüßen Frieden ſeiner Vergeſſenheit hielt, dachte ich an nichts; als ich aber in das jungfräuliche Alter trat und mit Selbſtbewußtſein mich und meine Lage zu betrachten anfing, erwachte in mir ein großer Schmerz mich ſo verlaſſen zu ſehen und mit ihm eine große Sehnſucht nach meiner Mutter. Dein Vater hatte mich mit dir unterrichtet und mir in Gemeinſchaft mit Frau Lindenſchmitt eine vortreffliche Erziehung gegeben; denn ſie iſt eine Frau von den trefflichſten Herzenseigenſchaften und unerſchütterlichem Rechtsgefühl. So lange dein Vater lebte und du bei mir warſt, Rudolf, war meine Welt ausgefüllt; ich hatte keine Wünſche, die über dies Thal hinausgegangen wären. Als aber der würdige Prediger heimgegangen war, und mein Vater dich zu deiner weitern Ausbildung in die Reſidenz nahm, fing ich bald an mich unausſprechlich verlaſſen und einſam zu fühlen. Du kennſt meine Gefühle aus meinen Briefen. Ich träumte Tag und Nacht von meiner Mutter. Eine glühende Sehnſucht erfüllte mein ganzes Weſen, mein kummerſchweres Haupt an ihre mütterliche Bruſt zu legen und mich dort leicht zu weinen, mein kindliches Herz an dem ihrigen ſchlagen zu laſſen. Aber in der ganzen Schöpfung war keine Antwort auf meine heiße Frage nach Aeltern=, nach Mutterliebe; ich verzehrte mich faſt in meinem Verlangen. Wäre meine Mutter todt geweſen, ich wäre ruhig und genügſam meinen ſtillen Weg gewandelt; denn an den Tod hat das Leben keinen Anſpruch. Aber Vater und Mutter lebten mir, und ich war doch eine arme, verlaßne, vergeßne Waiſe, nach der weder der Eine, noch die Andre fragte. Ihre Herzen hatten kein Bedürfniß für mich, die ich nach ihrer Liebe faſt verſchmachtete. Frau Lindenſchmitt liebte mich ja ſo ſehr, ſie hatte Thränen für mich, ſie mit den meinigen zu miſchen, aber all ihre Herzlichkeit vermochte nicht die krankhafte Leere meiner Bruſt auszufüllen. Ich ſchrieb endlich an meine Mutter; ich flehte ſie verzweiflungsvoll an, das Opfer meines kindlichen Herzens anzunehmen; aber ich erhielt meinen Brief zurück, und eine vom Poſtamte gemachte Bemerkung belehrte mich, daß ſie ſich nicht mehr in Ruß=

land aufhalte. — Nachher gelangte ein Gerücht zu Frau Lindenſchmitt, ihre Muhme wohne in der Schweiz. Ich wußte nicht wohin ich mich wenden ſollte, aber es war mir ein heiliges Bedürfniß geworden, an meine Mutter zu ſchreiben und ihr all mein Herzeleid zu klagen, ſie zur Vertrauten meines ſtillen Kummers zu machen. Ich ſchrieb ihr Tag für Tag alles, was mir begegnete, was ich dachte und fühlte, und aus dieſen Briefen entſtand ein an meine Mutter gerichtetes Tagebuch, in welches ich mein Herz niederlegte, wie man vor einer Heiligen zu thun pflegt. Meine Mutter war meine Heilige; meine Phantaſie ſchmückte ihr Bild mit überirdiſchen Farben. Die ſüße Gewohnheit, heimlich an meine Mutter zu ſchreiben, wurde mir zum einzigen und höchſten Genuß, zum Erſatz für viel bittres Weh, als es meinen gnädigen Aeltern, ich weiß nicht aus welchem Grunde gefiel, mich in ihr Haus in der Reſidenz zu verſetzen und mich als Fräulein von Eſchenthal in die große Welt einzuführen. Ich wurde von meiner guten Pflegemutter getrennt und hatte nun nur noch mein Tagebuch. Anfangs betäubte mich das Gedränge und der Glanz der neuen Welt; ich ſah mir überall gehuldigt und geſchmeichelt, und ich blieb nicht ganz frei von Eitelkeit. Aber eines Tags erwachte ich wie aus einem ſchweren Traume; ich ſah um mich und ſuchte ein Herz voll Liebe für mich und — ich fand keins. Du verweilteſt auf der Univerſität; ich liebte dich wohl recht ſchweſterlich, aber du warſt mir fern, und deine Briefe ſchlugen ſelten die rechten Saiten in mir an. Ach, ich fühlte mich ſo leer, ſo unbefriedigt, ſo einſam in der vornehmen Welt, die mich umgab. All mein Sehnen und Grämen legte ich in mein Tagebuch nieder; ich klagte Alles meiner fernen heiligen Mutter wie ein armes Kind, dem man weh gethan. So war und blieb mein Zuſtand, bis zu Anfang des vorigen Jahres, als Graf Edmund von Ellersdorf, der Neffe und Mündel meines Vaters, aus der Penſion zurückkehrte, in welcher er erzogen worden war, um nun, unter den Augen ſeines Vormunds, die Cadetten-Anſtalt zu beſuchen und ſich zum Officier auszubilden. Er war ein gutmüthiger, etwas ſcheuer Jüngling, und wir gingen erſt lange ziemlich ſtumm nebeneinander hin. Doch unſer verwandtes Schickſal führte unſre Herzen näher zuſammen; auch er ſtand einſam und verlaſſen in dieſer Welt voll öden kalten Glanzes. Seine Aeltern waren todt, auch er hatte von ihnen keine Liebe genoſſen. Wir Einſamen fanden uns zuſammen. Ich erſchrak, als er mich zu ſeiner Vertrauten machte und mir all das bittre Weh ſeines jungen Herzens mittheilte."

(Fortſetzung folgt.)

Badeleben.

I.

Carlsbad, Ende Mai.

Du willſt dem Badeleben die Poeſie nicht zugeſtehn, welche ich ihm beilege; Du magſt überhaupt die große Aufmerkſamkeit nicht leiden, welche man dem Körper widmet, Du biſt ganz norddeutſch. Ich bin hier nicht der Mann dafür, etwas zu beweiſen. Die Verachtung des menſchlichen Körpers, dieſes wunderbaren Kunſtwerkes, welches in Gott weiß welchen Falten, wahrſcheinlich in allen Falten den Geiſt in ſich ſchließt, dieſe Verachtung habe ich ſtets bekämpft, werde ich ſtets bekämpfen. Nur nicht während ich Sprudel trinke. Ihr Spiritualiſten ſolcher Art

dünkt Euch etwas ganz beſonders Erhabenes mit der ſogenannten geiſtigen Geringſchätzung des Körperlichen! Ich finde Euch in dieſem Betracht recht grund- und haltlos, und recht undankbar. Gott hat Euch zu einem Kunſtwerke gemacht, mit der in unſrer Welt einzigen Fähigkeit, das Kunſtwerk, welches Ihr ſelbſt ſeid, auch betrachten, beobachten, prüfen, fördern zu können, und Ihr ſucht einen Stolz darin, es zu verachten! Was iſt denn unwichtig an uns? Dieſe Frucht ſtärkt, jene Frucht ſchwächt meine Galle, und je nach der Beſchaffenheit meiner Galle empfängt mein Geiſt denſelben Eindruck auf die verſchiedenartigſte Weiſe, ſtark oder ſchwach, günſtig oder ungünſtig, geſund oder krank, ja auf Seiten der Krankheit dergeſtalt ungünſtig im geſteigerten Falle, daß die Eindrücke ganz aufhören und Liebe und Muth, Sehnſucht und Verlangen, Stolz und Vaterland ganz und gar für mich verſchwinden können! Betrachte hier in Carlsbad einzelne Menſchen von dieſem Geſichtspunkte! Gelbgrauen Antlitzes kommen ſie an, nichts in Gottes ſchöner Welt intereſſirt ſie, unſchöpferiſch, ja verdummt ſchleichen ſie umher, aus Mangel an Körper ſind ſie geiſtlos. Nach und nach werden die eingeroſteten körperlichen Organe wieder geſchmeidig, und entwickeln nicht nur körperliches, nein, auch geiſtiges Leben. Körper und Geiſt wie Gegenſätze zu trennen iſt ein Hauptfehler unſers Bildungsſtiles. Was iſt denn der Tod? Das Ende des Körpers? So ſagt Ihr, und beruft Euch auf ein Fortleben des Geiſtes, welches Ihr glaubt und welches Ihr nicht kennt. Oder beruft Euch, wenn Ihr dies nicht glaubt, auf die troſtloſe Verflüchtigung in's Allgemeine. Im erſteren Falle müßt Ihr zugeſtehn, daß der Geiſt zum Erſchrecken abhängig, bis zur erſichtlichen Vernichtung abhängig iſt von dem verachteten Körper, denn er verſchwindet für uns, für Gläubige und Ungläubige, mit der Lebenskraft des Körpers. Der Körper iſt alſo Lebensbedingung des Geiſtes. Im zweiten Falle iſt der Geiſt ganz und gar nur körperliches Leben, und indem Ihr den Körper geringſchätzt ſchätzt Ihr den Geiſt gering. —

Nicht doch! Derlei Dinge will ich Dir von hier nicht ſchreiben. Es iſt Frühling und die gebildete Welt ſtrömt in die Bäder, um ſich den Leib und mit ihm die Seele zu erfriſchen. Iſt dies bloß eine Frühlingsmode? Und giebt's eine ſo alte Mode, die nicht einem tiefen Bedürfniſſe entſprungen wäre? Wie ſich die Erde erneut, will ſich der Menſch erneun. Aus allen Theilen Europa's ſtrömen ſie diesmal ungewöhnlich zeitig herbei, auf der Wieſe iſt kaum noch ein erſter Stock zu haben, im Dahinſchlendern kannſt Du unterrichtet werden über die Stimmung in Ungarn, in Italien, in Wien, in Schweden, in Baiern — Carlsbad iſt die ſicherſte Quelle für Zeitgeſchichte, und hier ergänzt man ſich die Correſpondenzartikel der Zeitungen. Eine Saiſon iſt das wahrhaftigſte Collegium über die öffentliche Meinung.

Die Bäder werden von Jahr zu Jahr voller. Iſt dieſe zahlreichere Bedürftigkeit ein Zeichen ausgebreiteteren Geiſteslebens? Denn der Geiſt, das wiſſen wir hinreichend, ſetzt doch dem Körper am Stärkſten zu. Gewiß iſt's, daß der Mittelſtand mehr und mehr die Bäder füllt. Seit Jahren klagen die Carlsbader, daß die ſplendiden Kavaliere immer ſeltner würden, daß ſelbſt die reichſten nicht mehr ſplendid ſeien, und daß die großen Wohnungen unverwerthet blieben. Allmählig zieht der Mittelſtand in dieſe Wohnungen. Der Mittelſtand wird jährlich nicht nur zahlreicher, ſondern auch reicher. Und doch hat gerade Oeſtreich noch eine große und vermögende Ariſtokratie. Das wohl! ſpottet man, aber vorzugsweiſe die denkenden Köpfe ruiniren ſich den Unterleib, und die Zeit iſt vorüber, da Carlsbad ein Luxusbad des Adels war, das iſt in neuerer Zeit Iſchl geworden. Mich wundert's, daß die böhmiſchen Cavaliere, welche ſtets in Wien als Böhmen, als Söhne der Huſſiten, der Krieger vom weißen Berge genau unterſchieden werden

Digitized by Google

von den Cavalieren der anderen Provinzen, daß dieſe Cavaliere, welche des ſchönen Königreichs Böhmen eingedenk ſich ſelbſt ſtreng unterſcheiden von den Oeſtreichern, mich wundert's, daß ſie nicht prinzipienmäßig wiederum Carlsbad zum Mittelpunkte ihres Sommers machen.

Carlsbad, den 1. Juni.

Ich will Dir vorſchwatzen und erzählen, und ich finde nicht den rechten Ton. Soll ich Dir die klaſſiſchen Helden des Sprudels ſchildern, die alte Garde Carlsbads, zu der ich leider allzufrühzeitig bereits ſelbſt gehöre? Denn der erſte Beſuch Carlsbads iſt eine Abſchließung des Paktes mit dem Teufel. Es iſt kein großer Unterſchied ob dieſer Teufel Mephiſto oder Lucifer oder Sprudel heiße. Man trinkt das erſte Mal arglos, und gewinnt ein geſundes Jahr, aber beim nächſten Frühjahre mahnen leichte Stimmen, und überhört man ſie, ſo mahnen bald lautere und verzweifelt zudringliche Stimmen: Du haſt Dich dem Sprudel verſchrieben auf Deine Lebenszeit, auf und erfülle die Bedingung Deines Verhältniſſes, ſonſt verfällſt Du der Sorge, der Krankheit, dem Tode! So entſteht die Garde, welche mit jedem Frühjahre hier dieſelben Manövres beginnt. Von der Memel kommen ſie und vom Bodenſee, vom Niederrhein und vom Jablunkapaſſe, ihr Wappen iſt der alte Becher, mit dem ſie ſchöpfen, ihre Farbe iſt das tiefe Gelb des weiland deutſchen Reiches, und ſie repräſentiren die wirklich einige deutſche Nationalität ohne Unterſchied von Süd- und Norddeutſchland.

Was Süd- und Norddeutſchland betrifft, ſo geht in der Stille über den Vorrang des einen oder des andern ein auffallender Wechſel von Statten. Er mag noch nicht beſonders ſichtbar ſein für denjenigen, der nicht reiſ't und genauer zuſieht, vorhanden aber iſt er. Norddeutſchland nämlich verliert mehr und mehr an ſeinem mit Stolz geltend gemachten Uebergewichte. Die unerquickliche Verwirrung der preußiſchen Politik, ſagte heute ein Süddeutſcher, und Euer übermäßiges, wahrer Gedanken lediges ſogenanntes philoſophiſches Schwatzen bringt Euch zurück, und unſer reicheres und volleres Leben, welches ſich lange Zeit ſchüchtern verhielt neben vermeintlicher Geiſtes-Uebermacht des Nordens, dies Leben fühlt ſich und faßt ſich, und erkennt lächelnd, daß es die Welt an vollerem Zipfel angefaßt habe.

Den 2. Juni.

Abends um Neun ſind hier ſämmtliche Fremde in ihren Wohnungen, und die Wieſe iſt den Carlsbadern allein überlaſſen. Dieſe promeniren dann und entſchädigen ſich für den langen Tag, welcher ſie auf's Zuſehn beſchränkt hatte. Sie umringen das Labitzkiſche Muſikchor, welches ſeine Ständchen den Neuangekommenen bringt, und ſie genießen dieſe Ständchen beſſer als irgend ein Fremder, denn ſie ſind ächt böhmiſch muſikaliſch. Mit den Fremden aber beklagten ſie ſich diesmal über ſtetes Walzerſpielen. à propos, ich habe zu Deiner Genugthuung eine Dame kennen gelernt, die äußerſt liebenswürdig und bis zur Fabelhaftigkeit unmuſikaliſch war. In heutiger Zeit und eine Böhmin! Sie ſchilderte mit guter Laune, wie ſie ſechs Jahre Klavierſtunde gehabt, ohne das Geringſte zu lernen und ohne des Taktes, den ſie im unmuſikaliſchen Leben vortrefflich beſaß, im Entfernteſten Herr zu werden. Dieſer Fehl ſchien mir doch ſo ſtark, daß ich nachfragte, ob er nicht in der poetiſchen Welt dieſer Dame Conſequenzen habe, und ob die ſogenannte Romantik damit beſtehen könne. Dabei ergab ſich, daß ſie jegliche Geiſter- und Geſpenſterfurcht für etwas Unbegreifliches anſah. Ich verſuchte es, da ich ſie gegen Abend ſprach, ihre Phantaſie mit dergleichen unterirdiſchen Weſen zu beleben, und ſie verſprach mir, in einſamer Nacht ſich zu beobachten. Heute Morgen kam ſie mir lachend entgegen und erzählte, daß ſie wirklich mitten

Digitized by Google

in der Nacht aufgeſtanden und all der ſchauerlichen Geſchichten und Mittel eingedenk geweſen ſei. Es hätte aber Alles nichts genützt, die Furcht wär' nicht gekommen. Höchſtens vor Spitzbuben brächte ſie's zu einigem Reſpekt.

Ich ſchreibe dies am ſpäten Abende. Carlsbad iſt todtenſtill. Dieſe tauſend Menſchen aus allen Theilen Europas, auf deren Zungen alle Sprachen Europas, in deren Herzen die verſchiedenartigſten Intereſſen ruhn, ſie ſchlafen alle. Da klingt von der Prager Bergſtraße, welche in Schlangenwindungen herabführt in dies Thal, ein Poſthorn — hier giebt's noch Poſthornpoeſie, welche vor unſrer Eiſenbahnpfeife verſchwindet und bald nur noch in den Bergen zu finden ſein wird; neue Fremde aus dem Süden kommen an und ſehen herab auf den vom Monde beſchienenen Häuſerhaufen, in welchem nur hie und da noch ein Licht funkelt.

Das Poſthorn erinnert mich an eine Begegnung. Ein alter Armenier, der regelmäßig in Deutſchland die Leipziger Meſſe und Carlsbad beſucht, ſaß allein neben mir im Wagen als wir an die letzte ſächſiſche Station, an das Ende Norddeutſchlands kamen. Was mit ihm zu ſprechen war, war erſchöpft, und das war nicht viel; denn er verſtand nur eine einzige europäiſche Sprache. Dies war zwar die deutſche, aber er kannte nur wenige Worte von unſrer Mutterſprache, und unter dieſen wenigen Worten gab's verzweifelt wenig intereſſante. Der Reſpekt für Rußland, welches ſein Vaterland beherrſcht, ſchien Aufſicht geführt zu haben beim Studium der Vokabeln: was er auch über die furchtbaren Zölle und furchtbaren Krieger, welche da draußen in Georgien regieren und Tiflis ruſſiſch beglücken, zu ſagen wußte, es war kein Hauch darunter, der zur Denunciation hätte dienen können. Der Orientale unterſcheidet überaus fein die Klage von der Unzufriedenheit.

Ich ſetzte mich alſo lieber zum öſtreichiſchen Condukteur hinaus, zum erſten Süddeutſchen, der unſer an der Grenze wartete. Ich freue mich ſtets auf den Zorn des Oeſtreichers gegen das Eſſen und Trinken in Sachſen; ich hoffe immer, dieſer Zorn ſolle uns beſſern. Eitel Hoffen! Verächtlich ſehen unſre Küchenmeiſter auf das Volk mit der ſtrengen Cenſur, welches über Suppe und Fleiſch gebildeter ſein will trotz der Cenſur.

Ich hatte mich nicht getäuſcht. Der Condukteur drückte zuerſt beſcheiden ſeine Verwunderung aus, daß ſo geſcheidte Leute es aushalten könnten bei dieſer Küche. Er ſei nicht eben Gourmand, aber dieſe wäſſrige Gattung von Suppe und Fleiſch und Kaffee, dieſe ausgedehnten Brühen beläſtigten ihn doch. Sein Kamerad, der abwechſelnd mit ihm daher fahre, ſei Anfangs krank geworden und faſte jetzt ſtandhaft dieſſeits des Gebirges. — Es iſt wahr, ich habe ihn ſpäter kennen gelernt, und er hat mir alle Nüancen der Lebensweiſe von Eger bis Belgrad, von Brody bis Parma geſchildert. Dieſe Leute lernen ſo viel Völkerſchaften kennen, daß ſie intereſſanter werden als unſre Herren Schirrmeiſter, welche aus dem Hochdeutſchen und der Staatszeitung nicht herauskommen.

Dieſer, mein jetziger Nachbar, war ſogar literariſch unterrichtet und gebildet. Wie ſind Sie dazu gekommen?

„Ich habe von Jugend auf eine Paſſion für's Leſen gehabt."

Dieſe nicht gerade noble aber ganz moderne Paſſion hat alſo doch ihr Gutes. Sie hatte dieſem Proletarier zu einer ganz anmuthigen Bildung verholfen. Er hatte Soldat werden müſſen. Das iſt leicht geſagt, aber weißt Du, was das in Oeſtreich heißt? Das heißt vierzehn, ſage vierzehn Jahre ſeines Lebens, die beſten Jahre des Lebens, das männliche Jugendleben, das Leben hingeben. Nicht einmal die dürftige Ausſicht, Officier werden zu können, kommt dabei in Rede. Geld und Adel ſind dazu faſt unerläßlich, Manche ſagen: hinreichend. Nun male Dir

das Leben in den kleinen Garniſonsſtädten, einen Tag wie den andern, ein Jahr wie das andre, und nun für unſern Helden auch noch der Mangel an Lektüre in dieſen dürftigen Orten! Da erkennt man, von welcher unermeßlichen Wichtigkeit es geworden, daß der verſtorbene Herr v. Cotta die Allgemeine Zeitung hat einbürgern können in Oeſtreich. Sie iſt die öſtreichiſche Univerſität für Millionen. Was wäre aus dem Lande geworden ohne dieſes Blatt!

Unſer Held hat denn geleſen und getrachtet und ſich damit unverſehens hervorgethan, ſich in Geſellſchaft und Umgang mit den Officieren gebracht, ſich die Sehnſucht und den Weg gebahnt, aus dieſer hoffnungsloſen Laufbahn herauszukommen. Aber für jede neue, zum Beiſpiel auch für die eines Condukteurs bei der Poſt hat es einer Cautionsſumme bedurft — woher dieſe nehmen?

Darüber vertieft er ſich eines Tages mit einem jungen Officier, der ihm freundlich zugethan, und dieſer ſagt plötzlich: Schau auf, Leopold, da fällt mir was ein! — „Das wäre!" — Ja, aber es ſchaut freilich gar unſicher aus. Ich hab in Wien eine Couſine, die iſt eine merkwürdige Perſon. Schön und wohlhabend hat ſie doch keinen Mann gewählt unter den Freiern, die ſich ihr anboten, weil ihr keiner tüchtig genug geſchienen hat. Sie hat was Beſonders haben wollen oder gar keinen, und das Letzte hat ſie bis jetzt zu Wege gebracht und darüber iſt die Zeit vergangen, und die jüngeren Schweſtern haben vor ihr geheirathet. Du biſt ein friſches Bürſchle und weißt mit der Feder umzugehn, alſo auch mit der Roſalie. Schreib ihr Dein Schickſal, und frag ſie, ob ſie Dir Deine Caution von ihrem Vater auswirken wolle. Ich glaub' faſt, wann Du gut ſchreibſt, ſie thut's.

Leopold ſchrieb; aber als er geſchrieben hatte, fand er daß dies ſehr ſchwer ſei, und bat den Freund, den Brief nicht abzuſchicken. Er müßte beſſer werden. So ſchrieb er einen zweiten und einen dritten und noch mehr, und der Brief ward eine ganze Lebensgeſchichte, ein ganzes Buch.

Der Freund ſagte endlich, das müßte einmal aufhören, damit die Komödie anfange, und er habe deshalb den letzten Brief abgeſchickt nach Wien an die Couſine Roſalie. Leopold erſchrak ſehr, aber nun half kein Zittern, die Antwort wurde doch herbeigewünſcht.

Sie ließ lange warten; ſie kam gar nicht. Eines Tags ſagte der Freund ziemlich verlegen zu Leopold: Schau, ſie hat mir geſchrieben, ich wäre wohl verrückt mit Dir! Du verſtündeſt nicht genug von Geographie und Geſchichte für eine Stellung bei der Poſt, und Du bildeteſt Dir am Ende ein, ſie wollte Dich heirathen, wenn ſie Dir die Caution verſchaffte. — Freilich! ſtotterte Leopold. — Solche Komödiengeſchichten ſollteſt Du Dir aus dem Sinn ſchlagen, und ſollteſt was lernen, denn Du könnteſt noch nichts Rechtſchaffnes. Jeden Samſtag ſollteſt Du mir einen Brief ſchreiben über das, was Du in der Woche gelernt hätteſt, und nach einem Vierteljahre einen Generalbrief, den wollte ſie anſehn, und wenn er was taugte, wollte ſie den Vater fragen, ob es ſich der Mühe verlohne, daß er ſich um Dein Schickſal kümmre.

So geſchah's. Als aber nach Ablauf des Vierteljahres der Generalbrief nach Wien gegangen war, brachte der Freund den Beſcheid, es ſähe noch dürftig genug um Leopolds Kenntniſſe aus, und vor allen Dingen fehlten ja die Sprachkenntniſſe für einen Poſtbeamten. Wehe nun den alten Grammatiken und Wörterbüchern, die aufzutreiben waren! Aber nach Verlauf des nächſten Vierteljahres hieß es, er habe ja altmodiſche Floskeln gelernt, für die neueren Sprachen ſei freilich eine große Stadt und lebendiger Unterricht nöthig.

Nun war's aus! Wie ſollte er dazu kommen?! — Die ganze Angelegenheit mußte vergeſſen werden. Sie wurde vergeſſen, wie man etwas vergeſſen zu haben

ſcheint, von dem man nicht mehr ſpricht. Leopolds phantaſtiſche Freuden-Welt, die ſich in kleinen Garniſonen und niedrigen Verhältniſſen am Ueppigſten ausbildet, war in der Wurzel bedroht: er hing den Kopf und fing an Gedichte zu machen, die man ſchlecht nennen durfte.

In dieſer Jammerzeit ging der Freund auf Urlaub, und nach einiger Zeit ſchrieb er ihm obenein, daß er nach Wien verſetzt ſei. Hätte Leopold Geiſt und Talent und den Lordsrang gehabt, ſo wäre er jetzt ein Lord Byron geworden, er hatte allen nöthigen Zorn dafür, und entſchloß ſich auch wirklich zur Verzweiflung. Das heißt er nahm den Abſchied vom Militair, der ihm verſprochen worden, und wollte in die weite Welt gehn, ſo weit nämlich als der Paß und der ſchmale Säckel reichten. Unwillkürlich kam er nach Wien und begegnete dort ſeinem Freunde. Ich hab' mir's gedacht! ſagte dieſer, und ich werd' Dir einige Arbeit verſchaffen können mit Abſchreiben, da Du eine gute Hand ſchreibſt.

Von der Couſine Roſalie war nicht mehr die Rede, beſonders da ſie, wie der Freund einmal beiläufig äußerte, nicht mehr in Wien war. — Ein Officier kann einen verabſchiedeten armen Gemeinen nicht in Geſellſchaft einführen, auch wenn er ihn noch ſo gern hat, Leopold mußte ſich alſo mit Anweiſungen auf zweite, dritte Hand begnügen, und erlangte dadurch auch Zutritt in einem ehrſamen Bürgerhauſe. Eines Tages ſagte er: nun iſt's vorbei mit der ganzen alten Geſchichte! Aus mir wird zwar nichts, aber jetzt könnte ich Deine Couſine nicht heirathen, auch wenn ſie mich gemocht hätte. — „Sie hat Dich aber auch nicht gemocht! — Weiß wohl! Aber ich mag eine andre, die manchmal zum Beſuch kommt in mein Bürgerhaus, die iſt geſcheidt und brav wie keine andre, und da ſie nicht heirathen will, ſo darf ich ſie heute beſuchen.

Machen wir's kurz, dies geſcheidte und brave Frauenzimmer war Couſine Roſalie, die all ſeine Briefe von Anfang an erhalten und ihren Vater für den wunderlichen Emporkömmling intereſſirt hatte. Der Vater war ein geſunder, vorurtheilsfreier Mann: er ließ es nicht zum unthätigen Schwärmen kommen, ſondern leiſtete ihm die Caution und machte ihn zum Poſtcondukteur, und als ſolcher fährt er ſeit Jahren von Belgrad nach Eger, von Parma nach Brody.

Nun? fragte ich. —

Es dauert Ihnen zu lang? erwiederte er. Mir auch. Roſalie meint, ich wäre nun ausgebildet genug für ſie, und ich trachte nun nach einem ruhigern Aemtchen mit einem reputirlichen Titelchen. Wir haben uns überall umgeſchaut, aber die richtige Empfehlung an einen der vermöglichen Herren in Wien fehlt halt noch. Wann Sie eine ſolche hätten, ſo könnt's bald ein End' haben mit dem Kutſchiren.

Ich? Lieber Himmel! Meine Empfehlung würde nichts nützen. Ich will einmal Ihre Lebensgeſchichte drucken laſſen, und wenn der wackre Emporkömmling Leopold einem vermöglichen Manne in Wien gefällt, und er dem zuverläſſigen, mit Hand und Feder gewandten Condukteur ein beſcheidnes Aemtchen anvertrauen will bei der Dampfſchifffahrt oder ſo was Aehnlichem, ſo wird er an mich ſchreiben und wird ſagen: Schicken Sie den Leopold einmal zu mir, daß ich ihn anſchaue, und wann er mir gefällt, ein gutes Werk thun kann.

Der Condukteur erſchrak ſehr über dieſe leichtſinnige Aeußerung und beruhigte ſich nur, weil er mich lachen ſah und die Aeußerung für eine ſcherzhafte hielt. Ich ließ mich aber in ein ganz ernſthaftes Examen mit ihm ein, das er nicht merken und das mich überzeugen ſollte, ob er tüchtig ſei, und ob ich Ernſt aus einer öffentlichen Anfrage machen könne. Das kann ich denn in der That, und wer weiß, ob nicht in Wien Jemand gut und tapfer genug iſt, ſolch einer angefangenen Novelle ein praktiſches Ende zu verleihn.

Digitized by Google

O wie kurwidrig! Es iſt todtenſtille Nacht geworden über meinem neumodiſchen Verſuche zu einem lebendig wirkſamen Journal-Artikel.

Den 3. Juni.

Die Centraliſation in den großen Städten iſt doch etwas Furchtbares: ſie hat ſchon lange überall geſiegt, während wir noch immer gegen ſie hauen und ſtechen. Nur gewiſſe Talente, welche nicht abhängig ſind vom Sturmſchritte der Maſſe — und wie wenige ſind unabhängig — mögen ungeſtraft von den großen Märkten fern bleiben. Denn ach, nicht bloß der Preis und die Mode wird da gemacht, ſondern die inneren Geſetze für Alles entwickeln ſich viel raſcher, weil zur Vergleichung und Erfahrung fortwährend eine große Maſſe Faktoren geboten iſt, eine Maſſe, deren man in der einſamen Provinzſtätte oft ein ganzes Leben lang und niemals in gleichzeitigem Nebeneinander habhaft werden kann.

Das Badeleben klärt darüber erſchreckend auf. Die alten Provinz-Geſtalten, die man ſeit Jahren geſehn, kommen immer wieder, und ihr Geſichtskreis will ſich trotz der jährlichen Saiſon nur ſehr ſparſam erweitern. Noch ſchlimmer, wenn ſie die Phraſen der centraliſirten Welt annehmen und im Munde führen, ohne die Lebendigkeit derſelben in ſich ſelbſt erlebt zu haben.

Gut Leſen iſt allerdings ein gutes Surrogat. Aber wie viel Leute leſen denn gut! Und es genügt auch nicht allein. Unſre gedruckte Welt iſt noch zu ſehr angefüllt von nachgeſprochener Redensart, zu arm an Offenherzigkeit — der große lebendige Platz hat immer noch eine ganz andre Anſchauung von den laufenden Dingen als die Darſtellung in den Journalen, und der eigentlichſte Seelenduft der geheimnißvollen Zeitwechſel iſt aus den Tagesſchriften nicht zu gewinnen. Große Schriftſtellertalente nur mögen ihn auf das Papier heften. Die meiſten Schriftſteller ſind ja Sklaven der Sprache: was wir Neues ſagen wollen wird von den feſten Füßen beſtehender Sprache zertreten, es verſchwindet unter den geläufigen Worten, und wenn wir die Sache geſchrieben zu haben glauben, ſo ſteht ein Aufſatz mit ziemlich herkömmlichen Dingen auf dem Papiere. Davon ſoll nun der geiſtreiche Mann in der Provinz weiter geleitet werden!

Lafayette verſtand das, und wenn es ſeinem Geiſte nicht hinreichend lohnend wurde, ſo gedieh doch ſein Körper dabei. Er wechſelte ab: Fleißig aufzunehmen kam er immer wieder auf längere Zeit nach Paris, und das Aufgenommene zu verarbeiten ging er immer wieder für längere Zeit auf ſein Landgut. Ein richtiger Wechſel iſt auch der Geſundheit des Geiſtes nöthig: der berühmte Staatsmann Chatham verſtand dies ſo vortrefflich, daß er ſich mitten in der ſchwierigſten und ſtürmiſchſten Regierungszeit Wochen und Monde abzuzwingen verſtand, welche unberührt von engelländiſchen Dingen mitten in Griechenland oder ſonſtwo, in einer ganz andern Zeit zu liegen ſchienen. Der alltäglichſte Fechtmeiſter übt dieſe Kunſt: wenn Euer rechter Arm erſchöpft iſt, giebt er Euch das Rappier in die linke Hand; Ihr fechtet mit voller Anſtrengung weiter, und doch ſammelt unterdeß Euer rechter Arm vollſtändiger Weiſe neue Kräfte.

Die anſpruchsvolle Zeit duldet kein Pauſiren, aber ſie unterjocht Denjenigen doch nicht, welcher eine wohl gewählte Abwechſelung in ſeine Thätigkeit zu bringen weiß. „Ganz recht“, entgegnete hierauf ein dicker Baier, „im Winter trink ich Bier und im Sommer mehr Waſſer als Wein, dazu vier Wochen Sprudel und meine Taille bleibt ſich gleich Jahr aus Jahr ein.“ Dies war die angewandte Moral meiner wohlweiſen Rede.

Digitized by Google

Nachrichten.

Berlin, den 27. Juni. Ludwig Rellſtab pflegt ſeine Opernreferate in der Voß'ſchen Zeitung gewöhnlich damit zu beginnen, daß er vom Wetter ſpricht. Er hält es damit wie eine Menge guter Leute, die ſich nicht eher in ein Geſpräch einlaſſen, als bis ſie über das Wetter verhandelt haben. Die Wettererörterung iſt gewiſſermaßen die Vorſtadt ihrer Unterhaltung, die Thürklinke ihres Gedächtniſſes; es giebt Leute, die nicht eher ein Geſpräch anfangen können, als bis ſie vom Wetter geredet, wie es Leute giebt, die ſich nicht eher niederſetzen können, als bis ſie die Rockſchöße auseinandergenommen haben. In der That aber, es liegt gar nicht etwas ſo unlogiſches darin, ſondern im Gegentheil es iſt etwas ganz natürliches. Das Wetter übt einen ſo großen Einfluß auf den Menſchen, daß Alles, was er denkt und thut in einem hohen Grade davon abhängig iſt. Auch die Rahel hat das anerkannt, denn über faſt allen ihren Briefen ſteht das Wetter angegeben. Wer weiß, an wie vielem Lob und an wie vielem Tadel das Wetter Schuld haben mag! An wie vielen Lügen, an wie vielen Verläumdungen, an wie viel Haß und an wie viel Liebe! Wahrhaftig, es kommt mir manchmal vor, als läg es nur in der Art wie das Wetter auf die Menſchen einwirkt, daß ſie tugendhaft oder laſterhaft ſeien. Es begeht einer vielleicht nur deswegen einen Mord, weil es ſchwül in der Luft iſt, wie ſich einer nur darum in ein Mädchen verliebt, weil die Sterne ſcheinen. Wenn dies Alles vielleicht der Fall iſt, ſo iſt es vielleicht auch der Fall, daß ich einmal einen leiblichen Brief ſchreibe, weil die Sonne ſcheint, und ein andermal einen unleiblichen, weil der Himmel bewölkt iſt. Man mag alſo in Zukunft mit dem Wetter und nicht mit mir rechten, wenn man an meinen Correſpondenzen etwas auszuſetzen hat. Leider iſt mir eben heute das Wetter nicht günſtig; es iſt ſchwül, trübe und ſcheint regnen zu wollen. Ich ſtütze nun auch ſchon geraume Zeit den Kopf in die Hände, mit allen meinen Sinnen auf der Jagd liegend, um irgend einen guten Einfall abzufangen und in die Küche meines Berichtes zu liefern. Aber es iſt alles Lauern und Hallorufen vergebens, es läßt ſich nichts blicken; ſelbſt der „Hirſchpark" der Allgem. Preuß. Zeitung leiht mir dazu nichts her, er iſt leer, nur die Haſen ſpringen darin herum und machen ihre Männchen. Das Einzige, was gegenwärtig hier Stoff zur Beſprechung giebt, iſt die Einrichtung eines Handelsrathes und Handelsamtes, welche publicirt worden iſt. Der erſtere beſteht aus den Miniſtern der Regierung und dem Könige ſelbſt, der den Vorſitz darin hat. Es erregt lebhaftes Bedauern dabei, daß man es nicht für nöthig gehalten, einſichtsvolle und bedeutende Handelsmänner darin aufzunehmen; denn ſo ſehr es erfreulich iſt zu ſehen, daß unſer Staatsoberhaupt ſich immer mehr und mehr von dem Militairſyſtem entfernt, um ſich dem des Handels und der Induſtrie zu nähern, eben ſo ſehr iſt es doch auch zu befürchten, daß durch das Ausſchließen aller wahrhaft beim Handel Betheiligten, das neue Inſtitut einſeitig und in vielfacher Beziehung unvortheilhaft wirken kann. Das Intereſſe des Handels und der Induſtrie würde jedenfalls viel mehr und viel bedeutſamer im Rathe vertreten ſein, wenn wirkliche Handelsmänner Sitz und Stimme darin hätten, als es der Fall ſein kann und wird, wenn nur Leute darin berathen, denen, bei allem Geiſt und allem guten Willen, doch die nöthigſten Kenntniſſe dafür fehlen und fehlen müſſen. Es iſt anzuerkennen, daß die Miniſter vielleicht in Preußen, ſelbſt in den Jahren von 1806 bis 1814, niemals regſamer und thätiger geweſen, als ſie es jetzt ſind, aber eben deswegen ſollte man ſie auch nicht noch mehr überhäufen. Der Miniſter Eichhorn hat ſich, um ein Beiſpiel ſeines Fleißes zu geben, die außerordentliche Mühe gemacht zu berechnen, daß, wenn man die Ferien der Univerſität um ſo und ſo viel Tage kürze, man im Jahre 1950 ich weiß nicht wie viel Monate, Wochen und Tage gewonnen haben werde. Dieſe Berechnung iſt den Docenten der Univerſität vorgelegt worden, um darüber ihre Meinnng zu ſagen. Die Meinung dieſer Herren iſt mir nicht bekannt, was aber mich anbetrifft, ſo würde ich ganz und durchaus gegen die Verkürzung der Ferien ſein. Ich finde die Jugend muß heut zu Tage ſo zum Erbarmen fleißig ſein, daß es eine wahre Schande iſt, ihr die wenigen freien Stunden noch verkürzen zu wollen. Freilich der Fleiß trägt auch ſeine Früchte, das ſieht man erſt neuerdings an Wittmann wieder. Dieſer Wittmann, ſo erzählt man ſich, ſoll an der königlichen Bibliothek eine Stelle als Cuſtos mit ſechshundert Thalern Gehalt bekommen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man der Meinung iſt, die früher genannten Artikel in der Allgem. Preuß. Zeitung ſeien nicht ganz ohne Einwirkung dabei. „'S hat Alles ſein Urſach, wer kann was dafür" ſingt der Hans in den beiden Schützen. Da ich von den Früchten des Fleißes ſpreche, ſo will ich auch erwähnen, daß die Paalzow von der Kaiſerin von Rußland für ihr neues Buch, welches ihr

Digitized by Google

von der Verfaſſerin nicht zugeſchickt worden, ſondern welches vielmehr die Kaiſerin ſelbſt verlangt hatte, eine prächtige Broſche zum Geſchenk erhalten. Dieſe Broſche iſt äußerſt kunſtfertiger Art und enthält in ihrem Innern eine Uhr. Sie erregt in der Geſellſchaft große Aufmerkſamkeit, ſo ſehr auch die beſcheidene Dame bemüht iſt den Prunk damit zu vermeiden. — Das Bettina'ſche Buch, um bei den Damen zu bleiben, die Jugendbriefe von Clemens Brentano enthaltend, iſt von der Polizei nun freigegeben worden. Ich finde wohl Gelegenheit im nächſten Briefe mich etwas ausführlicher über die Angelegenheit auszuſprechen und will nun zum Theater übergehen, das uns einige Neuigkeiten gebracht hat. Auf der königlichen Bühne war zum erſten Mal das Luſtſpiel „der verwunſchene Prinz" von Plötz, und die komiſche Oper „der König von Yvetot" von Adam. Beide Neuigkeiten haben angeſprochen. Der verwunſchene Prinz iſt der Scenerie, den Situationen nach ein ganz vortreffliches Stück, dem innern Gehalte nach iſt es aber nur oberflächlich. Es ſind zu wenig Gedanken darin, es fehlt der Humor, es iſt nur ein Spaß. Es lernt Niemand etwas daraus; man lacht eben nur und das iſt Alles. Clara Stich hat das Evchen ſehr allerliebſt darin geſpielt. Der König von Yvetot iſt, was ſeine Compoſition anbetrifft, eine äußerſt geſchickte Arbeit. Es ſind wenig oder faſt gar keine neuen muſikaliſchen Gedanken darin, es ſind überall alte und längſt bekannte darin benutzt. Das Ohr trifft alle Augenblicke einmal auf einen alten Bekannten, den es etwa in einer Auber'ſchen, Donizetti'ſchen oder Meyerbeer'ſchen Oper hat kennen gelernt; da ſind Melodien, Arien, Duette, alles alte liebe gute bekannte Kinder, nur ein wenig anders geputzt und zugeſtutzt. Die Töne ſind alle wie Mädchen die man als Kinder gekannt, und die man als verheirathete Frauen wiederſieht. Man kennt ſie ſogleich, nur der neue Name macht ſie einem fremd. Uebrigens aber iſt der Text der Oper ſehr komiſch und eine gar nicht ungeſchickte Perſiflage des Königthums. Es fällt mir dabei ein, daß der Mann in Frankfurt gar nicht ſo unrecht hatte, der zu Gutzkow kam und ſein „Zopf und Schwert" lobte; dieſes Lob aber mit dem Seufzer ſchloß: ſchade, daß es keine Oper iſt! In der That, als Oper würde Zopf und Schwert ungehindert über alle deutſchen Bühnen gegangen ſein. Der König von Yvetot iſt ein guter Mann; man hat an ſeinem Hofe einen Oberhof-Mehlinſpektor ernannt, und als er ſagt, daß er davon nichts wiſſe, ruft der Ernannte „das iſt deſto beſſer, ſo bin ich doch gewiß ein Geheimer Oberhof-Mehlinſpektor." Der König von Yvetot ſagt auch: der Kettenhund ſei ſeine Armee. In einigen abſoluten Staaten iſt es gerade das Gegentheil, da iſt die Armee der Kettenhund. — Bertha Stich, die ſich in Kurzem verheirathen und die Bühne verlaſſen wird, hat hier zum letzten Male mit großem Beifall als Puck die Scene betreten. Die Bühne verliert in ihr eine ihrer intereſſanteſten Erſcheinungen. — Im Königsſtädtiſchen Theater ſetzt Julie Herrmann ihr Gaſtſpiel mit großem Beifall fort. Beſonders gefallen hat ſie als Guſte in dem Vaudeville „Köck und Guſte." — Marie v. Tennecker iſt an dem Königsſtädtiſchen Theater engagirt. **Feodor Wehl.**

Breslau, Ende Juni. Was ſagen Sie dazu, daß unſer ſanftes, ſtilles Breslau und die Berge, welche den Horizont unſrer Promenaden-Anhöhen ſo fromm und friedfertig begrenzen, plötzlich die Löwen aller Zeitungen geworden ſind? Löwen, an denen jetzt mehr als ein Eſel bereits ſeinen Muth gezeigt hat, Communismus-riechende, Propaganda-ſchnüffelnde, Preſſe-anklagende Eſel, die in jedem Weber einen Schüler Weitling's, in jedem Fenſter einſchmeißenden — Vergunſt dem Schleſier! — Straßenbuben einen ſtillen Compagnon der großen deutſchen communiſtiſchen Konſpiration glücklich entdeckt haben! Und das alles müſſen die privilegirten Publiziſten unſrer Stadt, die uns ſonſt ſo treulich in den Zeitungen rapportiren was geſchehen iſt, geſchehen konnte und beinah geſchehen wäre, anhören und leſen, das Papageno-Schloß am Munde, per conclusum Einer hochpreislichen Regierung und auf Spezial-Befehl des Hrn. v. Merckel zu einem unverbrüchlichen Stillſchweigen, das der Cenſor pünktlichſt bewacht, verdammt. Sie müſſen ſchweigen, indeß ihnen vor den Augen die ungeheuren Bären herumtanzen, welche ſich die auswärtigen Blätter über die beiden Exceſſe haben aufbinden laſſen. Iſt es nicht köſtlich, zum Weinen oder Lachen, je nachdem man geſtimmt iſt? In Breslau giebt's Straßenexceſſe, im Gebirge, etwa 10—12 Meilen weit, einen blutigen Aufſtand. Die furchtbarſten Uebertreibungen, Entſtellungen, Lügen und Irrungen laufen von Mund zu Mund in der Stadt und Provinz. Geängſtigt, in den nächſten Intereſſen berührt, greift Jedermann nach den Zeitungen. Aber die Cenſur will nicht, daß Breslau und Schleſien, die Monarchie und das Ausland aus den beiden Organen der Provinz umſtändlich erfahre, was in Breslau und im Gebirge geſchehen. Nur kleine winzige offizielle Brocken werden den Hungrigen hingeworfen, nur die falſchen, von den gröbſten Unrichtigkeiten wimmelnden, aus Berlin datirten Spitalſuppen-Berichte der Allgem. Preuß. Zeitung finden noch Gnade vor dem gehorſamen Ver-

walter der Cenſur-Befehle des Hrn. Oberpräſidenten, und um ihren Leſern wenigſtens etwas zu geben, müſſen die beiden Zeitungen dieſe Irrthümer, Entſtellungen und dürftigen Notizen der Allgem. Preuß. Zeitung in ihren Spalten aufnehmen, während die beiden Berliner Zeitungen einen Bericht nach dem andern bringen. Geſtern iſt hier der ausführliche und genaue Bericht unſers Hrn. L. S. in der Voß'ſchen Zeitung, die erſte und einzige zuſammenhängende und gründliche Darſtellung unter allen bis jetzt gedruckten, von Hand zu Hand gewandert. Jeder frug erſtaunt, entſetzt, ergrimmt oder verwundert: alſo was in Berlin erlaubt iſt, iſt in Breslau verboten? In der Voß'ſchen Zeitung müſſen wir darüber Auskunft und Belehrung ſuchen, was uns ſo nahe angeht? Nächſt der Allgem. Preuß. Zeitung haben ſich beſonders Ihre beiden politiſchen Blätter, die Leipziger und die Allgem. Deutſche Zeitung jene koloſſalen Bären reichlich aufbinden laſſen. Die erſte gehört unter die Communismus-Schnüffler, gehen wir, ein Kreuz zur Abwehr der böſen Geiſter ſchlagend, welche jetzt am liebſten ein Nachſpiel zur berühmten Entdeckung des jungen Deutſchlands aufführen möchten, an ihr vorüber; die zweite hat ſich in der geſtern hier angekommenen Nummer von einem ſchleſiſchen Correſpondenten grauſam düpiren laſſen. Wie konnte der ſonſt ſo gewiegte und intelligente Redakteur in dieſe Falle gehen? Begreife es wer kann. Wir aber, die wir in dieſer Correſpondenz leſen: die Noth der Weber ſei auf das Thörichtſte und Unverantwortlichſte übertrieben worden, nicht die Noth habe die Weber zu dem ruchloſen Unternehmen getrieben, benn bei der großen Mehrzahl der Verhafteten habe man gute, reinlich gehaltene Betten, ordentlichen und genügenden Hausrath, gute Kleider und volle Kiſten gefunden, der Hr. Oberpräſident ſoll ſich ſehr darüber betrübt haben, daß das Militair erſt hade einſchreiten müſſen, und könnte ein impoſantes Seitenſtück zu ſeiner weſentlichen Förderung der großen Zwecke des Befreiungskrieges vor 31 Jahren liefern, wenn er aus den Vorgängen Motive zur Organiſirung der Polizei auf dem Lande hernähme — wir, ſage ich Ihnen, wiſſen ſehr wohl, aus welchen Löchern der Wind in den Dudelſack dieſer Correſpondenz gefahren. Der Correſpondent weiß alſo nicht, daß die Noth nur der *Leinweber* geſchildert wurde, während bie *Baumwollenweber* ihr leidliches, zum Theil gutes Auskommen hatten, er weiß nicht, daß in Peterswaldau und Langenbielau *Baumwollenweber* wohnen, daß mithin der Schluß, weil nicht die Noth die Weber zu dem Frevel getrieben, ſind auch die Schilderungen von dem Elend der Weber übertrieben und es exiſtirte im Grunde kein Weber-Elend, blind, lahm, taub, ein vollendeter Krüppel iſt? Und der Herr Oberpräſident! Solch *einen brutalen Angriff* hat der durch ſchweres Familien-Unglück gebeugte Greis nicht verdient. Oder wäre es kein brutaler Angriff, wenn man es nur hervorhebt, nur als etwas Beſonderes anführt, daß ihn das Einſchreiten des Militairs, das heißt die 11 Todten und 15 Verwunbeten, *betrübt* habe, daß er *erſt jetzt* nach 31 Jahren in dieſen blutigen Ereigniſſen ein Motiv zur Organiſirung der ländlichen Polizei finden ſoll? — Uebrigens iſt der Oberpräſident ſelbſt Mitglied des Comités zur Abhilfe der Noth unter den Webern und Spinnern der Provinz. Er muß demnach wohl den Nothſtand nicht wie der ſamoſe Correſpondent für ein leeres Hirngeſpinnſt halten. —

Ach, die Galerie der Nothſtände ließe ſich des Weiteren ausdehnen! Hier der Nothſtand der Weber und der Preſſe, gehen Sie zur Börſe, in die Comtoirs ber Kaufleute, die Zimmer unzähliger ſchlichter Bürger, und Sie werden beſtürzte, kummervolle Geſichter erblicken, bie bitterſten Klagen vernehmen. Mit der Verordnung vom 24. Mai ſollte, wie man meinte, ein kleiner Kreis von habſüchtigen Spekulanten getroffen werden, und der nicht Getroffene iſt die Ausnahme; Habe unb Gut von Tauſenben und Tauſenden iſt, wo nicht ſchon verloren, doch gefährdet. Der geſammte Verkehr liegt gelähmt nieder, wer irgend des Kredites bedurfte, der kleine Detailliſt wie der Handwerker, mochte er auch niemals ein einziges Actiengeſchäft gemacht haben, fühlt zu ſeinem höchſten Schaden die allgemeine Stockung, und wir ſtehen erſt am Anfang einer großen Kataſtrophe. Die beiden Deputirten der kaufmänniſchen Corporation ſind zurückgekehrt, ohne mit ihren Anträgen und Vorſtellungen durchgedrungen zu ſein. Bezeichnend für unſre Zuſtände iſt es, daß von einigen Hundert der am empfindlichſten Betheiligten ein Literat, Hr. *Leopold Schweitzer*, nachdem er in mehreren leitenden Artikeln in der Breslauer Zeitung die Verordnung vom 24. Mai mit den ſchlagendſten Gründen bekämpft hatte, mit anderen Kaufleuten erwählt wurde, als Deputirter nach Berlin zu gehen; doch hielten die Gewählten ihr Mandat für erloſchen, als Seitens der kaufmänniſchen Corporation die Abſendung von Deputirten beſchloſſen wurde. Hr. Schweitzer wird in kurzer Zeit eine Sammlung von Aufſätzen Breslauer Publiziſten, über 20 Bogen ſtark, ediren. Unzweifelhaft wird das Buch hier einen glänzenden Abſatz haben, da, wie ich höre, mehrere angeſehene Perſonen, namentlich mehrere Kaufleute entſchloſſen ſind, ſelbſt eine Subſcription zu veranlaſſen unb unter eigener Autorität auszuführen, um dem Herausgeber ein Zeichen allgemeinſter Achtung und Werthſchätzung darzubringen.

Gewiß, ein origineller Gedanke, in welchem Sie unſern ſchleſiſchen Geiſt erkennen werden! Schon vor längerer Zeit wurde von der Schuhmann'ſchen Buchhandlung die Herausgabe eines von Hrn. Leopold Schweitzer und anderen ſchleſiſchen Schriftſtellern redigirten Breslauer Volks-Kalenders angekündigt. Nach dem beigefügten Inhalts-Verzeichniſſe läßt ſich viel von dem neuen Unternehmen erwarten. — Die Cuzent-Lejars'ſche Reiter-Geſellſchaft hat hier einen immenſen Succes gehabt. Eine gedrückt volle Bude nach der andern. Es heißt, daß nicht nur die Mitglieder des ſchleſiſch-engliſchen Reitjagd-Vereins, der, wie andere gewiſſe Adels-Beſtrebungen, in unſern Zeitungen auf das Unbarmherzigſte gereitpeitſcht worden iſt, ſondern auch die Kavalerie-Officiere in Maſſe bei Dem. Pauline Cuzent Reitunterricht genommen haben, und daß Mad. Lejars zur Protektorin des ſchleſiſchen Pferderenn-Vereines erwählt worden iſt. — Geſtern war nach langen trüben und kalten Tagen der erſte legitime Sommertag, trotz der brennenden Hitze aber das Theater überfüllt. Wer möchte die Regimentstochter der Dem. Tuczek verſäumen? Die liebenswürdige, mit allem lieblichen Weſen reich ausgeſtattete, charmante Künſtlerin gefällt ungemein, wie überall. Außerdem hat man hier eine beſondere Neigung für ihr Genre. Heut tritt ſie zum zweiten Mal als Antoinette in der Geſandtin auf. Ich habe ſie bei der erſten Aufführung nicht hören können. Doch wird mir das Rühmendſte und Schmeichelhafteſte mitgetheilt; nach dem Erfolge zu urtheilen, hat ſie in dieſer Rolle Dem. Sophie Löwe, unſre letzte Geſandtin, entſchieden geſchlagen. Beckmann und Emil Devrient, in der Oper Mad. Schlegel-Koeſter werden erwartet. Struenſee iſt bereits ausgetheilt und wird bald zur Aufführung kommen. Unſre Oper, einſt eine der glänzendſten von Deutſchland, ſoll durch Mad. Koeſter von ihrem jetzigen Nothſtande gründlich curirt werden. Für das recitirende Schauſpiel beſitzen wir die achtungswertheſten Kräfte, Dem. Antonie Wilhelmi, Mad. Pollert, und jetzt noch Mad. Brüning, Hrn. Heckſcher und Hrn. Wohlbrück, zu denen die jüngeren deſtrebſamen Talente Linden, Köckert und Guinand kommen. Was uns die Herbſt- und Winterſaiſon von Novitäten bringen wird, iſt noch ein großes Myſterium.

— x x —

Die neuen Bücher, welche im Monat Mai erſchienen, ſind zu drei Viertheilen Ueberſetzungen! Es wird immer geeifert und geeifert und in der Stille wird von der bloßen Bücherinduſtrie der Markt harmlos überſchwemmt. Das Jagen nach dem „ewigen Juden" Sues, welches hier in Leipzig huſcht und ſchreit und knattert, hat geradezu etwas Widerwärtiges, weil es ſich dabei natürlich bloß um die äußerlichſte Spekulation, um Ueberbieten in wohlfeilem Preiſe handelt und daneben doch immer friſchweg von nationaler Förderniß geſprochen wird. Sue kann darin noch Deutſchland mißhandeln wie es irgend einem armen Juden zupaßt, der in Frankfurt oder Hamburg politiſch mißhandelt wird, wir handeln bereits mit dem unbeſehenen Artikel, mag er ſein wie er will. Komiſch dabei iſt nur, daß es Einer auf eine dunkle Geſetzesſtelle abgeſehn und daraufhin ſpekulirt hat, alle Conkurrenten aus dem Felde zu ſchlagen. Buchhändler Kollmann hat Sue ſelbſt das Buch für Deutſchland abgekauft, und wird nun gegen andre Ausbeuter die Gerichte anrufen. Ob er dies auch auf die Ueberſetzung ausdehnen kann, wird eine Streitfrage ſein, welche das intereſſanteſte an dieſer ganzen Hatz werden dürfte. Jedenfalls ſteht er unſerm Antheil näher, da er ſich doch um die Quelle all dieſer Hoffnungen, um den Autor kümmert.

Auguſt Lewald bereitet, nach einer Mittheilung in ſeiner Zeitſchrift Europa eine Geſchichte des deutſchen Theaters vor, welche das geſammte deutſche Theater von ſeinen Anfängen bis unmittelbar zur Gegenwart umfaſſen wird.

Novellenzeitung heißt eine neue, am 1. Juli bei Weber in Leipzig, dem Verleger der illuſtrirten Zeitung, erſchienene Wochenſchrift, welche ſich als ein Feuilleton ausgewählter Romane, Novellen, Erzählungen, Reiſen, dramatiſcher und poetiſcher Werke ankündigt. Die erſte Nummer brachte außer einem Programme noch Meinhold's Bernſteinhexe in ihrer urſprünglichen neuhochdeutſchen Geſtalt. Die nächſten Blätter wollen zu Ueberſetzungen ſchreiten „einer ſeltenen Ehe" von A. de Muſſet, und „des ewigen Juden" von Sue. Dieſer ewige Jude iſt in Leipzig in fünf Ueberſetzungen und zwei Nachdrucken angekündigt. Der Buchhändler Kollmann zeigt aber an, von Sue das ausſchließliche Recht auf Verbreitung eines franzöſiſchen Textes und einer deutſchen Ueberſetzung in Deutſchland erlangt zu haben, und hat in der That am 25. Juni in Urtext und Ueberſetzung dieſes Romans ſo viel ausgegeben, als der Conſtitutionel von dieſem Tage bis heute enthält.

Red.: **Heinrich Laube.** Verl.: **Leopold Voß.** Druck von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Hierbei: Die Mode № 27.

№ 27. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Ngr. 1844.

Moden.

Man könnte ſich wohl einbilden, daß jetzt völlige Freiheit in Schnitt und Stoff der Damenkleider herrſche, und man hat nicht ganz Unrecht. Aber die Freiheit zu ſeinem Vortheil zu benutzen, ſie, wie es gerade jede Körperlichkeit verlangt, in der Wahl anzupaſſen, darin beſteht wohl die wahre Kunſt, ſich zu kleiden, und der gute Geſchmack. Doch behält bei alle dem die Mode immer ihre tyranniſche Herrſchaft, ſie erlaubt jetzt wohl, weit zurückzugehen, und was vor Jahrhunderten getragen worden iſt, wieder in geringer Umgeſtaltung unter anderm Namen hervorzuſuchen. Aber nur das ganz Alte gilt, man hüte ſich, in die nächſte Vergangenheit zurückzugreifen, was einmal paſſirt iſt, verliert an Reiz und Friſche und giebt ein ungeſchicktes, altmodiſches Anſehen.

Die Herrenkleidung hat ſich ſeit längerer Zeit zurück in wohlgefälliger Anpaſſung des Körpers erhalten, doch jetzt ſcheint eine Uebertreibung der Bequemlichkeit einzutreten. Die Taillen ſind ſo lang, ja weit, daß man glauben möchte, die Herren, welche ſie tragen, ſollten erſt vollends hineinwachſen. Auch die Pantalons hat man weit und ſo lang, daß Stege daran gar keine Nothwendigkeit mehr ſind. Trotz der Bequemlichkeit hält ſich dieſe Mode gewiß nicht lange, da ſie einem eleganten Manne nichts Ausgezeichnetes giebt und eine ſchöne Taille gar nicht abzeichnet. In der Fußbekleidung kommt man wieder zu den ſehr ausgeſchnittenen Schuhen von Glanzleder zurück, mit einer Bandſchleife verſehen. Die Schnallen darauf zeigen ſich auch ſchon hier und da. Die ſchottiſchen Sammt- und Plüſchweſten des Winters werden durch einen Stoff erſetzt, der von Baumrinde geſponnen und gewebt ſein ſoll, und chinocorse heißt. Er ähnelt dem leinenen Batiſt, doch iſt er weit glänzender, dichter und ſteifer, er wird auch bunt gegittert gewebt. Auch hat man ſehr hübſchen ſeidenen Piqué; blau und gelb geſtreift giebt einen Goldglanz, mit weiß den des Silbers. Die Gilets werden ſehr lang getragen und müſſen an den Hüften, wo ſie darüber herunter gehen, ſcharf einſchneiden. Viele werden mit geraden, übergebogenen Kragen gemacht, damit man ſie am Morgen und zum Salonfrack tragen kann, je nachdem man den Kragen umbiegt oder in der Höhe ſtehen läßt.

Man hat wohl zu keiner Zeit ſo viel Mühe und Zeit auf die Kinderanzüge verwendet, als jetzt. Sonderbarer Weiſe iſt der Anzug der Mädchen weniger mannichfaltig und der Veränderung unterworfen, als der der Knaben. Sie werden es hoffentlich ſpäter ſchon nachholen. Bei den ganz kleinen Mädchen beſetzt man die Röckchen vorn in Schürzenform oder macht einen dergleichen Einſatz in weißem Perkale oder Mouſſeline, und die Taille wird gleichfalls vorn und hinten herzförmig garnirt. Will man ſie aber ganz einfach kleiden, ſo iſt ein breiter Bund, der wohl zwei Drittheile der Taille einnimmt und hinten zugeſchnürt wird, das Zweck-

mäßigſte. Oben daran wird das Zeug mit den kleinen Achſeln faltig angeſetzt. Kurze Aermel mit Aufſchlag von Zeug oder den geſäumten und mit Spitzen beſetzten Hemdeärmeln. Die etwas größern Mädchen tragen immer Pantalons von weißem Perkale, mit breitem Saum, Stickerei, Spitzen, oder ausgebogt unten herum. Kurze Kleider darüber, entweder weiß und dann analog mit den Pantalons, oder bunte Stoffe, ſehr ausgeſchnitten in der Taille und mit kurzen Aermeln. Dazu Canezous von Batiſt, die feſt anſchließen müſſen, mit oder ohne kleine Ueberärmel. Entweder Strohhüte mit großen runden Schirmen und einer Schleife mit langen Enden an der Seite des Kopfes, oder Capotes von gezogenem, zuſammengenähten Band, manchmal mit Strohſtreifen dazwiſchen. Die Knaben kann man nach Geſchmack in die Tracht von faſt allen Nationen kleiden, ohne daß es zur Masque wird oder auffällt. Man giebt ihnen gern ſchottiſche Zeuge zum gewöhnlichen Anzug, namentlich auch zu den Pantalons, die aber, wenn der Knabe etwas größer iſt, ſchon mit Strippen verſehen werden. Bei Turnübungen u. dergl. müſſen ſie freilich wegfallen. Die Paletots ſind ganz einfarbig, werden aber gern in hell getragen. Die Jäckchen haben ſehr lange Taille, noch etwas über die Hüften herunter, die Schöße ſind nicht reichlich und bilden etwas Spitze nach hinten. Die glatten Manſchetten werden ganz ſchmal aufgeſchlagen; der übergeſchlagene Hembkragen iſt ganz glatt, ohne Beſatz oder Stickerei, nnr bei kleinern Knaben iſt er mit gepreßten Streifen verſehen und wird mit Cravatte getragen. Die Kopfbedecknng kann man verſchiedenartig wählen, die griechiſche Mütze ſo gut, als ein Barett, den Strohhut oder den breitkrempigen, abgerundeten Filzhut. Für die kleinern Knaben hat man eine neue Art Jäckchen, das *bretoniſche Kamiſol* genannt. Man macht ſie in Sammt, Cachemir oder Nanquin, aber nur in einfarbigen Stoffen. Sie haben keinen Kragen, ſind rund, und die Aermel ſind auf dem Vorderarm geſchlitzt, ſo doß der weite Hembeärmel, der aber mit einem Bündchen an der Hand anſchließt, herausbauſcht. Der Schlitz am Aermel iſt, wie auch die Jacke vorn herunter, von einer Seite mit ciſelirten Metallknöpfen beſetzt, an der andern mit falſchen Knopflöchern. Iſt die Jacke in Nanquin, ſo verziert man ſie mit Gorl, iſt ſie in Sammt oder Cachemire, mit Poſamentirarbeit.

Die *Pardeſſus* in allen Stoffen, offene Kleider, im Rock und in der Taille, die nur mit dem Gürtel zuſammen gehalten ſcheinen, tragen ſich viel. Anch die Aermel ſind der Länge herunter geſchlitzt, nur vorn an der Hand mit einem Bund feſtgehalten, und laſſen die weißen Unterärmel ſehen. Die dazu gehörigen Unterkleider ſind entweder von durchaus geſticktem oſtindiſchen Mouſſeline, oder haben eine Stickerei unten herum, oder geſtickter Einſatz bildet einen Montant in Schürzenform, ſelbſt mehrſache Falbeln hat man, beſonders unter den durchſichtigen Pardeſſus. Jede Verzierung des Rockes muß ſich in der offenen Taille fortſetzen und die Unterärmel müſſen dazu paſſen. Der Pardeſſus hat oft auch kurze Aermel und läßt dann die weißen Unterärmel ganz ſehen. Die *Falbeln* ſind im Allgemeinen wieder ſehr in Aufnahme, in leichten Stoffen ausgebogt, wohl auch mit Spitzchen beſetzt, in ſchweren ausgeſchlagen. Oft ſetzt man ſechs Falbeln und mehr zu zwei und zwei in größeren Zwiſchenräumen geſtellt. Auch legt man Doppelſalten, die in der Mitte mit Schnure und Gorle feſtgehalten werden. Nicht immer ſetzt man die Falbeln nur rund herum, auch in Bogen oder Zickzack auf die Röcke, immer müſſen dieſe aber nur möglichſt von der Beſetzung hoch herauf verdeckt weiden und wenig davon glatt bleiben. Die in Band oder Zeug gezogenen Froſchmäuler (gueules de loup) runden den Rock auch recht ſchön. Die bunten Stoffe vereinigen jetzt Farben, die man ſich ſonſt nicht wagte zuſammenzuſetzen, als blau und grün, gelb und roſa, dunkelroth und orange, grau und lila, und dennoch ſchattiren ſie ſich gut. Weißer Barège iſt ein ſehr diſtinguirter Stoff. Auch ein ſeidenes Zeug, was im Effeet dem Crepp de Chine ähnelt, iſt ſehr ausgezeichnet. Kleine Atlasſternchen auf mattem Grund bringen dieſen Eindruck hervor. *Gorle* hält ſich als beliebte Beſatzung, ſogar in weiß auf die Manſchetten und Kragen der Morgenröcke, ſelbſt an Shawls und Echarpes wird er verbraucht. Die Spitzen werden nicht mehr kraus, ſondern ganz glatt angeſetzt. Taillen mit Schneppen werden bei Morgentoiletten gar nicht mehr getragen, dafür iſt aber der Gürtel an der Tagesordnung, entweder mit einem Knoten und langen Enden, die gerade unter aus dem Knoten herausfallen, oder mit Schnallen. Dieſe ſind viereckig, lang und ſchmal, ganz einfach, vielleicht nur von ciſelirtem Gold oder mit Emaille eingelegt. Auch ſteckt man den Gürtel wohl nur mit einigen Nadeln zuſammen, die Diamantknöpfe oder bunte Steine haben müſſen. Neben dem *antiken Schmuck* im Salon trägt man zum Morgenanzug auch Granaten und ſilberne Armbänder, und werden an dieſen, ſowie an den Chatelaines öfter ſogar Amulette und Reliquien getragen, um ſie immer bei ſich zu haben. Die *Canezous-Amazones* ſtehen

zu gut, um daß ſie nicht fortwährend in Aufnahme wären. Faſt alle Chemiſettes ſchließen an den Hals und haben ſtehende Garnirung oder hohe, glatte Ueberſchlagkragen. Da man auch bei den Ueberröcken ſelbſt viel davon ſieht, ſo ſind ſie entweder in eingeſetzter Stickerei oder haben rund herum Falten. Reizende Fächer ſieht man, anſtatt des ſteifen Papiers, aus Spitzen, Kühlung fächeln ſie auch, und verſtecken nicht neidiſch ein hübſches Geſicht, ſondern bilden nur einen verſchönernden Schleier. C.

Das Mittel gegen Kopfſchmerz.

Was iſt die Täuſchung? Ein Glück. Was iſt das Glück? Eine Täuſchung.

In dieſem Zirkel bewegte ſich eine ſehr lebhafte Unterhaltung in einer Geſellſchaft der Chauſſée d'Antin. Acht bis zehn Perſonen, die ſich faſt täglich zuſammen fanden, hatten ſehr offen ihre Meinungen darüber ausgeſprochen, als unerwartet mit der feierlichen Miene, die man an ihr gewohnt iſt, die alte Herzogin von B** eintrat und ſämmtliche Anweſende ausriefen: die Frau Herzogin ſoll entſcheiden! Die Frau Herzogin iſt eine Dame von Geiſt und Herzensgüte, ſie hat ſchöne Erinnerungen vom kaiſerlichen Hofe und einige unter denſelben ſind von der Art, daß ſie ihren Ausſprüchen in pſychologiſcher Hinſicht einiges Gewicht geben. Man beeilte ſich, ihr die Streitfrage darzulegen, und ſie entſchied mit den Worten: „Sie haben Alle Recht!" Die Ach! und Aber! die von allen Seiten ertönten, beſchwichtigte ſie alsbald, indem ſie hinzufügte: „Erlauben Sie, daß ich zur Bekräftigung meines Ausſpruchs Ihnen eine kleine Epiſode aus den erſten Jahren meiner Ehe erzählen darf?"

„Erzählen Sie! erzählen Sie!" riefen wir insgeſammt; denn die Herzogin iſt ſehr unterhaltend und ſelbſt naiv in ihren Erzählungen.

Sie ließ ſich in einen Lehnſtuhl nieder, nahm zierlich eine Priſe Taback, und begann alſo:

„Im Jahre 1804, zur Zeit der Krönung Napoleons, wurden in den Tuilerien prächtige Feſte veranſtaltet, zu denen ich gleichfalls Zutritt erhielt. Sie können ſich denken, meine Damen, welche Sorgfalt ich bei dieſer ſo wichtigen Gelegenheit auf meine Toilette wendete. Ich hatte bei Leroy ein goldburchwirktes roſa Atlaskleid fertigen laſſen; ich war à la Titus mit Perlenſchnüren coiffirt, und in jeder der großen Roſetten auf meinen Schuhen war ein großer Diamant, den ich möglichſt ſichtbar werden ließ und dabei zugleich meinen kleinen Fuß zeigen konnte: Alles, wie es die Mode jener Zeit erforderte.

Völlig zufrieden mit mir und meiner Toilette, erwartete ich mit Ungeduld den Augenblick, wo ich in den Galerien des Louvre Platz nehmen würde. Dieſer Augenblick näherte ſich, als ich auf einmal und zwar, indem ich in den Wagen ſteigen wollte, mich von einem unerträglichen Kopfſchmerz befallen fühlte. Man nennt das heutzutage... Neuralgie, glaube ich? Zu meiner Zeit hatte man weniger diſtinkte Ausdrücke, man ſprach blos von Rheumatismus. Ich bemühe mich, den Schmerz zu unterdrücken, aber vergeblich! er wirft mich nieder, ich muß mich zu Bett begeben, und ich verwünſche den Kanonenſchuß, der den Beginn des Feſtes und des mich erwartenden Vergnügens bezeichnet; denn er betäubt mir den Kopf noch mehr und verurtheilt mich zur Einſamkeit. Ich laſſe einen, zwei, drei Aerzte kommen, der Schmerz mindert ſich, aber er iſt nicht gehoben; er hört für kurze Zeit auf, um deſto heftiger wieder ſich zu erneuern. Ich war in Verzweiflung; die Nothwendigkeit, in einem Alter von zwanzig Jahren den Freuden der Welt entſagen zu müſſen, iſt ſchlimmer als der Tod.

Da führt der Zufall einen jungen Offizier zu mir, der unter den Befehlen meines Mannes ſtand; er erzählte mir, ich weiß nicht wie, daß er von einem ganz hartnäckigen Rheumatismus geheilt worden ſei. Ich fragte ihn mit der eigenthümlichen Sympathie, die man für die Leiden hat, welche man ſelbſt empfindet, nach der Adreſſe ſeines Arztes: er wohnte in der Straße du Bac.

Digitized by Google

Ich griff aufs Eiligſte dieſe Notiz auf und ſuchte durch ganz Paris nach dem Doctor Duclozelle — ſo hieß dieſer berühmte Arzt —, er hatte die Straße du Bac verlaſſen, und nach vielen Nachforſchungen erfuhr ich, daß er ſich in Folge einer reichen Erbſchaft nach Vaulry, einem kleinen Dorfe im Departement de la Creuſe, zurückgezogen hatte. Mein Entſchluß war bald gefaßt; ich ſchreibe an den Doctor Duclozelle, ſchildere ihm meinen Zuſtand, das Ungenügende der Mittel, die man mir gegeben hat, die Hoffnung, die ich in die Wirkſamkeit ſeiner Rathſchläge ſetze, und zwar alles das mit der Beredſamkeit einer leidenden Frau. Der Doctor antwortete mir und erkundigte ſich nach meinem Alter, meinen Gewohnheiten, meiner Lebensweiſe; ich beichte ihm. Er verordnet mir etwas; ich nehme von der Arzenei und befinde mich ſchon beſſer. Der Briefwechſel wird fortgeſetzt, aber man kann doch nicht immer von Rheumatismus ſprechen, zumal wenn man ſich auf dem Wege der Beſſerung befindet, und ſo nimmt unſer Briefwechſel eine angenehmere Wendung, ja, er bekommt ſogar eine ſentimentale Färbung, je mehr er an der Vertraulichkeit zunimmt, die ſich ganz natürlich zwiſchen einem Arzte und ſeinem Patienten einſtellt. Kurz, die Briefe des Herrn Duclozelle werden, ohne daß ich es bemerke, für mich verführeriſch, ich ſehe ihnen mit Ungeduld entgegen, und wenn ich ſie erhalte, ſchlägt mir das Herz. Dieſer ganze Briefwechſel erhält einen unerklärlichen Reiz; ich ſchreibe ihm von den Täuſchungen, die mich ergreifen, und er erfaßt den Schmerz derſelben; er wiederum ergiebt ſich ganz melancholiſchen Phantaſien, und ich tröſte ihn und male ihm das Leben mit den lachendſten Farben. Nach und nach werden mir die Freuden der Welt entbehrlicher; ich habe mir eine Welt für mich geſchaffen, in der — ich muß es nur geſtehen — der Doctor bald einen hohen Rang einnimmt, und unter dieſer Zeit hat ſich meine Geſundheit gebeſſert, die Anfälle von Rheumatismus ſichtlich gemildert, ja, ich empfinde ſie kaum, es wäre denn, wenn ein Brief aus Vaulry lange wegbleibt oder wenn die Sprache des Doctor Duclozelle gar zu traurig klingt.

Der Sommer kommt, und ich befrage meinen Arzt, ob es räthlich ſei für mich, aufs Land zu gehen. Er antwortet mir mit einer zierlichen Epiſtel in Verſen, worin er, nach einer bezaubernden Schilderung ſeines Landhauſes und deſſen Umgebungen, der Bibliothek, wo er ſtudirt, des Fortepiano, worauf er Bach'ſche und Mozart'ſche Sonaten ſpielt, mich am Schluſſe einladet, dieſe Einſamkeit durch meine Gegenwart zu verſchönern. Seine Schweſter, Mutter einer zahlreichen Familie, die bei ihm lebe, würde mich empfangen.

Der Vorſchlag ſetzte mich Anfangs in Erſtaunen, dann erſchien er mir verführeriſch, und endlich fand ich's ganz annehmbar, — wie Alles, was man wünſcht.

Wie ſchön muß es ſein — ſagte ich zu mir — lange und ſchöne Tage in der Geſellſchaft dieſes Mannes zu verleben, der, ohne mich zu kennen, mir ein ſo lebhaftes Intereſſe an den Tag legt, deſſen Worte ſo viel feine Bildung und Geiſtesadel verrathen, und der ſo feinfühlend iſt! Und wie muß der Geiſt in dem Umgange mit einem ſo begabten Naturell gewinnen, das hoch über dem der mich umgebenden Männer ſteht... Ueberdem erfordert meine Geſundheit ausdrücklich einen Wechſel der Luft, er hat das auch ſchon in früheren Briefen geſagt...

Ich gehe nach Vaulry.

Es bedurfte nichts weiter, als dieſen Plan einer alten Tante acceptabel erſcheinen zu laſſen, die meine Duenna abgab, und ſchon wendete ich alle diplomatiſchen Kunſtgriffe an, um ſie dazu zu bewegen, als mein Mann auf einmal von der italieniſchen Armee zurückkam. Er wollte mich nach Deutſchland abholen, wohin ihn neue Veranlaſſungen riefen, und ich mußte ihm folgen. Ich ſchrieb an Herrn Duclozelle einen Abſchiedsbrief, denn ich war geheilt und es lag kein Grund zu fernerem Briefwechſel vor, ſo lange ich in der Fremde war. Er wünſchte mir ſeinerſeits Glück zu meiner Reiſe, beklagte das Geſchick, das ſeinen Traum ſo kurz vor deſſen Verwirklichung zerſtört, und ſchloß mit der Verſicherung ſeiner treuſten Ergebenheit.

Dieſe kleine Herzensangelegenheit beſchäftigte mich lange Zeit. Aber die Jahre verſtrichen und die Zeit, die Alles zerſtört, wehte mit ihren Flügeln auch die Erinnerung an Vaulry hinweg.

Im Jahre 1812 war ich nach Paris zurückgekehrt und befand mich mehr als je in dem Strudel der Hoffeſte und des Hoflebens. Eines Abends fand ich bei der Rückkehr aus dem Theater eine Karte des Doctor Duclozelle vor, der mir ſeinen Beſuch zum andern Morgen ankündigte. Die Eindrücke früherer Jahre erneuerten ſich bei mir, als ich dieſen Namen las, mit einer Stärke, die ich nicht erwartet hatte. Das Jahr unſchuldigen Glücks und ungetrübter Freude, das ich einigen Zeilen von der Hand eines Unbekannten verdankte, ſtand vor meinem Gedächtniß und erſchien mir als die ſchönſte Zeit meines Lebens. Mit welcher Spannung erwartete ich dieſen Georg Duclozelle!

Ich ſchlief dieſe Nacht wenig und meine Aufregung dauerte den ganzen Morgen über, den ich bei meiner Toilette zubrachte, um — ich will es nur geſtehen, — nicht zu ſehr hinter dem Bilde zurückzubleiben, das der Doctor ſich von mir gemacht haben mußte.

Die Stunde rückte näher, wo ich ihn ſehen, ihn kennen lernen ſollte; ich überdachte mir vorher, was er mir ſagen und was ich ihm antworten würde; ich ſehnte mich nach ſeiner Gegenwart und bangte wieder vor ihr; ich befand mich endlich in einer der ſeltenen Lagen, wo das Leben ſich durch Ungeduld, Furcht und Hoffnung verhundertfacht. Mein Mann trat in mein Zimmer; er ſagte mir, er ginge heute nicht, wie gewöhnlich, aufs Schloß, und ſtellte ſich ans Kamin, wie ein Mann, der, da er Zeit übrig hat, ſie ſeiner Frau widmet. Ich hatte meinem Mann von Duclozelle geſagt, von unſerem Briefwechſel und den Verpflichtungen, die ich gegen ihn habe, und doch hätte ich gewünſcht, daß er bei dem erſten Beſuche nicht zugegen wäre. Warum? das iſt eine der tauſend Falten des menſchlichen Herzens, deren Ergründung ich Ihrem Scharfſinn, meine Damen, überlaſſen muß. Gerade den kleinen weiblichen Liſten zum Trotz, die Sie ſo gut kennen, wie ich, blieb mein Mann bei mir.

Vier Uhr öffnet ſich die Thüre des Zimmers und man meldet den Doctor Duclozelle. Ich fühle, daß ich erröthe, und zittere, als ich die Augen zu ihm aufſchlage. Aber denken Sie ſich mein Erſtaunen, als ich einen kleinen, alten Mann erblicke, der ſich nur mit Mühe durch einen Stock mit goldenem Knopfe aufrecht erhielt und in den ihm gebotenen Lehnſtuhl mit einem endloſen Huſtenanfall niederfiel.

Mein Mann ergriff das Wort, indem er ihm für die wunderbare Heilung dankte, die er bewirkt hatte. Herr Duclozelle antwortete wie ein Mann von Geiſt und ein Weltmann; er motivirte ſeinen Beſuch durch den Wunſch, uns kennen zu lernen, und ließ dabei für einen Neveu, den er in das Regiment meines Mannes gebracht zu ſehen wünſchte, bei dieſem ein empfehlendes Wort fallen... es war ganz in dem Stile wie ſein Brief.“ —

Hier ſeufzte die Herzogin, und die Damen riefen einſtimmig: „Und Sie? Wie haben Sie ſich aus dieſer Affaire gezogen?“

„Ganz gut“, ſagte die Dame mit heiterer Miene. „Wenn ein Roman zu Ende iſt, ſo macht man das Buch zu und kehrt in die Wirklichkeit zurück... Ich war nie glücklicher, als da ich an die Liebe des Herrn Duclozelle glaubte, die mir meine thörichte, jugendlich heiße Phantaſie geſchaffen hatte. Was kommt es auf die Binde an, die man vor den Augen hat, wenn ſie uns nur glücklich macht? Und dieſe Binde iſt doch der Zauber, deſſen wir armen Frauen ſo ſehr bedürfen, um zu lieben! So habe ich wohl das Recht erlangt, zu ſagen, daß Täuſchung ein Glück und Glück eine Täuſchung iſt.“

Die Herzogin hatte Recht.

Feuilleton.

* Die Reiſe des Kaiſers Nikolaus hat Veranlaſſung gegeben, verſchiedene Charakterzüge aus ſeinem Leben zu erzählen. Unter die intereſſanteren dürfte auch folgender ge-

hören, deſſen Wahrheit wir freilich nicht garantiren wollen:

Eine Schauſpielerin, die früher in Paris ſehr beliebt geweſen war, befand ſich bereits ſeit einem Jahre in Petersburg und hatte, ſtatt gleich dem andern Bühnenperſonal Reſpekt vor dem Kaiſer zu haben, ſich die vollkommenſte Unbefangenheit ihm gegenüber zu bewahren gewußt. Dieſer ſeltſame Contraſt amüſirte den Kaiſer und er war ihr beſonders gewogen.

Eines Tages, als Madame gerade Luſt zu Vorwürfen hatte, ſagte ſie mit bewunderungswürdigem Geſchick zum Czar:

„Sire, morgen iſt meine Benefizvorſtellung.“

„Ich entſinne mich deſſen, Madame.“

„Das Beſinnen iſt nicht genug: ich hoffe, daß Sie Sich auch angemeſſen dabei verhalten werden.“

„Habe ich mich denn vor ſechs Monaten unangemeſſen benommen?“

„Um es frei zu ſagen, nicht allzu ſchön; der Schmuck von Türkiſen war ganz hübſch, man hat ihn ſogar allerliebſt gefunden…“

„Nun?“

„Ja, man fand ihn allerliebſt, weil man glaubte, er käme von einem Privatmanne; aber als man erfuhr, daß ich ihn vom Kaiſer hätte… ja! da hat man ihn… etwas gering gefunden. Wenn ich Ihnen das ſo erzähle, wie es ſich wirklich verhält, ſo können wir dabei nur alle Beide gewinnen: Euer Majeſtät erfahren dadurch die Wahrheit, und ich, ich werde dieſes Jahr gewiß ein ſchöneres Geſchenk erhalten.“

„Ich danke Ihnen für dieſe Lection“, antwortete der Kaiſer lächelnd, „ich werde mich daran zu erinnern wiſſen.“

Den andern Morgen erhielt Madame einen neuen Schmuck: diesmal war er von Diamanten.

* Von den Claqueurs in den Pariſer Theatern erzählt man neuerlich folgende Anekdoten:

„Mein Herr!“ ſagte ein junger dramatiſcher Schriftſteller zu einem achtbaren Claqueur-Chef, „Sie haben doch alle gehörigen Maßregeln getroffen? Ihre kleine Armee iſt gut vertheilt? Lauter rüſtige Hände?“

„Viele haben ſogar Handſchuhe an“, antwortete der Chef nicht ohne ſichtbaren Stolz.

Dieſe Unterredung fand auf einem Boulevardtheater Statt, hinter dem Vorhang, der ſich vor einem neuen, blutigen Melodrama aufrollen ſollte.

Der Dichter warf unruhige und neugierige Blicke durch das Loch des Vorhanges, er überſchaute das Publikum und vor Allem die zum Beifallklatſchen Beſtellten.

„Gut!“ ſagte er, „es iſt voll und die Leute ſind auf ihrem Poſten. Haben Sie dafür geſorgt, ihnen die Stellen zu bezeichnen, wo ſie klatſchen ſollen? und dann, etwas ſehr Wichtiges, mein Lieber! haben Sie ihnen auch unterſagt, Herrn M** zu applaudiren? Er ſpielt die Rolle eines Verräthers, das Publikum muß fortwährend Abſcheu vor dieſer Perſon haben, und um daſſelbe in gerechtem Unwillen über dies Verbrechen zu erhalten, darf dieſem Schauſpieler nicht das geringſte Zeichen von Beifall gegeben werden.“

„Mein Herr!“ antwortete mit einem gewiſſen beleidigten Selbſtgefühl der Chef der Claqueurs, „dieſe Bemerkung iſt nicht erſt nöthig, ich bin 15 Jahre bei der Claque, und ich habe mir niemals den Vorwurf zu machen gehabt, daß ich einem Verräther applaudirt hätte.“ —

Unter dieſen Claqueur-Chefs herrſcht eine ſehr ſtarke Rivalität. Jeder Chef hat ſeine Clienten, das heißt ſeine Dramendichter. Sie würden von den Dramen wie die Raupen von den Blumen leben, wenn ſie nicht vielmehr Einer von dem Andern leben wollten.

So kam es, daß einer dieſer Entrepreneurs, der bei einem kleinen Theater ſein Geſchäft betrieb, eben im Orcheſter Platz genommen hatte — es war eine Benefizvorſtellung —, als von allen Seiten Beifall ertönte. Verwundert über dieſes lebhafte Applaudiren, das doch nicht durch „ſeine Leute“ hervorgerufen worden war, neigt er ſich zu einem ſeiner Nachbarn und fragt:

„Dieſes Stück macht viel Glück; wiſſen Sie mir nicht den Namen des Verfaſſers zu nennen?“

„Molière.“

„Ah ſo! Ich danke Ihnen. Das Stück iſt gar nicht übel; es wird etwas einbringen. Wiſſen Sie vielleicht die Adreſſe dieſes Herrn Molière? ſein Name ſteht nicht auf meiner Liſte.“

„Seine Adreſſe? Sie ſcherzen wohl.“

„Nein, wahrhaftig! ich will gleich zu ihm eilen, ſein Stück macht Glück, und wenn ich dieſen Satan von Porcher hindern kann, die Billets von ihm zu nehmen, ſo werde ich ein gutes Geſchäft machen.“

„Was treiben Sie für ein Geſchäft?“ fragte der Nachbar, und maß ihn vom Kopf bis zu den Füßen.

„Ich beſchäftige mich mit Litteratur“, antwortete der ſtolze Römer, indem er das Ende ſeiner Halsbinde bis an den Mund heraufſchob.

„Armer Molière!“ murmelte der Nachbar vor ſich hin.

* Man hat kürzlich in Paris das Recht verſteigert, Tiſche und Stühle im Garten des Palais Royal ſtellen zu dürfen. Das Café Foy hat 26,000 Franken geboten, das

Café der Rotunde 40,000. Dem Eigenthümer des letzteren iſt das Recht zugeſchlagen worden auf neun Jahre vom nächſten erſten Juli an. Früher waren die Stühle und Tiſche für 9000 Franks verpachtet; das iſt alſo ein Unterſchied von 31,000 Franks. Welche Induſtrie! — Vielleicht, daß ein Ueberſchlag des Gewinns, der durch Einzelvermiethen dieſer Stühle und Tiſche erlangt würde, einen Speculanten auf folgende kühne Speculation gebracht hat, von der wir in der „Wiener Theaterzeitung“ leſen. Er will 20,000 Parapluies, das Stück zu vier Franks (dafür ſind in der That ſolche zu haben!) kaufen und ſie an trüben Tagen, beſonders aber Sonntags, durch aufgeſtellte Parapluieurs an allen belebten Punkten von Paris bereit halten laſſen. Tritt nun, was in Paris häufig vorkommt, plötzlich ein Regenguß ein, ſo will er jeden Regenſchirm auf die Stunde um einen Sou vermiethen. Der Miether erhält eine Marke mit Angabe der Stunde, in welcher er den Parapluie gemiethet, und ſetzt als Unterpfand fünf Franks ein. Nach gemachtem Gebrauch giebt er den Schirm beim nächſten der aufgeſtellten Poſten ab, erhält ſeinen Einſatz zurück und bezahlt die indeß aufgelaufenen Stunden per ein Sou. Der Mann rechnet ſo: ſämmtliche Parapluies koſten 80,000 Fr., die Poſten und Regie koſten jährlich 20,000 Fr., Summa: 100,000 Franks. Nach meteorologiſchen Berechnungen regnet es in Paris 100 Tage im Jahre; die 20,000 Parapluies an dieſen 100 Tagen durchſchnittlich jeden Tag nur vier Stunden vermiethet geben jährlich einen Ertrag von 400,000 Franks, alſo 300,000 Franks reiner Gewinn, wobei noch das fürs zweite Jahr übrig bleibende Material der blos auszubeſſernden Schirme und eine Summe von 10,000 Franks als Gewinn für die aus Vergeſſenheit, wegen Verlieren u. ſ. w. nicht zurückgebrachten Parapluies nicht in Anſchlag gebracht worden ſind.

* „Wollen Euer Gnaden gefälligſt mir drei Halbpfennige leihen?“ fragte ein Irländer eine Dame. Er wollte ſich wahrſcheinlich eine sup o’ brandy (Suppe mit Branntwein) dafür holen und hatte zu derſelben ſchon drei andere Halbpfennige geliehen. „Wann willſt Du ſie mir aber zurückbezahlen?“ fragte die Dame. „Mögen Euer Gnaden ſtets in guter Geſundheit bleiben, bis ich es thue“, war die aufrichtige und ſchnelle Antwort des Gefragten.

* Ein anderer Irländer — erzählt Kohl in ſeinem neuſten Werke über Großbritannien — wurde mit einer Botſchaft landeinwärts nach einem Landgute geſchickt. Die Herrſchaft war nicht zu Hauſe, und das Geſinde, um ſich höflich zu beweiſen, führte Paddy im Hauſe herum. Im Drawing-room ſah er die ſchönen, langen Muſſetingardinen, und der Frauen in ſeiner Heimath gedenkend, welche breite, weiße Beſatzungen an den Mützen tragen, ſprach er verwundert: „Meiner Treu, ich ſah nie ſo viel Muſſelin für Kappen.“ Er meinte, die Leute hätten das Zeug hier aufgehangen, um gelegentlich ein Stück für eine Kappe herauszuſchneiden.

* In Cöln iſt ein Schauſpieler von dem Friedensgerichte um drei Thaler geſtraft worden, weil er in den „Schweſtern von Prag“ als Hausknecht in dem erſten Liede des zweiten Actes ſtatt

„Die Wächter trinken ſelber mit“

geſungen hatte:

„Die Polizei trinkt ſelber mit.“

Bekanntlich iſt aber das „die Wächter“ ein nur in Oeſterreich gangbarer Ausdruck für das, was wir Norddeutſche „Polizei“ nennen, und der Schauſpieler hat daher nur in die Landesſprache überſetzt. Das Geſetz ſchreibt aber einmal vor, daß an dem Texte nichts geändert werden darf, und ſo mußte die Strafe ausgeſprochen werden, wiewohl er den Sinn jener Worte nicht im Geringſten geändert hatte.

* Der bekannte Profeſſor Hinrichs in Halle verfällt in ſeinem Werke über Schiller häufig über dem Beſtreben, eine geiſtige Kette in den verſchiedenen Schillerſchen Dichtungen derſelben Gattung zu erblicken, in ſehr auffallende Irrthümer. So findet er z. B. von dem Gedichte „Minna“ zu dem Gedichte „die Kindesmörderin“ folgenden Uebergang ganz natürlich: „Minna buhlt um die Neigung Anderer; die Trennung kann nur durch den Fall des Mädchens herbeigeführt werden. Die Ehre iſt dahin, der Schande iſt ſie Preis gegeben; ſie iſt Mutter geworden durch den Fall und mordet nun das einzige Kind aus Verzweiflung, wird — zur „Kindesmörderin.“ — K. Grün parodirt dieſe Manier ſehr treffend in folgender Weiſe: Das wäre gerade (ſagt er), als wenn man nach dem Goethe’ſchen Gedicht, „der Abſchied“:

„Laß mein Aug’ den Abſchied ſagen,
Den mein Mund nicht nehmen kann“

fortfahren wollte: der Geliebte ſcheidet, in dem Augenblicke der Trennung iſt der Schmerz noch verbunden mit dem Gefühl der Gegenwart, und ſo wie er ſich Nahrung daraus ſaugt, findet er in demſelben Gefühle der Gegenwart Troſt. Aber er ſcheidet und das Mädchen iſt allein, im Gefühle dieſes Alleinſeins ſucht ſie den Geliebten in weit entlegenen Räumen, daher:

„Wo mag denn wohl mein Chriſtian ſein.
In Rußland oder in Polen?“

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

No. 55. Reisſtrohhut, Gros de Naples-Hut, Ausgebogtes Batiſtkleid, Spencer von geſticktem Mouſſeline, Gros de Naples-Kleid, Echarpe von Cachemire.

No. 56. Geſticktes Mouſſelinekleid mit doppelten Röcken, der untere mit Bordüre, der obere in Streifen geſtickt. Blumenkopfputz, Fächer. — Roſa Barègekleid mit Stufen. Canezou mit kurzen Aermeln und eingeſetzten, geſtickten Streifen, ſchwediſche Handſchuhe, Roſen im Haar, Gürtel mit langen Enden.

Anzeiger. № 27.

Subſcription wird in allen Buchhandlungen angenommen auf:

Systematischer
Bilder-Atlas
zum
Converſations-Lexikon.

Vollständig 500 Blatt in Quart, in 120 Lieferungen

zu dem Preiſe von 6 Ngr. = 22 Xr. Rh. = 18 Xr. C.-M.

Die erſten beiden Lieferungen können in allen Buchhandlungen eingeſehen werden.

Die neunte Auflage des Conversations-Lexikon

erſcheint in 15 Bänden oder 120 Heften, und koſtet jedes Heft auf Maſchinenpapier 5 Ngr., jeder Band 1 Thlr. 10 Ngr.

☞ ***Frühere Auflagen*** *werden gegen diese neunte Auflage unter vortheilhaften Bedingungen umgetauscht, worüber eine ausführliche Anzeige in allen Buchhandlungen zu finden ist.*

Leipzig, im Juni 1844.

F. A. Brockhaus.

Die neuesten interessantesten englischen Romane.

Den Freunden einer gewählten Lektüre werden folgende, im Verlage der Hofbuchhandlung (**E. Leibrock**) in Braunſchweig erſchienene Werke empfohlen:

Meredith. Von **Lady Bleſſington**, überſetzt von Hofrath Dr. Petri. 3 Bde.

Witwen und Witwer. Von Miſtreß Thomſon, überſetzt von Wilhelm du Roi. 3 Bde.

Freund oder Feind? Von Miſtreß Pickering, überſetzt von Hofrath Dr. Petri. 3 Bände.

Der Förſter. Ein Zeit- und Sittengemälde a. d. J. 1638. Von **M. L. Boyle**, bearbeitet von Hofrath Dr. Petri. 3 Bde.

Die Frauenſchule. Von d. Verf. von „Die einzige Tochter.“ Ueberſetzt von W. A. Neumann. 3 Bde.

Ferner erſchien ſoeben von deutſchen Verfaſſern:

Die Grafen von Königsfeld. Eine Familiengeſchichte vom Verfaſſer von „die Mahlreiche“ — „der Brautkranz.“ 2 Bde.

Armand, Marquis von Autremont. Eine hiſtoriſch-romant. Erzählung aus den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft Englands und Frankreichs. 3 Bde. Von **J. Satori.**

Novellen von **Henriette Wilke.** 11r Bd. enthält: „der Pfarrhof zu Norderhug“ — „die Seeräuber von Rügen.“

Im Verlag von **Breitkopf und Härtel** in *Leipzig* ist erschienen und durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen:

MUSIK
zu
Shakespeare's
Sommernachtstraum
von
F. Mendelssohn-Bartholdy.

Vollständiger Klavierauszug (zu vier Händen) vom Componisten, Preis 5 Thlr.

Singstimmen 1 Thlr.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nebſt einer Bücher-Anzeige von **H. B. König** in Bonn.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

10. Juli **№. 28.** 1844.

Ueberſicht: Der Emporkömmling, Novelle, von Ludwig Storch (Fortſetzung). — Badeleben II. — Nachrichten.

Der Emporkömmling.

(Fortſetzung.)

Auguſte machte eine Pauſe und trocknete ſich den Schweiß von der fieberheißen Stirn; Rudolf ſah ſinnend vor ſich hin. Er brach ſeufzend in die Worte aus: „Genug du liebteſt den jungen Grafen und wurdeſt von ihm geliebt.“

„Ich weiß es nicht“, entgegnete die Kranke. „Ich weiß nur ſo viel, daß ſein Umgang mir Lebensbedürfniß war, und da er von meinen Aeltern nicht nur nicht gewehrt, ſondern ſogar begünſtigt wurde, ſo fühlte ich mich plötzlich ſehr glücklich. Gleiches Glück empfand Edmund. Er brachte jede freie Stunde bei mir zu, er war mein Tänzer auf den Bällen, mein Begleiter in's Theater. Aber die höchſte Staffel unſres Glücks erſtiegen wir, als uns erlaubt wurde, den Sommer des vorigen Jahres hier in Eſchenthal zubringen zu dürfen. An meine Mutter ſchrieb ich ſchon ſeit einiger Zeit nicht mehr; ihr Andenken war mir fern gerückt in den tiefſten Hintergrund meiner Seele. Dort ſtand es wie ein unbeſtimmtes Heiligenbild. Bald ſollte die Zeit kommen, wo ich wieder an ſie ſchrieb, aber nun mit meinem Herzblut, mit dem Blute, das von dem Dolche träufelte, den das gräßlichſte Schickſal mir von hinten in die Seite gebohrt.“

Sie ſchwieg wieder erſchöpft. Es ſchien ihr große Anſtrengung zu verurſachen, wenn ſie weiter ſprechen wollte, und ſie kämpfte augenſcheinlich, um den rechten Ausdruck für ihre Mittheilung zu finden.

„Was mir begegnet iſt, Rudolf, iſt nicht über meine Zunge gekommen und wird es nicht. Erſt war ich entſchloſſen, das fürchterliche Geheimniß mit in's Grab zu nehmen; aber es kamen noch andre wichtige Ereigniſſe hinzu, in deren Folge ich den Grafen Edmund vermochte, die Flucht zu ergreifen. Ja auf meine Veranlaſſung verließ er heimlich das Haus ſeines Onkels und Vormunds, meines Vaters; ich gab ihm mein kleines erſpartes Eigenthum.

Warum ich dies that, warum ich ſcheinbar feindlich gegen meinen eignen Vater handelte, das muß nach meinem Tode offenbar werden; der verläumdete und verfolgte Edmund muß gerechtfertigt werden. Wie das anzufangen iſt, was überhaupt geſchehen muß, das will ich meiner Mutter und ihrem Manne überlaſſen, der ein ſehr edler Menſch ſein ſoll. Ich habe ihr all mein Unglück und deſſen fürchterliche und doch zugleich heilſame Folgen geſchrieben; ich habe ihr gar nichts verſchwiegen. — Nun muß mir alles daran liegen, daß mein Tagebuch und die dazu gehörigen Dokumente, welche wichtige Beweiſe enthalten, nach meinem Tode richtig in ihre Hände kommen. Frau Lindenſchmitt iſt eine bejahrte Frau; ſie ſteht allein. Es könnte ja leicht der Fall ſein, daß ſie bald nach mir abgerufen würde; meine Papiere würden nie in die rechten Hände kommen; ja ſelbſt nicht wenn ſie am Leben bliebe. Was ſollte die gute Alte damit machen? Sie kennt den Aufenthaltsort meiner Mutter ſo wenig wie ich. — Zwar habe ich dem Grafen Edmund alle möglichen Andeutungen gegeben, um ſie aufzufinden; aber kann ich wiſſen, ob er ſie wirklich gefunden hat? Ich habe keine Nachricht von ihm, ſo gewiß er auch verſprochen hat, mir ſolche zu geben. — Auf dich alſo, Rudolf, habe ich mein höchſtes Vertrauen geſetzt. Du biſt mein theurer Jugendgeſpiele, mein geliebter Bruder, mein Herzensfreund, ja ich träumte einſt, daß du mein Gatte werden ſollteſt. — Doch das iſt längſt vorüber. Ich entbinde dich deines Wortes. Mir wird kein Brautkranz gewunden, wohl aber der Todtenkranz."

„Auguſte, mein geliebtes Mädchen!" rief der Legationsſecretär; „ich kann dich nicht ſo vom Tode reden hören; ich kann die Hoffnung nicht aufgeben, dich wieder aufblühen und den ſchönſten Traum meiner Jugend in Erfüllung gehen zu ſehen, dich als mein theures Weib zu umarmen."

Sie lächelte bitter. „Ach, Rudolf, und wenn ich auch geſund wäre, ich könnte doch nie deine Frau werden."

„Dein Herz gehört dem jungen Grafen Edmund."

„Und wenn es der Fall wäre; auch ihm würde ich nie mehr als Freundin ſein können und dürfen. Wäre ich geſund, ich würde in ein Kloſter gehen."

„Unerklärliches Räthſel!"

„Es wird ſich dir löſen, ſobald dies arme Herz ausgeſchlagen hat. Hier iſt der Schlüſſel in dieſem kleinen Päckchen Schriften, das ich in deine Hand lege. Es iſt an meine Mutter überſchrieben. Gelobe mir, Rudolf, daß du nach meinem Hinſcheiden meine Mutter aufſuchen und ihr dieſe inhaltreichen Papiere übergeben willſt. Ich habe ſie gebeten, daß ſie dir alles mittheilen ſoll. Du wirſt alſo erfahren, was mich ſo ſchwer, ſo tief, bis in's Grab gedrückt hat, du wirſt mich bedauern und mir eine Thräne herzlichen Mitleids auf das Grab weinen. Verſprich mir bei unſrer Jugendliebe, bei dem Andenken deines Vaters, bei der ſeligen Hoffnung eines einſtigen Wiederſehens, meinen Auftrag getreulich zu erfüllen."

„Ich ſchwöre es dir!" ſchluchzte Rudolf und legte ſeine Hand in die ihrige.

„So nimm dieſe Blätter. Wenn der Tod das Siegel von meinem Leben gelöſ't hat, dann löſe auch die Hand meiner trauernden Mutter das Siegel dieſes Briefes! Bis dahin ſei er dir ein Heiligthum!"

„Er iſt es mir!" ſagte Rudolf und empfing das verſiegelte Päckchen.

„So iſt mein letzter Wunſch erfüllt. Nun lege dich ſchlafen, guter Rudolf. Ich fühle mich ſehr angegriffen. Mein Mädchen ſchläft bei mir im Zimmer. Gute Nacht, mein lieber Freund! Bewahre mir das Vermächtniß an meine Mutter heilig auf und hüte es vorzüglich vor — meinem Vater."

Digitized by Google

Rudolf drückte ihre Hand an ſein Herz, küßte ihre Stirn und ging dann gedankenvoll mit dem ihm anvertrauten Dokumente auf ſein Zimmer, wo Frau Lindenſchmitt, ſeiner harrend, ſaß. Rudolf erzählte ihr, um ihr Vertrauen zu gewinnen, offen den Inhalt ſeiner Unterredung mit Auguſten.

„Das arme Kind!“ weinte die Alte. „Ich glaube ſelbſt, es iſt am beſten, der Tod erlöſ't ſie bald von ihrer Qual. So wie für den Tod kein Kraut gewachſen iſt, ſo giebt's auch für manches Leid auf Erden kein Heil und Troſt. Da kann der Tod allein helfen.“

„Liebe Frau Lindenſchmitt, ſagen Sie mir offenherzig, kennen Sie die dunkle Quelle des troſtloſen Jammers, der auf Auguſtens Bruſt laſtet? Sie ſcheint ſehr gegen ihren Vater eingenommen zu ſein, obgleich ſie jede nähere Erklärung vermeidet.“

„Ich kenne ſie nicht. Sie haben aus ihrem eignen Munde gehört, daß dies Geheimniß nie über ihre Lippen gekommen iſt oder kommen ſoll. So viel Rechte ich mir auch an Guſtchens Herz erworben zu haben glaube, ſo hat ſie doch die aus mütterlicher Beſorgniß entſprungenen Fragen über dieſen Punkt ſtets mit ſolch heftiger Entſchiedenheit zurückgewieſen, ja mich ſogar mit einer wahren Verzweiflung um Gotteswillen gebeten, darüber zu ſchweigen, daß ich mir nie wieder ein Wort erlaubt habe. Es ſcheint mir aber ſelbſt, daß der Herr Geheime Rath ſich in Bezug auf ſeine Tochter mit einer ſchweren und furchtbaren Schuld belaſtet hat.“

„Barmherziger Gott!“ ſchrie Rudolf auf.

„Erſparen Sie mir jede Vermuthung auszuſprechen. Ich wiederhole noch einmal, Sie ſind der Pflegeſohn und Günſtling des Herrn Geheimen Raths. Er hat Ihnen ſeit dem Tode Ihres Vaters ſehr viele Wohlthaten erwieſen. Er hat Ihnen eine glänzende Stellung bereitet; er iſt der Gründer Ihres Glücks und giebt Ihnen fort und fort Beweiſe ſeines Wohlwollens und ſeiner Liebe.“

„Es iſt wahr!“ ſagte Rudolf ſehr bewegt. „Ich bin ihm unbegrenzte Dankbarkeit ſchuldig. Aber dies ſoll mich nicht abhalten, ihn in einem weniger günſtigen Lichte zu ſehen, wenn dieſes Licht von der Fackel der Wahrheit ausſtrömt. Ich würde mich mit meiner Dankbarkeit entſchuldigen können, um mein Auge dieſem Lichte zu verſchließen, wenn mein moraliſches Bewußtſein nicht dabei betheiligt wäre. Der Colliſionsfall iſt bereits da. Der Geheime Rath fordert mich auf, den jungen Grafen Edmund mit den wirkſamſten Mitteln zu verfolgen und denſelben in ſein Haus zurückzubringen. Er hat mir zu dieſem Zweck Urlaub von meiner Behörde verſchafft, er hat mich zu dieſem Zwecke von Paris hierher nach Eſchenthal kommen laſſen, damit ich hier meine Inſtruktion von ihm erhalte. Dagegen bittet mich Auguſte mit ſterbendem Munde, den Grafen nicht zu verfolgen, ja denſelben ſogar gegen die Verfolgung ihres Vaters zu ſchützen; ſie geſteht mir, daß ſie den Grafen zur Flucht getrieben, daß ſie alles aufgeboten, um ihn dadurch von einem ſchweren Unglück zu retten. Jetzt gilt es, mir Licht zu verſchaffen um jeden Preis, damit ich erkenne, ob ich der Stimme der Dankbarkeit oder der Liebe folgen ſoll. Sie können mir Licht, viel Licht geben, Frau Lindenſchmitt; ich bitte, ich beſchwöre Sie, reden Sie! Sagen Sie mir offen was halten Sie vom Charakter und der Moralität des Geheimen Raths von Eſchenthal, und was wiſſen Sie über ſein Verhältniß zu ſeinem Neffen und Mündel, dem flüchtig gewordenen Grafen Edmund?“

„Soll ich Ihnen noch einmal in's Gedächtniß zurückrufen, Herr Lega-

Digitized by Google

tionsſekretär, daß der Herr Geheimerath auch mein Wohlthäter iſt? Mein verſtorbener Mann war ein naher Verwandter ſeiner erſten Frau. Er verſtieß dieſe Frau und behielt meinen Mann doch als Hausintendanten, und als er Eſchenthal kaufte, verſetzte er uns hierher; ja als mein Mann bald darauf ſtarb, gab er mir mit dem Poſten einer Wirthſchafterin eine ſorgenfreie Lage bis an mein Ende. Er vertraute mir ferner ſeine einzige Tochter zur Erziehung an und hat mich mit manchem artigen Geſchenke überraſcht. Ja er iſt in der Reihe von Jahren, die ich in ſeinem Dienſte verlebt habe, niemals, auch nicht ein einziges Mal unfreundlich gegen mich geweſen."

„Ich verſtehe Sie", ſagte Rudolf gerührt, „und Ihre Gründe ſind ehrenwerth. Aber bedenken Sie, daß es ſich hier um mehr als Dankbarkeit handelt; es gilt Auguſtens Leben und das Wohl oder Weh eines jungen Mannes, für den ſich Auguſte lebhaft intereſſirt; es gilt endlich daß ich in dieſer Sache klar ſehe, um nicht aus Irrthum und Unwiſſenheit Fehlgriffe zu thun, die für mein und Andrer Leben von den übelſten Folgen ſein müßten. Aus der Aufzählung der Wohlthaten, die Sie vom Geheimen Rath empfangen haben, geht ſchon klar hervor, daß ſeine Handlungsweiſe nicht Ihren Beifall hat, ſonſt würden Sie ſich ja nicht verwahren und wappnen durch Enthüllung Ihrer Meinung undankbar zu ſcheinen. Hätte der Geheime Rath Ihren Beifall, ſo würden Sie das unumwunden ausſprechen, ohne mir alles aufzuzählen, was er an Ihnen gethan hat. Alſo das ſteht feſt: trotz der empfangenen Wohlthaten müſſen Sie, von Ihrem ſittlichen Gefühl gezwungen, den Mann tadeln. Nun bitte ich Sie, dieſen Tadel laut auszuſprechen und mir Ihre geheimſte Anſicht über den Geheimen Rath anzuvertrauen. Oder fürchten Sie, daß ich Sie verrathen werde? Nein, nein, ich kann nicht glauben, daß Sie mich für einen ſchlechten Menſchen halten. Ich bin den Lehren meines Vaters und den Ihrigen treu geblieben, ſonſt hätte ich heute nicht ſo ruhig an ſein Grab und vor Sie treten können. — Ja, gute, theure Alte, ich betrachte mich als deinen Sohn, dich als meine Mutter, wie es auch Auguſte thut. Der Sohn iſt der Mutter nicht unwürdig geworden; der Sohn bittet die Mutter um Liebe, Vertrauen, Offenheit; er bittet ſie in einem ſchwierigen Lebensverhältniſſe um einen Fingerzeig, um das Rechte zu treffen. Willſt du mir Alles verweigern und verſagen?"

„Ach, Rudolf!" weinte Frau Lindenſchmitt, „du haſt mein Herz erſchüttert. Ich will dir alles vertrauen und die geheimſten Gedanken meiner Seele nicht verſchweigen. Sieh, ich habe die feſte Ueberzeugung, daß der Geheime Rath, trotz ſeiner Wohlthätigkeit, die uns zu gut gekommen, ein arger Böſewicht iſt. Aber ein recht feiner und ſchlauer iſt er, der die Schwächen der Menſchen ſtudirt und zu ſeinem Vortheil benutzt. Ich will dir die Lebensgeſchichte dieſes Mannes erzählen, wie du ſie nicht weißt und unmöglich wiſſen kannſt. Du wirſt Dinge hören, von denen außer mir in dieſem Lande ſchwerlich noch Jemand genaue und richtige Kenntniß hat. Er aber mag wohl wiſſen oder doch wenigſtens vermuthen, daß ich genau über ihn unterrichtet bin und deshalb zeigte er ſich mir ſtets ſo gütig. Doch dem mag ſein wie ihm wolle, die Hauptſache bleibt ſich gleich.

Wilhelm Heilmann, der jetzige Geheime Rath v. Eſchenthal, iſt der einzige Sohn eines armen Amtsſchreibers im Amte Schillingsfeld. Er verlor ſeinen Vater früh, und die Sorge ſeiner Erziehung und Unterhaltung fiel ſeiner unbemittelten Mutter anheim, die ich ſehr gut gekannt habe. Sie war die Tochter eines Schneiders und hatte früher bei ihrem Vater auf der Pro-

feſſion gearbeitet, ſo daß ſie mit Nadel und Scheere geſchickt war. Nach dem Tode ihres Mannes machte ſie einen Nahrungszweig daraus und kehrte in die Reſidenz zurück, theils um als Verfertigerin von Frauenkleidern einen beſſern Verdienſt zu haben, theils um ihrem Sohne, der frühzeitig ſchöne Talente zeigte und den ſie über alles liebte, zweckmäßigen Unterricht ertheilen zu laſſen. Sie war aber noch nicht lange in der Stadt, als ihr ein Schneidermeiſter, ein ehemaliger Geſelle ihres Vaters, ſeine Hand antrug. Dieſer Mann, Meiſter Hafermehl, hatte kurz vorher ſeine Frau durch den Tod verloren und ſie hatte ihm einen Sohn hinterlaſſen, welcher mit Wilhelm Heilmann faſt in gleichem Alter war. Meiſter Hafermehl glaubte in der Witwe Heilmann die rechte Frau für ſeinen Haushalt, die rechte Mutter für ſeinen Eduard gefunden zu haben. Frau Heilmann erblickte in dem Anerbieten des braven Schneidermeiſters einen Wink der Vorſehung, ſie und ihren Sohn gut zu verſorgen; denn Meiſter Hafermehl war ein wohlhabender Mann und hatte eine große Kundſchaft. Sie heirathete ihn, und Wilhelm und Eduard wurden wie Brüder erzogen. Sie beſuchten zuſammen das Gymnaſium und genoſſen ſonſtigen Unterricht, denn Meiſter Hafermehl ſparte nicht, wenn es galt ſeinen Söhnen, auf die er ſtolz war, eine gründliche Bildung zu verſchaffeu. Er gab nicht nur ſeinem eignen Sohne keinen Vorzug vor Wilhelm, ſondern es war ſogar offenbar, daß er den Letztern vorzog. Wilhelm war aber auch wirklich ein liebenswürdiger Junge; zart und ſchmächtig gebaut, mit ein Paar hellblauen Augen und blonden Locken, hätte er für einen Liebesgott gelten können. Er lächelte alle Menſchen an und hatte ein ſo zuvorkommendes geſchmeidiges Weſen, daß ihm Jedermann gut ſein mußte. Er errieth die geheimſten Wünſche ſeines Stiefvaters und ſeiner Mutter und ſchmeichelte ſich durch allerlei Liebesdienſte in die Gunſt des Schneidermeiſters. Dazu kam, daß er geradezu der talentvollſte und fleißigſte Schüler des ganzen Gymnaſiums war, die glänzendſten Fortſchritte machte und ſeinen Bruder Eduard weit hinter ſich zurückließ. Dieſer war ein ſtiller verſchloſſener Knabe, fleißig und ordentlich, der das Seine lernte, ohne ſich auszuzeichnen; auch war er nicht hübſch. Die Bevorzugung ſeines Stiefbruders ertrug er ſtill; doch ſchien ſie ihn manchmal zu ſchmerzen. Es traf ſich nicht ſelten, daß Wilhelm, der mit der ihm angebornen Kunſt ſich einzuſchmeicheln, auch die Gabe der Ueberredung verband, den armen Eduard zu dummen Streichen verführte und, wenn ſie üble Folgen hatten, geſchickt den Kopf aus der Schlinge zu ziehen wußte, ſo daß Eduard den Handel immer allein ausbaden mußte. Allein niemals verrieth dieſer den Anſtifter. So trug Wilhelm auch den Ruf eines geſitteten, muſterhaften Jünglings vor Eduard voraus. Beide waren faſt zur Univerſität reif, als das bösartige Nervenfieber ihre Aeltern in einer Woche hinraffte und zwar ſtarb Meiſter Hafermehl zuerſt und ſo ſchnell, daß er keine Verfügung über ſein Hab' und Gut treffen konnte. Eduard war ſonach im Beſitz eines nicht unbeträchtlichen Vermögens, aber Wilhelm war blutarm. Die beiden Jünglinge erhielten Vormünder. Wilhelm gerieth in Gefahr, aus Mangel an Mitteln ſeine Studien nicht fortſetzen zu können, und Eduard beſtürmte vergebens ſeinen Vormund, den Halbbruder von ſeinem Vermögen zu unterſtützen, wie ja doch offenbar des verſtorbnen Vaters löbliche Abſicht geweſen ſei. Sei es, daß der Vormund dies nicht mit ſeiner Pflicht vereinbar fand, ſei es, daß er, mit geiſtigem Scharfblick begabt, Wilhelm nicht gewogen war; dieſer erhielt keine Unterſtützung aus dem Nachlaſſe ſeines Stiefvaters. — Nun hatte ſeine Mutter in der Zeit, als ſie ſich als Kleider-

macherin ernährte, Bekanntſchaft mit der braven Witwe eines Buchhalters gemacht, die ſich ihren und ihrer beiden Kinder Broderwerb durch Waſchen feiner Wäſche verſchaffte. Da ſie und ihre älteſte Tochter Friederike äußerſt accurat, pünktlich und ordentlich waren, ſo ließen die vornehmſten Herrſchaften bei ihr waſchen und ſie hatte keinen geringen Verdienſt. Frau Waitz — ſo hieß die Wäſcherin — war eine ſtille, ſittſame, nicht ungebildete Frau, und ihre Tochter Friederike ein charakterfeſtes liebes Mädchen, hübſch, wenn auch keine blendende Schönheit, gutmüthig und etwas ſchwärmeriſch. Mein Mann war der Bruder der Frau Waitz und ich alſo Friederikens Tante. Ich kann wohl ſagen, es hat ſie Niemand ſo genau gekannt, wie ich. Ihre Seele lag offen vor mir. Frau Hafermehl, Wilhelms Mutter, ſetzte die Freundſchaft mit der Familie Waitz bis zu ihrem Tode fort, und man kann wohl ſagen, daß die beiden Frauen ſehr innige Freundinnen geworden waren. Dadurch waren auch die beiden Halbbrüder Wilhelm und Eduard mit Friederiken bekannt geworden; jener gab ihr Unterricht im franzöſiſchen und leitete überhaupt ihre Lectüre, während der ſanfte Eduard, der vorzüglich viel Geſchmack an Muſik fand, ſie auf der Guitarre, auf dem Klavier und im Geſang unterrichtete. — Als nun das Hafermehl'ſche Ehepaar mit Tod abgegangen war, und Eduard durch die Strenge ſeines Vormunds ſich außer Stand geſetzt ſah, den hilfloſen und verzweifelten Wilhelm zu unterſtützen, klagte er der Freundin Friederike ſeinen Kummer; und dadurch veranlaßt kam unter dieſen edeln Menſchen folgender Vertrag zu Stande: Friederike verpflichtete ſich, mit Beiſtimmung ihrer Mutter den jungen Wilhelm Heilmann durch ihren Verdienſt ſo lange zu unterſtützen, bis er ausſtudirt und ſich eine ihn nährende Anſtellung erworben habe, und Eduard Hafermehl verſprach durch ein ſchriftliches Dokument die zu dieſem Zweck von Friederiken aufgewendete Summe ſogleich nach erlangter Mündigkeit an die Freundin zurückzuzahlen. Von dieſen Verhandlungen erfuhr Wilhelm nichts. Er ſah ſich plötzlich durch Frau Waitz, als er ſchon alle Hoffnung dazu aufgegeben hatte, in den Stand geſetzt, ſeine Studien fortzuſetzen. Gleich darauf rief das Vaterland ſeine Söhne unter die Waffen gegen die in Rußland von Gottes Hand geſchlagenen Franzoſen. Eduard und Wilhelm traten in die Reihen der freiwilligen Kämpfer, und der Letztere wurde von Friederiken equipirt. Obgleich nun Eduard einer der begeiſtertſten und tapferſten Soldaten im Feldzuge nach Frankreich war, ſo gelang es doch nur dem kühlen und ſchlauen Wilhelm durch ſein großes Talent und ſeine Geſchmeidigkeit ſich unter den Befehlshabern Gönner und Freunde zu erwerben, und ſo geſchah es, daß er als Officier aus dem Feldzuge heimkehrte, während Eduard Gemeiner geblieben war. Strahlend vor Wonne und jungfräulicher Friſche trat Friederike, die liebenswürdige Schwärmerin, den heimgekehrten Kriegern entgegen und reichte ihren beiden Freunden Lorbeerkränze, aber ihr Auge ruhte mit dem Ausdrucke begeiſterten Entzückens auf dem ſchönen Wilhelm, während ihr Mund für den unbedeutenden Eduard nur einen freundlichen Gruß hatte. Von dieſer Zeit an trat ein innigeres Verhältniß zwiſchen Wilhelm und Friederike ein; das Mädchen liebte den Jüngling mit ſchwärmeriſcher Glut, und der ſinnliche Wilhelm benutzte ſeine Macht über ſie nicht auf die edelſte Weiſe, doch entſchuldigte er ſich mit ſeiner Leidenſchaft. Dem armen Eduard ward aber dadurch der größte, ja ein unſaglicher Schmerz bereitet; denn er hatte Friederiken ſchon ſeit Jahren mit der tiefſten Innigkeit ſeines Gemüths geliebt, aber ſich niemals etwas von den ihn beherrſchenden Gefühlen merken laſſen. — Auf der Univerſität erwarb ſich Wilhelm bald

Digitized by Google

nicht nur die Zufriedenheit, ſondern die ſchmeichelhafteſte Auszeichnung der Lehrer. Er ſtudirte die Rechte. Eduard machte dagegen in ſeinen theologiſchen Studien nur geringe Fortſchritte, wandte ſich aber mit Liebe und Ausdauer dem Studium der Muſik zu, in welcher er bald bedeutende Reſultate erzielte. Beide Jünglinge wohnten zuſammen, und Eduard fügte ſich immer ſtillſchweigend der geiſtigen Superiorität ſeines brüderlichen Genoſſen, und hatte dabei ſtets den Schmerz zu ſehen, wie heiß Wilhelm von Friederiken geliebt wurde, während dieſer immer kühl und ruhig blieb. Beide Brüder gehörten der Verbindung der Burſchenſchafter an, und Wilhelm ſtand durch ſein bedeutendes Rednertalent und ſeine gewandte Feder bald an der Spitze der Verbindung. Er predigte und ſchrieb wüthenden Haß gegen Fürſten und Adel. Er war einer der ſchlimmſten Demagogen, und ſein großer Anhang erwartete nichts Geringeres von ihm als eine blutige Staatsumwälzung. Eduards weiche Seele dachte dagegen nicht an Mord und Haß; er ſchwärmte für Freiheit und Volkswohl und malte ſich das bevorſtehende Glück der Welt mit muſikaliſch-idylliſchen Farben aus. Viele der damals beliebten Burſchenlieder verſah er mit entſprechenden Melodien. — Durch Friederikens Gelder, die ſtets einige Wochen früher eintrafen, als nöthig, ſah ſich Wilhelm in einen gewiſſen Ueberfluß verſetzt; er dachte nicht daran, daß das ihn ſo heiß liebende Mädchen ſeinetwegen darbte und oft ganze Nächte durch arbeitete.

Nach Ablauf der Studienzeit machte Wilhelm ein glänzendes Staatsexamen und zog dadurch die Aufmerkſamkeit der Behörde auf ſich. Klug, wie er immer war, ließ er nichts mehr von ſeinen politiſchen Anſichten merken; wahrſcheinlich hatten ſie ſich auch geändert. Er mochte ſich als Demagog eine vortheilhaftere Carrière verſprochen haben; jetzt aber ſah er beſſer ein, wo ſein Vortheil lag. So gelang es ihm denn, dem Grafen v. Ellersdorf als Actuar in deſſen Civilgerichten empfohlen zu werden. Er erhielt die Stelle. Der Graf hatte ſchon von ſeinem Vater einen Proceß mit ſeinen Agnaten geerbt; der neue Gerichtsactuar bat ſich die Acten zur Anſicht aus und die Erlaubniß den Proceß führen zu dürfen. Seiner großen Geſchicklichkeit und Gewandtheit gelang es, binnen Jahresfriſt den Proceß zu Gunſten ſeines Patrons zu beendigen. Der Graf machte ihn zum Director ſeiner Gerichte und erbat ſich vom Könige den Titel eines Raths für Heilmann. Unterdeſſen hatte er Friederiken zum Altar geführt, ob aus Liebe, iſt faſt zu bezweifeln. Es ſcheint mir, er wollte ihr ſein Wort halten, um ſich in den Augen ſeiner Gönner keine Blöße zu geben, denn Jedermann wußte, daß ſie alle Mittel und Kräfte aufgeboten hatte, um ihn ſtudiren zu laſſen. Friederike brachte ihm ihr liebendes Herz; aber ſie ſah ſich zu ihrem großen Schmerz bald getäuſcht und von dem geliebten Manne vernachläſſigt. Der Dämon des Ehrgeizes hatte ſich ſeiner bemächtigt, und indem er ihn raſtlos vorwärts trieb, raubte er ihm allen Sinn für häusliches Glück. — Der Ausgang des Proceſſes hatte nämlich die Augen des Miniſters auf den jungen Rath gelenkt; Graf Ellersdorf und der Miniſter waren Freunde, und der Erſtere ſprach oft mit Stolz bei dem Letztern von ſeinem Gerichtsdirector. Der Miniſter ließ ſich Heilmann's Arbeiten vorlegen, und drei Monate ſpäter war Wilhelm referirender Rath im Büreau des Miniſters, und bald erkannte dieſer welch einen Schatz er an dem jungen Manne erworben hatte. Zu gleicher Zeit zog ihn Graf Ellersdorf in ſeine Familie und überhäufte ihn mit Beweiſen ſeines Wohlwollens. Eine jüngere Schweſter des Grafen ſtand zu jener Zeit in einer geheimen Herzensverbindung mit dem regierenden Fürſten. Niemand

durfte um dieſes Verhältniß wiſſen, aber Jedermann wußte darum. Gräfin Aurora fand Wohlgefallen an dem Rath Heilmann und empfahl ihn dem Fürſten. Auf dieſe Weiſe kam Wilhelm in perſönliche Verbindung mit dem Staatsoberhaupte und ſah ſich bald darauf mit einigen geheimen Aufträgen von demſelben beehrt, deren Ausführung große Gewandtheit, viel feinen Tact und ſtrengſte Verſchwiegenheit erforderte. Wilhelm entledigte ſich ihrer zur höchſten Zufriedenheit des Monarchen und ſah ſich königlich belohnt. Unterdeſſen war auch Eduard Hafermehl's Univerſitätszeit verſtrichen, und Wilhelm brachte ihn als Muſiklehrer in das gräfliche Haus. Graf Ellersdorf hatte nämlich noch zwei nicht erwachſene Schweſtern; er ſelbſt verheirathete ſich mit einer jungen Baronin v. Rennſtein, die ebenfalls eine Freundin der Muſik war und ſich noch in derſelben auszubilden wünſchte. Eduard erhielt eine ſehr angenehme Stellung und war faſt täglich in Wilhelms Hauſe.

(Fortſetzung folgt.)

Badeleben.

II.

Carlsbad, den 5. Juni.

In den erſten Tagen macht mir das Herumlaufen unter ſo viel hundert verſchiedenen Leuten, wie dies hier jeden Morgen zwei bis drei Stunden geſchehen muß, immer trübſelige Eindrücke. Warum? Man ſieht dieſelben Leute ſo oft, daß man volle Bilder von ihnen bekommt, Bilder, welche bis in das kleinſte Detail der Empfindungen und Geiſtesthätigkeiten ausgeführt ſind, auch wenn man kein Wort mit den Leuten ſpricht. Man hört ſie ſprechen, man ſieht ſo gar viel unſcheinbare aber doch beredſame Aeußerungen, und man wird betroffen von der unabweislichen Bemerkung: die Menſchen ſind doch entſetzlich verſchieden! Welche Stufenfolge abwärts und aufwärts! Und oft in demſelben Stande! In welchem kleinen Kreiſe hat dort der kleine runde Weltgeiſtliche ſein Genüge, ſein vollſtändiges Genüge; wie ſicher iſt daneben der evangeliſche Pfarrer ſeiner Ueberlegenheit, und wie unzweifelhaft iſt er in der Unumſtößlichkeit und Vollſtändigkeit ſeiner Formeln; gottſeligen Mitleids betrachtet er den vorüberrauſchenden Weltmann, deſſen Kreis im Genüge der Eitelkeit abgeſchloſſen iſt. — Lage, Erziehung, Anlage wie tyranniſirt ihr den Menſchen, dergeſtalt daß er auch nicht mehr in Wünſchen über ſich hinaus kann! Und Jeder von uns meint ein vollſtändig Leben zu haben! Allah iſt groß! Dies naive Wort des Muſelmanns ſchließt jede Gedankenreihe.

Ein Orkan ſoll uns alle aufrollen, in die Lüfte ſchleudern und zerſchmettern, uns alle die wir vom Mühlbrunnen hinabwandeln bis zum Poſthofe, uns viele Hunderte, von denen jeder eine ausgegildete Welt in ſich trägt, jeder ſich unerläßlich dünkt für einen Lebenskreis — was iſt's, wenn wir verſchwunden ſind? Die Allgemeine Preußiſche Zeitung meldet's in drei Zeilen und fügt eine beruhigende Zeile zu, und ſo und ſo viel Familien weinen eine kurze Zeit, empfinden's eine längere, nächſtes Jahr ſchon iſt's eine Curioſität, die den Chroniſten und den Naturforſcher allein noch beſchäftigt.

Den 6. Juni.

Dieſe mannigfachen Urtheile der mannigfaltigſten Menſchen aus allen Theilen des Vaterlandes, welche ich hier täglich vernehmen kann über Bücher und Kunſtwerke ſind gar lehrreich. Erſtens zeigen ſie, daß das Publikum immer noch eine

ganz andre Literatur hat als der Literat und die Literaturzeitung. Man ſollte es nicht für möglich halten! Die Zeitungspolemik über literariſche Dinge wird geleſen und läßt ſo gut wie gar keinen Eindruck zurück. Dergleichen bleibt dem Leſepublikum, ſogar dem beſſeren, eine abſtrakte Angelegenheit, eine Theorie, an der es vorübergehn könne. Es fragt nach Thaten, nach Büchern, nach Stücken. Ja ſelbſt bei Büchern unterſcheidet es ſtreng, und die beliebten geſammelten Kritiken und Aufſätze, aus denen ein Drittheil neuerer Bände beſteht zum Schrecken der Buchhändler, ſie ſind dem Publikum keineswegs Bücher. Ein Buch ſoll eine ſelbſtändige einige That ſein. Nur mit einem ſolchen Buche macht der Autor den Eindruck, welcher einen Namen verbreitet und dauernd macht. Deshalb ſind zwei Drittheile unſrer Zeitungsautoren, die ſich längſt für überaus bekannt erachten, im großen Publikum vollkommen jungfräulich unbekannt. Dagegen hilft auch keine Beſprechung, kein Zeitungslärm. Die eigentliche Propaganda iſt eine ganz andere als die durch Kritik und Polemik: ſie iſt eine mündliche und briefliche. Es ſagt Einer dem Andern, was bei ihm eingeſchlagen hat, und ſolche Mittheilung glaubt Einer dem Andern unbedingt, dieſer Accent der Mittheilung iſt unnachahmlich. Hoffe Niemand auf Popularität, der nicht etwas geſchrieben hat, was wirklich in's Blut gegangen.

Zweitens zeigen die Urtheile, welche ich hier vernehme, daß es nächſt der ſchwer ernſten Schriftſtellerei, welche Herz und Nieren erſchüttert, nur noch eine überaus dankbare giebt, nämlich die komiſche. Publikum aller Sorten iſt erſtaunlich dankbar für alle Komik.

So lebt auch die vornehmſte Badegeſellſchaft immer von einigen komiſchen Geſchichten, und ein derartiger Erzähler iſt hier gepflegt wie der Mährchenerzähler unter den Orientalen. Leider kann ich Dir von den diesmal graſſirenden kaum eine wirkſame mittheilen: die natürlichen Umſtände der hieſigen Brunnenkur ſpielen diesmal eine ſo vorherrſchende Rolle, daß der Schriftſteller nur einen ſehr vorſichtigen und ſchüchternen Gebrauch davon machen könnte. — Auch die diplomatiſchen Züge ſind ſehr beliebt. Unter anderen einer von Metternich: Der preußiſche Geſandte Hatzfeld war von Wien abberufen und durch einen neuen erſetzt worden. Nachdem dies ſchon ſeit Wochen ſtattgefunden, erhält man plötzlich in Berlin noch eine diplomatiſche Depeſche mit dem Hatzfeld'ſchen Siegel. Du weißt, daß im diplomatiſchen Verkehr das Oeffnen der Briefe durch neugierige Höfe gäng und gäbe geweſen, vielleicht noch iſt. Zu dem Ende führte man immer die betreffenden Siegel in Petto, um wieder ordentlich zu verſiegeln. Diesmal hatte ſich nun der Verſiegler in der Zeit geirrt und ein Petſchaft aufgedrückt, welches durch Hatzfeld's Abreiſe ein unzeitgemäßes geworden war. Das findet man denn doch in Berlin zu naiv und befiehlt dem preußiſchen Geſandten, energiſche Beſchwerde einzulegen. Für dieſen Zweck verfügt ſich dieſer zu Metternich, und hält eine ſehr ernſthafte Rede und zeigt das Corpus delicti vor. Metternich betrachtet dies ſehr genau, ſchweigt lange und ſagt endlich, indem er den preußiſchen Geſandten ſanftmüthig anblickt: Sehen Sie, mit ſolchen Viechern muß ich nun regieren!

Man verwundert ſich ſehr, daß der feine Fürſt Metternich einen ſo feiſten Provinzialismus wie „Viecher" gebraucht haben ſoll.

Ein Geſpräch zwiſchen dem verſtorbenen Könige von Preußen und einem Ungar gehört zum Karlsbader Archivſchatze. Die Seelenruhe des Ungarn Großen oder Fremden gegenüber iſt bekannt. Der König begegnet auf einem Spaziergange einem ſolchen Ungar, der auf einer Bank ſitzt, ſeine Pfeife und die Ausſicht genießt und keine Notiz nimmt von dem im Civilfrack neben ihm ſtehenden Könige. Wer ſein? fragt der König in der ihm eigenen kurzen Weiſe — „Ungar!" erwiedert

Digitized by Google

der Schmauchende. — Mich kennen? fragt er weiter — „Nein. Polizei?“ — Nein; König! — „Gratulire!“

Uebrigens ſoll eine Unſchicklichkeit der Behörde Carlsbad damals um die Gunſt des Königs von Preußen und dadurch wahrſcheinlich um den wiederkehrenden Beſuch, deſſen ſich ſpäter Teplitz zu erfreuen hatte, gebracht haben. Die Behörde nämlich hat unbegreiflicherweiſe in einer verwunderlichen Anwandlung von demokratiſchem Sinne die gebräuchlichen vier Gulden Kurtaxe vom Könige einfordern laſſen. Derlei Rückſichtsloſigkeit auf königlichen Stand liebte Friedrich Wilhelm nicht.

Ueberhaupt wird dieſem Badeorte wunderliches Unglück mit Potentaten nacherzählt. So mit Marie Louiſe, als ſie prächtige Kaiſerin Frankreichs und vor dem ruſſiſchen Feldzuge einmal in Carlsbad geweſen. Die Stadt hat es denn nicht an allen möglichen und üblichen Ehrenbezeigungen fehlen laſſen, darunter des Abends nicht an einer Illumination. Die Kaiſerin wohnt am Markte in den zuſammenhängenden großen Häuſern zum weißen Löwen und öſtreichiſchen Wappen, denen das Rathhaus gegenüber ſteht, und als dies in voller Erleuchtung in ihre Fenſter ſtrahlt, tritt ſie an's Fenſter, um die Illumination zu betrachten. Was leuchtet ihr entgegen? Das Lilienwappen in blendender Pracht!

Gut öſtreichiſche Städte hatten keine Veranlaſſung gehabt, das neue Wappen eines franzöſiſchen Kaiſerthums, welchem Oeſtreich fortwährend Todfeind geweſen, anzuſchaffen. Das Bedürfniß eines Wappens meldet ſich plötzlich und der Kreishauptmann iſt entweder — und dies iſt das Wahrſcheinlichſte — kein beſondrer Hiſtoriker und Heraldiker und giebt nur im Allgemeinen Befehl, das franzöſiſche Wappen, von alter Zeit vorräthig, zu rüſten, oder er iſt Schmeichler und will ſeine legitime Kaiſerstochter mit dem alten legitimen Wappen des franzöſiſchen Herrſcherthums erfreuen zum Zeichen, daß die Napoleoniſche Herrſchaft legitim ſei. Kurz, Marie Louiſe hat ſich erſchreckt und ungnädig abgewendet und der Stadt für immer den Rücken gekehrt. Sie ſoll dies verhängnißvolle Vorzeichen nie vergeſſen haben und dieſer Mißgriff, an welchem die gute Stadt ſo unſchuldig wie ein neugeboren Kind, ſoll ihr in der Familie Marie Louiſens nie vergeſſen worden ſein.

Vielleicht liegt dies ganze Weltgeſchick, ſagte ein ausgetrockneter Fataliſt, an einem der ſonſt ſo geſchickten Carlsbader Tiſchler, welcher nicht fertig geworden iſt mit dem Lattengerüſt zum Napoleoniſchen Adler. — Jedenfalls hat die ſonſt ſo melancholiſche Herzogin von Angoulème, die ſpäter oft nach Carlsbad gekommen, mit einer gewiſſen Genugthuung gelächelt, als man ihr den Vorfall erzählt hat. In ihr Leben trauriger Wunder hat auch dies wunderbare Vorzeichen gepaßt.

Den 7. Juni.

Das Geſpräch der Saiſon kehrt immer zurück zu: Schutzzöllen und Rußland, und zwar ſind die Anſichten ziemlich gleichlautend. Die Staatsmänner und die Profeſſoren werden immer einſamer mit ihrer abſtrakten Handelsfreiheit, und können an einem ſchönen Morgen das Wunder erleben, ſich auf einer wüſten Inſel erwacht zu ſehn. Du weißt, daß ich mir hierüber kein Urtheil zutraue und, ſo gut man's kann, unparteiiſch zuhöre und zuſehe. Eine ähnliche wüſte Inſel entſteht für die Fürſtenfamilien, welche mit Rußland harmoniren: die Stimmung in dieſem Betrachte klingt faſt ſo entſchieden wie 1813 gegen Frankreich.

Eine allgemeine Heiterkeit erweckte es, als heute vor dem „Elephanten“ von einem Kurgaſte erzählt wurde, er habe nach Sue's Myſtères gefragt, und die Antwort erhalten: ſie ſeien verboten. Solch einem Buche gegenüber, das von Millionen geleſen iſt, klingt das Wort Verbot doch gar zu wunderlich. Wir betrach-

Digitized by Google

ten's wie ein Naturereigniß in der literariſchen Welt, als ein Ereigniß, welches man als moraliſch oder unmoraliſch nicht zu klaſſificiren weiß, und der Polizeiverſtand, welcher im herkömmlichen Stile „Nein!“ dazu ſagt, wirkt deshalb ſo ungewöhnlich.

Außerdem ſpielt der berühmte Liebich, obwohl er perſönlich nicht hier zugegen iſt, wiederum eine Hauptrolle. Jedermann erwartet von ſeinen chemiſchen Forſchungen eine vollſtändige Reform der Medizin, und beſonders ſeine neuen Data über Ernährung reißen den tiefſinnigen Hypochondern das letzte Bret unter den Füßen hinweg. Ein ganzes Lebelang habe man ſich getäuſcht mit Weisheit und Diät, Bouillon ſogar, die gefeierte, ſei nicht nahrhaft! Der Zuſtand wird gefährlich. Liebich's Reſultate nämlich ſind noch nicht zuſammenhängend und noch nicht in logiſcher Folge für Anwendung dargeſtellt, die Aengſtlichen hüpfen alſo nur mit einem Beine bloßer Bemerkungen umher, und ſetzen mit ihrem frechen Zweifel die Aerzte und die alte Diät in Verzweiflung. Darin nur vereinigt ſich Alles: Liebich möchte einmal hierherkommen, möchte dieſe ſo ſtarken und wichtigen Quellen in genaue Betrachtung ziehn, und ein neues Regime dafür errichten.

Den 8. Juni.

Die Generation der Freiheitskriege lebt immer noch! Und es bleibt eine ſchöne Generation. Sie haben ſo viel friſche Luft in jener Jugendzeit eingeathmet, daß ſie Friſche behalten für ihr ganzes Leben. In Carlsbad giebt's einen tüchtigen Stock jener alten jungen Preußen, welche alljährlich zum Sprudel wiederkehren, um die gereizte Leber zu erquicken. Da ſprudelt es denn ſtets von Kriegserinnerungen, und es finden ſich immer neue Zuhörer für die alten Geſchichten. Natürlich iſt Blücher ſtets der Mittelpunkt, und ich erfahre ſtets etwas Neues über dies naturaliſtiſche Genie. Zum Beiſpiele daß er, der ſonſt ſo wüſt zu leben und beſonders zu ſpielen pflegte, im Felde vollkommen mäßig und regelmäßig geweſen ſei. Kein Würfel ſei angerührt worden, ſobald der Feldzug begonnen habe. Er habe ſich ſtets genau und durch alle möglichen Hilfsmittel, die literariſchen eingeſchloſſen, unterrichtet, er ſei furchtbar ſtreng und von einer bewundernswürdigen Ruhe geweſen. Seine Strenge, beſonders gegen zweifelhafte Tapferkeit gerichtet, habe Manchen in den Tod getrieben. Ein Officier zum Beiſpiele hat nur aus reinem Eifer und nicht in officieller Aufgabe Plänkler an die gefährlichſten aber wirkſamſten Punkte gebracht, und kommt von dieſer Luxusthat durch die Getraidefelder allein zu ſeinen Leuten zurück. Auf dieſem Rückwege ſieht ihn Blücher, der die Veranlaſſung nicht kennt und ihn mit den beleidigenden Worten anruft: wie er als preußiſcher Officier ſo nichtswürdig dem Feuer entweichen könne! — Der Officier iſt dadurch ſo außer ſich geſetzt, daß er kein berichtigendes Wort ſucht, ſondern ſtracks umkehrt und gerade hinein läuft in das Feuer der Franzoſen, den augenblicklichen Tod ſuchend und findend.

Vor Paris werden die Abgeſandten Napoleons und die Abgeſandten der Bourbons gleichzeitig bei ihm gemeldet, und er hat die Malice die einen von links, die andern von rechts in daſſelbe Zimmer vor ſich führen zu laſſen. Natürlich ſind ſie in der größten Verlegenheit. Blücher betrachtet ſie rauchend, und ſteht dann auf, als wollte er eine große Rede halten. Er fängt auch ganz pathetiſch an: Mon maitre et mon roi — dann wendet er ſich lächelnd zu Gneiſenau und fügt hinzu: Gneiſenau, ſagen Sie den Kerls das Uebrige!

Die Tabakspfeife hat in früheren Zeiten, wie es ſcheint, immer zum Reitergeneral gehört. Ich erinnere mich, daß mir der alte und als verwegen tapfer bekannte General Sohr in Swinemünde von einem Reitergeneral erzählte, der die

Digitized by Google

lange Friedenspfeife des nördlichen Deutſchland, Stettiner Spitze und Porzellankopf, durch alle Feldzüge beibehalten, und aus dieſem langen Inſtrumente ſchmauchend vor den Feind gerückt ſei. Ein Gleiches wurde diesmal von Seidlitz, dem Reiterhelden des ſiebenjährigen Krieges erzählt, nur hat Seidlitz praktiſcher aus kurzem Stummel geraucht. Bei Roßbach hält er mit ſeinen Reitern Angeſichts der franzöſiſchen Kavallerie, welche auf einem Hügel hält, die Pallaſche bereits gezogen hat, und jeden Augenblick des Angriffs oder Kommando's gewärtig iſt. Seidlitz aber ſchmaucht unbekümmert, und läßt keinen Säbel ziehn. Auf einmal wirft er ſeine Pfeife hoch in die Luft, kommandirt „Blank gezogen! Vorwärts!" und macht wie der Sturmwind jenen berühmten Angriff, der Alles vor ſich niederwarf.

Unter den Vertretern dieſer Generation von 1813 war auch ein geprüfter Rechtsgelehrter, der mich über das öffentliche und mündliche Verfahren beruhigt hat. Du weißt, daß ich immer nicht über den Gedanken hinweg konnte, mit der Zeugenſchaft könne viel Mißbrauch getrieben werden. Inſofern nämlich: Ein unbeſcholtener Mann iſt in der Lage, Zeugniß ablegen zu müſſen vor öffentlichem Gericht. Dies Zeugniß iſt nachtheilig für den Angeklagten und dieſer Angeklagte iſt ein ſchlechter Menſch, der ſich um jeden Preis retten oder rächen will, und der auch die perſönlichen Verhältniſſe des unbeſcholtenen Zeugen kennt. Was ſteht ihm zu Gebote? Mit einiger Geſchicklichkeit verdreht er die perſönlichen Verhältniſſe des Zeugen zu giftigen Verleumdungen, welche die zarteſten Beziehungen bloßſtellen und in ein bedenkliches Licht ſtellen — vor aller Welt.

Jener Rechtsgelehrte nun verſicherte mir, dergleichen Ungebühr werde mit leichter Mühe niedergeſchlagen, und hafte um ſo weniger, je öffentlicher es erledigt werde. Es ſei Dergleichen viel gefährlicher beim geheimen Verfahren, aus welchem es doch auskomme unter die Leute und ohne hinreichende Widerlegung auskomme. Er habe im Anfange ſeiner Laufbahn in den alten preußiſchen Provinzen und dann erſt viele Jahre am Rheine gearbeitet, er kenne alſo beide Verfahrungsweiſen, und gebe der öffentlichen und mündlichen unbedingt den Vorzug. Die Ermittelung des Thatbeſtandes ſei bei dieſer letzteren unvergleichlich vollſtändiger.

Der berühmte Vertheidiger des alten Verfahrens in der ſächſiſchen Kammer, Miniſter Könneritz, eine ſehr ſchöne, vornehme Erſcheinung — Thiers würde ungefähr ſo ausſehn, wenn er etwas höher gewachſen und ſchöner und ohne Brille wäre — ging eben an uns vorüber. Wenn ſich die Herren ſprechen, — und das kann leicht geſchehn, da ſich auch der Miniſter hier in keiner Weiſe abſchließt — ſo können ſich ein Paar ausgebildete Gegenſätze nahe und ausführlich betrachten und vielleicht vereinigen. Das iſt ein Hauptvortheil des Badelebens: es bringt die verſchiedenartigſten Stände und Menſchen nahe aneinander.

Nachrichten.

Berlin, den 5. Juli. Da ſich in dieſer Woche hier gar nichts Bedeutſames ereignet hat, ſo will ich ohne weiteres zum Theater übergehen und von einem Schauſpieler ſprechen, von dem bisher wenig geſchrieben und geredet worden iſt, der es aber im höchſten Grade verdient, daß man ihm Aufmerkſamkeit und Intereſſe ſchenkt. Dieſer Schauſpieler iſt Hoppé aus Braunſchweig. Er gehört unſtreitig zu den erſten Künſtlern, welche gegenwärtig die deutſche Bühne aufzuweiſen hat. Die Darſtellung ſeines „Nathan" hat mich bis auf das Höchſte entzückt und mir einen Genuß gewährt, wie dies ſeit Seydelmann in dieſer Rolle nicht geſchehen iſt. Bis auf das Kleinſte und Anſcheinlichſte iſt die Darſtellung dieſes Charakters eine vollendete zu nennen. Hoppé iſt der erſte wieder, der nach Seydel-

mann die außerordentliche Grazie, welche über dem Weſen des morgenländiſchen Weiſen ausgegoſſen liegt, vollſtändig und ganz aufzufaſſen und wiederzugeben verſtanden hat. Wie ſich ein Paradiesvogel auf dem üppigen Blatte einer Palme wiegt, ſo weiß Hoppé die Weisheit dieſes Nathan auf den Worten Leſſing's wiegen zu laſſen. Er iſt wie der verkörperte weſtöſtliche Divan Goethe's; alle Schönheit des Lebens athmet darin. Wie Hoppé dieſen Nathan giebt, ſo erſcheint er einem wie ein friſches, helles Waſſer, aus welchem die ſchönſten Empfindungen, die herrlichſten Gedanken wie duftige Blüthen in die Höhe ſchießen, um ſich auf der Oberfläche der Fluth zu ſchaukeln. Es iſt etwas Großes um einen bedeutenden Schauſpieler; ich habe das bei Hoppé wieder auf's neue herausgefühlt. Es iſt erſtaunenswerth was er für eine Macht beſitzt die ganze Seele, den ganzen Geiſt in den Himmel oder in die Hölle eines Gefühls, einer Empfindung, eines Gedankens hineinzubannen. Während des ganzen Stückes hat Hoppé durch ſein Spiel mein volles Leben ſo in Anſpruch zu nehmen gewußt, daß ich wie bezaubert dageſeſſen. Ich war wirklich da, im Morgenland, ich hörte die hohen, ſtolzen Palmen rauſchen, die ſchlanken Minarete ſah ich gen Himmel ragen, und die Muſelmänner mit den langen Pfeifen waren mir ſo bekannt, als wenn ich mit ihnen aufgewachſen wäre, und Verſteck, Mohrenhaſchen und Roſenkönig mit ihnen geſpielt hätte. Ich kannte die Straßen ordentlich, die Häuſer, die Gärten, die Plätze, die Waſſerkünſte. Es kam mir vor, als wär' ich ein ſchnippiſcher, naſeweiſer Junge geweſen, der dem Nathan oft nachgelaufen, Geſichter geſchnitten und „Jüd Jüd" nachgerufen. Ich war nur eine lange Zeit nicht dageweſen in dem guten Jeruſalem, nun war ich unterdeß klug und verſtändig geworden, und ſchämte mich meiner Gaſſenbubenſtreiche, als ich nun den Nathan wiederſah und reden hörte. Wahrhaftig, den ganzen Abend habe ich ſo mich in das Gedicht hinein träumend in der Parquetloge geſeſſen. Karl Beck muß es eben ſo ergangen ſein, denn er ſaß neben mir, ganz ſo vertieft wie ich. Erſt als das Stück zu End' und wir hinausgingen, kamen wir zu uns, und wurden gewahr, daß wir die ganze Vorſtellung über kein Wort gewechſelt, nicht einmal im Zwiſchenakt. Es wurde uns beiden recht klar, was das Talent für eine Macht iſt. Hoppé iſt übrigens ein Mann im ſchönſten, blühendſten Alter des Lebens; er zählt einunddreißig Jahre. Sein Aeußeres iſt ſchlank und angenehm, ſein Auge von einem wunderbar herrlichen Ausdruck und ſein Organ eines der ſchönſten, das ich gehört habe. Da er ſein Gaſtſpiel fortſetzen wird, werde ich Gelegenheit finden auf ihn zurückzukommen, worauf ich mich ſehr und von Herzen freue. — Daß Karl Blum in dieſen Tagen ſchnell und plötzlich geſtorben, iſt außerdem noch das einzige Bemerkenswerthe. Er war ein Mann von vielen Talenten; er war Dichter, Sänger, Zeichner, Komponiſt und Gourmand zugleich. Er war im Stande ſich einen guten Text zu ſchreiben, ihn gut zu komponiren, ſich gute Dekorationen zu malen, die Sache gut in Scene zu ſetzen und gut zu ſingen; zuletzt konnte er ſich auch noch gut recenſiren im Hamburger Correſpondenten. Er hat viel gelebt und gehörte zu denjenigen Leuten, die immer Geiſt haben müſſen, um Geld zu haben, und immer Geld, um Geiſt zu haben.

Feodor Wehl.

Aus München. Künſtlerbrief: Als ich nach München kam war noch alles über die belgiſchen Bilder in Bewegung, unſer liebes Malervölklein konnte und mochte die allerdings mächtige Anregung, die dieſe Werke an einem Platze, wo man die Oelmalerei in dieſem Maßſtab faſt gar nicht kennt, hervorbringen mußten, nicht verläugnen, die ſich denn auch in heftigen Hin- und Herreden kund that. Wenn man nun einerſeits gerne zugeſtand, daß wir in dieſem Genre nichts ähnliches entgegenzuſetzen haben, und daß hier in Bezug auf Technik ſehr viel zu lernen ſei, ſo wurde auf der andern Seite mit Grund geltend gemacht, daß die Kompoſition ſehr, ſehr viel zu wünſchen übrig laſſe, daß ſich zunächſt in beiden Bildern die Handlung ſelbſt keineswegs mit genügender Klarheit ausſpreche, daß überhaupt hier das poetiſche Element faſt nur in der Farbe ſtecke, — daß man von den Bildern in letzterer Beziehung lernen wolle darüber war man einig. — Bald nach meiner Ankunft ſah ich hier Cartons von Schwind aus Wien, der ſeiner Zeit auch in der Nähe von Leipzig Werke ausgeführt hat, die mich mit wahrem Stolze auf unſre deutſche Schule erfüllten. Sie waren urſprünglich für die neue Trinkhalle in Baden-Baden beſtimmt, werden aber nicht ausgeführt, dem Vernehmen nach weil Hr. v. Schwind kein Talent zum Hofmann hat. Es war in dieſen einfachen Zeichnungen eine Grazie, ein Sinn für Schönheit und Anmuth, ein Verſtändniß der Ruhe in der Bewegung, wie ſie nur die Antike kennt, dabei eine Ideenfülle und Feinheit der Charakteriſtik, eine Heiterkeit des Gemüths, die mich entzückten. Schmelzen Sie alles, was die Franzoſen und Belgier in neueſter Zeit in dieſem ſtrengen höhern Stil geleiſtet haben, zuſammen, ſo wiegt es einen ſolchen Carton noch nicht auf! Und doch ſchreien wir wie Kinder beſtändig nach dem Fremden. Es iſt dies Mode

Digitized by Google

und Oberflächlichkeit, gepaart mit unſrer alten Unterthänigkeit vor jeder fremden Produktion, und leider laſſen ſich ſelbſt die beſten und ſchärfſten Geiſter oft in einzelnen Stücken von dieſen uns leider angebornen Fehlern verführen. — Hätten die Franzoſen zufällig einen Cornelius, Kaulbach, Genelli, Schwind hervorgebracht, wir würden ſie über alle Maßen verehren, leider haben ſie aber das Unglück Deutſche zu ſein. — Unſer deutſcher Adel ſpricht nur franzöſiſch, unſre Damen kleiden ſich nach der Pariſer Mode, unſre Zeitungen berichten über die Beſetzung von Otaheiti viel genauer als über das was unſer Recht und unſre Ehre angeht, auf der Porte St. Martin wird kein miſerabler Witz gemacht, ohne daß deutſche Narren darüber lachen, unſre Wohlthätigkeit braucht den Guſtav-Adolf zum Patron, unſer Verdienſt wird mit einem pour-le-mérite-Orden gekrönt, unſre Näthermädchen philoſophiren mit Bulwer und gehn in's Waſſer mit Marryat, und in Hamburg und Leipzig würde man ſich ſchämen, wenn man ſich für die engliſchen Fabrikanten nicht lebhafter intereſſirte als für die armen ſchleſiſchen Spinner, die man ſehr gemüthlich Hungers ſterben läßt. Wo ſoll denn das hinaus! Blos wenn man uns Freiheit der Preſſe, öffentliches Gericht, einigende Inſtitutionen, Erfüllung alter Verſprechen vorenthält, dann ſpricht man deutſch. Man möchte manchmal glauben, unſre Sprache ſei nur noch für allergnädigſte Erlaſſe an die getreuen und unterthänigſten Schulbuben da. Die Arme wird nur noch zum Verbieten gebraucht. — Im Zollverein, in der neuerwachenden Literatur, in der deutſchen Kunſt, deren Sitz ſo unbeſtritten hier in München iſt, in unſerm parlamentariſchen Leben, deſſen Vorkämpfer das kleine Baden iſt, haben wir nur einige nationale Momente, warum halten dieſe verſchiedenen Faktoren nicht zuſammen? Glauben Sie mir, dieſelben Leute, die Cornelius gering ſchätzen, lieben auch Trauerſpiele nicht, die ſo deutſch ſind als er. — Was übrigens das Oelmalen anbelangt, ſo prophezeihe ich Ihnen, daß wir in zehn Jahren die Andern alle eingeholt haben werden. Die reine Kompoſition iſt durch oftgenannten Meiſter und ihre Geiſtesverwandten ſo weit gebracht, daß wir Jüngere, ob wir wollen oder nicht, etwas anderes ſuchen müſſen. Beſſer denken, beſſer erfinden und zeichnen werden und können wir nicht, es bleibt uns alſo nichts übrig als beſſer zu malen, Sie können ſich daher darauf verlaſſen, daß es hier ſehr raſch vorangehen wird. Die Elemente ſind ſchon da, Riedel zum Beiſpiel iſt dem beſten Venetianer in ſeiner Farbe näher als irgend ein Franzoſe. Jüngſt war ein Bild von ihm hier, eine italieniſche Mutter am Meeresſtrand mit ihren Kindern, das an Reiz unvergleichlich war und ein kurz vorher gekommenes Bild von de Keyſer weit übertraf. Kinne, Flüggen, Simonſen, Geyer ſind vortreffliche Koloriſten im Genreſach, Diez entwickelt als Schlachtenmaler immer mehr ſein glänzendes Talent, desgleichen zeichnen ſich Lotze, Bürkel, Zimmermann und Morgenſtern im Landſchaftsſache durch Feinheit und Energie der Farben aus. Wenn man wenig große Oelbilder bei uns malt, ſo liegt dies blos daran, daß keine beſtellt werden und man ein derartiges Bild, das Jahre erfordert, nicht auf's ungewiſſe hin malen kann. — Doch zu was ſchwatze ich Ihnen vom Kunſttrödel, der mich mit ſeiner Ausſchließlichkeit ohnehin langweilt; man kann es hier in die Länge doch nicht recht aushalten, da man doch nicht den ganzen Tag von Malerei reden kann, ſonſt aber intereſſiren ſich die Leute für nichts. Die Schriftſteller hier ſind ziemlich geiſtlos, etwa die katholiſchen ausgenommen, die Schauſpieler intereſſiren mich nicht, außer Joſt und Dahn haben ſie nicht einmal Talent, und mit den Malern iſt wie geſagt nichts anzufangen, was nicht blau oder grün iſt.

Wir haben, ſeit ich Ihren Brief zu ſchreiben anfing (im Mai), einen ſehr ernſthaften Spektakel hier gehabt, der die Demolirung faſt ſämmtlicher Brauhäuſer zur Folge hatte. Doch das werden Sie in den Zeitungen leſen, nur einige Züge will ich Ihnen eben erzählen. Wir Maler haben in einem hieſigen Brauhauſe eine ſehr ſchöne Kneipe gebaut, in gothiſchem Stil, die in ihrer Art höchſt intereſſant iſt, bei dieſer Gelegenheit aber am meiſten ausgeſetzt war, weil ſie Parterre auf die Straße heraus lag. Als nun die wüthenden Pöbelhaufen auch vor dieſes Haus kamen, um es zu ſtürmen — Angeſichts eines Detachements Küraſſiere — ſo brauchte es blos der Bemerkung einiger von uns an die Rädelsführer, daß dies Lokal uns und nicht dem Brauer gehöre, um die Leute gleich ſagen zu laſſen: „Ah ſo das is was Anders wenn's den Molern g'hört." Das Brauhaus wurde nun ſo gründlich demolirt als die Andern, keine Scheibe, kein Stuhl blieb ganz — nur unſre geliebte Kneipe prangt in ſonnenhellem Glanze und vollkommen unverſehrt neben dem Bilde der Zerſtörung. Nun ſagen Sie mir noch einmal die Kunſt ſei hier nicht in's Volk eingedrungen! — dergleichen Züge will ich Ihnen von der hieſigen Bevölkerung eine Menge erzählen. Gewiſſe Ohren haben übrigens in jenen Tagen ſehr unangenehme Dinge hören müſſen; nichts von Allem aber war komiſcher als ein Feſtſpiel, welches im Theater zu Ehren der neuvermählten Paare und des Siegers zu Aspern — Erzherzog Karl — gegeben wurde

Digitized by Google

und welches natürlich von Phraſen der Volksliebe ꝛc. überfloß. Das Publikum hielt ſich ganz ſtill dabei, nur bei einer Stelle zu Ehren des Erzherzogs Karl und der Schlacht von Aſpern brach ein wüthender Beifallſturm los. Das Volksglück ſpielte weiter. — Auf einmal drang ein wüthender Pöbelhauſen in die Vorhallen des Theaters trotz Polizei und Allem, füllte die Luft mit wildem Geheul, und ein Handgemeng entſtand. Nun allgemeine Flucht im Theater, das Stück vom Volksglück mußte eine Viertelſtunde wieder ausgeſetzt werden, bis das Militair das Volk hinausgetrieben hat; endlich kann vor der haute volé wieder weiter geſpielt werden. Wir Zuſchauer aber wurden, kaum aus dem Theater heraus, auf dem Platz von Küraſſieren empfangen, die uns mit bloßem Säbel das Volksglück zu koſten gaben, ſo daß wir froh ſein mußten, wenn wir nur mit heiler Haut davon kamen.

Peſth, Ende Juni. Unſre belletriſtiſchen Zeitungen erſcheinen ſeit zwei Monaten ſchwarz umrändert. Die Petition des Leipziger Literatenvereins „wegen Journalnachdruck" ſoll Veranlaſſung dieſer allgemeinen Trauer ſein. Würde ein Bundesgeſetz zur nachdrücklichen Beſtrafung dieſes täglich mehr und mehr um ſich greifenden Uebels creirt, der größte Theil unſrer Ephemeriden müßte an Abzehrung untergehen. Die Exiſtenz des „Ungars", den Deutſchland freilich kaum dem Namen nach kennt, würde ſich ohne „Elegante", „Freimüthigen", „Charivari", „Köllner Zeitung", „Telegraph" u. ſ. w. kaum acht Tage friſten. Unſre armen Blätter waren nahe daran, aus Gram noch vor der Zeit dahin zu welken, da erſchien ein Theatergaſt und belebte das dürre Laub mit friſchem Saft aus ſeinen, im Hofburgtheater gepflückten friſchen Lorbeeren. Emil Devrient, das Schooßkind Deutſchlands, erfreute uns zwar leider nur mit einem ſehr kurzen, für die kritiſchen Debatten unſrer Thebaner noch immer genug langen, ruhmgekrönten Gaſtſpiel. Seit 1841 gaſtirt Devrient dahier zum dritten Mal, und wer dem Publikum und der Kaſſe dreimal ſo hoch willkommen, über deſſen Künſtlerwerth ſollte wenigſtens die Localkritik die dürftigen Akten geſchloſſen haben. Devrient konnte, wegen eingegangener Verpflichtungen, am 1. Juli in Wien ſein Gaſtſpiel fortzuſetzen, nur als „Rebin", „Wiburg", „Poſa", „Rudolf", „Landwirth" und „Ferdinand" vor dem hieſigen Publikum in einer raſchen Zeitfolge von ſechs Tagen erſcheinen; der Enthuſiasmus, hervorgebracht durch dieſes Gaſtſpiel, ließ die bekannten Vergötterungen ſeines Genies während der frühern Gaſtſpiele weit, weit zurück, und doch ſind unſre Ariſtarchen nicht im Klaren, ob Devrient zu den inſpirirten oder zu den ſtudirten Genies gehöre. Aehnliche Debatten formiren nun die ausſchließlichen Originalartikel unſrer Tagespreſſe. — Du grundgütiger Himmel! bei ſo viel Patriotismus ſo blutwenig Logik!! Wer in 6 Tagen 6000 Gulden Münze nebſt 84maligem, obligatem Hervorjubeln nach Scenen und Aktſchlüſſen erſchauſpielt, iſt genialer Eclektiker, und über jede Norm erhaben!

Der ſüddeutſche Buchhändlerverein hat ſich, einige 40 Firmen ſtark, in Stuttgart Mitte Juni unter Vorſitz von Heinrich Erhard verſammelt, und ohne die zahlreich Abweſenden dadurch binden zu wollen, ſich doch ſofort für jährliche Verſammlung zur Abrechnung in einer noch ein für allemal feſtzuſtellenden Stadt Süddeutſchlands (wohl Stuttgart oder Frankfurt) ausgeſprochen. Die gleichfalls angenommenen Statuten für den allgemeinen ſüddeutſchen Buchhändlerverein ſetzen jährliche Generalverſammlung und in der Zwiſchenzeit einen Ausſchuß aus 5 Mitgliedern feſt. Unter den für den literariſchen Verkehr wichtigen und auf deſſen Aufſchwung berechneten Beſtimmungen der Statuten ſind herauszuheben: Abſchaffung des Rabatts, gleichmäßige Reduction der Thalerpreiſe im geſammten Vereinsgebiete, Fixirung eines beſtimmten Preiſes bei der Bücherabgabe an Antiquare und Buchbinder — was etwas wie Innungszwang ausſieht, ſo verderblich auch hier die Verſchleuderung im einzelnen Falle wirken mag — Abſtellung des Mißbrauchs auf alte Rechnung das zu ſtellen, was erſt im neuen Jahre erſcheint, Beſchränkung der Preisherabſetzungen in den erſten drei Jahren des Erſcheinens eines Werkes auf die Fälle einer offenbaren directen Concurrenz, ſo wie der Ueberlaſſung von Werken an Antiquare vor dem dritten Rechnungsjahre nach Erſcheinen des Werks, Errichtung von Auslieferungslagern ſüddeutſchen Verlags an einem Hauptpunkte, und Einführung der Francatur aller Sendungen bis und nach dieſem Hauptpunkte. Ferner wird empfohlen die Gründung von Schiedsgerichten, eines Penſionsfonds für Buchhändlerwitwen, und die Vermittelung des Anſchluſſes von Oeſtreich an den ſüddeutſchen Buchhandel, baſirt auf eine in möglichſter Zeitkürze herzuſtellende Vereinigung von Augsburg und Stuttgart. Eine Verſammlung von etwa 50 Firmen hat am letzten Juni in Frankfurt dieſen Beſchlüſſen ſich angeſchloſſen, und vorläufig Frankfurt als Abrechnungsort feſtgeſetzt, auch ſofort daſelbſt ihre Abrechnung begonnen. — Dieſer wichtige Schritt ſüddeutſcher Buchhändler wird in materiellen Einzelintereſſen ſeine Rechtfertigung finden. Führt er zum vorgezeichneten Ziele, ſo ſpaltet er eine der wenigen gemeinſamen Vereinigungspunkte des deutſchen Geſammtvaterlandes, die Leipziger Buchhändlermeſſe wird

Digitized by Google

von einer allgemein deutſchen, dem europäiſchen Verkehre zugewendeten, eine norddeutſche, und der darum gruppirte Verkehr und Austauſch deutſcher Schriftſtellerwelt zerſplittert ſich. Natürlich heißt es vor der Hand, daß Leipzig wie für Norddeutſchland unter ſich, auch der gemeinſame Abrechnungsort zwiſchen dem deutſchen Norden und Süden bleiben ſolle.

Die Leipziger politiſchen Zeitungen ergreifen neue Mittel, der Theilnahme des Publikums zu genügen. Die Deutſche Allgemeine Zeitung legt nicht nur, wie erwähnt, vom 1. Juli ab als Beiblatt Sue's ewigen Juden in deutſcher Ueberſetzung bei, ſondern dieſe Zeitung eröffnet überhaupt damit beſondere literariſche und ſonſt artiſtiſche Artikel, wie ſeit Langem die Augsburger, die Preußiſche Allgemeine, die Cöllner Zeitung u. A. gethan. Die eigentliche Unterhaltungsjournaliſtik wird dadurch gewiß ſehr beeinträchtigt, da ein politiſches Blatt ſtets ein weiteres Publikum hat, einem ſolchen ſich natürlich die beſten literariſchen Kräfte zuwenden, und das alſo wohlverſorgte Publikum dann nicht nach der geſchloſſenen Unterhaltungs- oder richtiger bezeichnet, Bildungslektüre greift. In Frankreich und England exiſtirt dieſe Gattung der Journaliſtik in der bei uns eingebürgerten Auszeichnung denn auch nicht, da ſie in die Feuilletons der politiſchen Zeitungen übergeſiedelt iſt. So ſehr man ſich nun gegen dieſe Einrichtung ausſprechen muß, wenn die Zeitungen darüber die Politik ganz vergeſſen, wie dies zumal bei vaterländiſchen Angelegenheiten oft den Anſchein hat, und ſo lange verwaltungsmäßig beim Ertheilen der Conceſſionen die Lager ſo feſt abgetheilt ſind, daß kein Unterhaltungsblatt der Politik gedenken darf, und nun die politiſchen Blätter des Unterhaltungsſtoffes zugleich ſich bemächtigen wollen: eben ſo unumwunden iſt der mächtige Einfluß anzuerkennen, den ein näheres Vorführen der, zumal literariſchen und artiſtiſchen Bildungsintereſſen auf die erhöhte Theilnahme des großen politiſirenden Leſepublicums an ihnen ausüben wird. Allein einen veränderten Charakter würde unſre Bildungsliteratur dadurch annehmen. Dem Neuen, Pikanten, Oberflächlichen, und um des großen Publikums willen dem Gröblichen, wird ſie ſich zuwenden müſſen; der ſtill grabende Ernſt, eben ſo wie die leichte Grazie, das ungeformte Talent und der ſtarke geniale Drang, welche unſre Unterhaltungsliteratur von jeher als Bildungsſtätte deutſcher Schriftgrößen aufſuchten, ſie alle finden keinen Zugang zur Feuilletonliteratur, oder werden, wenn ſie ihn einmal gefunden, mit dem Tagesblatte vergeſſen, oder in ihm neben deſſen ſtarken Intereſſen des Augenblicks überſehen. — Die nicht officielle, aber officieuſe Leipziger Zeitung wird ſich dagegen etwas beſchleunigen, und des Nächſten ſchon am Abende vor ihrem Datum erſcheinen. Dieſes kleine Blatt bringt dem Lande jährlich 28,000 Thaler ein, freilich 12,000 Thaler nur allein aus den Inſertionen.

Fink's Geſchichte und Weſenheit der Religionen, ein ſtarker Band, welcher vor Kurzem erſchienen iſt, kann dem Publikum als eine gewiſſenhaft prüfende Schilderung empfohlen werden. Eine genaue Kenntniß der geſchichtlichen Entwickelung chriſtlicher Glaubensfragen wird heutiges Tages wieder gar ſehr nöthig, Kenntniß iſt Macht. Mehr als jemals wird es jetzt Noth zu wiſſen, welch eine Bewandniß es mit Formeln und Ideen habe, von denen alles Heil im Himmel und auf Erden abhängig gemacht werden ſoll. Fink gehört übrigens zu jenen Denkgläubigen, von denen der ſyſtematiſche Pietismus und Philoſophismus nichts wiſſen will, die aber doch in rationeller Einfachheit den chriſtlichen Urkunden näher ſtehn, als die Vornehmheit dieſer und jener Partei zugeben möchten. Das Buch iſt aus Vorleſungen entſtanden, welche Fink hier in Leipzig unter großer Theilnahme gehalten hat.

Puff! Ein deutſches Journal erzählt: Zwei Engländer auf der Jagd in Indien frühſtückend werden dabei von einem Tiger überraſcht. Sie überlaſſen ihm ihr Frühſtück und ziehen ſich zurück, wollen ihn aber doch fangen, da ſie ihn ſo eifrig mit ihrer Schöpſenkeule beſchäftigt ſehn. Was thun ſie? Sie ſtülpen eine Tonne auf ihn, und als ſie ihn darunter nicht länger erhalten können, ziehen ſie den Schwanz des Tigers durch's Spundloch, ſchlingen dieſen in einen Knoten, ſo daß ihn der Tiger nicht mehr zurückziehen kann und laſſen ihn nun lachend unter der Tonne fortrennen. — Dies wird in zwei eng gedruckten Spalten nicht als Puff ſondern als „höchſt glaubwürdiges Abenteuer" von unſerm Journale erzählt und ganz ernſthaft wird am Schluſſe zugefügt: „Wie koloſſal iſt doch Alles bei dieſen Engländern! wie pygmäenhaft nehmen ſich die Jagdabenteuer unſrer routinirteſten Jäger dagegen aus!" Nun, dafür legen wir eine koloſſale Kritik in die Wagſchale, wenn der Stoff nicht ausreicht für die Wochenlieferung des Journals. Gott ſchütze uns, wenn ein Engländer dieſe Probe unſers Verſtändniſſes findet!

Red.: **Heinrich Laube.** Verl.: **Leopold Voß.** Druck von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Hierbei: Die Mode № 28.

№. 28. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Ngr. 1844.

Moden.

Der Sommer in ſeiner Macht und ſeinem langen Tageslicht verbannt eine Zeit lang die Abendtoiletten, oder läßt ſie doch weniger nothwendig erſcheinen. Dagegen verlangt er die größte Rückſicht auf Promenadenanzüge und auf die Auswahl leichter Stoffe. Barège mit ſeinen vielen Nuancen iſt das Stichwort des heutigen Tages. Barège Taglioni iſt eine neuere Art, klein gegittert, mit hellblauen Streifen, wie Mioſotis. Sehr zu nennen ſind aber auch die echte indiſche Leinwand, Madras mit Baumrinde eingewebt, was einen ungemeinen Glanz verleiht, eingewirkte Foulards, ganz Seide. Dieſe ausgezeichneten Stoffe in unzerſtörbarem Farbenglanz können nie gewöhnlich werden, bleiben immer diſtinguirt. Italieniſche Taffte tragen ſich leicht und kühl im Sommer unb bewahren lange, trotz des Staubes and der Sonne, Glanz und Friſche. Dunkelblau, dunkelgrün, kaſtanienbraun ſind ſehr beliebte Farben für Seide. Zimmtfarbiger Nanquin wird zu Morgenüberröcken oft verwendet. Auf den ſeidnen Röcken trägt man ſehr viel Band-Rüchen, aber ſie ſind jetzt nur von ſchmalem Band gemacht. Was ihnen an der Breite abgeht, muß durch die Menge erſetzt werden. Drei, ja wol auch fünf Rüchen von jeder Seite bilden den Montant in Schürzenform und laufen fächerartig an dem hohen Leib vorn herauf, oder beſetzen den mit kleinen Klappen verſehenen Kragen. Das Band wird reich und verſchwenderiſch angebracht, auch will man es nicht mehr einfarbig, wenigſtens ombrirt muß es ſein, mit einem abſtechenden hellfarbigen Rande. Die jetzigen vielen abgepaßten Kleider, wo es unmöglich iſt, beliebige Ellenzahl zu erhalten, haben den Bandausputz oft nothwendig gemacht, nun gefällt er allgemein. Bei geſtreiftem Zeug ſieht man auch Röcke, wo nur bei der ſehr hohen, wenig reichlich genommenen Beſetzung die Streifen der Länge heruntergehen, bei dem oberen Theil des Rockes aber die Streifen der Quere genommen ſind. Bei feſtem Zeug, geſtreift oder quadrillirt, nimmt man auch wol den ganzen Rock ſchief, ganz über Eck. Die bunten Linons ſind für Geſellſchaftstoiletten ſehr reizend. Man beſetzt die vielfachen Falbeln darauf mit Spitzchen. Sehr reich nimmt ſich auch ein Beſatz aus, wenn man auf den Rock fünf Reihen von gezogenem Zeug ſetzt und durch jede ein breites Atlasband zieht und dieſelben entweder vorn herauf, oder an beiden Seiten, mit einer Schleife oder Knoten mit Enden ſchließt. Dieſe Kleider trägt man ſehr ausgeſchnitten, mit kurzen, auch gezogenen Aermeln und geſtickter Berthe in Valencienne. Mantelet in ſchwarzem Tafft mit gleichfarbigem, ausgeſchnittenen Sammt verziert, ſind für Morgentoiletten ſehr zweckmäßig. Außerordentlich gefällig ſieht ein Mantelet von Spitzen, oder broſchirtem weißen Blondengrund aus, hellroſa gefüttert, ſehr lang und hinten abgerundet, in der Höhe des Armes eingezogen und vorn in langen viereckigen Enden herunterfallend. Hinten mit zwei Spitzenfalbeln beſetzt, um den Hals und unten an den Enden nur mit einer. Daſſelbe in ſchwarz, mit lila, auch roſa gefüttert, ſieht ſehr gut aus. Was

man italieniſchen Kopfputz nennt, iſt eine ſehr reizende Haartracht. Das Haar muß von der Stirn bis zum Wirbel geſcheitelt ſein, dann flicht man von jeder Seite ſieben dreiflechtige Zöpfe, die jeder mit einer Schnur Perlen untermiſcht werden. Aus dieſen ſieben Zöpfen verfertigt man einen einzigen, deſſen Enden man rund in eine Locke zuſammendreht und dies an beiden Seiten mit zwei Nadeln mit goldnen Knöpfen befeſtigt, ſodaß die Nadeln in der Mitte der Locken ſtecken. Dann werden die Zöpfe breit gemacht und mehr nach dem Hinterkopf, als nach dem Geſicht zu gerundet. Das Hinterhaar wird ſechsflechtig, auch mit Perlenſchnüren untermiſcht, ungefähr einen Finger lang, breit geflochten, dann theilt man es in drei Theile, die Perlen mit, alle dieſe Theile werden in einen runden Knoten verſchlungen, der unten ſehr breit ſein muß und mit einer griechiſchen Nadel feſtgehalten wird. Man kann die gleiche Friſur, anſtatt der Perlen, mit Band herſtellen, was zur Farbe des Kleides paſſend ſein muß. Die Hüte mit einem Kopf von ſeidnem Zeug, der Schirm von genähtem italieniſchen Stroh ſind für Morgentoiletten in ſehr gutem Geſchmack. Der Kopf von königsblauem poult de soie und gezogen, der Schirm innen mit einer Guirlande von Kornblumen und Röschen verziert, an der Seite oben ein Roſenbouquet. Sehr bequem und fügſam, wie nicht minder elegant, ſind die Hüte, abwechſelnd von Stroh- und eingezogenen Tafftſtreifen gearbeitet, in weiß, ſowie in Couleur. Zu farbigen nimmt man gern ombrirtes Zeug, z. B. von citronengelb bis in weiß und mit einem gleichen Marabout, der auf der Spitze lila wird, geſchmückt.

Die Damenuhren, die ganz zurückgelegt waren, ſind durch die bequemen Chatelaines von Neuem in Aufnahme gekommen. Dieſe wieder ſo nothwendig gewordenen kleinen Zeitmeſſer, ſind mit Emaille ausgelegt und mit gothiſcher Verzierung rund herum verſehen. Man hängt Medaillons, Flacons, was man will und kann, mit ihnen zuſammen an, nur recht vielerlei. Auf den breiten Chemiſettes- und Manteletsnadeln von Emaille, mit Markaſit eingefaßt, ſind kleine allegoriſche Gemälde angebracht. Die vielgebrauchten und ſo hübſch ſtehenden Nadeln in den Haaren haben nicht nur goldene Knöpfe, ſondern auch in Stahl, in Perlen, in Granaten, und ſind faſt unerläßlich für den Kopfputz, ſei es nun, ſie in das bloße Haar zu ſtecken, oder Hauben und Hüte damit zu befeſtigen. Einen ſehr diſtinguirten Anzug ſah man von einem grün und grau changirten ſeidnen Zeug. Der Rock war vorn herunter mit ſchwarzen Spitzen garnirt, die in gewiſſer Höhe dann unten rund herum gingen. Glatter halbhoher Leib ohne Gürtel, oben ein wenig offen und mit ſchmalen Aufſchlägen, die, ſowie der Ausſchnitt, mit ſchwarzen Spitzen beſetzt ſind und vorn heruntergehen, wo ſie ſich mit denen des Rocks verbinden müſſen. Enge Aermel, nach oben ein wenig weiter und Ueberärmel auch mit Spitzen beſetzt. Reisſtrohhut mit ombrirten Sammtſtreifen verziert und einem Hängeweidenzweig aus Federn hergeſtellt. Echarpe aus faconnirtem Tülle. Sehr reizend und leicht war ein weißes Organdikleid, was drei hohe Falbeln hatte, jede mit zehn Reihen ganz ſchmaler Goldgorle beſetzt, wo die Zwiſchenräume nach oben zu immer ſchmäler wurden. Die halblangen Aermel und die Taille auch mit dieſem Goldgorle geſchnürt. Italieniſcher Kopfputz, anſtatt der Perlen Goldgorle eingeflochten.

C.

Die iriſchen Bullen.

Es iſt ſehr gewöhnlich und auch ſehr erklärlich, daß Leute die viel ſchwatzen, nicht immer die nackte Wahrheit ſprechen. Die geſchwätzigen, phantaſtiſchen und lebhaſten Irländer ſind daher auf ganz natürliche Weiſe in den Ruf der Aufſchneiderei, der Uebertreibung und derjenigen poetiſchen Decorationsluſt gekommen, die man im gemeinen Leben auch wol mit einem derberen Ausdrucke zu ſtempeln pflegt und die den iriſchen Querkopf Paddy auch zuweilen auf jene ihm ganz eigenthümlichen und ſonderbaren Einfälle bringt, die man bekanntlich iriſche „Bullen“ (Irish Bulls) genannt hat.

Es iſt ſchwer, von dem Weſen dieſer iriſchen Bullen eine Definition zu geben. Es ſind, ſo zu ſagen, unbewußte Witze, oder halb witzige Verſehen, wie ſie einem mehr phantaſtiſchen als logiſchen Kopfe, der bei der Bildung ſeiner Syllogismen zuweilen

einige Prämiſſen auslätzt, in ſeiner Lebendigkeit entſchlüpfen. Am beſten erklären ſie ſich ſelbſt.

Eine iriſche Dame machte auf einem Balle ihrer Tochter Vorwürfe darüber, daß ſie einem alten Herrn beim Tanzen einen Korb gegeben habe. „Aber, Mutter," erwiderte die Tochter, „er iſt ja ein ganz alter widerlicher Mann." — „Ei was! Einfall! welche Prätenſionen! habe ich nicht ſelbſt, als ich noch auf Bälle ging, immer mit ihm getanzt, und iſt es mir je eingefallen, nach ſeinem Alter zu fragen?" replicirte die iriſche Mutter, indem ſie es ganz dabei überſah, daß ſeit dieſer Zeit dreißig Jahre verfloſſen und der alte Herr damals eben ſo jung und hübſch war, wie ſie ſelbſt zu jener Zeit.

Ein iriſcher Kutſcher kam mit einer „jaunting car" (einem iriſchen Wagen, welcher der ruſſiſchen Droſchke ähnlich iſt), um ſeine Miſtreß aus einer Geſellſchaft abzuholen. Während er ins Haus ging, ſie zu rufen, lief das alte Pferd weg, die Karre hinter ſich laſſend und nur die Stränge abreißend, „ganz nett ab" (very neatly), ohne ſich ſelbſt oder der Karre nur im Mindeſten zu ſchaden. Das Pferd wurde wieder eingefangen und der Kutſcher fuhr ſeine Dame ruhig heim. Als ſie ſich aber unterwegs über das Pferd beklagte und es „an old fool" (einen alten Narren) nannte, gab John, der Kutſcher, ihr den ſchönen Troſt: „Faith, he is proud, Ma'am, I am sure, that he was able, to run so fast" (meiner Treu, er iſt ſtolz, Madam, — ich bin gewiß, — daß er ſo ſchnell laufen konnte).

Unſere deutſchen „Böcke" entſprechen ſo ziemlich den iriſchen „Bullen." Doch ſcheint es mir, wenn wir die vorwitzige, alberne und drollige Natur des Ziegenbocks und ſeiner Sprünge bedenken, daß wir Deutſchen die Sache weit beſſer und treffender bezeichnen. Bei uns finden wir dieſe Art von drolligen, humoriſtiſchen Böcken etwa bei den Schöppenſtädtern, bei dem berliner Rante, vor allen Dingen aber und beinahe genau von der iriſchen Race bei den gutmüthigen und witzigen Oeſtreichern. Jener Einfall eines Oeſtreichers, der an der Quelle der Donau den Fuß vor das rinnende Gewäſſerchen hielt und glaubte, daß er ſo den Strom nach Wien zu fließen hindern und die Wiener dadurch in Verwunderung ſetzen könne, iſt echt iriſch.

In Frankreich leben ſolche „Böcke" und „Bullen" in der Nachbarſchaft der pyrenäiſchen Gebirgszüge, in der Gascogne. In Irland jedoch wimmelt es von dieſen Geſchöpfen mehr als in irgend einem der genannten Länder. Jeder Irländer, gebildet oder ungebildet, arm oder reich, hat etwas von jenem Bullismus an ſich, und alle Irländer ſind eben ſo ſehr durch dieſe Eigenthümlichkeit geſtempelt wie durch ihre „Brogue."

Es iſt unmöglich, den Bullen in Irland auszuweichen; auch begegnet man dieſen komiſchen Weſen gern. Hier ſind noch einige, welche mir erzählt wurden, die aber freilich nur für den das rechte Leben haben, der ſich ſelber den Querkopf Paddy dabei vergegenwärtigen kann.

Ein Irländer blieb bei einem Pferderennen zurück und rief triumphirend aus: „Look at my little Botheram, he has driven all the others before him!" (He, He! ſchaut's meinen kleinen Botheram (ſein Pferd), wie er muthig alle die andern vor ſich hertreibt!).

Ein Anderer ſah nach ſeiner Uhr, und da ſie zwei Stunden zu früh ging, ſo ſagte er zu ſeinem Gaſte: „Faith, this is the raal good watch, it's run before the great t-hown clock by two hours!" (Meiner Treu, das nenn' i holter anen guten Uhr, ſie iſt zwei ganzer Stunden vor der großen Stadtuhr voraufgelaufen!).

Ein Irländer wurde vor Gericht gefragt, nachdem man ihm den zu leiſtenden Eid vorgeleſen hatte, ob er dieſen Eid auf ſich nehmen wolle. „And indeed why not? I should like to see the oath that I would not take." (Und warum nicht? Ich möchte doch den Eid ſehen, den ich nicht ſofort bereit wäre, auf mich zu nehmen.)

Ein anderes Mal hatte Paddy ſich eine Erkältung zugezogen und wurde gefragt, woher er ſie bekommen habe. Seine Antwort war: „And where is the great wonder, indeed! Did n't I sleep in the large hayfield last night, and the gate open all the time?" (Nun ja, was kann Euch denn das groß Wunder nehmen, in der That! Schlief ich nicht die ganze Nacht dort im Heufelde,

und ſtand nicht die ganze Zeit dort das Gatter offen?)

Ein anderer Paddy legte ſich einſt Papier und Federn zurecht, kaufte ſich Dinte und ſetzte ſich hin, um an ſeine Geliebte zu ſchreiben. Eben als er beginnen wollte, fiel ihm unglücklicher Weiſe ein, daß er nicht ſchreiben könne. Er gerieth darüber in Verzweiflung, tröſtete ſich aber bald mit der Betrachtung, daß, wenn er auch ſchreiben könnte, ſeine Geliebte doch nicht im Stande geweſen ſein würde, das Geſchriebene zu leſen.

Der erſte Gedanke, der erſte Einfall iſt es, der ſofort dem Irländer einen ſo ſtarken Impuls gibt, daß er, ſo zu ſagen, mit ihm davonläuft. Ein Irländer ſchrieb ſeinem Freunde, den er nicht zu Hauſe fand, auf ein Zettelchen nieder, was er ihm zu ſagen hatte, und fügte am Schluſſe noch hinzu: „Damit dieſes Zettelchen ſonſt Keinem in die Hände falle, ſtecke ich es hinter den Spiegel, wo Du es finden kannſt.“ Er ging. Da fiel ihm ein, daß ſein Freund nicht leſen könne; er kehrte daher zurück und fügte noch folgende Nachſchrift hinzu: „Ich hatte ganz vergeſſen, daß Du nicht leſen kannſt, gehe daher mit dem Billete zu Deiner Hauswirthin und laſſe es Dir vorleſen.“ Hiermit verſteckte er das Billet an dem bewußten Orte und wunderte nachher ſich nicht wenig, daß ſein Freund es dort nicht gefunden habe.

(Aus Kohl's „Land und Leute der britiſchen Inſeln.“)

Feuilleton.

* Die „Abendzeitung“ theilt nachſtehendes Abenteuer des Generals Maximilian Lamarque, von ihm ſelbſt erzählt, mit: Nach der Schlacht bei Auſterlitz reiſte ich durch Tyrol, um mich nach Italien zu begeben. Ich kam über Landetz nach Tyrol, das mit Schnee bedeckt war. Der Wagen wurde auf Schlitten geſetzt und ſo glitten wir raſch fort.

Bei meiner Ankunft zu Lermos, einem kleinen Dorfe, wo ich vor zuſammengetriebenem Schnee die Häuſer nicht ſehen konnte, ſagte mir der Poſtmeiſter, daß ich einen hohen Berg paſſiren müſſe, von welchem häufig Lawinen herabrollten; der Himmel ſei bedeckt, der Wind mache ſich auf, und er rathe mir, bis morgen zu bleiben. Ich hielt dieſe Reden für eine Liſt des Wirthes, mich nur bei ſich zu behalten, und ſetzte meine Reiſe fort, nahm jedoch ein Dutzend Bauern mit, um die Hinderniſſe zu beſeitigen, die mir der Weg bieten möchte. Als wir nach Verlauf von einer Stunde auf dem Bergrücken angekommen waren, hörte ich an einer Stelle, wo der Weg über einen Abgrund führte, den ich mit Schrecken gewahrte, über meinem Kopfe ein dumpfes Getöſe; der Poſtillon hing die Pferde aus und die Bauern flohen mit dem Geſchrei: Caput! Caput! Eine unermeßliche Schneemaſſe ſtürzte über den Wagen her, drang in denſelben ein und ich verlor das Bewußtſein; mein Puls ſtockte, ich erſtickte, ich ſtarb, allein ſchmerzlos, ohne peinliche Beſchwerde, ohne es gewahr zu werden, wie Montaigne, der in einem langen Capitel, Exercitation überſchrieben, erzählt, daß er während der Bürgerkriege durch den Sturz von einem Pferde, das ihn in eine Schlucht warf, geſtorben ſei. Noch in dieſem Augenblick, indem ich meine Erinnerungen zu ſammeln ſuche, finde ich in meinem Gedächtniſſe nur das Wort Caput! Caput! welches der Poſtillon und die Bauern riefen, als ſie, unter den Vorſprung eines Felſens eilend, Schutz ſuchten.

Wie lange ich unter der Lawine begraben lag, wer mich aus der ungeheuren Schneemaſſe herausſchaufelte, wer mich wieder zum Leben zurückbrachte, das will ich nachher erzählen, wenn ich erſt meine Empfindungen geſchildert habe. Später, weit ſpäter, als ich meinen Führer und meinen treuen Lescalier, der auf dem Bocke meines Wagens ſaß, hatte fliehen ſehen, fühlte ich mein Herz klopfen und wie ein Funke aus demſelben meinen Körper durchlief und ihn erwärmte; bald ſchlug ich die Augen auf und gewahrte inmitten der Finſterniß, welche zwei ungeheure Harzfackeln kaum zerſtreuten, die zwei ſeltſame, mir unbekannte Geſichter in der Hand hielten, eine geſchwärzte, ſo niedrige Decke, daß ich ſie mit der Hand hätte erreichen können, wäre ich nicht eingehüllt, gleich-

ſam geknebelt geweſen. Nun glaubte ich, ich ſei in der Hölle, und da meine Gedanken allmälig wieder zurückkehrten, ſo ſagte ich zu mir: Ich habe ſo gut wie Andere über alle Drohungen in einer anderen Welt gelacht, womit man uns da oben bedrohte; da bin ich nun aber wirklich und die Qualen werden bald angehen. Indeſſen war ich über den wenigen Prunk und den Mangel an Grandioſem an dieſen Orten verwundert, ich hätte daſelbſt gern Milton's Schilderungen gefunden. Da erkannte ich plötzlich Lescalier's Stimme: „General! General! befinden Sie ſich beſſer?" — „Ja, mir fehlt nichts; aber wo bin ich?" — „Sie ſind in einem Backofen, den man geheizt hat, um Sie aufzuthauen; man hat Sie in eine wollene Decke gehüllt; wir haben ſie mit Branntwein gerieben. Welch ein Glück, daß Sie nicht todt ſind!"

Bald kam ich nun wieder ganz zu Kräften, ich wurde aus dem Backofen geſchafft, in ein gutes Bett gelegt, man gab mir heißen Wein zu trinken und ich hörte, daß nach dem Läuten einer Glocke das ganze Dorf Nazarets ſich aufgemacht habe; daß man nach zweiſtündiger Arbeit glücklich bis zu meinem Wagen gelangt ſei; daß man mich bewußtlos aus demſelben in ein Wirthshaus getragen, das ſchon mehre Todtenerweckungen von der Art, wie die meinige erlebt hatte. Den folgenden Tag gingen die guten Bewohner Nazarets wieder an die Arbeit, führten mir meinen Wagen zu, brachten mir meine Felleiſen, meinen Mantelſack, meine Bücher, meine Piſtolen, meinen Säbel und ſelbſt meinen Geldbeutel, nnd nicht ohne Mühe bewog ich ſie, einige Beweiſe von Dankbarkeit von mir anzunehmen. Ich kann daher, wie Montaigne, ſagen: ich war geſtorben; und ich kann noch mehr ſagen, als er: ich war in der Hölle! Und befinden wir uns in dieſer traurigen Welt, in der ich ſo viele bittere Erinnerungen ſchreibe, nicht darin?

* Das Antigone-Fieber hat in Frankreich vorzüglich die Bewohner der Provinzen ergriffen, die in Maſſen zu den diesfallſigen Aufführungen in Paris ſtrömten. Die guten Pariſer ſelbſt ſpotten darüber und erfinden allerhand Satyren für die armen Departementaux. So erzählt man unter Anderem Folgendes von den letzteren:

In einer Geſellſchaft von Provinzlern war neulich auch die Rede von einer bevorſtehenden Feierlichkeit, die nichts geringeres ſein ſollte, als ein dem Jupiter dargebrachtes Opfer. Bereits ſucht man ein paſſendes Lokal und macht die nöthigen Vorſtudien. Man wird ganz dem alten Ritus folgen, wie ihn Julian der Apoſtat wiederherſtellte.

„Und wer wird das Opfer bringen?"

Zwölf junge Leute, die die Koſten unter ſich aufbringen.

„Alſo Heiden?"

Nein.

„Nun dann ſind es Gottloſe?"

Ebenſowenig.

„Warum beten ſie aber Jupiter an?"

Aus Mitleid. Sie ſagen, es ſei doch ſchrecklich, daß ein Gott, der ſo lange Jahrhunderte hindurch Herr der Welt geweſen, ſich auf immer von den Sterblichen verlaſſen ſehen müſſe, und ſie wollen wenigſtens, durch einigen in ſeinem Namen angezündeten Weihrauch und einige auf ſeinem Altar geopferte Schlachtthiere, ihn über ſeine verdrießliche Lage etwas tröſten.

„Wenn dem ſo iſt, wird man ihnen nichts anhaben können; ſie ſtreuen zwar falſchen Göttern Weihrauch ... aber aus einem Gefühle der Humanität; es iſt immer recht chriſtlich, auf dieſe Art ein Heide zu ſein und Jupiter aus chriſtlicher Liebe anzubeten."

Auch in Griechenland ſoll ein reicher Kaufmann dem Jupiter Hekatomben geweiht haben, und man ſetzt hinzu, die Engländer hätten an dieſer Neuerung viel Intereſſe bezeigt, da ſie die Opferthiere gekauft hätten, um daraus Beefſteaks zu machen.

* Briefe aus Paris entwerfen Schilderungen des franzöſiſchen Landlebens par force, welche ſehr ergötzliche Züge enthalten. Der Monat Juli, heißt es, gibt das Zeichen zum Auswandern. In den erſten Tagen dieſes Monats wäre es für gewiſſe Leute gegen die feine Sitte, ſich in Paris ſehen zu laſſen; ſie müſſen jedenfalls ſich auf Reiſen oder doch aufs Land begeben. Die Einen wiſſen daraus den Vortheil zu ziehen, daß ſie nun in Zurückgezogenheit ökonomiſcher leben; für die Anderen iſt es eine willkommene Gelegenheit, die Ausſchweifungen des Winters zu erneuern.

Ganz Paris iſt mit einer Kette von Miniatur-Villas umgeben. Hier iſt ein Hof mittelſt einiger Blumentöpfe und etwas Sand in einen Garten umgewandelt; dort ſieht man etwas Raſen und ein paar Bäume, die ihre Aeſte über eine Mauer ſtrecken; weiterhin verſchwindet die Vorliebe für Blumen, und der Beſitzer dieſes Stückchen Landes hat nur für Früchte, für Aprikoſen und Kirſchen, Sinn. Er zieht Melonen. Jetzt iſt ihm eine gereift, zwar ein zärtliches Kind, das Tag und Nacht Fürſorge und Schutz verlangt. Wie ſetzt er ſie der Sonne aus! Wie ſchützt er ſie vor Kälte! und nach ſo vielen Mühen und Sorgen bekommt man doch nur eine ungenießbare Melone.

Sonnabends Abend von vier bis acht Uhr

Digitized by Google

iſt es intereſſant, die Eingänge zu den Bahnhöfen zu beobachten. Die Menge drängt ſich heran, ſie verläßt Paris, um erſt Montag Morgen zurückzukehren. Der Advokat geht fort, um ſeine Proceſſe zu vergeſſen, und der Notar, — man wage ja nicht, ihn mitten in ſeinen ländlichen Genüſſen zu ſtören. Man heirathe oder ſterbe ja nicht am Sonntage; er wird antworten: Für ernſte Geſchäfte bin ich Montag da!

Nicht minder geht der Kaufmann, der Künſtler hin. Die Letzteren opfern oft ihr erſtes Geld, ja wol gar das noch nicht verdiente Geld für die Erwerbung eines Landhauſes, oder wenigſtens für die Ermiethung einer Stube auf dem Lande. Mlle. Rachel hat Montmorency mit Merly vertauſcht; 80,000 Franken ſind für dieſen allerliebſten Aufenthalt bezahlt worden. Die dankbare Künſtlerin, die dort ihre Geſundheit wiedergewonnen hat, hat im Innern des Hauſes auf einer ſchwarzen Marmortafel die Worte: „die Geſundheit" anbringen laſſen.

Auch Sommerliebſchaften gibt es; zarte Eklogen, in denen die Blumen eine große Rolle ſpielen und die Stammbücher die Pointen enthalten. Mit dem erſten Froſte, ſowie die Blätter gilben und die Blumen verblüht ſind, fällt der Vorhang vor dieſen großen Leidenſchaften, die im nächſten Sommer mit den erſten Blättern wiederkehren. Den Winter über gehört man nicht zur Geſellſchaft, wenn man einer Dame nur in den Bädern oder auf einem Schloſſe vorgeſtellt worden iſt. Ein naiver junger Mann war im vergangenen Jahre bei einer vornehmen Dame eingeführt worden; er hatte ſich beliebt zu machen gewußt, er gefiel und erhielt für ſeine Bemühungen mehr als eine ſüße Belohnung. Der Winter führt unſern jungen Schäfer nach Paris. Er ſieht ſeine junge Schäferin in einer der erſten Logen der Oper, er eilt hin: aber die Schäferin war wieder Herzogin geworden; ſie behandelt ihn auf den erſten Blick als Fremden; er will von den Sommer-Erinnerungen ſprechen, da nimmt ſie eine hohe Miene an und gibt ihm die nützliche Lehre: „Mein Herr, das war in den Bädern ganz ſchön; in Paris kann ich Sie aber nicht empfangen."

* Das Mißgeſchick, das den Virtuoſen Vieuxtemps in Mexiko betroffen hat, giebt pariſer Blättern zu Spöttereien Veranlaſſung, wie nachſtehende:

Die Genauigkeit gilt in ganz Europa, unter allen Breitengraden deſſelben, für eine ſehr ſchätzbare Eigenſchaft.

Rigoriſten und Puritaner-Seelen betrachten ſie als eine Pflicht; aber in Paris kann man Rigoriſten und Puritaner faſt für gleichbedeutend mit Oſagen und Orangoutangs halten.

Wie dem auch ſein möge, ſo iſt es doch noch nie einer europäiſchen Regierung eingefallen, aus der Genauigkeit eine geſetzliche Vorſchrift und Zwangspflicht zu machen. Wohin ſollte es auch kommen, wenn die Obrigkeit alle Ungenauigkeiten als ſtrafbar verfolgen wollte, die vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen in unſerm ſchönen Frankreich vorfallen! Alle Handwerker, alle bürgerliche Exiſtenzen wären hundertmal des Tages in der Lage, das Geſetz zu übertreten. Man frage nur die Schneider und — die Concertgeber!

Die Geſetzgebung iſt in Frankreich noch nicht ſo weit gekommen. In der neuen Welt iſt man weniger nachſichtig. In Mexiko vor Allem iſt die Genauigkeit den Bürgern ſehr ſtreng geboten. Man ſchreibt von da:

„Der Violiniſt Vieuxtemps wird ſich zu ſeinem Aufenthalte hier wenig Glück wünſchen. Bei ſeinem Abſchiedsconcert haben ihm die Muſiker des Orcheſters den Streich geſpielt, nicht zu kommen; und er iſt von der Polizei zu einer Geldbuße von 50 Dollars verurtheilt worden, weil er das in ſeinem Programm gegebene Verſprechen nicht erfüllt habe."

Himmel, was für ein Land! Welche Muſiker und welche Polizei!

Ich denke mir ein Dutzend Inſpectoren in Herz's Concertſaale das Programm durchgehen und immer dabei auf die Muſik achten, ſo mit Auge und Ohr die geſungene mit der gedruckten Cavatine, das geſpielte mit dem verſprochenen Solo vergleichen und dann, bei der geringſten Aenderung, ihr Protokoll machen und das Vergehen als Ungenauigkeit conſtatiren.

Wenn eine ſolche Maßregel in Paris Eingang fände, wir hätten allein in dieſem Winter bei Herz, Erhard und Pleyel 3000 ſolche Polizeiprotokolle gehabt!

* Während der erſten Aufführung der Oper eines jungen Componiſten fragte im Parterre Jemand halblaut ſeinen Nachbar: „Soll ich zuſchneiden? Soll ich zuſchneiden?" Ein Polizeimann, der dieſe verdächtigen Worte hörte, fürchtete für die Taſchen des Publicums, packte das Individuum und arretirte es ungeachtet heftigen Sträubens. Auf der Polizei ſagt der Arreſtat zur allgemeinen Beluſtigung Folgendes aus: „Ich bin ein Schneider und arbeite für den Componiſten, deſſen Oper ſo eben aufgeführt wird. Er hat wieder einen neuen Rock bei mir beſtellt und mich mit der Bezahlung auf den Erfolg der Oper vertröſtet. Da nun jetzt alle neuen Opern durchfallen, ſo habe ich

wenig Zutrauen und habe den Rock noch nicht angefangen. Neben mir im Parterre ſaß mein Geſchäftsführer, früher Mitglied eines Liebhabertheaters, der ein großer Muſikkenner iſt; dieſen fragte ich von Zeit zu Zeit, ob er meine, daß ich zuſchneiden könne."

* Einem Gartenbeſitzer waren einige ſeltene Gewächſe entwendet worden. Er ließ hierauf folgende Annonce in das Lokalblatt ſeines Wohnorts einrücken:

„Damit derjenige, mir und einem zufälligen Beobachter ſehr genau Bekannte, welcher am verfloſſenen Sonnabend, Nachts in der 12ten Stunde, mit vieler Mühe und großer Geſchicklichkeit, die faſt auf eine lange Uebung ſchließen läßt, aus meinem Garten zwei ſeltene Sorten Sallatſtauden — wahrſcheinlich in Erwartung meiner nachträglichen Genehmigung — erholte, nicht wieder dem für ſeine mühevollen Tagesgeſchäfte ſo wohlthätigen Nachtſchlaf ſich zu entziehen braucht, erſuche ich hiermit denſelben höflichſt, ſich am Tage in meine Wohnung zu bemühen, wo er unter meinen Gartengewächſen mit größerer Ruhe und Bequemlichkeit, als des Nachts, diejenigen auswählen kann, welche er zu bedürfen oder in ſeiner eigenen Pflege beſſer aufgehoben glaubt. —

Gern bin ich erbötig, ihm dann nicht blos ſolche, ſondern auf Verlangen auch die bereits früher ihm ſo wohl gefallene Karthäuſer Nelkenſorte, billig abzulaſſen, oder die Adreſſe mitzutheilen, unter welcher ich die reſpectiven Saamengewächſe bezogen habe.

Z., d. 6. Juni 1844. C. A. E."

(Vorſtehende Annonce ſteht wörtlich in den „Zittauer wöchentl. Nachr.")

* Ritter v. Tſchabuſchnigg in Wien hat berechnet, daß die Menſchheit wenigſtens 130,000,000,000 mal die Frage jährlich wiederholt: „Wie geht es Ihnen? wie befinden Sie ſich?" und auf dieſe Frage ſammt Anhang 2,166,666,666 Stunden verwendet, und ſomit, wenn man auf einen Tag acht Arbeitsſtunden rechnet, 270,833,333 Arbeitstage. Auch eine Berechnung des Gähnens hat er gemacht und ſagt: „der artigſte Menſch gähnt in einer Geſellſchaft doch zehnmal (?): macht, nur 500 ſolche Acte in einer Geſellſchaft (deren er 104,000,000 auf das Jahr rechuet,) doch im Ganzen für das Jahr 52,000,000,000 und einen zu 2 Secund. angeſchlagen: 3,611,111 Arbeitstage. Der geringſte Lohn eines Arbeitstags wäre ein Frank; die Frage: wie befinden Sie ſich? und das geſellige Gähnen koſten daher das menſchliche Geſchlecht im Jahre mindeſtens 274,444,444 Fr., d. h. über 73 Millionen Thaler.

* Zur Vergleichung des geſellſchaftlichen Tones vor 200 Jahren mit dem jetzigen:

Der Notar und Bürger zu Hamburg, Albertus Sommer, gab im Jahre 1662 ein Complimentirbuch unter dem Titel: „Der deutſche Anführer zu anmuthigen und zierlichen Converſations-Geſprächen" heraus, in welchem unter Anderm ſich folgendes „zu Haußführungsgeſpräch" findet:

„Geſell) Tugendſame Jungfraw; Ich habe große Urſache, mich nunmehr für glückſelig zu ſchätzen, und mich zu erfrewen, daß heutiges Tages mein Glücks-Stern erſt recht auffgangen; zumahle ich nicht alleine gewürdiget worden, in Geſellſchafft ſo freundlicher und anmuthiger Jungfrawen mit gegenwertig zu ſein: ſondern auch noch über deme die Ehre genieſe, eine ſo tugendſame Jungfraw nach Hauſe zu begleiten.

Jungfraw) Monſieur; Ich halte dafür, daß ſich dieſen Abend die Jungfrawen für glücklich zu ſchätzen haben, weile ſie die Ehre gehabt, von ſo höflichen und beſcheidenen Geſellen bedient zu ſeyn; Inſonderheit befinde ich mich demſelben verpflichtet, daß er die große Mühe auf ſich nehmen wollen, mir diß nach meiner Eltern Hauſe Geſellſchaft zu leiſten.

Geſell) Tugendſame Jungfraw; Ich bitte vielmehr umb Verzeihung, daß ich die Kühnheit faſſen dörffen, ihr bei Heimbgehunge von der Hochzeit einen Gefehrten zu geben. Ihre liebreiche und hertzrührende Geſpräche, wohlanſtändige Gebehrden und angenehme Leutſehligkeit haben mich dazu verurſachet: alſo, daß ich nicht umbhin gekonnt, ihr noch ferners auffzuwarten, damit ich Rede und Antwort geben möge, daß ſie ſicher und wohl wieder zu Hauſe kommen.

Jungfraw) Monſieur; Seine höfliche Bezeigungen verpflichten mich zu dankbahrer Wiedervergeltunge; derowegen ich ſolche gegen jedermänniglische will zu rühmen wiſſen, biß ich Gelegenheit erſehe, ihme hinwiederumb einige behägliche Ehrendienſte zu erweiſen."

* Wie X. Marmier erzählt, hat der jüngſt verſtorbene König von Schweden und Norwegen, Carl XIV. Johann, in ſeinen ſpätern Jahren eine merkwürdige Lebensweiſe eingeführt. Er blieb bis Nachmittags vier Uhr im Bette, wobei er jedoch Geſchäfte vornahm. Gegen Abend legte er ſeinen blauen Ueberrock an, und gab Audienz. Im Verlauf des Tages trank er zwei bis drei Taſſen Bouillon. Um Mitternacht ließ er ſich ein ſplendides Mahl, das einzige, das er hielt, dem er aber auch alle Ehre erwies, anrichten. Gleich nach dem Eſſen legte er ſich zu Bett und ſchlief ſofort ein. Vom Ende des Herbſtes bis zum Monat Mai verließ er ſein Zimmer nicht, außer wenn ſich irgend ein Unfall, z. B. eine Feuersbrunſt in der Stadt ereignete; dann warf er ſich ſofort zu Pferde, um der Brand-

Digitized by Google

ſtätte zuzueilen, bei Schnee und Froſt, am Tage oder Nachts. Im Sommer ließ er ſich faſt täglich auf den Straßen ſehen, ſowohl um öffentliche Arbeiten in Augenſchein zu nehmen, als auf dem Wege zu ſeinem eleganten Landſitze Roſendal.

* Engliſchen Blättern wird von deutſchen nacherzählt, der König von Sachſen habe bei dem Beſuche, den er in der Druckerei der „Times" abgeſtattet, ſehr erfreut geſchienen, als man ihm berichtet, daß der Erfinder der Schnellpreſſe, die vornehmlich ſeine Augen auf ſich zog, aus ſeinen Staaten gebürtig ſei, und derſelbe auch eine ähnliche, obſchon von geringerer Kraft, in Leipzig verfertigt habe. — Man muß billig an der Richtigkeit dieſer Nachricht zweifeln. Der König von Sachſen ſollte erſt in London erfahren haben, daß der Erfinder der Schnellpreſſen, Friedr. König, ein Deutſcher ſei? erſt in London erfahren haben, daß dergleichen Preſſen von dieſem Urheber in der zweiten Stadt ſeines Landes, die er doch noch etwas öfter als London beſucht, aufgeſtellt ſeien? — Oder ſollte dieſe Notiz nicht vielmehr etwas nach britiſchem Stolze ſchmecken, der durch ein ſo auffallendes Beiſpiel hat zeigen wollen, wie wenig in Deutſchland auf das Volk und die Männer, welche, ſo wie König, ihm angehören, geachtet werde?

* Der Kaiſer von Rußland ſpeiſt ſehr einfach; gewöhnlich um drei Uhr mit ſeiner Familie, nur bei Feſtlichkeiten um ſechs Uhr. Er nimmt höchſtens von drei Schüſſeln, denen immer ruſſiſche Potage von piquantem Geſchmack vorangeht. Um vier Uhr Morgens ſteht er auf; am Tage ſchläft er von zwei Uhr bis zur Tafel. Sein Adjutant, Fürſt Leon Radziwill, hat dann das beſondere Geſchäft auf ſich, Seiner Majeſtät eine ſehr große Pfeife anzuzünden. Erſt Mitternacht begiebt ſich der Kaiſer zu Bett. Auf Reiſen verſchmäht er die Wirthshausbetten und läßt ſich von ſeinem Kammerdiener zwei Säcke mit Heu füllen, die ihm als Matratze und Pfühl dienen. Auch in ſeinem Palaſte dient ihm dies als Bett. Eines Morgens fühlte er Schmerzen: der Arzt unterſucht auch ſeine Lagerſtätte, findet, daß das Heu nicht trocken geweſen und erklärt, daß daher das Unwohlſein Seiner Majeſtät rühre. Und was ſagte der Czar, als er ſich von dieſem Factum überzeugt hatte? Er antwortete dem Arzte: „Ich lege Ihnen das tiefſte Stillſchweigen hierüber auf: Sie kennen meinen Kammerdiener nicht, Sie wiſſen nicht, wie ſehr er mich liebt. Der Gedanke, mir eine Krankheit zugezogen zu haben, könnte ihn gleichfalls krank machen."

In ſeiner Jugend war der Kaiſer ſchwächlich, wie es noch jetzt ſein älteſter Sohn iſt; gegenwärtig iſt er aber ſehr robuſt und genießt eine treffliche Geſundheit. Er iſt groß und hat breite Schultern, ſeine Züge ſind vollkommen regelmäßig: eine griechiſche Naſe, blaue Augen, ein oft lächelnder Mund machen ihn zu einem der ſchönſten Männer des Hofes und der Stadt. Seine Stirn iſt hoch und gebräunt, bis auf den Theil, der unter dem Colback (einer Art Bärenmütze) verborgen iſt. Er trägt ſtets eine blaue Generalsuniform, mit äußerſt feinem Pelzwerk faſt unmerklich gefüttert, Lederbeinkleider und hohe Stiefel. In Pantalons erſcheint er ſelten.

(Franz. Bl.)

* Der Luftſchiffer Kirſch zu Paris hat am 13. Juni eine neue Luftſchiffahrt gemacht. Er ſtieg um $6\frac{3}{4}$ Uhr Abends auf dem Quai de Billy auf und ließ ſich um 9 Uhr auf einer Wieſe in der Gemeinde Chatillon-ſur-Morain, Bezirk von Epernay (Marne), nieder, wie dies die ihm von den Localbehörden ausgeſtellten Zeugniſſe erweiſen. Folglich hat Herr Kirſch in reichlich zwei Stunden mehr als 30 deutſche Meilen zurückgelegt. Er iſt mit ſeinem Ballon ſo hoch geſtiegen, daß der Thermometer auf 8 Grad unter 0 ſank und der Wein, den er mitgenommen, ſo ſtark gefror, daß er ihn nicht trinken konte.

* „Was halten ſie von der ſpaniſchen Conſtitution?"

— „Sie ſcheint ſich ſehr zum gelben Fieber zu neigen."

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

No. 57. Pariſer Moden. Damenmoden. Schwarzes Mantelet von Blondengrund mit Spitzen, roſa Crepphut. — Brochirtes Barègekleid, weißes Fichu, Haube.

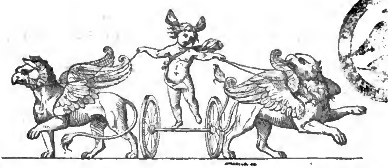
No. 58. Pariſer Moden. Damenmoden. Pardeſſus von roſa Barège mit Sammt beſetzt, weiß geſticktes Unterkleid, Haube à la Grisette. — Grünſeidner Ueberrock mit Montant, Strohhut mit Sammt und Blumen aufgeputzt.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

17. Juli № 29. 1844.

Ueberſicht: Der Emporkömmling, Novelle, von Ludwig Storch (Fortſetzung). — Das deutſche Hausweſen, Skizzirung von den älteſten Zeiten bis in's XVI. Jahrhundert. — Nachrichten.

Der Emporkömmling.

(Fortſetzung.)

Zu dieſer Zeit trat Eduards Volljährigkeit ein, und ſein nicht unbeträchtliches Vermögen wurde ihm von ſeinem gewiſſenhaften Vormunde ausgeantwortet. Sogleich beeilte er ſich, ſeine Schuld bei Friederiken abzutragen, indem er ihr die Berechnung ihrer Auslagen für Wilhelm abforderte. Ein merkwürdiger Streit entſtand zwiſchen Beiden; Friederike weigerte ſich die Summe zu nennen und irgend etwas anzunehmen, weil Wilhelm ihr Gatte geworden ſei, und Eduard drang auf Erfüllung des mit ihr und ihrer Mutter abgeſchloſſenen Vertrags. Es kam zwiſchen Beiden zu Verſtimmungen und Thränen, ja zu heftigen Aeußerungen, und ſo geſchah es, daß Wilhelm unwillkürlich von dem Vertrage erfuhr. Statt nun gerührt zu werden von ſo viel Großmuth, die ſich hier zu ſeinem Beſten geäußert hatte, ſah er ſich vielmehr aller Verbindlichkeiten gegen ſeine Frau enthoben, indem ſie nicht aus eignem Antriebe ſeine Wohlthäterin geworden ſei, ſondern nur auf die Verpflichtung Eduards hin, ihr Alles wieder zu bezahlen. Aber auch gegen dieſen war ſeine Geſinnung nicht freundlicher; denn er ſah in dem Vertrage eine heimliche Verbindung deſſelben mit ſeiner Verlobten und Frau hinter ſeinem Rücken, ein verdächtiges Gefühlsverhältniß, ein tadelnswerthes Herzenseinverſtändniß. Er entſchied ſofort, daß Friederike die Rückerſtattung ihrer Auslagen annehmen müſſe; er ſelbſt ſtellte einige Tage darauf Eduard die gleiche Summe wieder zu, die dieſer aber beſtimmt und beleidigt zurückwies. Von dieſer Zeit an war eine kalte, vornehme Stimmung zwiſchen den Gatten und den Brüdern. Sie wurde auch nicht dadurch gehoben, daß Friederike ihren Mann kurz darauf mit einem Töchterchen beſchenkte, mit unſrer Auguſte. Der Herr Rath Heilmann fühlte ſich nur in vornehmer Geſellſchaft wohl und glücklich, und er war bald in alle Geheimniſſe der vornehmen Welt eingeweiht.

Er machte der Gräfin Aurora angelegentlichſt den Hof und galt bald allgemein für einen Günſtling des regierenden Herrn. Eduard wurde dagegen der Vertraute von Friederikens ſtillem Kummer; ſein ſchönes edles Herz tröſtete ſie ſo viel er vermochte, und es gelang ihm meiſt durch die göttliche Muſik. Stundenlang ſpielte er vierhändig mit ihr die Meiſterwerke der Tonſetzer, und ſeine Liebe zu der leidenden ſchönen Frau, die ſich im Laufe der Jahre nur noch geſteigert hatte, begeiſterte ihn ſelbſt zu Tonſchöpfungen, in die er die rührenden Klagen ſeines Herzens legte. Es konnte Friederiken kein Geheimniß bleiben, daß Eduard ſie immer geliebt und daß ſie, von Wilhelms glänzenden Eigenſchaften geblendet, ſich in der Wahl vergriffen und das edle große Herz Eduards vernachläſſigt hatte, das ihrer allein würdig geweſen war. Auch Wilhelms ſcharfer Verſtand hatte ihn längſt Eduard durchſchauen laſſen, aber er zeigte keine Eiferſucht und ließ die Beiden ruhig zuſammen ſpielen, bis er den rechten Zeitpunkt erſehen hatte, dieſes Verhältniß zu ſeinem Vortheil zu benutzen. Um die arme Frau kümmerte er ſich gar nicht. Wochenlang aß er nicht mit an ihrem Tiſche, blieb die Nächte aus dem Hauſe, verreiſ'te, ohne ihr nur ein Wort zu ſagen; aber ſobald ſie es wagte, ihn mit ſanften Worten an ſeine Pflichten als Gatte und Vater zu mahnen und ihn mit Thränen beſchwor, mehr ſeinem Hauſe zu leben, dann wurde er entweder höhniſch und zerſchnitt ihr Herz mit der Bemerkung, es fehle ihr ja nicht an einem Tröſter, der gern ſeine Stelle erſetze, und ſie nehme ja wohl den Erſatzmann lieber als ihn ſelbſt, oder er wurde heftig und überhäufte ſie mit den bitterſten Vorwürfen, als habe ſie ihn durch ſchlaue Mittel verführt und an ſich gefeſſelt. Ja er machte es ihr zum Vorwurf, daß ſie ſtatt ſeiner nicht Eduard zum Geliebten gewählt, der ſie ja doch mehr geliebt habe als er und zu deſſen Sentimentalität ihre Schwärmerei beſſer gepaßt habe als zu ſeinem kühlen Verſtande. Freilich, fügte er dann mit der raffinirteſten Bosheit hinzu, konnteſt du leicht vorausſehen, daß ich es bald zu etwas bringen würde, und es iſt angenehmer, die Frau eines Raths zu ſein, als eines unbedeutenden Muſikanten. Obgleich nun Friederike ihr Loos mit Geduld trug, ſo ſteigerte ſich doch nach Verlauf eines Jahres Wilhelms Heftigkeit, und er führte abſichtlich widerwärtige Auftritte herbei. Einſt kam Eduard zu einem ſolchen, und der ſonſt ſo ruhige und ſtille Menſch entbrannte in ſolchen Zorn gegen den Rath, daß ihm dieſer das Haus verbot und dadurch der von dem Letztern gewünſchte und geſuchte Bruch mit ſeiner Frau nur um ſo ſchneller herbeigeführt wurde. Hafermehl, ſchon ſeit geraumer Zeit nicht mehr im gräflich Ellersdorf'ſchen Hauſe, verließ einige Tage darauf die Stadt, in welcher er als Privatlehrer der Muſik gelebt hatte. Wie man ſpäter erfuhr, war er nach Rußland gegangen. Heilmann that ſeiner Frau den Vorſchlag einer gerichtlichen Scheidung, und ſie willigte um ſo lieber ein, als ihre Mutter zur ſelben Zeit geſtorben war und ſie nun keine Seele mehr hatte, der ſie ihren Kummer hätte klagen, bei der ſie ſich hätte ausweinen können. Ihre Jugendgeſpielinnen flohen ſie als eine vornehme Frau, und die Frauen ihres Standes mieden ſie als die Tochter einer Wäſcherin, die von ihrem Manne gänzlich vernachläſſigt wurde, und die in einem höchſt zweideutigen Verhältniſſe zu einem Muſiklehrer geſtanden. Heilmann ging ſo weit, die arme Friederike des Ehebruchs zu beſchuldigen und ſeine Vaterſchaft hinſichtlich der kleinen Auguſte in Zweifel zu ziehen. Dies brach der unglücklichen Frau faſt das Herz. Sobald der Scheidungsproceß anhängig war, verließ ſie mit ihrem Kinde heimlich die Stadt. Man vermuthete wohl, daß ſie zu ihrem Freunde

Digitized by Google

geeilt ſei, aber Niemand wußte ihren Aufenthaltsort. Erſt als die Scheidung vom Gericht ausgeſprochen war, meldete ſie ſich und verlangte Päſſe nach Rußland. Hafermehl hatte ihr bei einem Freunde auf dem Lande einſtweilen eine beſcheidene Exiſtenz geſichert. Sie ging nun nach Rußland und wurde Hafermehls glückliche Gattin, der unterdeſſen Profeſſor der Muſik geworden war. Heilmann erhielt nach Jahr und Tag vom Fürſten das Adelsdiplom als Herr v. Eſchenthal; er hatte dies ſchöne Gut, deſſen Name auf ihn überging, wie man ſagt, vom Fürſten zum Geſchenk erhalten oder von dem Gelde erkauft, welches ihm der Fürſt geſchenkt. Zu gleicher Zeit wurde er Geheimer Rath und Gatte der Gräfin Aurora. Ob er glücklich wurde? Ich zweifle ſehr daran; denn er mißgönnte Friederiken und Eduard ihr Glück. Er ſetzte nämlich den Proceß gegen Friederiken auf Herausgabe des Kindes fort, und da er ſich dabei auf eine wahrhaft ſchändliche Weiſe der fürſtlichen Autorität bediente, ſo verlor Friederike den Proceß und mußte dem Vater ihr geliebtes Kind ausliefern. Guſtchen wurde mir übergeben und weder der Herr Geheime Rath, noch deſſen Gattin bekümmerten ſich un das Kind. Welchen andern Grund hätte er alſo haben können, das kleine Weſen von der Bruſt der Mutter zu reißen, als Neid auf das häusliche Glück derſelben, zumal er ja den armen Wurm ſelbſt für Hafermehls Tochter erklärt hatte.

Der Herr Geheime Rath hat ſeit dieſer Zeit auf der eingeſchlagenen und mit Eifer verfolgten Bahn große Fortſchritte gemacht; ja ich glaube, er hat die meiſten ſeiner jetzigen Standesgenoſſen überholt. Was mögen ihm nicht ſeine Galanterien gekoſtet haben! Man ſagt er habe ſich mit goldnem Schlüſſel die Herzen aller Schönen erſchloſſen, d. h. doch wohl nur derjenigen, deren Herzen für einen ſolchen Schlüſſel gemacht ſind. Ich habe oft die Ehre gehabt, ſolche Dämchen Wochen ja Monate lang hier in Eſchenthal zu beherbergen, verſteht ſich ganz incognito. Der gnädige Herr kam und ging, und Niemand durfte merken, was Alle wußten. Aber er ſoll auch ein leidenſchaftlicher Spieler ſein und blos deshalb jährlich in die Bäder reiſen, um dieſer Leidenſchaft zu fröhnen. Sein Kammerdiener hat mich oft verſichert, daß er in einer Nacht tauſende gewönne oder verlöre. Wie er mit der Frau Geheimen Räthin lebt, wiſſen Sie ſo gut wie ich; ſie ſehen ſich oft ganze Wochen nicht, ſind aber ſtets äußerſt freundlich und zuvorkommend gegeneinander. Daß er es verſtanden hat, ſich die Gunſt des Fürſten zu erhalten, iſt Ihnen auch bekannt. Seine Bruſt iſt ja an Gallatagen mit Orden bedeckt."

Frau Lindenſchmitt ſchwieg, und Rudolf maß mit langen Schritten das Zimmer. „In der That", ſagte er nach einigem Nachdenken, „Sie haben mir über vieles Aufſchluß gegeben, wovon ich gar nicht, oder nur halb unterrichtet war. Unſer Wohlthäter erſcheint mir allerdings in einem zweideutigen Lichte, wenn ich aber ſeine Tugenden und wahren Verdienſte dagegen halte, ſo kann ich mich nicht von ſeiner Schuld überzeugen. Daß er als ein genialer Kopf die beſten erlaubten Vortheile von ſeinen Kenntniſſen zu gewinnen ſuchte und, vom Glück begünſtigt, eine glänzende Carrière machte; kein Vernünftiger wird ihn darum tadeln. Und wo iſt für uns die Bürgſchaft, daß Friederike und Eduard wirklich nicht ſchuldig waren? So wie die Verhältniſſe liegen, müſſen die Beiden jedem Unbefangenen verdächtig erſcheinen. Der Geheime Rath kann ſogar ſehr zarte Rückſichten auf ſie genommen haben und deshalb nicht ſtrenger und entſchiedener aufgetreten ſein. Es iſt gefährlich, gegen ihn eine Beſchuldigung auszuſprechen. Daß er das Kind der Mutter nahm, das er wohl gar nicht für das ſeinige zu halten ſich verſucht

Digitized by Google

fühlen mochte, ſcheint mir dafür zu ſprechen, daß er die Aeltern für laſterhaft hielt und die Erziehung eines ſo zarten Weſens lieber einer ſo braven, tugendhaften Frau übergeben mochte, wie Sie ſind, Frau Lindenſchmitt. Nehmen Sie meine Offenheit nicht übel, meine gute mütterliche Freundin, aber Sie ſind Partei. Sie ſind für Ihre Nichte Friederike eingenommen, die Ihnen fern iſt, die Sie alſo keine Gelegenheit zu beobachten haben; Sie ſind gegen den Geheimen Rath eingenommen, deſſen Schwächen zu beobachten Sie ſtets Gelegenheit haben, und die Ihnen weit düſterer und ſchlimmer erſcheinen als ſie wirklich ſind."

Frau Lindenſchmitt zitterte vor Aufregung. „Nehmen Sie das nun wie Sie wollen", verſetzte ſie. „Ich habe Ihnen mein Herz geöffnet, weil Sie mich ſo ſtürmiſch darum gebeten haben. Wenn Sie mich überzeugen können, daß ich Unrecht habe, ſo ſoll es mir lieb ſein. Aber auf Guſtchens Mutter laß ich nichts kommen, die kenn' ich zu genau."

„Wenn das iſt, ſo erklären Sie mir die Möglichkeit, daß eine Mutter ſiebenzehn Jahre ſich nicht um ihr Kind bekümmern, nie mehr nach ihm fragen kann."

„Der Geheime Rath kann jede Mittheilung verhindert haben; ſeine Macht iſt groß."

„Es iſt alles dunkel und verworren für mich in dieſer Sache; aber ich werde Licht ſuchen und finden, ich werde prüfen, mich überzeugen und entſcheiden. Bis dahin aber will ich meine Unbefangenheit und Unparteilichkeit bewahren. — Doch über Eins wünſche ich noch Mittheilungen von Ihnen. Seit wann datirt ſich Auguſtens Gemüthskrankheit?"

„Seit dem letzten Herbſt. Es war zu Ende September, als das Leiden begann."

„Haben Sie eine Vermuthung über die Veranlaſſung, die Urſache dieſes Unglücks?"

Die Wirthſchafterin ſah ihn mißtrauiſch an.

„Laſſen Sie ſich durch meine Offenheit in der Ihrigen nicht irre machen, liebe Frau! Gerade daß ich nicht ſogleich und ohne alle Prüfung Ihre Partei ergriff, muß Ihnen ein Beweis meiner Rechtſchaffenheit ſein. Sie ſind mir und ſich ſelbſt nun ſchuldig, mir alle Mittel an die Hand zu geben, die mich von Ihrer Anſicht überzeugen könnten, mir alle Beweiſe zu liefern, die Ihre Meinung gegen den Geheimen Rath unterſtützen."

„Sie haben Recht!" ſagte die Alte beruhigt. „Ich will Ihnen gar nichts verbergen. Mögen Sie aus meinen Mittheilungen nachher Schlüſſe ziehen, welche Sie wollen. — Der junge Graf Edmund war den Sommer über mit Guſtchen allein hier geweſen. Im September rief ihn ein Brief ſeines Vormunds in die Reſidenz zurück. Auguſte mußte hier bleiben. Bald darauf kam der Herr Geheime Rath hier an und einen Tag ſpäter ein vornehmer Fremder, deſſen Namen ich nicht erfuhr. Beide hatten viele geheime Unterredungen miteinander ſowohl im verſchloßnen Zimmer, als auf Spaziergängen. Der Fremde reiſ'te nach einigen Tagen wieder ab, und nun unterredete ſich der Geheime Rath viel mit ſeiner Tochter. Ich ſah ſie viel weinen, blaß, abgehärmt; aber ihr Herz und Mund blieben mir verſchloſſen. Ich dachte mir, wenn der Herr Vater fort iſt, wirſt du ſchon Alles erfahren. Eines Morgens in aller Frühe ſuchte mich Auguſtens Mädchen auf und erzählte mir, ſie ſei in der Nacht von einem fürchterlichen Schrei erwacht und habe, obgleich voll Furcht, doch in das Zimmer ihrer Gebieterin gehen

wollen, um zuzuſehen, ob der Schrei von ihr ausgegangen und ob ſie Hilfe benöthigt ſei. Der Herr Geheime Rath müſſe ihr aber ſchon zuvorgekommen ſein, denn ſie habe deſſen Stimme, wenn auch unterdrückt und flüſternd, in Auguſtens Zimmer vernommen, dieſes aber von innen verſchloſſen gefunden. Sie habe ſich alſo wieder niedergelegt. Ich ſelbſt hatte nichts gehört, auch war mein Schlafgemach viel zu entfernt von dem Auguſtens, als daß ich einen Schrei hätte hören können, ſelbſt wenn ich gewacht hätte. Der Morgen verſtrich; ich ging meinen Geſchäften nach, aber ich ſah weder Tochter noch Vater. Erſt um Mittag ſuchte mich der Geheime Rath auf und ſagte mir, Auguſte ſei krank, ich möchte mich zu ihr verfügen. Er werde ſogleich abreiſen, um ihr den Arzt zu ſchicken. Nie werde ich den Schrecken vergeſſen, den ich empfand, als ich in Guſtchens Zimmer trat. Wie eine geknickte Lilie lag ſie da — im Starrkrampf. Sie glich einer Todten; alles Blut war aus ihrem Geſicht gewichen; ich konnte mich nur mit Mühe überzeugen, daß ſie noch athmete. Dieſer Zuſtand dauerte den Tag und die Nacht hindurch. Verzweiflungsvoll rang ich die Hände. Am andern Morgen kam ſie zu ſich. Der Arzt langte an, aber ſie hat die ihr verordneten Medikamente durchaus nicht eingenommen. Ihr ganzes Weſen war verwandelt. Aus dem leichten, heitern, glücklichen Kinde war eine ſchwermüthige, düſtre Träumerin geworden. Der Starrkrampf wiederholte öfter, und eines Tags — es war ſchon Winter — fing ſie plötzlich, als ſie ſo leblos auf ihrem Bette lag und ich mich allein bei ihr befand, an ganz leiſe meinen Namen zu flüſtern. Voll Erſtaunen und Furcht trat ich zu ihr. Sie hatte die Augen feſt geſchloſſen, und doch ſchien es als ſähe ſie mich, denn ſie bat mich, ihr meine Hand zu geben. Ich that's mit Zittern. Nun ſprach ſie mir mit lauterer Stimme Muth zu und entdeckte mir ſeltſame Dinge. Sie ſah und hörte was weit von ihr vorging. Es fiel mir bei, daß ich von ähnlichen Kranken gehört und geleſen hatte und ich war —"

Frau Lindenſchmitt wurde durch den Eintritt von Auguſtens Kammermädchen unterbrochen, die beide haſtig mit den Worten anredete: „das Fräulein hat eben ihren Zuſtand bekommen und verlangt nach Ihnen."

„Ich habe es nach der heutigen Aufregung befürchtet", ſagte die Wirthſchafterin und eilte dem Mädchen nach, während ihr wiederum Rudolf in der höchſten Spannung folgte. Es war ihm, als er in das matt erleuchtete Zimmer ſeiner Geliebten trat, als flögen plötzlich einzelne Lichter vor ſeinem innern Auge vorüber und als müſſe er nun über Alles Klarheit erhalten. Seine Blicke hefteten ſich ſtarr auf die Kranke, welche regungslos und mit geſchloſſenen Augen auf dem Bette lag; ein unwillkürlicher Schauer lief über ihn; er fühlte, daß er vor dem Schleier der Iſis ſtehe, und daß ein kühner Griff ihm ein unſeliges Geheimniß enthüllen werde.

„Warum bringſt du Edmund nicht mit, Klara?" fragte die Kranke ihre Pflegemutter mit einem eigenthümlichen Tone, den Rudolf noch nicht an ihr gehört hatte.

„Edmund?!" ſtammelte die Wirthſchafterin erſchrocken. „I du himmliſche Güte! Graf Edmund?"

„Geh doch!" ſagte Auguſte verweiſend, „was verbirgſt du ihn denn vor Rudolf in der Kellerkammer! Rudolf iſt treu und gut. Hol' ihn gleich herauf! Er ſehnt ſich danach mit mir zu ſprechen. Und der Dunkle iſt auf dem Wege, um ihn zu verderben; in einer halben Stunde wird er hier ſein.

Es iſt Gefahr für Edmund vorhanden. Nimm dich ſeiner an, rette ihn, Rudolf! Er iſt ſo edel und brav wie du ſelbſt."

„Aber iſt denn Graf Edmund hier im Schloſſe?" fragte der Legationsſekretär hoch verwundert.

„Ei freilich! Er iſt dieſen Abend erſt angekommen. Er war der Jäger, der vor dir in's Schloß trat. Klara war zum Tod erſchrocken, als ſie ihn erkannte und verbarg ihn vor dir ſchnell in der dunkeln Kellerkammer, denn ſie fürchtete, du würdeſt ihn an den Dunkeln verrathen."

„Aber wer iſt denn der Dunkle?"

„Zwinge mich nicht, ihn mit Namen zu nennen, der mich ſo unausſprechlich elend gemacht hat."

Die Thüre wurde geöffnet und der ſchlanke Jäger trat, von Frau Lindenſchmitt gefolgt, herein und begrüßte Rudolf mit einer edeln freundlichen Verbeugung.

„Herr Graf", ſagte Rudolf, von der ſchönen Geſtalt, dem treuherzigen Auge, den offnen edeln Geſichtszügen des Jünglings gewonnen, „ich befinde mich Ihnen gegenüber in einer ſeltſamen Stellung. Ich bin von Paris hierher beſchieden, um hier Inſtruktionen zu empfangen, die darauf zielen, Ihren heimlichen Aufenthaltsort zu entdecken und Sie mit Güte oder Gewalt in das Haus Ihres Vormunds zurückzuführen —"

„Nein, ſchützen und retten ſollſt du ihn!" erhob Auguſte die Stimme. „Dir befehl' ich ſeine Jugend und ſeine Unſchuld an. Dieſen Schutz ſollſt du von mir erben."

„Auguſte", wandte ſich Edmund jetzt an die Kranke, „ich bin weit hergekommen, um dir Nachrichten von deinen Aeltern —"

„Nenne mich nicht Auguſte! Du weißt, daß ich nicht ſo heiße."

Der Graf warf einen überraſchten Blick auf ſie. „Wie, du weißt, daß deine Mutter — —?"

„Meine Mutter iſt unter den Seligen, wohin ich ihr bald nachfolgen werde. Ach, ich ſehne mich nach ihr, und bald wird meine Sehnſucht erfüllt ſein. Du Glücklicher haſt Auguſten gefunden, und ſie iſt deine holde Braut geworden. Gott ſegne dich und ſie, und ich werde euch als guter Genius umſchweben, wenn ich armes Kind nicht mehr auf Erden wandle. — Aber, horch!" rief ſie plötzlich ängſtlich, „ſchon raſſeln die Räder des Dunkeln heran. Rudolf, führe Edmund fort, damit ihn das lauernde Verderben nicht an der Schwelle ſeines Glückes erfaſſe. — Er iſt da, der fürchterliche Verderber!"

(Fortſetzung folgt.)

Das deutſche Hausweſen.

Skizzirung von den älteſten Zeiten bis in's XVI. Jahrhundert.

Das deutſche Hausweſen und was damit zuſammenhängt, iſt nicht bloß der Gegenſtand des täglichen Geſpräches, ſondern auch der ſchriftlicher Verhandlung und wiſſenſchaftlicher Unterſuchung. Man hat Naturgeſchichte, Phyſik und Chemie mit den praktiſchen Erfahrungen unſrer Hausfrauen zuſammengehalten, um Wirthſchaftbücher, Hauslexika, Koch- und Receptbücher herzuſtellen. Ja, es würde ſich eine anſehnliche Bibliothek bilden, wenn man alle die Büchlein und Bücher, die

ſeit dem Kochbuche des kurfürſtlich Mainziſchen Mundkochs Marx Rumpolt über Sieden und Braten, Backen und Kochen, über Heizung und Feuerung, Waſchen und Reinigen geſchrieben und gedruckt worden ſind, zuſammenſtellen wollte. Und es iſt nur ein kleiner Theil dieſer Bücher, welcher eine anſehnliche Wand des vorletzten Zimmers der hieſigen königlichen Bibliothek bedeckt.

Das Hausweſen iſt der Mittelpunkt aller Sorgen und Freuden unſrer Hausfrauen, das Brot- und Hauptſtudium derſelben; es wird daher ſeltſam ſcheinen, wenn ich es wage, daſſelbe in dieſen Blättern zur Sprache zu bringen, indem auch die Hausfrau nach des Tages Laſt und Mühe geiſtigen Genuß ſucht, allein verſuchen wir denſelben eine andre Seite abzugewinnen, von welcher es ſeltener betrachtet wird. Betrachten wir daſſelbe aus dem antiquariſchen Geſichtspunkte, werſen wir einen Blick in die Haushaltungen unſrer heidniſchen und chriſtlichen Vorfahren.

Der Norden iſt die Heimath alles Hausweſens, im Norden wurden die feſten Wohnungen, die warmen Speiſen, die heißen Getränke, die wärmenden Betten, die ſchützenden Kleider zuerſt gebraucht und gefertigt.

Während der ſüdamerikaniſche Puri oder Botocude ohne alle Kleidung unter dem Schatten der breiten Blätter der Palmen Schutz ſucht vor den ſtechenden ſenkrechten Strahlen der Sonne, und weder Haus noch feſte Feuerſtätte kennt, ſucht ſich ſein nordiſcher Landsmann der Grönländer Steine und Raſen zur dichten Winterwohnung zuſammen, und macht ſich drinnen ein warmes Lager von Fellen, nähet ſich aus Vogelbälgen und Seehundhaut eine alle Gliedmaßen bedeckende Kleidung zuſammen, die nur das Geſicht frei läßt, und nährt ſorgſam mit Thran die ſteinerne Lampe, die ihm Licht und Wärme zu gleicher Zeit giebt. Während der harmloſe und fröhliche Bewohner der Südſeeinſeln nur für den heutigen Tag zu ſorgen braucht, muß der Einwohner des Nutkaſundes oder der Fuchsinſeln nachdenken und berechnen, wie er ſich einen Vorrath für den langen Winter ſammle. Der Araber und der ganze mongoliſche Hirtenſtamm lebt Jahr aus Jahr ein in leichten Filzhütten, die er nach Bedürfniß abbrechen und anderswo aufſchlagen kann, während der Jakute und Tſchukſche in die tief hinein gefrorne Erde dachsartig ſich einbaut. Die Wohnhäuſer der Javaner, der Mexikaner und der meiſten Völker der heißen Zone beſtehen lediglich aus leichten Dächern, die auf freien Säulen ruhen und nur nach der Sonnenſeite eine ſchirmende, die Sonnenſtrahlen abfangende Mauer haben. Die Gebäude des Südens ſind mehr eine Frucht der Kunſt, der Religion, des Luxus, als des eigentlichen Bedürfniſſes. Das Haus des Südländers hat kaum einen andern Zweck, als den des Schutzes gegen Sonnenſtrahlen und Platzregen, es iſt bloß ſeine Schlaf- und Ruheſtätte. Von Vorräthen, von wohlerleſenem Kochgeräth iſt bei ihm keine Spur — ja es giebt in der Südſee ganze Inſeln, in Südamerika ganze Völkerſchaften, denen der Gebrauch der Kochgefäße ganz unbekannt iſt.

Sehen wir doch ſchon in Europa, ſo wie wir die italieniſche Gränze überſchreiten, ganz andere Bauart, ganz andere Sitten, die dicke, nur durch wenige, nur ſelten verglaſete Fenſter unterbrochene Mauer trägt ein dickes, weit vorſpringendes, flaches Dach. Die innere Einrichtung der Häuſer wird eben ſo wie die Außenſeite von der Natur des Landes beſtimmt. Der Italiener hat nicht nöthig, ſein Inneres durch eine Treppe zu verengen, zu verwinkeln, die Treppe wird aus dem der Witterung trotzenden Steine gebaut und außen angebracht. Die meiſten Bauernhäuſer im Val di Chiana, wie auch im übrigen Italien, beſtehen aus zwei oder drei großen und hohen Zimmern, deren Decke das Sparrwerk und Ziegeldach

bildet. Das Parterre iſt theils für die Ziegen und Schweine, theils für das Geräth beſtimmt und für den etwanigen Getraidevorrath. Stroh und Heu wird im Freien aufgefaimt. Mehrt ſich die Habe der Familie, werden andre Zimmer nothwendig, ſo baut man dieſe gleich neben an, eben ſo die neuen Ställe, und wenn es recht gut geht, werden die Gebäude mit einer Umfaſſungsmauer eingeſchloſſen. Daher ſieht denn in Italien kein Haus, kein Gehöfte wie das andere; jedes hat einen beſondern aus der Geſchichte, aus den Verhältniſſen ſeiner Erbauer oder Beſitzer hervorgehenden Charakter, und doch ſind ſie alleſammt in Einer Weiſe erbaut.

Daß dieß ſchon in den älteſten Zeiten ſo geweſen, zeigt uns ein Gang durch die aufgedeckten Straßen von Pompeji. Die Häuſer dieſer Stadt ſind genau ſo gebaut wie die Privathäuſer, die wir, aus Rom kommend, von Terracina an, bei Gaeta bis Neapel ſehen; kleine viereckige, zum Theil platt mit Steinen gedeckte Gebäude mit einer Thür und oft ohne Fenſter. Vorrathshäuſer und Scheuern, Kuhſtall und Taubenhaus findet ſich nicht; das Getraide wird unter freiem Himmel auf feſtgeſtampfter Treſchtenne gedroſchen, das größere Vieh bleibt Jahr aus Jahr ein unter freiem Himmel, Ziege und Schwein findet ſich zuweilen im Familienkreiſe ein, der auch nur nothgedrungen in's Haus geht, — denn Alles arbeitet, plaudert, ſitzt und liegt im Freien — daher das Getös, das Leben und Treiben in den italieniſchen Städten, wo Jeder ſein Geſchäft auf der Gaſſe treibt.

Wie ganz anders iſt es in unſerm Norden, unter unſerm trüben, ſchnee- und regenſchwangern Himmel! Indeſſen es iſt nun einmal ſo, und wird nicht anders werden; tröſten wir uns damit, daß es wohl auch Niemals anders bei uns geweſen iſt.

Die Römer ſind die erſten, denen wir Nachrichten über die früheſte Beſchaffenheit unſers deutſchen Vaterlandes verdanken. Sie fanden den Himmel, der daſſelbe bedeckte, garſtig, Luft und Wetter abſcheulich, und daß ihre Schilderung das Colorit dieſes Eindrucks trägt, iſt die natürliche Folge davon. Dennoch iſt die Schilderung, die der edle C. Corn. Tacitus von demjenigen Theile Deutſchlands giebt, welchen er kennen zu lernen Gelegenheit hatte, gewiß treu; die flachen Gegenden Weſtphalens bieten noch heute denſelben Anblick dar, wie vor 1800 Jahren.

Es baut ſich Jeder an, wie ihm ein Feld, ein Hain, ein Bach gefällt. So iſt es noch jetzt nicht bloß in Weſtphalen, ſondern auch in den meiſten deutſchen Gebirgsgegenden. Tacitus bemerkt, daß die Germanen ſich weder der Bruchſteine, noch der Ziegel zu Erbauung ihrer Häuſer bedienen, und daß nur die den Römern zunächſtwohnenden Rheinländer den Tuffſtein benutzten. Noch jetzt iſt im größten Theile von Deutſchland — eben ſo wie in Norwegen — die Holzbauart vorherrſchend, und das warme Strohdach kann nur durch beſondre, conſequente Maßregeln der Wohlfahrtspolizei verdrängt werden. Die Beſchreibung eines weſtphäliſchen Bauernhauſes, wie es in der Mitte der Fluren, Wieſen und Aecker daſteht, giebt uns wohl das treueſte Bild eines altgermaniſchen Wohnhauſes.

Das Haus iſt nur einen Stock hoch, das Dach von Stroh, meiſt Buchwaizenſtroh, liegt dicht auf den Fenſtern und iſt ſelten mehr als fünf Fuß vom Boden entfernt. Einen Schornſtein hat es nicht: Scheuern, Ställe, Kamin und Kammern ſind Alles in Eins gebaut, Nebengebäude ſind unnütz. Durch einen großen Thorweg im Giebel fährt man in das Haus; die Flügel können nach Außen zu offen ſtehen und dennoch kann das Vieh nicht herauslaufen, weil ein 5 bis 6 Fuß hohes Gitter den Eingang verſchließt. Zur Linken und zur Rechten der Diele — ſo heißt der mittle Raum des Hauſes — ſind die Ställe für das Vieh, am Ende derſelben kleine Kammern zur Aufbewahrung verſchiedener Vorräthe. Hier iſt denn gewiſſermaßen ein Abſchnitt im Hauſe. Auf beiden Seiten ſind Thüren,

welche aus den Kammern auf das Feuer münden, welches mitten auf dem freien Platze brennt und deſſen Rauch im ganzen Hauſe herumzieht. Hier hält ſich die Hausfrau auf, und von hier aus kann ſie den Eingang, die Diele, die Ställe zu beiden Seiten derſelben überſehen, die Thüren zu den Vorrathskammern hüthen und zu den Zimmerchen, wo der Webſtuhl, wo die Truhen und Kiſten ſtehen. Die Schlafſtätten der Knechte ſind über den Pferden, die der Mägde über den Kühen, die des Hausherrn und ſeiner Familie zu beiden Seiten des Feuers.

So hatte der Bauer all ſein Beſitzthum unter Einem Dache, das ſteil genug iſt, um dem Regen einen Ablauf, und dick genug, um Schutz gegen Wind und Wetter zu gewähren. Der Rauch durchdrang daſſelbe auch nicht, denn er ward als ein lieber, eher nützlicher als läſtiger Genoſſe betrachtet. Mußte er doch dazu dienen, die Schinken der im Walde aufwachſenden Schweine zu räuchern und das oft nur nothreife Getraide vollkommen auszutrocknen.

So iſt es wenigſtens noch jetzt in Weſtphalen, wo ſich uralte vaterländiſche Sitte bis in unſre Tage rein und unvermiſcht erhalten hat, wo noch jetzt der Bauer daſſelbe Deutſch ſpricht, was vor 500 Jahren zur Abfaſſung des Sachſen-ſpiegels gebraucht wurde.

Die Geräthe und Gefäße unſrer Vorältern lernen wir aus den Grabſtätten derſelben kennen. Es war Sitte, die Todten zu verbrennen und die übrigbleibenden Knochen aus der Aſche zu leſen und in ein großes Gefäß zu legen; man fügte, da der Todte in ſeinem beſten Schmuck beſtattet wurde, den Knochen den ſämmtlichen Schmuck an Arm- und Fußringen, Halsbändern, Ohrgehängen, nebſt dem Waffenſchmuck, bei Frauen aber die Spindel bei. Außerdem wurde neben die Urne, welche die Ueberreſte der Gebeine enthielt, ein oder mehrere Gefäße mit Speis und Trank geſtellt, und ſo finden wir denn in den Gräbern die mannigfaltigſten Formen der Gefäße aus gebrannter Erde. Dieſe fehlen auch da nicht, wo der Todte beerdigt wurde, was zumeiſt im Kriege oder in Fällen ſtattfinden mochte, welche nicht die nothwendige Zeit zu Errichtung des Scheiterhaufens geſtatteten.

Betrachten wir nun dieſe in den Gräbern gefundenen Gegenſtände näher, ſo fern ſie ſich auf das Hausweſen beziehen, ſo finden wir, daß der größte Theil derſelben aus Stein oder Knochen gearbeitet iſt, wenige nur aus Erz oder Eiſen.

Die Steine lieferte der vaterländiſche Boden in den zahlreichen kleineren und größeren Geſchieben oder Geröllen, die denſelben bedecken. Aus dieſen machte man Handmühlen, Aexte, Meiſel, Spindelſteine, ja Meſſer und Sägen, Dolche und Lanzenſpitzen.

Die Handmühlen beſtehen durchgehends aus einem größern ſchweren platten Steine, auf welchem dann ein kleinerer als Reibſtein mit der Hand hin und her bewegt und ſo das dazwiſchen gelegte Getraide zerquetſcht und zermalmt werden konnte. Nicht bloß das Vorhandenſein dieſer Handmühlen, ſondern auch der Umſtand, daß geröſtetes und eben dadurch der Fäulniß widerſtehendes Getraide, namentlich Korn und Haidekorn in Grab- und Opferſtätten gefunden wurde, giebt einen Beweis mehr, daß die Germanen ein ackerbauendes Volk geweſen.

Solcher Handmühlen hat man mehrere gefunden und ich ſelbſt bin im Beſitze eines anſehnlichen Exemplars aus Syenit. Der untere Stein iſt 18″ lang, 8″ breit und 5″ hoch, in der Mitte etwas ausgehöhlt, ſo daß der Reibſtein von 13″ Länge, 8″ Breite und 3″ Höhe um ſo ſicherer darauf ruhen konnte. Andere Handmühlen beſtehen aus einer viereckigen Unterlage als Platte und einem etwas kleineren Reiber.

Nächſtdem hat man auch kleinere Reibſteine, etwa von der Größe einer Fauſt gefunden, welche die deutlichſten Spuren des Gebrauchs an ſich trugen.

Digitized by Google

Die Axt, die wir gegenwärtig in jeder Küche finden, mochte in mancher deutſchen Haushaltung zur Zeit der Römer fehlen, wenn nicht der Mann, dem ſie zugleich als Waffe diente, einen paſſenden Feuerſtein, Kieſelſchiefer, Baſalt oder Grünſtein finden, oder eine metallne bei römiſchen Kaufleuten erhandeln oder auf ſeinen Feldzügen erbeuten konnte.

Die ſteinernen Aexte haben eine ſehr mannigfaltige Form, die ſich eben nach dem zu dieſem Behufe erleſenen Steine richtete. Die meiſten ſind mehr einem Hammer ähnlich, deſſen eine Seite zugeſchärft iſt, als unſern jetzigen eiſernen Aexten. Mit großer Genauigkeit und Sorgfalt iſt das Loch durch den harten Stein gebohrt. Man hat deren gefunden, welche theils noch nicht vollkommen durchbohrt, theils auch auf beiden Seiten angebohrt waren.

Die eiſernen Aexte oder die bronzenen, die zuweilen, doch ſelten, in deutſchen Grabſtätten vorkommen, ſind ſehr klein, oft nur 5″ lang und kaum 3″ breit, und wurden wohl mehr als Kriegs- und Jagdwaffen, denn als Hausgeräth benutzt.

Aus Stein, namentlich aus Feuerſtein finden ſich gar häufig meiſelartige Inſtrumente, deren Schneide oft noch ſo ſcharf wie ein Federmeſſer iſt. Solche Meiſel kommen von 2—7″ Länge und 1—3″ Breite vor, die Seitenflächen ſind glatt polirt, das Ganze überhaupt nett und geſchickt gemacht. Manche derſelben mögen allerdings die Stelle der Axt vertreten, andere aber auf Stangen befeſtigt die Nationalwaffe, die in Erz vielfach gefundene Framea erſetzt haben.

Der Gebrauch der Meſſer mag ebenfalls ein doppelter, im Krieg als Waffe, im Hauſe als Geräth geweſen ſein. Die nördlichern Theile unſers Vaterlandes liefern zumeiſt Meſſer aus Feuerſtein mit ſcharfer Schneide; dieſe ſteinernen Klingen ſind oft nicht ſtärker als eine eiſerne, die Breite iſt zwiſchen 1 und 2″, die Länge zwiſchen 3 und 8″. Sie ſind meiſt gekrümmt und waren wohl in einen hölzernen Griff eingelaſſen. An den ehernen Meſſern iſt der Griff meiſt angegoſſen.

Die Säge kommt höchſt ſelten und bis jetzt, ſo weit meine Erfahrung reicht, nur aus Feuerſtein vor. Dieſe Sägen ſind etwa 8″ lang und haben genau das Anſehn eines ſchartigen Meſſers.

Die Scheere, dem Hirten wie der Hausfrau gleich nothwendig, kam in deutſchen Grabſtätten öfter vor. Die gefundenen waren theils aus Eiſen, theils aus Erz und hatten die Geſtalt unſrer jetzigen Schafſcheeren, alſo eigentlich nur zwei mit den Schneiden gegeneinander gerichtete Klingen, welche durch einen Bügel zuſammen verbunden ſind. Sie waren meiſt klein, alſo 3—6″ lang.

Die Nadeln, deren ſich unſre germaniſchen Urgroßmütter bedienten, würden jeder ihrer kunſtfertigen Urenkelinnen ein mitleidiges Lächeln abgewinnen. Sie ſind zumeiſt aus Bein, etwa 3—5″ lang und mit einem Oehre verſehen, durch welches ein nicht übermäßig ſtarker Bindfaden ganz gemächlich durchgeht, ſonſt ſind ſie von der Stärke eines ſtarken Rabenfederkieles, glatt polirt und bei weitem nicht ſo ſpitz als eine Stricknadel. Eine dauerhafte Naht iſt gewiß damit hergeſtellt worden und der Schärfe des Geſichts dabei ſicher kein Abbruch geſchehen. Indeſſen gab es wohl auch feinere Nähnadeln, da man feine Stoffe webte, allein die auflöſende Kraft der Erdfeuchtigkeit hat nur kein ſolches Inſtrument auf unſre Tage kommen laſſen, oder man hat ſie den Todten gar nicht mitgegeben. Tacitus wenigſtens rühmt die germaniſchen Frauen als geſchickte Weberinnen.

Daß ſie fleißige Spinnerinnen geweſen, davon geben Zeugniß die unzähligen Spindelſteine oder Wörtel, die ſich aus Bernſtein, Thon, Stein in den Aſchenurnen derſelben vorfinden. Es ſind dieß plattgedrückte und durchbohrte Kugeln, die mit eingedrückten umherlaufenden Streifen, eingeritzten Strichen verziert ſind

und welche die Spindel, um die ſich der dem Rocken entwundene Faden aufwand, in Bewegung ſetzten und erhielten.

Steinerne Hämmer von verſchiedener Form und Größe, beinerne Stecknadeln, Ahle, Pfriemen kommen häufig in den Grabſtätten vor, geben aber auch genugſames Zeugniß, daß unſre Vorfahren eine Menge Bedürfniſſe und Geräthe nicht hatten, die uns unentbehrlich ſcheinen und die, wie wir ſpäter ſehen werden, ſchon im 16. Jahrhundert unentbehrlich waren.

Leuchter und Lichtputze brauchte man gar nicht, da man das Zimmer, wenn der Heerd es nicht that, durch angezündete Kiehnſpäne beleuchtete. Die Lampe war ein einfaches Näpfchen, in welchem Fett oder Oel dem Dochte aus Moos oder faulem Holze Nahrung gab, und dem man mit dem Finger nachhalf. Feuerzange und Feuerſchaufel, Spucknapf und Klingelſchnur und viele andre Dinge fehlten gänzlich, ja es mag viele anſtändige Haushaltungen gegeben haben, wo nicht einmal ein Spiegel zu finden geweſen iſt. Die römiſchen Spiegel — und nur ſolche hätte der Germane haben können — waren eine koſtbare Möbel, da ſie bekanntlich kleine runde Metallſcheiben von der Größe einer Untertaſſe waren. Dieſe werden nur höchſt ſelten in deutſchen Gräbern gefunden, und zwar meiſt nur in der Nähe des Rheinſtroms.

Deſto überraſchender iſt der große Vorrath von thönernen Gefäßen, welcher in den deutſchen Grabhügeln gefunden wird. Die mannigfaltige Form, die geſchmackvollen Umriſſe und Verzierungen zeigen, daß unſre Urväter doch nicht ohne alles Kunſtgefühl, ohne Geſchick geweſen.

Dieſe Gefäße ſind aus gemeinem Thon aus freier Hand gedreht und dann ohne Glaſur feſtgebrannt.

Unter den verſchiedenen Formen dieſer Gefäße iſt die gewöhnlichſte die des Keſſels mit ſteilen Wänden in mancherlei Abartungen. Man verwahrte darin die Aſche verbrannter Knochen und ſetzte ſie in dem Grabhügel bei. Sie haben 10—14 Zoll Höhe bei verhältnißmäßigem Durchmeſſer. Dieſe Urnen ſind meiſtens ohne Verzierung, wenigſtens ohne reiche Verzierung. Es ſcheint dieß die Grundform des Hauptkochgefäßes zu ſein. Der alte Name war jedenfalls Kar oder Kas, aus welchem unſer Keſſel herſtammt, ſo wie der alte Name des Töpfers Kasja. Dieſes Gefäß hatte den Beruf, den ganzen Tag über dem Heerdfeuer zu ſtehen. In Holſtein und Jütland findet man daſſelbe mit drei kleinen Füßen verſehen noch heute in nur wenig veränderter Form in den Haushaltungen.

Eine andere Art, mit weitem Bauch und engem Halſe kommt zuweilen in anſehnlicher Größe vor, bis zu 12 und 14 Zoll Höhe. An den Seiten befinden ſich zwei kleine Henkel. Da an den Gefäßen und Geräthen der Alten nichts ohne Zweck iſt, ſo ſcheinen dieſe Henkel einen Gebrauch anzudeuten, der im 15. und 16. Jahrhundert in ganz Deutſchland, und noch jetzt in den Rheinlanden, herrſchte. Man zog vermuthlich durch dieſe Henkel Schnuren, ſo daß man das Gefäß über dem Feuer daran aufhängen konnte.

Nächſt dieſen größeren Kochgeſchirren giebt es nun eine überaus große Menge in Krugform, von etwa 3—7 Zoll Höhe, die größtentheils mit einem Henkel verſehen ſind. Die meiſten ſind mit Ringen, Strichen oder Punkten, welche eingeriſſen oder eingedrückt ſind, verziert. Dieſe Krüge ſind ſehr mannigfaltig, da ſie in unzähligen Abänderungen ineinander übergehen, und ſich bald unſern kleineren Kochtöpfchen, bald den Milchkannen, bald den in den Gebrauch zurückkehrenden Bierkrügen nähern, ja zuweilen ſo ſchlank oder ſo engen Halſes ſind, daß ſie zur vollkommenen Flaſche werden, die indeſſen zu den Seltenheiten gehört.

Zum Genuß der Getränke bediente man ſich des Bechers, der Taſſe oder

der Schale. Letztere dürfte wohl das älteſte Geſchirr überhaupt ſein. Die Schalen, welche in unſern Grabhügeln vorkommen, ſind kreisrunde nicht eben flache Gefäße vom Durchmeſſer unſrer Untertaſſen, welche meiſtens, um das Umfallen zu verhüten, einen Eindruck im Boden oder, was freilich ſeltener, einen Henkel an der Seite haben. Es ſind koloſſale Löffel, mit denen man ſeine Suppe — von ſupen, hochdeutſch ſaufen — zum Frühmahl einnahm. Für die Kinder waren jedenfalls jene kleinen Schälchen beſtimmt, die kaum 3 Zoll Durchmeſſer und an der Seite einen kurzen Stiel haben. Dieſe ſind jedoch nicht eben häufig gefunden worden.

(Fortſetzung folgt.)

Nachrichten.

Aus Halle. Madame Schröder-Devrient hat auf der Halle'ſchen Bühne Gaſtrollen gegeben. Während das Erſcheinen der gefeierten Frau von ihren Anhängern mit begeiſterter Dankbarkeit aufgenommen wurde, hätten ſie es doch faſt beklagen müſſen, ſie vor einem Forum zu ſehen, welches neben ihr einem Hrn. Eberius und einer Dem. Reiners ſtürmiſchen Applaus gewähren konnte. Aber es iſt nun einmal Märtyrthum und Kriterium alles Großen, daß es von der Menge nicht in ſeiner Weſenheit gefaßt, nicht von dem Gemeinen unterſchieden wird. Im Namen derer aber, welche das Ideal in ſeiner Erſcheinung vernehmen, und von der Macht des Schönen gerührt werden, haben wir der Künſtlerin unſern freudigen Dank auszuſprechen. Sie weiſ't ihn nicht zurück: denn die Rührung der Gemüther, welche ſich von ihrer Darſtellung in ihrer Wahrheit getroffen fühlen, iſt das Element ihres Wirkens, die Beglaubigung ihres Berufs. Die dramatiſche Darſtellung ſoll die Incarnation der poetiſchen Schöpfung ſein; die Dichtung giebt die Grundzüge des Charakters, den Affekt der einzelnen Situationen, ſie zeichnet die Geſtalt im Reflex der Eindrücke, welche ſie auf die Umgebenden hervorbringt; und dieſe Momente hat der darſtellende Künſtler treu und harmoniſch wiederzugeben; in der Einheit und Fülle einer lebendigen Individualität aber die Momente zu vermitteln, das bleibt ſeinem ſchöpferiſchen Genius überlaſſen. Wenn einerſeits in der Oper, welche hier zunächſt uns beſchäftiget, die Affecte des darzuſtellenden Charakters durch die Muſik in ihrer innerſten Eigenthümlichkeit gegeben ſind, ſo läßt andrerſeits die Skizzenhaftigkeit der Dichtung, wie eben wieder die Muſik ſie vorausſetzt, der Divination des Darſtellers ein weites Feld. Behaupten wir nun, daß Madame Schröder-Devrient der poetiſchen Idee des Romeo und der Valentine die Fülle und Wahrheit des Lebens gab, daß ihre ideale Plaſtik, die reiche Scala ihrer Mimik, ihr Geſang, der aus dem endlichen Wort die unendliche Seele dringen läßt — durch den ganzen dramatiſchen Proceß hin die Erſcheinung jener idealen Geſtalten ſchuf, ſo müſſen wir freilich an die unmittelbare Anſchauung Derer appelliren, welche mit uns Zeugen dieſer Schöpfung waren; denn der Beweis alles Schönen ruht zuletzt auf unmittelbarer Ueberzeugung. Wir wollen deshalb nur jene Darſtellungen in ihren Hauptmomenten der Erinnerung zurückrufen, um uns ſelbſt den Genuß zu wiederholen und ihn inniger in uns aufzunehmen: das innige Empfangen iſt zuletzt auch das einzige Zeugniß des Gelingens und der einzige Dank, den der Künſtler von uns begehrt. — Romeo war die erſte der beiden Gaſtrollen, welche Mad. Schröder-Devrient uns gab. Die Poeſie, an welche die Oper ſich lehnt, iſt Opernpoeſie, in der tadelnden Bedeutung des Worts. Aber in die Linien der dürftigen Skizze, welche von einer mehr lyriſch ſich wiegenden als dramatiſch fortſchreitenden Muſik begleitet iſt, hat Mad. Schröder-Devrient den ganzen Reichthum des Romeocharakters gegoſſen, wie er durch Shakſpere's Dichtung in den Gemüthern lebt. Ihr Romeo iſt der Held der Liebe und des Kampfes; ſein ganzes Weſen durchzieht ein tragiſcher Triumph, wenn wir ſo ſagen dürfen; der Schatten des unerbittlichen Fatums ſchwebt über ihm, aber er beugt ſich ihm nicht; er trägt den feindlichen Mächten die Jugendkraft des Kampfes, das Siegesbewußtſein der berechtigten Leidenſchaft entgegen. So bringt er, ſtrahlend von hoher Freude, in der erſten Scene die Botſchaft des Friedens; es liegt aber in ſeiner Freude ein Flehen, in ſeiner Verkündung eine Inbrunſt, welche wohl verräth wie hoch ihm der Preis der Entſcheidung iſt. Als er zurückgewieſen wird, finden wir in ſeinem Racheſchwur die ganze Energie der Leidenſchaft wieder, in deren Intereſſe er Anfangs den Frieden ſuchte; ſo wendet nur Der ſich zur Rache um, der mehr als die Ruhe, mehr als das Leben von

Digitized by Google

der Verſöhnung hoffte. In dem Duett mit Julie ſehen wir Romeo auf ſeinem eigentlichen Kampfplatz; er verlangt das Recht der Liebe gegen den feindlichen Willen der Verhältniſſe, trotz der Autorität, welche dieſelben durch Juliens ſittliche Ueberzeugung haben; mit der vollen Zuverſicht des Sieges beginnt er; Juliens Weigerung irrt ihn nicht; er ſieht nur, daß ihr die volle Freiheit der Liebe nicht aufgegangen iſt; als ſpäter die hereinbrechenden Feinde ihre Umarmung zu trennen drohen, da umſchließt er ſie im Triumph ſeines ewigen Rechtes und jauchzt den Glauben ſeines Sieges durch ihre Rachechöre. — In der dunkeln Nacht, in ſchwerer Ahnung des zögernden Freundes harrend, finden wir ihn wieder; das nahende Verhängniß deckt ihn ſchon mit ſeinen Schatten, ſein Schritt iſt gedämpft, doch der Schritt eines Helden, ſeine Stimme ſchmerzvoll, doch erhaben und drohend; noch hoffen wir, durch ſeinen Arm in Tebaldo den Feind beſiegt zu ſehen, da vollzieht ſich das Verhängniß: — „Giulietta todt!" — Doch im Moment der Vernichtung ſeines höchſten Hoffens ſteht er auch wieder *über* dem Schickſal; der Feind, der ihn beraubt hat, ſinkt als Verbrecher vor ihm zuſammen; *ihm* bleibt das Recht, Julia im Schmerz als die *ihm* entriſſene, und die ewig ihm gehörende zu beſitzen; ſie iſt durch Tebaldo für Romeo geſtorben. Der tragiſche Triumph des Helden kommt hier zu ſeiner vollen Erſcheinung und giebt ihm ganz die Würde und den hohen Reiz, welche den Eindruck des tragiſchen Helden bedingen. An Giulietta's Sarge vollzieht ſich nur noch das Unausbleibliche; der ſeligen Täuſchung eines Augenblicks folgt der ganze Schauder der unwiderruflichen Wahrheit. — Aber das Flehen der Liebe kann noch den Geiſt der Geliebten in ſeinem Fluge erreichen; Romeo zerbricht die Schranken des Lebens, die ihn von ihr trennen, die Hoffnung der ewigen Vereinigung ſtrahlt über den Schaudern der Vernichtung. — Hier möchten wir den Kampf geendet ſehen, aber Bellini hat uns noch eine übertragiſche Marter aufbehalten: Julia muß zum Leben zurückkehren, um nach kurzem Hoffen in ſchwärzeren Tod zurückzuſinken — und Romeo muß noch erkennen, daß er durch ein Mißverſtändniß den zweifachen Tod anſtatt zweifachen Lebens ergriffen hat. Dieſe Wendung iſt miſerabel, und wir ſehen auch den Helden nicht mehr von den Strahlen eines innern Sieges verklärt; die Schmach dieſes Unterganges verbittert den Todeskampf und Julia's Jammer kann ihn nicht tröſten; — wir athmen erſt wieder, als ſein Leben erliſcht und wir die hohe Geſtalt am Fuße des Sarges hingeſunken ſehen. — So der Romeo der Schröder-Devrient; wir hätten in tragiſcher Rührung die einzelnen Schönheiten der Darſtellung, namentlich die wahrhaft klaſſiſche Plaſtik, vielleicht kaum zu würdigen vermocht, hätte nicht der entgegengeſetzte Eindruck, welchen die Mitſpielenden übten, jeden Augenblick die Illuſion zerſtört. Wie konnte aber die Künſtlerin ſelbſt in der Begeiſterung ihrer Rolle bleiben? ſie konnte es nur, indem ihre Phantaſie ſich ſelbſt eine Julia ſchuf, und die in unleugbarer Wirklichkeit neben ihr ſtehende hinwegzubannen wußte. Dies doppelte Wunder gelang ihr aber nicht in jedem Augenblick, daher zuweilen im Schmerz der Liebe eine plötzliche Bewegung des Unwillens, wie in dem erſten Duett und dann am Grabe bei den Worten: „o ſchweige!" Vielleicht war es auch äußern Eindrücken zuzuſchreiben, daß die *erſte* Scene ihr nicht ſo vollkommen gelang, als wir es früher von Mad. Schröder-Devrient geſehen haben. Die ganze Erſcheinung war damals von der poetiſchen Würde der Begeiſterung getragen; diesmal trat zuweilen eine chevalereske Negligence der Haltung hervor, welche wohl dem Stolz des Friede bietenden Geſandten geziemt hätte, wäre dieſer nicht, wenn auch incognito, Romeo ſelbſt geweſen, welcher zum *Herzen* des Gegners dringen, ihm das Band der *Liebe* bieten wollte.

Romeo hat uns lange beſchäftigt; aber wir können es uns nicht verſagen, auch die Rolle der Valentine wenigſtens flüchtig noch zu berühren, weil grade dieſe der eigenthümlichen Größe der Künſtlerin die günſtigſten Momente darbietet. Der Heroismus der Liebe, das einzige wahrhaft bewegende Pathos dieſes weiblichen Charakters, hat mit jedem äußern und ſittlichen Hinderniß zu kämpfen, ſelbſt mit der Verachtung des Geliebten; und es beſiegt ſie alle, denn der Tod ſelbſt iſt hier Triumph der Liebe, da Valentine ihn um des Geliebten willen ſucht. — Bis zum vierten Akt hin häuſen ſich die Konflicte in raſcher Steigerung; von dem Augenblick an da Raoul, von einem unglückſeligen Mißverſtändniß verblendet, Valentinens Hand zurückweiſt, ſteht alles gegen ihren Bund auf: der Zorn des Vaters, die Rache der katholiſchen Partei, die Rechte des Nevers, welcher als Ritter und Gatte Valentinens gekränkte Ehre zu vertreten hat; und Valentine ſelbſt ſcheint ihre innere Wahrheit aufzugeben, da ſie Nevers Großmuth annimmt. Da ſieht ſie Raoul's Leben in Gefahr; ſie ſieht, daß ſie nur durch das Bekenntniß ihrer Liebe ihn retten kann, und gewaltſam löſen ſich alle Knoten, welche ſich in vorangegangener Steigerung geſchürzt haben. In jene Steigerung und die gewaltſame Löſung fällt nun die Aufgabe der dramatiſchen Darſtellung, eine Aufgabe wie ſie gefunden werden muß, um die Größe der Künſtlerin in ihrer ganzen

Eigenthümlichkeit ſich entfalten zu laſſen. Valentinens Liebe zu Raoul iſt vom erſten Augenblick an glühende Leidenſchaft und wird von ſeinem Verſchmähen, deſſen Urſache ſie nicht kennt, mit dem höchſten Schmerz getroffen. Aber Mad. Schröder-Devrient weiß den Ausdruck dieſer Leidenſchaft bis zu dem Moment hin, wo die Liebe alle ihr feindlichen Verhältniſſe beſiegt, ſo zu ſteigern, ſie weiß jedes neue, oft in Dichtung und Muſik kaum angedeutete Motiv ſo wunderbar in derſelben zu reflectiren, daß ſie die ganze dramatiſche Entwicklung in ſich concentrirt. Alles iſt entſchieden in dem Moment als ſie ſagt: „Raoul ich liebe dich!" — das Band der Kindesliebe, des Glaubens, der Ehre, die Ehe — Alles iſt gelöſt, wir erwarten keine neuen Kämpfe, wir haben *geſehen*, wie alle dieſe Feſſeln ſich um ihr Herz legten, wir haben geſehen wie ſie ſie alle geſprengt hat, bis auch die letzte fiel. — In den Worten der Dichtung können wir das nicht nachweiſen, kaum in der Muſik; dieſe nimmt zwar da, wo ſie ſich mit Valentine beſchäftigt, die großartige Einheit ihrer Leidenſchaft an; im dritten Akt aber ſtellt ſie nur die äußern Momente dar, welche ſich drohend um Valentinens Liebe zuſammenthürmen, während es der *mimiſchen* Darſtellung überlaſſen bleibt, dieſe Beziehung auszudrücken. Im fünften Akt ſehen wir nur die äußere Vollziehung deſſen, was im vierten ſchon ſeine innere Entſcheidung erfahren hat, und die tragiſche Sühne. — Es iſt wohl zu begreifen, wenn die vollendete Darſtellung einer Rolle, welche in ihrer Anlage ſchon die höchſten dramatiſchen Momente umfaſſend, durch die geniale Behandlung der Künſtlerin auch eine feine und geiſtreiche Ausführlichkeit erhält, in einem Theil des Publikums den Wunſch erregt, Mad. Schröder-Devrient der höhern Poeſie, der klaſſiſchen Tragödie zu gewinnen. Wenn wir ſelber zugeben müſſen, daß ihre Leiſtungen im Schauſpiel eine neue Jugendblüthe erleben würden, während für die Oper der materielle Theil ihrer Mittel im Abnehmen iſt, ſo haben wir einen andern Grund, ſie der Oper dennoch erhalten zu wollen: wir meinen, daß ihr Genie ſich nicht nur deshalb dem muſikaliſchen Drama zugewendet habe, weil der Geſang das natürliche Organ ihrer Poeſie war, ſondern weil ihrer in der Inſpiration des Affekts divinatoriſchen Phantaſie jene Freiheit Bedürfniß iſt, welche nur eben die muſikaliſche Dichtung dem Darſteller läßt. Möchte nur der ſchweigende Genius unſrer Zeit im Gebiet dieſer Kunſt neue Schöpfungen heraufführen, deren ſie ſich bemächtigen, denen ſie die Seele einer lebendigen Subjektivität einhauchen und ſie der Unſterblichkeit vermachen könnte! —

Berlin, den 11. Juli. Es giebt nichts Komiſcheres in der Welt, als gewiſſe Zeitungsartikel, die den lieben Herrgott als ſpaniſche Wand benutzen wollen, um ihre Perfidie dahinter Verſteck ſpielen zu laſſen. Sie flicken ſich die Religion ordentlich zuſammen wie einen ſtrohernen Vogelſcheuch, den ſie mitten in das Feld der Politik hinein ſetzen, um die Spatzen der öffentlichen Meinung daraus zu verjagen. So hat z. B. die Allgem. Preuß. Zeitung mit großem Gepräng einen Aufſatz aus der Elberfelder Zeitung nachgedruckt, in welchem der *jungen Preſſe* vorgeworfen wird, daß ſie ſich mit Recht beklage beim Publikum keinen Antheil zu finden, weil ſie nicht religiös ſei. Wahrhaftig, ein ſolcher Aufſatz konnte nur für die Elberfelder Zeitung geſchrieben und nur von der Preuß. Allgemeinen nachgedruckt werden; ich ſeh' ſie ordentlich die Hände darüber falten, die beiden Betſchweſtern. Sie kommen mir vor, als wären ſie in der Nachmittagspredigt eingeſchlafen und ſprächen ihr politiſches „Vaterunſer" im Traum. Vermuthlich, weil ſie am Geßlerhute der Frömmigkeit, den der Pietismus der heutigen Zeit auf der langen bibliſchen Bohnenſtange in den Boden gerammt hat, vermuthlich weil ſie, ſage ich, an dieſem Geßlerhute der Frömmigkeit wie weiland Tell, ohne zu grüßen, vorübergegangen, darum ziehen ſie mit ihren politiſchen Dreſchflegeln und Krötenſpießen gegen ſie aus, die Gottesritter von der traurigen Geſtalt, um ſie gefangen zu nehmen, zu binden und in den Thurm zu werfen. — Es macht mich jedesmal ganz wild, wenn ich auf dieſes Kapitel komme; es ärgert mich raſend, daß man aus dem ſchönen, freien Bewußtſein Gottes ſo ein hundsföttiſches Gefühl machen will, das wie ein Pudel mit eingekniffnem Schwanz nach der himmliſchen Fährte herumſchnubbern ſoll. Ich habe mich ſchon mehrmals in dieſer Zeitung darüber ausgelaſſen, um ſo mehr bringt es mich zur Verzweiflung, daß ich immer wieder auf's Neue gezwungen werde darauf zurückzukommen. Berlin ſcheint aber wirklich der gepolſterte Kröpelſtuhl werden zu ſollen, auf dem ſich der Pietismus gemächlich herumlümmeln mag. Man ſchiebt ihm ordentlich den Fußſchemel hin, daß er hinaufklettern kann. Unter andern, um hier nur *ein* Beiſpiel zu nennen, iſt jetzt die Urlaubszeit zu End' gegangen, die Prof. *Maaßmann* vom König von Baiern zugeſtanden erhalten, um die Turnanſtalten in Berlin in's Leben zu rufen; zu ſeinem Nachfolger hat man nun einen Dr. *Wackernagel* aus Stuttgart berufen. Ganz Stuttgart ſoll, wie mir neulich eine liebenswürdige Stuttgarterin ſelbſt erzählte, pietiſtiſch ſein, und Dr. Wackernagel auch. Somit wären wir alſo wieder um einen reicher,

Digitized by Google

und zwar um einen, dem unſre ganze Jugend zu Gebote ſteht. — Wie geſagt, die Sache ärgert mich, aber das hat ſein Gutes, denn Aerger iſt doch auch eine Beſchäftigung. Jetzt, da außer den Theatern wenig oder gar keine Unterhaltung in Berlin iſt, weiß man wirklich in müßigen Stunden nicht, was man anfangen ſoll. Der Aerger, das habe ich nun glücklich herausgebracht, iſt ein Verwahrungsmittel gegen die Langeweile, und ich verfehle deswegen nicht, ihn wie Klahm'ſche Bonbons immer bei mir zu führen. Wenn ich ſo mit Karl Beck die Linden hinuntergehe und bemerke, daß er anfängt die Bäume zu zählen oder die Aushängeſchilder zu leſen, gleich bin ich bei der Hand und halte ihm meine Düte mit Aerger hin. Das hilft, augenblicklich haben wir eine Unterhaltung, die uns oft die weiteſten Wege, den größeſten Staub und den tiefſten Sand vergeſſen machen. Wenn wir ſpät Abends im Wagen zurückkehren, ſo kommen wir an, als hätten wir eine Vergnügungspartie gemacht. — Berlin iſt aber wirklich arm an Vergnügen; das Berliner Vergnügen iſt wie das Kroll'ſche Gebäude, ſo künſtlich, ſo zuſammengeholt, ſo weitſchichtig und auch ſo leer. Es iſt gar nichts kompaktes darin, es iſt wie ſein Weißbier, blond mit recht viel Schaum. Das Vergnügen in Berlin iſt für das gewöhnliche Leben eigentlich nur ein Schaugericht, es ſteht nur auf dem Tiſche, um zu putzen. Das Reelleſte iſt in der That nur das Theater, und das bietet gegenwärtig mit dem Gaſtſpiele Hoppé's ein großes Intereſſe. Hoppé iſt wirklich ein ausgezeichneter Künſtler; ſein Marinelli war, wie ſein Nathan, eine vortreffliche Leiſtung. Ich werde nächſtens einmal ausführlich über ihn ſchreiben. In der Königsſtadt macht Marie v. Tennecker Glück; ſie iſt die Charlotte v. Hagn dieſer Bühne. Auch Julie Herrmann weiß ſich beliebt zu erhalten, beſonders in der ſchon einmal genannten Poſſe von W. Friedrich „Köck und Guſte." Der Berlin'ſche Jargon glückt ihr allerliebſt, und beſonders in den echt komiſchen Couplets, in deren Erfindung und Zuſammenſtellung W. Friedrich ſehr geſchickt iſt. **Feodor Wehl.**

In London fällt die Gemäldeausſtellung, the exhibition of the royal academy, mit der Saiſon der großen Welt in den Frühſommer. Sie enthält dieſes Jahr 1410 Nummern, von welchen auf hiſtoriſche und Genre-Malerei 621, auf Zeichnungen und Miniaturdilder 425, auf Werke der Architektur 215, und der Sculptur 146 kommen, und welche in drei Hauptſälen aufgeſtellt ſind. Auch ausländiſche Gemälde ſind aufgenommen, wie die Pilgerfahrt nach Morea von Biard, eine heilige Familie von Paul Delaroche, welche letztere der Herzog von Sutherland gekauft haben ſoll. Aus der engliſchen Schule ſind die Thierſtücke als die gelungenſten zu bezeichnen. Dahin gehören zwei Bilder von Landſeer, deren eines die bellende und aufgeregte Hundemeute des Grafen Aberdeen darſtellt, mitten unter ihnen den ſogenannten Hundejungen treu copirt. Ein Blumenſtück von Mißreß Comolera zeichnet ſich aus. Auch in England verliert ſich die Hiſtorienmalerei immer mehr in das Genrebild. Zwei Geſchichtsdilder von Jacquand verdienen Auszeichnung, Carl I. zu Holmby und Carl II. zu New-Shoreham nach der Schlacht von Worceſter; durch Farbenfriſche und Anordnung vorzüglich, nur ein wenig zu hoch aufgeſtellt iſt das reizende Bild von J. P. Phillips, Rebecca, welcher Abrahams Diener deſſen Gaben überreichen. Unter den Genrebildern macht das meiſte Aufſehen ein Hochzeitsauszug von R. Redgrave, Sancho Panſa in dem Zimmer der Herzogin von Leslie, Lafleurs Abreiſe gen Montreuil, nach Sterne's lieblicher Erzählung von E. M. Word, eine Scene aus dem diable boiteux von A. Egg, Broz und Ruth von O'Neil, Undino durch den bezauberten Wald reitend von Macliſe, welcher dagegen ein recht manierirtes Portrait von Harriſon Ainsworth gegeben hat. Auch die beiden confuſen Bilder von S. M. W. Turner, in welchen ſich Uebertreibung mit nebelhaft verſchwimmender Ausführung paart, werden von Manchen heftig vertheidigt. Einen bemerkenswerthen Fortſchritt der Kunſt hat die diesjährige Ausſtellung demnach nicht aufzuweiſen.

Ferney, Voltaire's Landſitz bei Genf, theilweiſe noch in derſelben Geſtalt in welcher er ſo lange Jahre von Voltaire bewohnt worden iſt, wird den 16. Auguſt vom Notar Modas in Ferney verſteigert. Der vieljährige Beſitzer, Graf Budé, ein Nachkomme des gelehrten Freundes des Königs Franz I. von Frankreich, Guilelmus Budäus, iſt vor Kurzem geſtorben. Er hatte in Ferney nicht nur möglichſt das Andenken an Voltaire bewahrt, ſondern hielt es den Fremden auch ſtets zugänglich. Man ſagt, die Freiburger Jeſuiten wollten Ferney kaufen, auch eine Tuchfabrik wünſche man daraus zu machen, und raritätenwüthige Engländer mögen auch darauf ſpeculiren um es ausräumen zu laſſen und ſo weit dies angeht, nach einem Parkwinkel Altenglands einzupacken.

Carl Blum, Opernregiſſeur und Hofcomponiſt, früher Sänger, durch ſeine Uebertragungen franzöſiſcher Luſtſpiele bekannt, iſt am 2. Juli in Berlin verſtorben.

Digitized by Google

Recenſionen über Schauſpiel und Schauſpieler, die zum Schwierigſten gehören was es in der Schriftſtellerei giebt, weil ſie einen durch vielfältiges Sehn und Hören ausgebildeten Geſchmack vorausſetzen, ſie werden bei uns vorzugsweiſe von jungen Schriftſtellern abgefaßt. Man verdient ſich bei uns die Sporen an der Thätigkeit, welche die größte Erfahrung und gewandteſte Bildung vorbedingt. — In der Abendzeitung vom 13. Juni macht der Kritiker Madame Haſſelt-Barth zum Vorwurfe, daß ſie „über, nicht in der Rolle ſtehe, daß ſie nicht ſelbſt leide und handle, ſondern Leiden und Handeln darſtelle" Dieſelbe Wochenlieferung von Journalen bringt uns den Humoriſten vom 1. Juni: da beurtheilt ein Schriftſteller —g— unſern an Schönheit jeder Art ſo reichen Emil Devrient in einem ziemlich unſchönen Stile. Wir laſſen bei Seite, daß ihm Devrient gar nicht gefallen will und daß hier wie vorherrſchend bei der Wiener Kritik nur von Ausſtellungen an dieſem uns ſo werthen Künſtler die Rede iſt, wir ſuchen nur den Satz heraus, welcher obigem Satze der Abendzeitung entſpricht. Er lautet: „Es iſt der Grundſatz der Schauſpiel- wie jeder andern Kunſt, daß ſie über die Natur ſtehen, daß ſie ihr von ihrem erhabenen Throne Regeln und Geſetze vorſchreiben ſoll" — was macht nun ein armer Schauſpieler, der ſich unterrichten will für einen Vers daraus, wenn er binnen einer Viertelſtunde ſo widerſprechende Prinzipien gebieteriſch von ſeiner Kunſt verlangt ſieht! — Jener Recenſent im Humoriſten iſt übrigens trotz des „über die Natur ſtehen", was wir gern dem Setzer ausbürden wollen, ein verſtändiger Mann, und dies und daß auch Saphir einen Artikel der Ausſtellungen über Devrient zu beginnen ſcheint, macht mich, offen geſtanden, am Schönheitsſinne der Wiener Kritik ein wenig irre. Ich begreiſe all dieſen Tadel, aber ich begreife nicht, wie man ihn in den Vordergrund ſtellen kann bei einer in Deutſchland ſo ſeltenen Schönheit der Darſtellung, wie ſie mit Emil Devrient entgegentritt. Wenn der Humoriſt aufhören wird, immer das dritte Wort zu betonen, das heißt durch geſperrten Druck uns zum Betonen des dritten Wortes zu nöthigen, ſo werden wir uns ihm in Sachen des Geſchmacks ſchon um Vieles näher gerückt fühlen, und — warten wir indeſſen ab, zu welchen Reſultaten Saphir ſelbſt auf ſeinen ſtets intereſſanten und geiſtvollen Wegen der Theaterkritik kommen wird über Emil Devrient, und beklagen wir zunächſt nur, daß es ſcheint als wolle er uns nicht auch ſein Urtheil über Baiſon mittheilen.

Das Leipziger Theaterperſonal von ehedem, deſſen künftige Beſtimmung bei Schluß des Theaters noch nicht bekannt war, fährt fort ſich da und dort anzuſiedeln oder vorläufig vorzuführen. Der Director Ringelhardt wird als neuer Director in Mainz genannt, Fräul. v. Tennecker iſt nach ſehr beifälligem Gaſtſpiel an der Königsſtadt in Berlin engagirt, der Tenoriſt Schmidt in Hamburg, die Sängerin Fräul. Haupt gaſtirt in Dobberan. Von den bei der Leipziger Bühne Verbleibenden gaſtiren Frau Deſſoir in Poſen, Frau Günther-Bachmann in Wien, und Ballmann iſt in ſeine Heimath Strasburg gereiſt.

Adam, der Komponiſt der Alpenhütte, des Poſtillons von Longjumeau, Brauers von Breſton, von Giſella, der Königin von einem Tag, des Königs von Yvetot und von Caglioſtro, iſt in das Inſtitut von Frankreich als Berton's Nachfolger aufgenommen worden. Die Stimmen haben ſich außerdem unter zwei weniger gekannten Komponiſten, Ambroiſe Thomas und Baton vertheilt; Hector Berlioz und Clapiſſon ſind ganz übergangen worden.

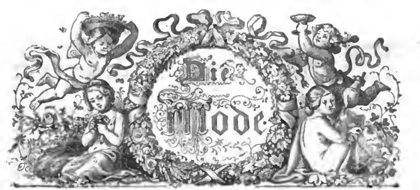
Deinhardſtein aus Wien, von welchem ſo eben ein Band Gedichte bei Duncker und Humblot in Berlin erſchienen iſt, iſt auf einer ſcandinaviſchen Reiſe begriffen, deren Hauptpunkte Copenhagen und Stockholm ſein werden. Auf der Rückkehr verweilt er in Berlin.

Ernſt Händen, deſſen Vorſchlag für Theater-Manuſkripte wir neulich angeführt, ſucht uns in einem ausführlichen Schreiben darzulegen, daß wir ihn nicht genügend verſtanden hätten. In der That führt er mehre intereſſante Gründe an, die auf den erſten Anblick ſeinem Vorſchlage nicht anzuſehen ſind. Dieſe Gründe überzeugen mich zwar noch nicht von der Rathſamkeit ſeines Vorſchlags, überzeugen aber vielleicht Andere, und ich bitte ihn, ſie nicht meiner Faſſung zu überlaſſen, ſondern ſie ſelbſt zuſammenzuſtellen. Ich werde mich dann beeilen, ſie dem Publikum vorzulegen.

Pepita, das italieniſche Idyll von Eduard Boas, welches vor Kurzem in dieſen Blättern mitgetheilt wurde, hat ſo allgemeinen Beifall gefunden, daß der Herr Verleger ſofort eine ſehr ſchön ausgeſtattete Ausgabe in Buchform veranſtaltet hat. Sie iſt ſo eben erſchienen, und möge hiermit der Theilnahme des Publikums empfohlen ſein.

Red.: Heinrich Laube. Verl.: Leopold Voß. Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hierbei: Die Mode № 29.



№ 29. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Ngr. 1844.

Moden.

Die Herrenmoden hatten in neueſter Zeit den vollen Anlauf genommen, um zur Unförmlichkeit überzugehen, ſo lang und weit in allen Verhältniſſen wurben bie Kleidungsſtücke getragen. Das konnte nicht dauern und ſo iſt denn dieſe Mode auch ſchon wieder der Vergangenheit verfallen. Die Taillen ſind wieder ziemlich mit den Hüften gleich, bedecken ſie nur wenig, die Schöße nicht mehr ſo lang und weit, der Kragen niebriger, bie Bruſttheile weniger weit, aber gewölbt. Dunkle Farben ſind beliebt. Die Phantaſieknöpfe werden vergolbet, ober ciſelirt getragen, auch wol in der Mitte eingelegt, werden aber auch wieder auf eine neue Art aus Schnuren in einfacher Farbe gefertigt. Die Gehröcke werden meiſtentheils mit einer Reihe Knöpfe getragen, der Kragen und bie Klappen werden mit Moirée gefüttert. Die Taille iſt etwas lang im Rücken und dieſer verhältnißmäßig breit, die Aermel ſind eng, beſonders nach der Hand zu. Auch trägt man die kurzen Ueberröcke mit zwei Reihen Knöpfe, da ſind die Aufſchiäge weit zurückgebogen, und laſſen die Bruſt breit ſehen, die Schöße haben keinen Umſchlag und ſind mit bunkler Seide gefüttert, die Aermel mit weißer Seide. Der Kragen iſt niedrig, aber breit überfallend, der Ausſchnitt etwas eng. Alle dieſe Röcke ſind kurz, geten noch nicht bis an das Knie, ſie müſſen nach unten ſehr weit ſein, wenn ſie auch oben an der Taille eng anſchließen, ſo daß ſie in Hohlfalten ausfallen. Beliebte Farben ſind ſchwarz, als die ausgezeichnetſte, königsblau, rauchgrau, bunkelblau, grasgrün, goldbraun. Die Phantaſiefracks, welche ein ſo bequemes Mittelding zwiſchen vollem Anzug und dem Gehrock bilden, ſind außerordentlich beliebt. Man kann ſie überall hin, beſonders in zweifelhaften Fällen, brauchen, ohne entweder anzuſtoßen, oder zu anſpruchsvoll gepuzt zu erſcheinen. Sie werden nur in bunten Farben genommen, bunkelbraun, bunkelgrün. Die Knöpfe darauf dürfen nicht in Metall ſein, was zu dem Frack des vollen Anzugs erlaubt iſt. Die Pantalons nimmt man in weichem wollnen Zeug, was dem diesjährigen kühlen Sommer angemeſſen iſt, aber auch in Piquée, Sommeratlaß, oder oſtindiſchem Nanquin, in hellen Farben, meiſtentheils einfarbig, oder nur in ſehr ſanften, verſchwimmenden Muſtern unb Schattirungen. Sehr viel weiß, perlgrau, ganz hellbraun, bieſe aber gern mit dunkeln Streifen. Des Morgens trägt man wol auch carrirte Zeuge, dann muß es aber auch in ziemlich großen Gattern ſein. Man trägt ſie viel rund, ohne Stege, hauptſächlich zu glanzledernen Schuhen mit Strümpfen von roher Seide, oder geſtreifter Seide, oder kleinen geſtreuten Blumenmuſtern. Da die Pantalons ohne Stege ſich weit über den Fuß herunterſchlagen, ſo trägt man ſie ohne Gamaſchen. Wenn ſie auch weit gemacht werden, dürfen ſie doch keine Falten mehr haben. Die Gilets für ben guten Anzug ſinb gerade, gehen weit herunter und faſſen die Hüften, werden nur mit vier Knöpfen geknöpft. Sie ſind von Piquée, Sommercachmir, Valencias, in geſtreiftem Sommerſammt. Auch die Shawlweſten zeigen ſich wieber unb finden gute

Aufnahme. Die *Damenmoden*, ſo viele Freiheit laſſend, drehen ſich ſeit einiger Zeit nur in kleinen Abweichungen herum. Eine ſolche bildete ein ſehr niedlicher *Phantaſiehut*, der in gewagter Zuſammenſtellung ſich doch recht gut ausnahm. Er beſtand aus zwei ſehr contraſtirenden Farben, war in nicht ganz hellroſa und blauen Crepp zuſammengefügt. Das Oberzeug war blau und dies durch und durch mit roth gefüttert oder unterlegt. Die Durchſichtigkeit des Creppes giebt dem Hut einen lila Schein, der mit jeder Bewegung und Beleuchtung ſich ändert und einen ausgezeichneten Effect macht. Er war mit in jenen Farben geſtreiften Tauſendſchönchen und mit ombrirtem Florband aufgeputzt. Dieſer Hut muß mit einem der neuen ſo beliebten Barèges getragen werden, die ombrirte Streifen haben, welche mit Gezweige in lichter Zeichnung umwunden ſind. Mit einer Shawltaille gemacht und kurzen venetianiſchen Aermeln, wo der Unterärmel in ſehr lichten, klaren Mouſſeline genommen und gezogen iſt und mit Einſatz an den Arm anſchließt. Dieſer Einſatz darf aber nicht gerade um den Arm herumlaufen, ſondern muß ſich ſchief, ſpiralförmig darum winden, wozu natürlich ein eigner Zuſchnitt gehört. Für den Morgenſpaziergang eignet ſich ſehr gut eine Capote in maifarbenem glacirten Gros de Naples, mit Band ausgeputzt und unter dem Schirm mit Klatſchroſen geziert. Dazu ein hohes Kleid von ſchottiſchem Foulard, mit Schnuren beſetzt oder auch zu einem Ueberrock von Leinwand in Baumrinde, oder echtem oſtindiſchen Madras à l'Amazone gefertigt. Das heißt, mit ganz hoher, eng am Hals anſchließender Taille und umgedrehten langen Schößen, welche über die Hüften heruntergehen und mit einem Vorſtoß von der lebhafteſten Farbe des Stoffes paspelirt ſind. Die *Schneppentaillen* werden nur an ſchwerſeidnen und werthvollen Stoffen, alſo nur an Putzkleidern getragen, nicht ſo am Morgen bei einfachen Anzügen, als in Nanquin, Köper, Foulard, Barège ꝛc. wo man dann die Taille mit einem Gürtel ſchließt, von dem die Enden bis auf die Füße reichen. Man kann dieſe mit einer Schnalle, oder bloſem Knoten tragen. Die Blouſe à la Corinne mit weiten Nonnenärmeln und weit heraufgehenden Stufen werden gern als Morgenanzüge getragen. Die weißen Kleider, welche ſo elegant und vornehm ſind, werden nur im Salon oder im Wagen angezogen, nicht um damit auszugehen. Die ſeidnen Kleider trägt man viel hoch, nur nicht mehr geſchnürt, da dieſer Auspuß ſo allgemein geworden iſt, daß man ſich ſatt daran geſehen hat. Man vertauſcht es lieber mit Klappen, die mit Spitzen, Schnuren oder Bandrüchen beſetzt werden. Einen ſehr netten Beſatz giebt auch geflochtenes Band, was entweder einfarbig oder in mehren Farben, ſo breit man will, zuſammengeflochten um Röcke, Aermel ꝛc. geſetzt wird. Ein ſehr hübſcher Anzug beſtand in einem Hut von hellgrünem Crepp, woran ein Halbſchleier von Spitzen war und mit weißen Marabouts geſchmückt, die in Grün ſchattirten. Dazu ein Kleid von oſtindiſchem Mouſſeline mit zwei Röcken, der untere mit einer tamburirten in großen Feſtons geſtickten Falbel, der obere Rock in Form einer Tunika, vorn offen, die Ecken unten abgerundet und rund herum mit einer in gleichem Muſter mit der Falbel gehaltenen Stickerei umgeben. Die Taille vorn in Falten zuſammengezogen und halbhoch glatt ausgehend, am Ausſchnitt mit derſelben Stickerei, ſowie auch die bis zum Ellenbogen gehenden weiten Aermel (à la Beatrix), die unten weiter als oben ſind und die unter dem Arm durch eine Schnure, die durch die Nath geht, beliebig heraufgezogen werden. Dazu eine Echarpe von Tarlatan, welche allſeitig mit einem gezogenen Streifen beſetzt iſt, wodurch ein grünes mit dem Hut accordirendes Florband geht, außerdem aber noch mit Spitzen beſetzt. Dieſen reizenden und eleganten Anzug vollendete noch ein Sonnenſchirm von geſticktem Mouſſeline, bunt gefüttert und mit reicher Spitze beſetzt. Manche *Putzkleider* haben die Klappen oben an der Taille ſo groß, daß ſie einen Kragen bilden, der vorn offen iſt. Daran wird eine breite gekrauſete Frange geſetzt, welche ihm noch mehr Breite giebt. Dieſelbe Frange läuft zweimal um den Rock und auch unten um die anſchließenden Ueberärmel. Der Leib iſt glatt, mit einem Gürtel und einer Schnalle verſehen. An einem halbhohen ſeidnen Kleid, mit einer einzigen breiten über dem Knie angehenden Falbel ſah man *Unterärmel*, die zwar ſchon gezogen waren, wo aber Knoten und Schleifen von Band förmliche Armbänder bildeten, es nahm ſich dies ſehr gut aus. Zu dieſem Anzug paßt gut ein Cannezous mit geſtreueter Stickerei und ein gezogener Hut von weißem Spitzengrund mit einem Weidenzweig verziert, der von einer Blumenagraffe gehalten wird. Und nun noch eine weiße Spitzenecharpe, die eine hohe Falbel hat. Die weißen leichten *Mantelets* geben einem hübſchen Anzug immer ein ſehr feines Anſehen. Man hat ſie in ganz fein und klein brochirten Mouſſeline rund herum ausgebogt. Hübſcher aber ſind die von Organdi und bunt aber hell gefüttert, wo der Kragen etwas groß iſt und die vordern Enden breit genug ſind, um in der

Digitized by Google

Gegend des Gürtels an jeder Seite drei tiefe Falten legen zu können. Sie ſind mit Spitzen garnirt und darüber mit einer zum Futter paſſenden ſchmalen Florbandrüche beſetzt. Der Kragen, der breit ſein und von einem Ellenbogen zum andern reichen muß, bekömmt zwei Reihen Spitzen.

C.

Der Thierbändiger van Amburgh.

Juſtinus Kerner hat neuerlich in ſeiner, über Geiſtererſcheinungen, Seelenlehre u. ſ. w. ſich verbreitenden Zeitſchrift „Magikon" auch das bekannte und unerreicht gebliebene Talent van Amburgh's hinſichtlich der Zähmung von wilden Thieren beſprochen. Er ſchickt dieſem Aufſatze unter andern folgende intereſſante Züge aus dem Leben des Genannten, nach anderweiten Mittheilungen, voraus:

Van Amburgh beherrſchte die Thiere, aber nie vergoß er ihr Blut. Er hatte ſich einen eiſernen Stock als Waffe genommen, und ſchlug ſie mit dieſem auf eine gewiſſe Stelle des Rückgrates, aber ohne ſie je gefährlich zn verletzen. Er hielt es auch nicht für nöthig, daß man, um die Verheißung der Bibel wahr zu machen, ſie ihrer Freiheit berauben müſſe; aber er belauerte ſie in den Gebüſchen, überfiel ſie in ihren Höhlen und bändigte ſie in ihren Wohnungen.

Eine Begebenheit (die näher beſchrieben, aber hier als minder weſentlich übergangen wird), bei welcher van Amburgh weniger Schonung für die Menſchen als für die wilden Thiere zeigte, zwang ihn, ſein Vaterland (Nordamerika) zu verlaſſen, und auf dem erſten Schiffe, das er traf, an Bord zu gehen. Das Schiff ging nach Bombay und legte während ſeiner Fahrt am Cap an. Van Amburgh ging ans Land nnd die Schiffmannſchaft war nicht wenig erſtaunt, ihn Abends mit einem Bären, den er in den nahen Waldungen gefangen hatte, und den er mit ſeinem Eiſen vor ſich hertrieb, wiederkehren zu ſehen. Die Erziehung ſeines Bären, dem van Amburgh den Namen Hiob gab, und der bei dem erſten Zeichen, welches er ihm machte, ſich in's Waſſer ſtürzte, beſchäftigte ihn aber nicht hinlänglich und er richtete ſich auch noch zwei Seekälber ab, die wie Hunde ihm Fiſche fingen und apportirten. Ob er der Erſte iſt, der dieſes Kunſtſtück verſucht, ob es Andere ſchon vor ihm gethan, und er es nur wieder erneuert hat, die Sache bleibt gleich merkwürdig. Aber auch der gelungene Verſuch mit den Seekälbern befriedigte ihn nicht, er wollte verſuchen, einen Haifiſch zu zähmen, und blieb trotz der Warnungen des Kapitains und der Mannſchaft bei ſeinem Entſchluſſe. Eines Morgens, als er eben mit ſeinem Bären auf dem Verdecke frühſtückte, zeigte ſich ein großer Haifiſch. Van Amburgh faßt ſeinen Hebel, ſchwingt ſich mit dieſem über die Schanzbekleidung des Schiffes, und ſchwimmt dem furchtbaren Thiere entgegen. Der Kapitain ließ das Schiff beilegen und alle Mannſchaft ſammelt ſich auf dem Verdeck. Van Amburgh ſchwamm gerade auf den Haifiſch los, dieſer aber packte den eiſernen Hebel mit ſeinem Rachen und zog ſeinen Gegner mit ſich in die Tiefe. Nachdem van Amburgh ſich vergebens bemüht hatte, ſeine Waffe wieder frei zu bekommen, ſah er ſich genöthigt, ſie aufzugeben, um wieder die Oberfläche des Waſſers zu gewinnen. Aber der Haifiſch verfolgt ihn, — ehe noch unſer Held ein Rettungsſeil ergreifen konnte, ſah er das Unthier an ſeiner Seite, und konnte ihm nur durch ſchnelles Untertauchen entgehen. Er taucht wieder auf, verlangt, daß man ihm eine Harpune zuwerfe, wartet ruhig, bis der Haifiſch ſich ihm wieder naht, wirft ihm die Harpune in den Rücken, und ſchleudert das Ende des Seils, an dem der tödtliche Haken hängt, in das Schiff. Während die Matroſen alle Kräfte anwenden, den Kopf des Thieres außer dem Waſſer zn halten, befiehlt van Amburgh ſeinem Hiob, ſich ins Waſſer zu ſtürzen. Der Bär gehorcht ſogleich, ſchwimmt gegen den Haifiſch, der ge-

waltig um ſich ſchlägt, und erdrückt, von ſeinem Herrn angeleitet, mit ſeinen furchtbaren Tatzen das gewaltige Thier. Einige Flintenkugeln endeten ſeinen Todeskampf. Man warf ihm eine Schlinge um den Hals und zog ihn auf das Hinterkaſtell des Schiffes. Die Wahrheit dieſer Erzählung iſt durch mehre Matroſen, die Augenzeugen waren, beſtätigt. — Wenige Tage nach dieſem Abenteuer büßte das Schiff durch einen jähen Windſtoß ſeinen Hauptmaſt ein und ward genöthigt, mit ſeinem Nothmaſter in den nächſten Hafen einzulaufen. Dort traf van Amburgh einen Landsmann an, und erfuhr von dieſem, daß der (todtgeglaubte) Landmann und ſein Gefährte (wegen deren gefährlicher Züchtigung van Amburgh die Flucht ergriffen hatte) wieder vollkommen hergeſtellt ſeien. — So kehrte er dann mit dem nächſten nach Nordamerika ſegelnden Schiffe wieder in ſein Vaterland zurück.

Nachdem van Amburgh ſich in Kentucky bei ſeiner Mutter eine Woche lang aufgehalten hatte, beſchloß er, ſich ganz der Thierbändigung zu widmen, und trat bei dem berühmten Menageriebeſitzer Titus in Dienſte. Bei dieſem zeichnete er ſich bald aus. Der Oberaufſeher der Menagerie war an den Wunden, die ihm eine Löwin verſetzt hatte, als er ſie von einem Käſig in den andern jagen wollte, geſtorben. Zwei andere Wächter, die ihn begleitet hatten, waren ebenfalls ſtark verletzt. Van Amburgh erbot ſich, ſie zu bändigen, und trat allein, blos mit ſeinem eiſernen Hebel bewaffnet, in ihren Käſig. Drei Tage ſpäter zeigte er dem Publikum zum erſten Mal das bisher noch von Niemand gewagte Kunſtſtück eines Menſchen, der ſeinen Kopf in den Rachen eines Löwen ſteckt, und zwar war es die wilde, kaum erſt gebändigte Löwin, mit der er dieſes Spiel verſuchte. Van Amburgh hatte gehört, daß, wenn der Löwe friſches Blut riecht, ſeine Raubgier in doppelter Stärke erwache. Entſchloſſen, ſich ſelbſt davon zu überzeugen, tauchte er ſeinen Arm bis an die Achſeln in friſches Blnt und ſchob ihn dann dem Löwen in den Rachen, während er ein Rind und ein Schaf in den Käſig führen ließ. Er hat dieſes Kunſtſtück oft und jedesmal mit glücklichem Erfolg in Kentucky und in mehren Orten der Vereinigten Staaten vor einer großen Menge von Zuſchauern gezeigt.

Gegen Ende des Jahres 1838 ward van Amburgh mit einem Theil ſeiner Menagerie von Titus nach England geſchickt. Bald nach ſeiner Ankunft von den Eigenthümern des Circus Aſtley für die Summe von wöchentlichen 300 Pf. Sterl. engagirt, zeigte er ſich, umgeben von ſeinen *Löwen* und *Tigern*, die demüthig zu ſeinen Füßen liegend, ſeinen leiſeſten Winken gehorchten. Der Zulauf, der ihm zu Theil wurde, war ungeheuer. Er wurde in die Geſellſchaften der engliſchen Ariſtokraten eingeführt und von dieſen mit der größten Achtung aufgenommen. Londons berühmteſte Schriftſteller und Gelehrte ſtatteten ihm ihre Beſuche ab, unterhielten ſich mit ihm über die Kunſt, wilde Thiere zu bändigen, und er gewann bedeutende Summen durch den Unterricht in ſeiner Kunſt, den er jungen Leuten des höchſten Ranges ertheilte. Man verſichert ſogar, daß die Königin Victoria ihn incognito beſucht, und ihm angeboten habe, ihn in den Ritterſtand zu erheben, eine Ehre, die er als unverträglich mit ſeinen politiſchen Grundſätzen ablehnte. Alle engliſchen und franzöſiſchen Journale haben den Vorſchlag erwähnt, den er den Eigenthümern von Vauxhall gemacht, mit ſeinem Lieblingstiger in dem großen Luftballon Naſſau aufzuſteigen nnd ſich mit dem Fallſchirm herunterzulaſſen. Der Magiſtrat von London verbot dieſes Schauſpiel wegen des ungeheuren Zudrangs, den es verurſacht haben würde, und wegen der Gefahr, in welcher Herr Green, der Reiſegefährte van Amburgh's und ſeines Tigers, bei dieſer Luftfahrt geſchwebt hätte.

Feuilleton.

* **Ole Bull und das Publikum ſeiner Vaterſtadt.** Als ich in Bergen war — erzählt Th. Mügge in ſeinen „Skizzen aus dem Norden" —, beſuchte auch Ole Bull, der bekannte Violiniſt, ſeine Vaterſtadt. Er iſt in Bergen geboren. Ich weiß nicht, ob ein anderer noch berühmterer Geigenſpieler, etwa Beriot, Prume oder Ernſt, denſelben Erfolg gehabt hätte; denn ich traue in der That den Bergern keinen allzugroßen Kunſtenthuſiasmus zu; aber Ole Bull iſt ein Stadtkind, er iſt ein Norweger, Norwegens einziger berühmter Muſiker, und dieſe Liebe und Begeiſterung für ihn hatte etwas Rührendes. Bergen war in Aufregung, aber ganz Norwegen war in einer ge[illegible]en Aufregung, denn auf meinem Wege nach Drontheim erzählten mir an mehren Orten die Bauern mit Bewunderung, wie ſie vor Wochen den berühmten Mann gefahren, wie er ſo und ſo viele Pferde gebraucht, und ſie waren ſtolz darauf, daß er in den fernen Ländern bekannt ſei. Mit ſolchem Stolze ſpricht der arme Schacherjude von Rothſchild, dem Millionair, deſſen goldner Abglanz einen Strahl in ſein dunkles Leben wirft. Und hier iſt ein Künſtler, ein einziger, der einer ganzen Nation angehört, die ihn als ihr Eigenthum mit jener andächtigen Begeiſterung verehrt, mit der ein ſeltner Schmuck betrachtet wird, welcher den Neid der übrigen Menſchen erregt. In Chriſtiania hat man allerdings kritiſchen Takt und kritiſches Gefühl genug, um Wahres vom Falſchen zu unterſcheiden, in Bergen aber herrſcht die beſeligende Gewißheit unbedingt, daß dieſe Stadt die dreimal beglückte ſei, den größten Geiger aller Zeiten an's Licht der Welt geboren zu haben. Wie oft wurde ich gefragt, ob ich ihn gehört, und was ich meine, ob Ole Bull nicht der erſte jetzt lebende Spieler ſei, ob ſich irgend wer mit ihm vergleichen könne? Es iſt immer ſchwer, unter Enthuſiaſten eine abweichende Meinung zu behaupten, doppelt ſchwer und gewiſſermaßen gefährlich hier, wo der Patriotismus ſich einmiſchte.

Am Abend war ich im Concert im Theater, einem ziemlich großen, aber ſchlechten Gebäude, das mit ägyptiſcher Finſterniß und einem athemraubenden Fiſchgeſtank gefüllt war. Man ſagte mir, daß die Makler die Kapitaine der nordländiſchen Yachten in's Concert geführt hätten, davon käme der penetrante Geruch; den Reſt hauchten die nordländiſchen Herren Käufleute und ihre einheimiſchen Geſchäftsfreunde wahrſcheinlich aus; man muß aber ſehr daran gewöhnt ſein, um es erträglich zu finden, und dieſer Gewohnheit verdankte man auch wol die Gegenwart einer zahlreichen Damenſchaar, welche den größten Theil des Raumes beſetzt hielt. Ole Bull wurde mit einem heftigen Getrampel empfangen, dem Zeichen des Beifalls, der eine ungeheure Staubwolke aufregte. Er ſpielte mit derſelben Affectation und Mangel aller edeln Natürlichkeit, wie ich ihn ſchon öfter gehört hatte. Die Coquetterie mit ſeiner Geige entzückte freilich ſeine ſchönen Landsmänninnen, auf mich wirkte es aber ſo widerlich, daß ſelbſt ſeine Kunſtferfertigkeit, ſeine Capriccios, ſeine ſpringenden Läufe, ſein Flageolet und was er ſonſt zu geben weiß, mir noch weit mehr manierirt und charlatanhaft erſchienen, als früher. Man kann bei dieſem Geigenſpieler manche eminente Fertigkeit bewundern, aber entzücken, fortreißen wird er nie. Er geht nicht zur Seele, weil es nicht aus der Seele quillt; es iſt Künſtelei, doch nicht die wahre Kunſt, die göttliche, erhabene, welche mit ihren Tönen den himmliſchen Funken in der Menſchenbruſt entzündet und ein ſehnſuchtsvolles Verlangen anfacht. Ganz froh war ich, als das Concert endete, welches der Künſtler mit der Wiederholung der norwegiſchen Nationalhymne ſchloß, die er in ſeiner Weiſe preciös variirte. Darüber entſtand nun ein noch weit furchtbareres Getrampel. Der faulige Geſtank und der Staub ballten ſich zu einer eigenthümlichen Miſchung; draußen aber lag heller Sonnenſchein noch auf dem Platze, der reizendſte heiterſte Abend brach herein, die Berge alle im röthlichen Glanz, und der Himmel klar und blau, wie es ſelten hier vorkommt. Denn allbekannt iſt es, daß eben Bergen wenige ſchöne ſonnenvolle Tage hat. Es regnet an dieſem Theil der Weſtküſte oft Wochen lang, und man erzählt darum häufig die Anekdote, daß ein Holländer, der ſieben Jahre nach Bergen fuhr und während ſeines Aufenthalts immer Regenwetter fand, ganz beſtimmt glaubte, dies höre dort niemals

auf, weshalb er auch feſt überzeugt war, ſich im Hafen geirrt zu haben, als er im achten Jahre wiederkam und eine Stadt im Sonnenſcheine vor ſich liegen ſah. Man hat in Bergen in manchem Jahre allerdings zweihundert Regentage und mehr ſchon gezählt, mit den beiden letzten aber war man ſehr zufrieden. Die Verhältniſſe ſchienen ſich völlig umgekehrt zu haben, die Sommer waren warm und hell, und wie ſehr war dies einer Bevölkerung zu gönnen, die bei ihrer Luſt zu Landpartien ſonnenvolle Tage beſonders nöthig hat.

Als Ole Bull's Concert beendigt war, konnte man Heerſchau halten über die ſchönen Bergenſerinnen, und in der That iſt der Ruf ihrer Schönheit keineswegs ein ungerechter. Schlanke und volle Geſtalten und friſche, lebhafte Züge zeichnen die Damen von Bergen häufig vortheilhaft aus; wie ich aber im nahenden Abend mit einem gefälligen Freund die Spaziergänge in der Umgegend durchſtrich, auf denen überall geputzte Menſchen ſich ergingen, heimkehrend und ſtill wandelnd, auf den Fjordarmen Nachen hinzogen, von denen bunte Farben der Kleider und flatternde Bänder ſichtbar wurden, Geſänge, welche in einzelnen Tönen herüberſchallten und doch überall Ruhe und ſonntägliche kleinbürgerliche Beſchaulichkeit: kam es mir faſt vor, wie das Leben in einer alten deutſchen Reichsſtadt, ſo eng begrenzt, die Menſchen ſo ernſt und ſchüchtern, mit dem Abendroth alle bedacht, das Haus zu erreichen und in deſſen Frieden auszuruhen.

* Eine Theaterſcene. Die berühmte Tochter Kemble's, die unter dem Namen von Miß Fanny Kemble ſowol als Miß Butler berühmt geworden iſt, erzählt von einer Vorſtellung von Romeo und Julie, bei der ſie während ihres Aufenthaltes in Amerika mitſpielte, Folgendes:

Der Saal war ſehr voll. Mein Romeo hatte ſich in ein Paar kurze Beinkleider eingehüllt, die er von einem ehrbaren Holländer aus dem vorigen Jahrhunderte geliehen haben konnte: er ſah einem Buffo ähnlicher, als einem venetianiſchen Nobile. Das Stück wurde ganz glücklich geſpielt, abgeſehen ein paar Verletzungen, die bei dem in die Höhe Ziehen von Decorationen vorkamen. Mein Bett war nicht zur rechten Zeit fertig gemacht, und beim Aufgehen des Vorhangs eben noch ein halb Dutzend Arbeiter beſchäftigt, mein Kopfkiſſen zurecht zu legen und die Decke überzubreiten. Die letzte Scene muß ich, ſoweit ich mitſpielte, wörtlich herſetzen:

Romeo. Erwache, meine Julia, verlaß dieſen Aufenthalt des Schreckens und der Finſterniß; komm in die Arme Deines theuren Romeo; komm und athme wieder an ſeinen Lippen!

(Hier ſtürzte er auf mich zu, nahm mich wie ein Paquet Wäſche in ſeinen Arm, und trug mich ziemlich ſchwankend über das Theater.)

Julia (bei Seite). O! Sie haben mich entſetzlich ſchlecht gefaßt; das geht nicht; ſetzen Sie mich zu Boden, ich bitte Sie, ſetzen Sie mich nieder.

Romeo. Da, von dieſen Lippen athmet der Geiſt des Lebens, der Dich erweckt zum Leben und zur Liebe.

Julia (bei Seite). Ich bitte Sie, ſetzen Sie mich nieder; Sie werden mich ganz gewiß noch fallen laſſen, wenn Sie es nicht den Augenblick thun.

(Mitten in den nun folgenden Exclamationen: „o grauſames Geſchick!" u. ſ. w. fiel ſein Dolch aus ſeinen Kleidern. Ganz indem ich Romeo zärtlich umarmte, hob ich ihn hinterrücks wieder auf: denn ich wußte, daß ich ihn zur Beendigung meiner Rolle brauchte.)

Romeo. Zerreiße nicht ſo die Bande unſerer Herzen! Sie ſchwinden! Sie ſchwinden! O Julia! Julia! (Er ſtirbt.)

Julia (zu der Leiche). Sie haben doch Luft?

Die Leiche (zu Julia). Ja. Sagen Sie mir, können Sie wohl die Güte haben, mir meine Perrücke wieder aufzuheben; ich habe ſie eben verloren.

Julia (zur Leiche). Ich werde es wohl nicht können, aber ich will ſie mit meinem Schleier bedecken. Sie haben doch das Giftfläſchchen zerbrochen, nicht wahr?

(Die Leiche giebt ein bejahendes Zeichen.)

Julia (zur Leiche). Wo in aller Welt iſt aber Ihr Dolch?

Die Leiche (zu Julia). Ich weiß es wahrhaftig nicht.

Bei den meiſten Vorſtellungen — ſetzt die Berichterſtatterin hinzu — wird es wohl nicht viel beſſer zugehen. Ich möchte daher den Herren Schauſpielern rathen, dieſe Privatgeſpräche ganz laut vor dem Publicum zu halten: an Effect würde es nicht fehlen!

* Etwas Habſüchtiges und Feſthaltiges — ſagt Kohl in ſeinem neueſten Werke über Großbritannien — iſt tief in dem Charakter der ſchottiſchen Nation begründet. Die Schotten verläugnen dieſen Sinn nie, ſelbſt nicht, wie dies eine in England oft wiederholte Anekdote beſtätigt, in der Hitze der Schlacht. Man erzählt ſich, daß (bei Waterloo glaube ich) ein Regiment Irländer commandirt wurde, eine Batterie zu ſtürmen. Um leichter und raſcher in den Feind einſetzen zu können, warfen alle Soldaten ihre Tor-

Digitized by Google

niſter unterwegs ab und fuhren tapfer wie ein Blitz auf die Feinde ein. Ein Regiment Schotten, das ihnen auf dem Fuße folgte, um ſie im Fall der Noth zu unterſtützen und zu decken, ebenfalls nicht minder tapfere Leute, aber, wie geſagt, „cautious people, good economists“, bemerkte dies und dachte dabei, daß es doch ſchade wäre, wenn alle dieſe Sachen auf dem weiten Schlachtfelde verloren gehen ſollten. So wie daher die Irländer ihre Habſeligkeiten wegwarfen, nahmen die Schotten ſie auf, packten ſie noch zu den ihrigen und marſchirten ſo, doppelt beladen, gegen den Feind, indem ſie ihn nicht minder tapfer als die Irländer, ja, wie ſie ſelbſt meinten, mit mehr Nachdruck angriffen, weil ihnen die doppelte Ladung mehr Aplomb gäbe.

* Dem in England viel gefeierten Zwerge General Tom Thumb (Däumling) droht eine gefährliche Concurrenz. Es ſind aus Deutſchland drei Zwerge angekommen, die ihrem amerikaniſchen Collegen an Merkwürdigkeit nichts nachgeben. General Thumb iſt 12 Jahr alt und 25 Zoll hoch. Chriſtian Brockſtedt, einer der deutſchen Pygmäen, mißt bei einem Alter von 13 Jahren nur drei Zoll mehr; ſeine 18jährige Schweſter, Marie Brockſtedt, mißt 32 Zoll und wiegt 32 Pfund. Sie iſt ein kleines roſiges Weſen und tanzt die Polka ſehr gut. Der dritte Bruder, Heinrich Brockſtedt, 22 Jahre alt, mißt 36 Zoll und wiegt 36 Pfund. Das kleine Kleeblatt hat ſich bereits vor dem Könige der Niederlande und andern hochſtehenden Perſonen mit vielem Beifall producirt.

* In London giebt es 1793 Omnibusführer, 1662 Cabrioletkutſcher und 4546 Fiaker, was unter Hinzurechnung der Inſpectoren ꝛc. 8348, und mit deren Familien ungefähr 20,000 Perſonen ausmacht, die vom Transport der Reiſenden im Innern und dem Bezirke von London leben. Einer der Cabrioletführer hat die Rolle eines Miſſionärs bei den andern übernommen; er hat in dieſer Eigenſchaft, laut des neueſten Miſſionsberichtes, 178 Stationen beſucht, mit 2156 Kutſchern religiöſe Unterhaltungen gepflogen, 106 Kranken unter dieſen geiſtliche und weltliche Dienſte geleiſtet und 3010 religiöſe Traktätchen vertheilt.

* Ein ſo eben erſchienenes Spottſchriftchen auf den breslauer Actienſchwindel, unter dem Titel: „Die Actien, großes romantiſches Schauer- und Trauerſpiel", enthält manche glückliche Parodien von Stellen aus Göthe's und Schillers Dichtungen. So klagt ein unbeſoldeter Aſſeſſor:

Und mich ergreift ein längſtgewöhntes Sehnen
Nach einem kleinen lumpigen Gehalt;
Noch ſchwebt es nur in unbeſtimmten Tönen
Und liſpelt ſchwach und iſt ſchon oft verhallt.
Ein Schauer faßt mich, Thräne folgt den Thränen,
Das warme Herz fühlt ſich ſo marmorkalt.
Was ich beſitze, ſeh' ich noch im Weiten,
Was man verſprach, wird nie zu Wirklichkeiten.

In einer andern Scene erſcheinen die Actien als verführeriſche Geſtalten in den Lüften umherflatternd, was zu folgendem Geſpräch zwiſchen dem Aſſeſſor und dem Doctor Miſerabilis Veranlaſſung giebt:

Actien (zu Aſſeſſor und Miſerabilis)

Du liebes Kind, komm, geh mit mir,
Gar ſchöne Spiele ſpiel' ich Dir,
Manch Sümmchen holſt Du in meinem Land,
Ich ſchenke Dir manch' gülden Gewand.

Aſſeſſor (voll Angſt, tanzend)

Herr Doctor! Herr Doctor! und hören Sie nicht,
Was mir das reizende Weſen verſpricht?

Miſerabilis (ſelbſt tanzend, ſich aber ängſtlich an einen Baum lehnend und ſich zuſammennehmend)

Nur ruhig — bleibe ruhig, mein Kind,
In dürren Blättern ſäuſelt der Wind.

Actien (umkreiſen den Miſerabilis)

Willſt, feiner Knabe, Du mit mir gehn?
Wir werden bald auf hundertfunfzig ſtehn;
Wir führen im Café juif den Reih'n
Und wiegen Dich in die Dukaten hinein.

Miſerabilis (umhergetrieben, angſtvoll)

Aſſeſſor, Aſſeſſor und ſeh'n ſie nicht dort
Commerzienrath Lebke am düſteren Ort?

Aſſeſſor

Herr Doctor, Herr Doctor! ich ſah es genau,
Es ſchillert im Dunkeln ein Geldſack ſo grau.

Das Stück ſchließt mit den Worten, die ein Genius ſpricht:

Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht,
Der Uebel größtes aber iſt der Schwindel.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

No. 59. Pariſer Moden. Damenmoden. Weißes Batiſtkleid mit Spitzen, Ueberärmel, Manſchetten und Kragen, ſeidne Schürze und Négligéehaube. — Geſtreiftes Pequingkleid, Fichu und Spitzenhaube.

No. 60. Pariſer Moden. Damenmoden. Kleid von geſtreiftem Seidenzwillich mit weißer Schnure geſtickt, hohes Chemiſette. — Seidnes Kleid von Zebraſtoff, Mouſſeline Canezous, Strohhut mit ſeidnem Kopf.

Anzeiger. № 28.

Bei **Gerhard Stalling** in Oldenburg iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Kleine Lebensbilder.

Aus der Mappe eines deutſchen Arztes
von Dr. J. Goldschmidt.

1r Theil. 8. Geh. Preis 15 Ngr. (12 gGr.)

Der zweite Theil, welcher ſich unter der Preſſe befindet, enthält **„Blicke in das oldenburgiſche Volksleben.“**

Vaterländische Gedichte

von
K. A. Mayer.

2s Heft. Preis 6¼ Ngr. (5 gGr.)

In allen Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Griechenlieder. Von **Wilhelm Müller.** Neue vollſtändige Ausgabe. 8. Geh. 24 Ngr.

F. A. Brockhaus.

In der **W. Sorge**'ſchen Buchhandlung in Oſterode iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der wohlerfahrene
Fleckenvertilger

oder die Kunſt, alle Arten Flecken aus allen Zeugen und Stoffen, aus Leder, Meublen, Fußböden, Papier, Kupferſtichen, Büchern ꝛc. zu vertilgen und dieſelben in ihren vorigen reinen Zuſtand wieder herzuſtellen. Nebſt Bereitung der vorzüglichſten Fleckſeifen oder Fleckkugeln, ſo wie des Javelle'ſchen Bleich- oder Fleckenwaſſers. Auf Erfahrung gegründet und ſowohl theoretiſch als praktiſch dargeſtellt. Mit einer Steindrucktafel.

Von **Niewald** (pract. Chemiker).
8. Geh. 10 Sgr. (8 gGr.)

In allen Buchhandlungen iſt zu haben und in jeder Hinſicht empfehlungswerth:

Die grosse Wahl fürs Leben

oder Ehe und Liebe
wie ſie ſein ſollte.

Enthält in 34 Abſchnitten Belehrungen über Liebe, Zweck der Ehe und erforderliche Eigenſchaften der Eheleute. Ein Rathgeber für Alle, welche in der Ehe glücklich ſein wollen.

Von Dr. **Emil.**

Preis 15 Ngr. oder 54 Kreuzer.

Wie ſoll der Menſch wählen? — und wie wird eine edle Liebe ein unverſiegbarer Quell der reinſten Freuden? Sie iſt eine Sonne, die den Sinn des Guten weckt und unvergängliche Früchte zur Reife bringt. Eine ſolche hier beſchriebene Liebe iſt der Schutzgeiſt des ehelichen Lebens.

Geſchenk
für Verlobte und Neuverehelichte,
oder
die Geheimniſſe der Ehe.

Ein wohlgeprüfter und auf Erfahrung begründeter Rathgeber für beide Geſchlechter vor und nach der Verheirathung.

Von *Dr Fr. Wilh. Wedeler.*

Vierte verbeſſ. Auflage. 8. Geh. 1844.
Preis 15 Sgr.

In den wenigen Bogen dieſes Werkchens iſt Alles, was von einem Rathgeber für das wichtigſte Lebensverhältniß — die Ehe — in moraliſcher und phyſiſcher Hinſicht nur irgend gefordert werden kann, mit umfaſſender Umſicht zuſammengeſtellt und in einer Geiſt und Herz anſprechenden, des Gegenſtandes würdigen Sprache dergeſtalt vereint, daß es für Verlobte und Neuverehelichte beider Geſchlechter nicht füglich ein nützlicheres und paſſenderes Geſchenk geben kann.

Verlag von **F. A. Eupel**
in Sondershauſen.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zeitung für die elegante Welt.

24. Juli **№ 30.** 1844.

Ueberſicht: Der Emporkömmling, Novelle, von Ludwig Storch (Fortſetzung). — Das deutſche Hausweſen, Skizzirung von den älteſten Zeiten bis in's XVI. Jahrhundert (Fortſetzung). — Nachrichten.

Der Emporkömmling.

(Fortſetzung.)

In dieſem Augenblicke fuhr ein Wagen auf den Hof. Gleich darauf ertönte eine Glocke und eine Stimme rief laut: „Seine Excellenz der Herr Geheime Rath v. Eſchenthal!“

Rudolf ergriff ſchnell Edmunds Hand, um ihn zu verbergen. Aber er begriff, daß es zu ſpät ſei, ihn die Treppe hinab zu führen, wenn er nicht dem Geheimen Rathe begegnen wollte; denn ſchon hörte er, als ſie auf dem Corridor waren, Stimmen unten in der Hausflur. Er eilte deshalb mit dem beſtürzten Jüngling nach ſeinem Zimmer, ſchob ihn hinein, verſchloß es und ſteckte den Schlüſſel zu ſich. Mit drei Sätzen war er unten. Frau Lindenſchmitt und die übrige Dienerſchaft des Hauſes ſtanden mit Lichtern in der Flur, und der Herr des Schloſſes ſchritt, ſie freundlich begrüßend, leicht und raſch hindurch. An der Treppe begegnete er dem Legationsſecretär und ſchloß ihn mit dem frohen Ausruf: „Willkommen, mein lieber Rudolf! Das nenn' ich pünktlich!“ in die Arme. „Wann biſt du angekommen?“

„Heute Nachmittag, Excellenz. Aber Sie habe ich heute noch nicht erwartet. Ihrem Briefe nach wollten Sie ja übermorgen kommen, wenn überhaupt, wozu Sie mir keine feſte Hoffnung gemacht haben.“

„In der That nun wollte ich dir das Prävenire ſpielen. Ich wollte dich hier empfangen.“ Und mit Verſtimmung ſetzte er hinzu: „Und nun biſt du doch eher da als ich. Du wollteſt ja deinem Briefe nach erſt morgen hier eintreffen.“

„Nach der Heimath eilt man, Excellenz“, verſetzte Rudolf mit einiger Befangenheit.

„Und nach der weiten Reiſe noch ſo ſpät munter? Es muß ja Mitternacht durch ſein.“

Digitized by Google

„Auguſte iſt krank, und ich war auf ihrem Zimmer.“

„Sie iſt eine Närrin, ja eine verrückte Närrin, und es wäre für ſie und mich beſſer, ich ließe ſie in's Irrenhaus ſperren. Das iſt dir gewiß auch klar geworden?“

„Faſt hat es mir auch ſcheinen wollen, als leide ſie an einer fixen Idee, aber — —“

„Nicht wahr? Freilich iſt ſie mit fixen Ideen behaftet. Sie artet ſich nach ihrer Mutter. Ich wollte ſie vor einer verkehrten und albernen Erziehung bewahren und nahm ſie deshalb von ihrer Mutter weg. Es hat mir nichts geholfen; es liegt im Blute. — Doch wir ſprechen morgen mehr davon. Jetzt geh' zu Bett, Rudolf. Gute Nacht!“

Unter dieſem Zwiegeſpräch waren ſie die Treppe hinaufgeſtiegen und an des Geheimen Raths Zimmer angelangt. Hier verabſchiedete er Rudolf und trat mit ſeinem Kammerdiener hinein. Rudolf nahm ein Licht aus der Hand eines Dieners und verfügte ſich auf ſein Zimmer, deſſen Thüre er von innen wieder verſchloß. Graf Edmund trat ihm mit heiterm Antlitz entgegen.

„Ein ſeltſames Schickſal führt uns hier auf meinem Zimmer zuſammen“, ſagte Rudolf, „der ich ausgezogen bin, Sie in weiter Ferne zu ſuchen, und es verbietet mir, mich zu rühmen, daß ich Sie gefunden habe.“

„Sie werden“, verſetzte der Graf, „wenn Sie erſt alle Umſtände genau kennen, nicht bereuen, aus meinem Verfolger mein Beſchützer geworden zu ſein.“ Und er ſah mit ſeinen klaren, ſchönen, freundlichen Augen den Legationsſecretär ſo vertrauensvoll an, und aus ſeinem blühenden edeln Geſichte leuchtete ſo viel Herzensgüte, daß Rudolf ihm die Hand reichte und ſagte: „Schenken Sie mir Ihr ganzes Vertrauen! Sie ſollen es ebenfalls nicht bereuen.“

„Ich kenne Sie und weiß daß ich Ihnen vertrauen darf und in Ihrem Schutze wohl aufgehoben bin, obgleich ich Sie zum erſten Mal ſehe. Aber der Mann, den Auguſte mit ſolcher Begeiſterung, den ſie mir ſtets mit ſo viel ſchwärmeriſcher Verehrung rühmte, muß ein edles, großes Herz haben.“

„So ſagen Sie mir denn: weshalb ſind Sie aus dem Hauſe Ihres Vormunds geflohen? wo haben Sie ſich zeither aufgehalten? und wie kommen Sie heute nach Eſchenthal, wo Ihnen ſo viel Gefahr droht?“

„Warum ich geflohen bin? Weil ich mein Leben liebe und es gern genießen möchte. Ich bin noch ſo jung. Wenigſtens möchte ich nicht an den Gewürzen ſterben, mit denen meine Bouillon zu verſehen mein allzubeſorgter Herr Oheim ſo gütig ſein möchte.“

„Das iſt eine furchtbare Beſchuldigung!“ rief der Legationsſecretär erſchrocken und ungläubig.

„Aber ich fürchte nicht, eine ungerechte. — Ich weiß nicht ob Ihnen bekannt iſt, daß der Mann, der jetzt mein Oheim und Vormund iſt, vor meiner Geburt einen Proceß für meinen Vater gegen deſſen Lehnsvettern im **ſchen gewann, wodurch uns der Beſitz großer Güter geſichert und der Grund zur jetzigen Größe des Herrn Geheimen-Raths gelegt wurde.“

„Ich weiß das.“

„Dieſen Verluſt haben die Lehnsvettern nie verſchmerzen können. Es ſcheint, daß ſie bei jener Gelegenheit ſchon etwas vom wahren Charakter des Herrn Heilmann geahnet haben, aber leider zu ſpät für ihren Vortheil. Ich will und kann nicht unterſuchen, welches die Urſache des frühzeitigen Todes meines Vaters geweſen iſt. Man ſagt ein ausſchweifendes Leben, deſſen Ge-

noſſe und Theilhaber Herr v. Eſchenthal war. Genug es lag im Intereſſe der Lehnsvettern, daß ich in die Fußtapfen meines Vaters trete, verſteht ſich bald, eh ich mich verheirathen und Nachkommenſchaft erzielen könnte, damit ich unterginge, wie mein Vater untergegangen iſt. Sie traten zu dieſem Zwecke in Unterhandlung mit meinem Oheim, und er ging ſo eifrig auf ihre Wünſche ein, daß er — ich muß es geſtehen — nichts ſparte, um mich auf dieſem Wege zu meinen Ahnen zu verſammeln."

„Junger Mann, wiſſen Sie was Sie behaupten?" rief Rudolf entſetzt. „Sind dieſe gräßlichen Dinge auch nicht aus der Luft gegriffen? Woher können Sie wiſſen, weſſen Sie Ihren Oheim zeihen?"

„Geduld! Hören Sie mich an! — Als Penſionär eines Erziehungsinſtituts in der Schweiz genoß ich muſikaliſchen Unterricht bei einem Manne, der mit ſeiner Familie eben erſt eingewandert und als Lehrer der Muſik bei dem Inſtitut angeſtellt worden war. Er nannte ſich Beermann. Der züchtige, moraliſche Geiſt, der ſtill und wohlthuend in ſeinem Hauſe waltete, gewann ihm bald alle edeln und braven Menſchen zu Freunden. Es war erhebend mit ihm oder ſeiner trefflichen Hausfrau über Irdiſches und Göttliches zu ſprechen, und nie ſind die Grundſätze der Tugend und Weisheit ſtrenger und doch leichter d. h. ohne Ziererei und Augenfälligkeit befolgt worden, als im Beermann'ſchen Hauſe. Es war im Beſitz einer Perle, einer Tochter von ſechszehn Jahren, Namens Auguſte, das älteſte Kind. Sie war ſehr ſchön, ſittig, verſtändig und wußte nichts von ihrem hohen Werthe, das ſüße, holde Weſen. Es waltete ein Zauber der Unſchuld, Sitte und Beſcheidenheit um ſie, der mit dem Zauber der Ordnung, Liebe, Verträglichkeit im ganzen Hauſe vereint jedes unverdorbne Herz gefangen nehmen mußte. Und Gott Lob! das meinige war noch unverdorben. Ich war ſo oft bei Beermann's, als es Zeit und Schicklichkeit erlaubten. Frau Beermann ſprach wie eine liebe ſtrenge Mutter zu mir; ſie lehrte mich die Weiblichkeit hochachten, die Tugend vergöttern, ſie pflanzte in mein junges empfängliches Herz die Keime der Religioſität; ſie lehrte mich zuerſt beten d. h. aus der Seele beten. Von ihrem edeln Gatten lernte ich dagegen Welt und Menſchen aus einem höhern Geſichtspunkt betrachten, durch ihn lernte ich den Gott in der Menſchenbruſt verehren, ich verſtand durch ihn, was der Adel des Herzens iſt; er brachte mich dahin mich vor der Würde des wahren Mannes zu beugen; er machte mir klar, welch eine hohe und ſchöne Aufgabe ein Adliger in unſrer Zeit hat. Geſchichte und Philoſophie gewannen im Munde dieſes Weiſen Leben und Farbe für mich. Ich will nicht läugnen, daß Auguſtens Holdſeligkeit die erſten ſüßen Gefühle der Liebe in meiner Bruſt wach rief, daß ihr Blick, ihr Wort, ihre Anmuth im häuslichen Kreiſe mir die Wunderwelt erſchloß, in der ich nun als ein ſtill Träumender wandelte. Dieſe Liebe heiligte mein Leben und befeſtigte die von den Aeltern empfangenen Principien ſo in mir, daß ſie zu Saft und Blut wurden. Nie wagte meine Schüchternheit irgend ein Geſtändniß oder nur ein andeutendes Wort; ich war ſchon ſelig, mit Auguſten reden, ihr in das von frommer Glut leuchtende Auge ſchauen zu dürfen. Genug, ich ging aus dieſem Hauſe, als mich mein Oheim zurückrief, als ein guter Menſch und langte mit den edelſten Vorſätzen im Hauſe des Geheimen Raths an. Hilf Himmel, welch ein Unterſchied! Aus dem glücklichen Kreiſe tugendhafter Häuslichkeit trat ich in ein vornehmes Haus, in welchem man mit feiner Ironie über alles Edle in der Menſchenbruſt ſpöttelte. Tugend galt für Beſchränktheit, Gottesfurcht für Narrheit, Zucht und Sitte

für Koketterie. Das Laſter wurde mit den Flittern des Glanzes überdeckt, von allen Tugenden nahm man den Schein an, und deshalb hielt man an geiſtreichen Menſchen alle Tugend für Schein; ja mein Oheim ſcheute ſich nicht, mir geradezu den Schein als die wahre Lebensklugheit zu predigen. Genuß war der Gott ſeines Hauſes. Er unterhielt Theatertänzerinnen, während meine Tante ſich anderweitig entſchädigte. Seine Tafel vereinte die koſtbarſten Leckereien, die edelſten Weine; er gab große Gaſtmahle; jeder Fremde von Diſtinction, der in die Reſidenz kam, wurde an ſeinen Tiſch gezogen, hohe Beamte, Militärs, reiche und vornehme Leute, Schriftſteller, Gelehrte, Künſtler. Man pries ihn als einen Mäcen; ſein Lob war in Aller Munde. Seine geiſtreiche Unterhaltung, ſeine vielſeitige Bildung, ſein ſchlagender Witz beſtachen Jeden und nahmen für ihn ein. Niemand ſah die innere Hohlheit und Erbärmlichkeit dieſes Mannes; ich allein ſah ſie. Mir waren im Beermann'ſchen Hauſe die Augen geöffnet. — Mein gütiger Oheim wählte mir eine Geſellſchaft junger Adliger, hohlköpfige, liederliche Burſche, die von nichts zu reden wußten als von Pferden, Hunden und den Reizen feiler Dirnen; die ſich beſoffen und den Rauſch in ſchlechten Häuſern ausſchliefen; die von Menſchenwürde und Tugend mit widrigem Hohngelächter ſprachen und als Edelleute das Recht in Anſpruch nahmen, jede Schandthat ungeſtraft zu verrichten. Ich wandte mich mit Abſcheu von dieſen Geſellen, und als ſie mich zu wiederholten Malen aufſuchten, um mich zu verführen, wies ich ſie mit entſchiedenem Ernſte zurück. Darüber erfuhr ich zu meinem Schmerze den Tadel meines Oheims; meine Vertheidigung, in welcher ich meine Grundſätze ausſprach, wies er kalt mit den Worten ab: dieſe Aeußerungen und dieſes Betragen ſeien eines Edelmannes unwürdig. Es ſcheine ihm, ich ſei in einer heuchleriſchen Pietiſtengemeinde erzogen. Er erklärte hiermit meine heiße Liebe zur Tugend für erbärmliche Heuchelei, und dieſe Worte bildeten meine Anſichten über meinen Vormund vollends aus, obgleich ich damals noch nicht ahnete, daß es ſein Plan war, mich durch Lüderlichkeit zu verderben und in den Tod zu ſchicken, und daß jene jungen adligen Herren von ihm aufgemuntert und gewiſſermaßen angelegt waren. — Ich fühlte mich zu Auguſten, der Tochter des Hauſes, hingezogen, ſchon weil ſie dieſen mir ſo theuern Namen führte; bald entdeckte ich, wie unglücklich ſie war, und das machte ſie mir nur noch theurer. Unſre Herzen erſchloſſen ſich gegenſeitig; wir wurden vertraut miteinander wie Geſchwiſter. Mein Oheim begünſtigte offenbar unſre Neigung; die Tante war nicht dagegen. Ja es geſchah recht auf ihre Veranlaſſung, daß Auguſte und ich den vorigen Sommer allein hier in Eſchenthal zubrachten. Onkel und Tante hatten verſprochen ebenfalls hierher zu kommen; wir ſollten nur voraus reiſen. Aber ſie kamen nicht. Im Anfange des Herbſt entfernte mich ein Auftrag des Geheimen Raths von hier; ich ging mit unbeſchreiblicher Angſt und den trübſten Ahnungen. Es war mir ſtets, als müſſe mir ein großes Unglück begegnen. Dieſes mir unerklärliche Bangen trieb mich nach einiger Zeit wieder zurück. Ich fand Auguſten krank, ihren heitern Sinn vernichtet, ihre Jugendkraft gebrochen. In dem wunderbaren Zuſtande, in welchem Sie ſie dieſen Abend geſehen haben, entdeckte ſie mir, daß mein Oheim von meinen Lehnsvettern gewonnen worden ſei, mich in den Tod zu ſchicken. Eine große Geldſumme ſei ihm dokumentariſch zugeſagt, wenn ich ohne Leibeserben ſtürbe. Ein Beauftragter der Lehnsvettern ſei in Eſchenthal geweſen und habe eine bedeutende Abſchlagszahlung geleiſtet, weil der Geheime Rath durch hohes Spiel und andre koſt-

ſpielige Liebhabereien in einer ſo furchtbaren Schuldenlaſt ſtecke, daß er ſich kaum mehr zu helfen wiſſe. Dieſem Beauftragten habe er gegen die genannte Summe das Verſprechen geben müſſen, meinem Leben noch während ſeiner Vormundſchaft ein Ende zu machen und in keiner Weiſe zuzugeben, daß ich mich früher verheirathe. Es ſei meines Oheims Plan geweſen, mich durch Genüſſe zu Grunde zu richten. Zu dieſem Zweck habe er mich in die liederliche Geſellſchaft der Edelleute gebracht und mir ſo viele Gelder gegeben. Weil ich mich aber nicht habe verführen laſſen, ſo habe er mich mit ihr nach Eſchenthal geſchickt. Hier, habe er gehofft, würden wir Beide vom Apfel der Erkenntniß koſten, und ſei nur erſt die Bahn gebrochen, dann hoffe er mich im Pfuhle der Wolluſt zu erſäufen. Er hatte ſich nicht denken können, daß zwei junge Leute allein auf einem einſamen Schloß leben könnten, ohne ſich in die Fallſtricke der Sünde zu verwickeln; denn für ihn giebt es keine Sünde. Als er nun mit dem Agenten meiner Lehnsvettern hier zuſammenkam, überzeugte er ſich zu ſeinem Verdruß, daß auch dieſer Plan mißglückt, und Auguſte ſo unſchuldig war, als früher. Er hat ihr alſo geradezu befohlen, mich zu verführen. Was in dieſer Scene vorgefallen iſt, weiß ich nicht; denn wenn ich oder Frau Lindenſchmitt ſie im hellſehenden Zuſtande darüber befragten, bekam ſie die heftigſten Krämpfe, die ihrem Leben ein Ende zu machen drohten. Aber ſeit jener Zeit iſt ſie ſo elend und ſiecht ihrer Auflöſung entgegen. Auguſte rieth mir ſelbſt, mich durch die Flucht zu retten. Ich beſchloß in die Schweiz zu Beermann zu gehen. Auguſte bat mich, mich in der Schweiz nach ihrer Mutter zu befragen und ſie, wo möglich aufzuſuchen. Dies geſchah jedoch im wachen Zuſtande. Nie wußte ſie, wenn ſie wachte, etwas von dem, was ſie im Schlafe geſprochen. Auch fiel mir auf, daß ſie im hellſehenden Zuſtande den Geheimen Rath nie Vater nannte, und wenn ich ihn ſo bezeichnete, jedesmal kurz und ärgerlich erklärte: „„er iſt nicht mein Vater!““ Niemals auch ſprach ſie im Schlafe von ihrer Mutter und zeigte etwas von der Sehnſucht nach derſelben, die im wachen Zuſtande ſie ſo ſehr beherrſchte. Auf dieſen Umſtand bin ich inzwiſchen erſt ſpäter aufmerkſam geworden. — Auguſte gab mir alle möglichen Merkmale an, wonach ich ihre Mutter aufzufinden vermöchte. Hätte ich ſie gefunden, dann wollte ſie derſelben ihr Tagebuch ſchicken, das aus einer Reihe von Briefen an die Mutter beſtand.

Sie mögen ſich vorſtellen, mit welchen Gefühlen ich in die Reſidenz ging, um meine Flucht vorzubereiten! Ich beobachtete meinen Oheim und überzeugte mich täglich und ſtündlich, daß Auguſtens Angaben fürchterliche Wahrheit ſeien.“

„Nein! nein!“ rief Rudolf. „Hier waltet ein böſer Dämon, der ſich der unglücklichen Kranken bemächtigt und ſie ſelbſt, Sie und Frau Lindenſchmitt getäuſcht hat. Mag auch der Charakter des Geheimen Raths nicht frei von Fehlern und Schwächen ſein: ein Teufel in Menſchengeſtalt iſt er nicht. — Ich bin zur rechten Zeit gekommen, um dieſe unſeligen Räthſel und Wirrniſſe zu löſen. Ich fürchte ſehr, Auguſte leidet an ſtillem Wahnſinn, der ſich vorzüglich in ihren Viſionen ausſpricht. Sie haben ſehr unrecht gethan, auf die unhaltbaren, ungereimten Ausſprüche einer Kranken hin, in einem unnatürlichen Zuſtand gethan, einen hochgeſtellten, Ihnen ſo nah verwandten Mann für den ſcheußlichſten Verbrecher zu halten und durch Flucht aus dem Hauſe deſſelben ihn ſo tief zu kränken. Ihren unerhörten Beſchuldigungen, und wenn ſie auch von der eignen Tochter dieſes Mannes ausgehen, fehlen alle Beweiſe; und dieſe Tochter würde im geſunden Zuſtande niemals ſolche Ungereimtheiten von ihrem Vater behauptet haben, ja nur haben

Digitized by Google

behaupten können. Aber auf Auguſtens Krankheit und Geiſtesverwirrung hat jedenfalls Frau Lindenſchmitt verderblichen Einfluß geübt, die, wie mir heut Abend erſt klar geworden, wegen der Scheidung von ſeiner erſten Frau ſtets gegen ihn eingenommen war. Ein Mann, der ſich aus den unterſten Regionen der Geſellſchaft durch glänzende Talente und Glück bis zu den oberſten emporgearbeitet hat, iſt ſtets Gegenſtand des Neides und böſen Leumundes, und es fehlt nie an üblem Schein, der auf ihn geworfen werden kann. Aber der Geheime Rath wird glänzend gerechtfertigt werden."

Der Graf ſchüttelte ungläubig lächelnd den Kopf.

„Doch erzählen Sie weiter, wenn ich bitten darf!" fuhr Rudolf fort. „Haben Sie Auguſtens Mutter in der Schweiz gefunden?"

In dieſem Augenblick hörten ſie die Thüre des Corridors aufgehen und wieder in's Schloß fallen. Rudolf winkte dem Grafen mit der Hand zu ſchweigen. Beide horchten. Schritte näherten ſich; es wurde an die Thüre des Zimmers geklopft. Rudolf deutete nach dem offen ſtehenden Schlafgemach, in welches Edmund raſch ſchlüpfte.

„Wer da?" rief der Erſtere zu gleicher Zeit.

„Biſt du noch nicht zu Bett, Rudolf?" fragte des Geheimen Raths Stimme. „Dann öffne; ich kann auch nicht ſchlafen und will noch mit dir reden."

Rudolf öffnete; der Geheime Rath trat im Nachtgewand, ein Licht in der Hand herein.

Seine zarte Geſtalt ſah in der weißen Hülle hinfällig und ſchier geiſterhaft aus, ſo daß ſich Rudolf bei ſeinem Anblick von einem leichten Schauder berührt fühlte. Das ſpitze magere Geſicht mit der großen hervorſtehenden, ungewöhnlich fein auslaufenden Naſe zeigte in ſeiner auffallenden, ſchier glänzenden Bläſſe deutlicher als je Spuren, welche ein ausgezeichneter, raſtlos arbeitender und emporſtrebender Geiſt und die allzuhäufigen und gewaltſamen Genüſſe ſinnlicher Vergnügungen den Zügen einzugraben pflegen. Das ironiſche Lächeln der diplomatiſchen Geiſtesüberlegenheit, jener feine moquante Zug eines haarſcharfen vornehmen Verſtandes war ſo ſtereotyp auf dieſem Geſichte geworden, daß er auch jetzt, wo der Geheime Rath keineswegs lächelte, doch leichenhaft hervortrat und den Beſchauer erſchreckte, den er ſonſt mit Ehrfurcht erfüllt hatte. Obgleich Herr v. Eſchenthal erſt ein angehender Funfziger war, ſo war doch ſein Haar ſchon nicht nur ergraut, ſondern ſogar ſchneeweiß. Es hing ihm jetzt unordentlich um die hohe Stirn, und ſeine ſonſt ſo ſchönen geiſtreichen Augen, von einem Nervenübel vor einigen Jahren in eine etwas ſchiefe Richtung gegeneinander gekommen, die ſich bei Aufregung noch ſehr vermehrte, ſteigerten gerade jetzt durch dieſe Nervenſchwäche den unheimlichen Ausdruck der ganzen Erſcheinung.

„Ich ſah noch Licht in deinem Zimmer und ſchloß daraus, daß du noch munter ſeiſt", ſagte der Geheime Rath leiſe, ſchier ängſtlich, und als er das Licht auf den Tiſch ſtellte, bemerkte Rudolf, daß die Hand deſſelben zitterte.

„Sage mir, fuhr er mit einem lauernden Blick auf ſein Gegenüber fort, „was hat dir die unglückliche Verrückte heute erzählt?"

„Erzählt?! Als ich ankam — es war ſchon hoher Nachmittag — begrüßte ich Auguſten auf dem Kirchhof unter den Gräbern, und ſie ſagte mir nur, daß ſie ſich unheilbar krank fühle. Ihr Ausſehen ſchien mir dies zu beſtätigen. Ich wurde davon ſo unangenehm berührt, daß ich ſie bald wieder verließ, um alle die mir theuern Plätzchen zu beſuchen, die aus meiner Kindheit ſo hell

in meiner Erinnrung ſtehen. Erſt als es Nacht war, kehrte ich zurück und fand Auguſten matt und fiebernd auf dem Lager. Da konnte ſie mir nichts erzählen."

„Du bemerkteſt doch vorhin, Sie ſcheine dir auch an fixen Ideen zu leiden. Aus welchen ihrer Aeußerungen haſt du das geſchloſſen?"

„Sie ſagte mir: ein fürchterliches Schickſal ſei plötzlich und unerwartet in ihr Leben hereingebrochen und habe grauſam die Blüthe deſſelben geknickt. Es laſte ein unſeliges Geheimniß auf ihrer Bruſt, das ſie in's Grab drücke; aber ſelbſt wenn ſie geſund ſei, könne ſie nie meine Frau werden, wie ſie früher gewünſcht; ſie ſei die Unglücklichſte aller Sterblichen u. ſ. f."

(Schluß folgt.)

Das deutſche Hausweſen.

Skizzirung von den älteſten Zeiten bis in's XVI. Jahrhundert.

(Fortſetzung.)

Die Taſſen, ganz in der Form unſrer jetzigen Obertaſſen, von Halbkugelform mit großem Henkel, meiſt ohne alle Verzierung, kommen von 2 bis 4 Zoll Höhe überhäufig vor. Sie weichen in der Form nur wenig voneinander ab.

Die Becher ſind minder häufig, doch mannigfaltig in ihrer Form. Bald gleichen ſie nämlich unſern gewöhnlichen Biergläſern, bald einem ſchlanken Kruge ohne Henkel, bald aber haben ſie die Form der ſogenannten Römer, nur daß ſie größer und eckiger ſind. Die letztere Art gehört zu den größeren Seltenheiten; eben ſo ein kleiner Becher, der anſtatt des Fußes ein Paar freilich ziemlich plumpe Menſchenfüße hat und ſich im Muſeum der deutſchen Geſellſchaft zu Leipzig befindet.

Die Schüſſel fehlte nicht in den Haushaltungen unſrer heidniſchen Väter; da jedoch platte und flache Gefäße dem Drucke wenig Widerſtand leiſten, ſind nur wenige unzerbrochen auf uns gekommen, unter dieſen aber kommen gar zierliche Formen vor. Sie weichen indeſſen nur wenig von den jetzt üblichen Gefäßen dieſer Art ab.

Dieß wären die gewöhnlichſten in den Grabhügeln uns überlieferten Gefäße, indeſſen bei weitem noch lange nicht die einzigen.

So fand man mehrmals große Gefäße von einfacher Napfform, welche an 1½ Elle Höhe hatten und von fingerdicker Thonmaſſe geformt waren. Die Innenſeite war wohlgeglättet, die Außenſeite uneben aber von einem aus Thon herumgewirkten Kranz oder Reifen befeſtigt. Dieſe Gefäße barſten jedoch jedesmal, wenn man ſie dem Boden entheben wollte, trotz der größten Mühe und Sorgfalt. Man fand in denſelben gemeiniglich eine große Aſchenurne und mehrere kleine Beigefäße. In der Hauswirthſchaft dienten ſie vielleicht zu Behältniſſen für Waſſer oder Milch.

Den geraden Gegenſatz gegen dieſe Rieſenurnen bilden die kleinen Täßchen von der Größe einer wälſchen Nuß oder eines Borsdorfer Apfels. Wahrſcheinlich gab man ſie den Kindern als Spielzeug und legte ſie den Kleinen mit in den Grabhügel.

Fertigte man doch ſelbſt aus gebranntem Thon Kinderklappern von mannigfaltiger Form. Bald haben ſie die Form unſrer Bierflaſchen, bald gleichen ſie einer allſeits geſchloſſenen Urne, bald einem Vogel, bald einer Birne. Im Innern befinden ſich kleine Steine, die geſchüttelt einen raſſelnden Ton von ſich geben.

Man findet ferner auch Schalen oder Urnen, welche durch eine oder mehrere

Digitized by Google

das Innere durchſchneidende Wände in mehrere Abtheilungen getrennt ſind. Man hat die nicht unwahrſcheinliche Anſicht aufgeſtellt, daß dieſe Gefäße zur Aufbewahrung von Gewürzen oder Weihrauch gedient haben mögen. Dieſe Gefäße waren immer ſehr ſorgfältig gearbeitet und reich verziert.

Endlich muß ich noch eines Gefäßes gedenken, deſſen ſchon C. J. Cäſar in ſeinem Bericht über die Germanen erwähnt, des Trinkhorns. Er berichtet, wie die Germanen ſich aus den Hörnern des Auerochſen Trinkgefäße gefertigt, indem ſie um die Oeffnung oder Mündung einen ſilbernen Rand legten. In Grabſtätten ſind jedoch niemals dergleichen Trinkhörner gefunden worden, da ſie der Verweſung nicht widerſtehen konnten, allein man hat deren aus gebranntem Thone gefunden. Dieſe geben uns indeſſen kein gewaltiges Bild von dem weltberühmten Durſt der Urväter, indem ſie kaum 8 Zoll lang ſind und höchſtens ⅓ Dresdner Kanne faſſen.

So waren die Wohnungen, die Geräthſchaften und Gefäße unſrer Vorältern während des Heidenthums — aus dieſen geht die große Einfachheit hervor, welche im Hausweſen derſelben herrſchte.

Der Mann — damals noch allgemein als Herr und Haupt der Familie angeſehen — war der Mittelpunkt, um den ſich Alles drehte; Krieg und Jagd war ſeine Arbeit, Speis und Trank ſeine Erholung, und ſollte letztere der beſten Würze nicht entbehren, ſo durfte eine tüchtige Prügelei dabei nicht fehlen. Blieben ein paar gute Freunde auf dem Platze, ſo war's eben auch kein Unglück; denn nichts galt dem alten Deutſchen ehrenvoller, als wundenvoller Leib und blutiger Tod. Auf dem Krankenbette oder vor Alter zu ſterben, war Sache der Weiber und Knechte.

Daß indeſſen unter ſolchen Umſtänden nicht manche kluge Frau das Hausregiment an ſich gebracht und den wilden Brauſekopf nach ihrem Willen gelenkt, liegt in der Natur der Dinge und iſt klar genug in den alten Heldenliedern dargelegt.

Demnach war die Heimath der Frau das Haus, ihr allein lag die Sorge für die ganze Wirthſchaft, die Felder, die Vorräthe, den Viehſtand ob. Sie beſtellte durch Knecht' und Mägde die Aecker und Wieſen, Ausſaat und Ernte. Sie ſorgte für die Vorräthe an Speiſe, Trank und Kleidern, und ſie rüſtete den Mann aus, wenn er in's Feld zog, ſie bereitete in der Halle oder Deele die Gaſtmahle, wenn er mit den Freunden zurückkehrte, ſie mußte aber auch ſeine Wunden verbinden, wenn der Feind ihm ſolche geſchlagen. Gab es ein allgemeines Aufgebot, ſo zogen die Frauen mit in's Feld und vertheidigten im Nothfalle die Wagenburg. Die römiſchen Geſchichtſchreiber ſprechen mit der größten Ehrfurcht von den tapferen deutſchen Frauen und melden mehrfache Heldenthaten, die ſie verrichtet.

Die altdeutſchen Haushaltungen mögen demnach ein gar verſchiedenes Bild von den heutigen gegeben haben, namentlich aber mag den Tafeln ein von den unſrigen ganz verſchiedener Anblick eigenthümlich geweſen ſein.

Abgeſehen von dem gänzlichen Mangel von Zucker und Senf, Gabel und Metalllöffel, Servietten und dergleichen Entbehrlichem, müßte das ſchon einem Deutſchen des 19. Jahrhunderts auffallen, wenn er in Einem Raume die Speiſe bereiten und verzehren ſähe. Fremdartiger würde es ihm dünken, wenn nun ein Pferdebraten noch am Spieße vorgelegt würde, denn Pferdefleiſch war den Germanen eine ſo angenehme Koſt, daß die fränkiſchen Könige und römiſchen Geiſtlichen, welche unſre Vorfahren zum Chriſtenthume bekehrten, unendliche Noth hatten, ihnen den Appetit darnach abzugewöhnen. Pferdefleiſch wurde bei den Opfermahlzeiten vorzugsweiſe genoſſen, und eben deßhalb ward es verpönt.

Das Elenn war auch ein unſern Zeitgenoſſen fremdes, den heidniſchen Vorfahren willkommnes Wildpret. Man hat mehrfach Ueberreſte von Elenngeweihen in den Opferſtätten gefunden.

Digitized by Google

Auerochs, Hirſch, Reh, Wildſchwein und die übrigen Wildpretarten wurden damals wahrſcheinlich häufiger genoſſen, als die zahmen Thiere Rinder, Schaafe und Ziegen. Schweinefleiſch iſt jederzeit ein Lieblingsgericht der deutſchen Nationen geweſen, und die verſchiedenen Arten der Würſte, Schinken und Sülzen gehen gewiß in's hohe Alterthum hinauf.

Auch die Gans ward ſchon zu den Zeiten der Römer ſorgfältig in den deutſchen Gauen erzogen und diente, ſo wie die wildlebenden Vögel zur Nahrung.

Außerdem boten die Seeküſten, ſo wie die Flüſſe eine zahlreiche Bevölkerung der mannigfaltigſten Fiſche dar, unter denen der Lachs noch nicht zu den Seltenheiten gehörte. Es haben ſich mehrmals Angelhaken von anſehnlicher Größe, ſo wie hammerartige Inſtrumente aus gebranntem Thone gefunden, die dazu dienten, die Fiſchernetze zu Grunde zu ziehen.

Die Nahrung nahm man vorzugsweiſe aus dem Thierreiche; aus der Milch wurde Butter und Käſe bereitet, das Fleiſch, was nicht augenblicklich verzehrt werden konnte, ward geräuchert oder getrocknet, ebenſo der Ueberfluß des Fiſchfanges.

Das Pflanzenreich bot Roggen, Hafer und Haidekorn, aus welchen man auf den Handmühlen Mehl und aus dieſem Brot bereitete. Man fertigte auch ein Getränk aus Getraide, was den Römern wie verdorbener Wein vorkam und jedenfalls das deutſche Nationalgetränk, das Bier war, was noch heute im Saterlande in jeder Haushaltung bereitet wird und auch bei uns nicht ganz unbekannt iſt.

Nächſtdem machte man auch aus Honig den Meth, ein Getränk, was bei uns ganz außer Gebrauch gekommen iſt.

Ueber die Küchengewächſe, welche zur Zeit der Römer in Deutſchland gebaut wurden, iſt uns keine beſtimmte Nachricht vorhanden, als daß im heutigen Jütland die Bohnen vorzüglich gediehen und gegeſſen worden. Doch haben gewiß ſchon damals ärmere Hausmütter die mancherlei Kräuter, Wurzeln und Pilze, welche unſre Wälder wild hervorbringen, zur Nahrung benutzt. Die wilden Obſtarten, welche die Römer ungenießbar fanden, wurden, ſo wie die verſchiedenen wildwachſenden Beeren wohl auch ſchon damals den Vögeln des Waldes von der naſchhaften Jugend ſtreitig gemacht.

Der Wein war den Deutſchen zu Cäſars Zeit ſchon ein angenehmes Getränk, das ſie gegen Bernſtein, Felle, Federn u. a. Naturprodukte eintauſchten. Auf deutſchem Boden und zwar zuerſt am Rheinſtrom wurde der Weinſtock jedoch erſt unter Kaiſer Probus (276—282 n. C. G.) angepflanzt, von wo aus er ſich dann weiter verbreitete. Die Rebenpflanzungen um Regensburg ſind vielleicht nicht viel jünger, und hier mochte der Weinſtock über Tyrol unmittelbar aus Italien eingeführt worden ſein.

Eben ſo wie die Nahrungsmittel wurden auch ſämmtliche Kleidungsſtücke durch die Frauen beſorgt. Die Rind- und Pferdehäute wurden zu den Schuhen benutzt. Hemd und Beinkleid war aus Tuch oder Linnen, zum Mantel aber wählte man die Felle und Pelze der Bären, Wölfe, Füchſe und wilden Katzen, die in den Wäldern gar zahlreich lebten. Leibröcke aus feinerem Pelzwerk ſind gewiß ſchon zur Römerzeit in Deutſchland gefertigt worden — auch der Schaafpelz iſt uralte deutſche Tracht.

Von Hausthieren hielt man namentlich das Schaaf der Wolle wegen; die Thiere waren — wie Tacitus meldet — klein, und mögen den noch jetzt in der Lüneburger Haide weidenden ſogenannten Haidſchnucken geglichen haben. Dieſe ſind klein, haben dunkelbraune grobe Wolle, aus welcher ein grobes Tuch gewebt wird. Die Bereitung deſſelben, ſo wie der Leinwand, war auch im Alterthume Sache der Frauen. Wie der Webſtuhl beſchaffen geweſen, können wir nicht beur-

theilen, da uns zwar Spindelſteine in den Grabſtätten überliefert worden ſind, von Webſtühlen ſich jedoch nichts erhalten hat, als hie und da ein Webeſchiffchen aus Stein. Es ſind dieß theils ovale, theils kreisrunde platte Steine, um deren ſchmale Seitenfläche der Faden gewunden wurde, ungefähr in der Art des bekannten Jou jou genannten Kinderſpieles.

Außer dem Tuch und der Leinwand, welche die deutſchen Frauen ſelbſt fertigten, wurden auch aus Italien und Gallien mancherlei Kleidungsſtoffe eingeführt. Selbſt aus Aſien und Afrika kamen Stoffe durch den Tauſchhandel mit Bernſtein nach Deutſchland; die Thüringer tauſchten auf Pferde, die Friesländer auf Rindhäute, die Ureinwohner des jetzigen Leipziger und ehemaligen Kurkreiſes hielten vielleicht ſchon im Zeitalter des Tacitus und Plinius große Gänſeheerden, deren Federn ſie an die Römer austauſchten; Plinius meldet wenigſtens, daß Gänſefedern ein Handelsgegenſtand waren, wie er denn auch den deutſchen Namen Gans, ganta kennt.

Von dieſen Kleidungsſtücken iſt uns freilich nur ſehr wenig in den Grabhügeln überliefert worden.

Im Jahre 1817 wurde bei Friedeburg in der oſtfrieſiſchen Gemeinde Elzel unter ſtarken quer über den Körper gehenden Eichenpfählen ein Menſchengerippe gefunden, deſſen Kleid aus einem gewalkten, nicht gewebten Tuche ohne Naht und Knöpfe, bloß mit weiten Armlöchern und einem Halsloche beſtand. Die Beinkleider waren aus gleichem Stoffe mit Zug und Riemen um die Lenden befeſtigt. Die Schuhe beſtanden aus einem Stücke ungegerbtem Leder ohne Naht, was auf dem Fußblatte mit Löchern und Riemen feſtgeſchnürt war; das Leder war übrigens zierlich ausgeſchnitten; beſondere Sohlen waren nicht aufgenäht.

Eine andere merkwürdige Reliquie enthielt das im Jahre 1700 bei Burgſcheidungen eröffnete Grab. Reſte von gewebtem dicken Seidenzeuge, das mit kleinen Perlen und Schmelzkugeln geſtickt war und offenbar italieniſche Arbeit aus dem 5. oder 6. Jahrhundert iſt. Die urſprüngliche Farbe des Gewebes war vermuthlich Purpur, gegenwärtig iſt ſie ein fahles Violettgrau.

Auf dem Petersberge bei Halle entdeckte man vor etwa 20 Jahren in einem Grabe ein Gerippe, das mit 300 Perlmutterſcheibchen von der Größe kleiner Hemdknöpfe bedeckt war, die vielleicht auf den Mantel befeſtigt geweſen ſind.

Dieſe Kleidungsſtücke wurden nun durch Arm- und Hand-, Hals- und Fingerringe, Fußringe, Ohrgehänge von Erz, Perlen- und Korallenſchnüre aus Carneol, Kieſel, Bernſtein, gebranntem Thon, Bronze reich verziert. Haarnadeln und Bruſtſpangen aus Bronze, Hafte und Schlöſſer der ſchönſten Form vollendeten den Putz der alten Germanen. Dieſe Schmuckſachen, die nur höchſt ſelten in Silber, ſehr häufig in Bronze gefunden werden, ſind jedoch ſo mannigfaltig, ſo zahlreich, daß ſie einer eignen, beſondern Betrachtung werth ſind. Brechen wir alſo hier ab — zumal da dieſe Dinge weniger zum Nothwendigen, zum Hausweſen, als zu dem Schmucke gehören, in dem man ſich in öffentlicher Verſammlung ſehen ließ.

Wir ſahen in dem vorigen Abſchnitt unſrer Betrachtung den Zuſtand der deutſchen Haushaltungen zur Zeit der Römer. Der friedliche Zuſtand des Landes, nur durch kleine, vorher angekündigte, bald vorübergehende Kämpfe zwiſchen einzelnen Gemeinden, Familien, Völkerſchaften unterbrochen, geſchützt durch ein allgemein gültiges Recht, geſtattete Jedem, ſo zu ſagen, in freiem Felde zu hauſen. Nächſtdem ſchützten ſich einzelne größere Völkerſchaften durch natürliche Gränzvertheidigungen, welche größere Flüſſe, Bergketten, Waldungen darboten.

Dieſer friedliche Zuſtand wurde zuerſt durch die Römer im Weſten und Süden, durch die Gothen, Hunnen und Vandalen in Norden und Oſten unterbrochen. Später brachen von Weſten her die Normänner, von Oſten her die Slawen und Avaren feindlich ein.

Die Folge dieſer Einbrüche war, daß die reicheren Grundbeſitzer ſich feſte Häuſer bauten, daß die zahlreicheren Gemeinden ihre Ortſchaften ummauerten. Für die Burgen und feſten Häuſer nahm man die römiſchen Caſtelle an Rhein und Donau zum Muſter.

Wählte ſich nun früher der Erbauer eines Hauſes, der Begründer eines Hausweſens eine freie Ebene, ſo zog man es jetzt vor, ſich auf den Gipfeln der Berge, auf ſteilen Felſen, oder an Orten anzubauen, welche durch tiefe Gewäſſer unzugänglich gemacht wurden. Man baute einen feſten Thurm, hoch genug, um eine Ausſicht in die Ferne zu gewähren, baute an dieſen ein Wohnhaus für die Familie, Kammern und Ställe für Knechte, Thiere und Vorräthe, und umſchloß Alles mit Graben, Wall und Mauer. Die Aermeren, welche einen ſolchen Zufluchtsort ſich nicht gründen konnten, ſuchten doch in die Nähe deſſelben zu kommen.

Es iſt nicht meine Abſicht, die aus dieſer Veränderung der bäuerlichen Verhältniſſe für das öffentliche Leben entſpringenden Folgen zu entwickeln. Betrachten wir vielmehr die Geſtalt, welche dadurch das Hausweſen bereits im 11., 12. und 13. Jahrhundert angenommen hatte, wie wir dieſelbe namentlich in den deutſchen Gedichten aus jener Zeit geſchildert finden.

Hatte früherhin in der Anlage der Höfe und Häuſer eine große Uebereinſtimmung geherrſcht, ſo trat nun bei Anlage der Burgen die größte Mannigfaltigkeit und Willkür hervor. Bei der Wahl des Platzes ließ man ſich von dem Wunſche nach größtmöglicher Sicherheit leiten. Den Grundriß des Gebäudes ſchrieb die Beſchaffenheit des gewählten Ortes vor; daher die Verſchiedenheit der Burgen untereinander.

Das Hauptgebäude hieß Palas — Palatium, Pfalz — womit man ſeit dem fränkiſchen Zeitalter jedes Königs- oder Fürſtenhaus bezeichnete. Die Zimmer zu ebener Erde, die in demſelben waren, nannte man Gadem, die kleineren danebenſtehenden Gebäude, inſofern ſie innerhalb der Ringmauer ſtanden, Kemenate. Ein Thor führte — wo die Burg nicht bloß aus einem Palas beſtand, ſondern Nebengebäude und Ringmauer hatte — in den Hofraum. Zwinger nannte man den Raum zwiſchen der Außenſeite der Ringmauer und dem Graben, oder, wo dieſer fehlte, der zweiten Mauer. Es gab Burgen die mehrere Höfe, alſo auch mehrere Thore hatten. Die inneren Thore, oft auch die Haupteingänge zu den Zimmern waren mit Fallgattern, oder, wie der alte Name iſt, einem Slegethor verſehen. Die Beſatzung konnte ſich dadurch von dem bereits durch das äußere Thor eingedrungenen Feinde, oder auch ungeſtüm vordrängende Mannſchaften von ihrem Hauptcorps abſchneiden. — Ein freiſtehender großer Thurm, oder auch nur kleinere auf die Ecken des Hauptgebäudes aufgeſetzte Thürme, diente dem Burgwächter zum Aufenthalt. Brunnen, Ställe, Keller, unterirdiſche Gefängniſſe, geheime, verborgene Gänge zum Ausfall oder zur Rettung in äußerſter Noth finden ſich faſt in jeder Burg.

Da man ſich bei Anlage der Burgen lediglich nach der Localität richtete, finden wir Burgen, die nur aus einem oder zwei Thürmen beſtehen, wie z. B. Saleck, und andre die kleinen Städten gleichen, wie das Heidelberger Schloß; die meiſten ſind jedoch gar beſchränkt, wie z. B. ſelbſt die kaiſerliche Burg zu Nürnberg und die Wartburg einer fürſtlichen Hofhaltung unſrer Tage ſehr dürftig vorkommen möchten.

Digitized by Google

Und dennoch waren dieſe Burgen mit ihren beſchränkten Räumen vom 11.—13. Jahrhunderte die Zufluchtörter und Stützpunkte aller weltlichen Cultur und die Pflanzſchulen der Poeſie und der feinen Sitte. Die tapfern Krieger erfaßten, wie ſie ihr Eiſengewand abgeſchüttet, Helm und Schild, Schwert und Speer von ſich gethan, die Laute und ſangen dem blühenden Kreiſe edler Frauen die Thaten der Helden gegen Rieſen, Drachen, Zwerge und Meerwunder, Ritter und Heiden.

Die Kämpfe in Italien, die Züge nach Conſtantinopel und Jeruſalem, reich an den mannigfaltigſten Abenteuern, brachten neue Formen, neue Farben in die Kunſt, wie in das Leben. (Schluß folgt.)

Nachrichten.

Reiſe-Nachrichten. Kongswinger, den 27. Juni. Ich ſchreibe Dir folgendes, mein ſchätzbarer Stellvertreter, in einer norwegiſchen Grenzfeſtung, die jetzt verfallen iſt, und nur noch die Klippe von Kongswinger heißt. Wozu ſollten dieſe Wälle und Mauern erhalten werden, da ſie nur dazu beſtimmt waren, Norwegen gegen Schweden zu vertheidigen? Dieſe Länder ſind ja jetzt vereinigt. — Aber was kann ich von hier aus für ein belletriſtiſches Journal ſchreiben? Soll ich den prachtvollen Hauptſtrom Norwegens, ſoll ich den ſtahlblauen Glommen ſchildern, der da unten zwiſchen runden Bergen hinabzieht nach dem Skager-Rag? Naturſchilderungen ſind nur noch geſtattet im Verein mit andern Schilderungen, und man hat ganz Recht, nicht mehr mit bloßer Dekorationsmalerei begnügt zu ſein. Es muß etwas vorgehn auf der Dekoration. — Ich kann aber vielleicht unſre Leſer intereſſiren, wenn ich in großen Strichen herzeichne, wie man binnen drei Wochen einen ergiebigen Ueberblick über Skandinavien gewinnen kann. Noch iſt es hohe Sommerzeit, und mancher Leſer kann noch bis zum September Skandinavien aufſuchen. Außerdem kann ich bei kurzer Beſchreibung der Tour mancherlei Wahrnehmungen anbringen, welche literariſcher Art, und hier am Orte ſind.

Donnerſtags verlaſſen die Dampfſchiffe in Stettin und Lübeck die deutſchen Häfen, um ſich in Yſtad, an der Südſpitze der ſchwediſchen Provinz Schonen zu begegnen. Dort nimmt das von Lübeck kommende ſchwediſche Dampfſchiff Svithiod oder Gauthiod die von Stettin kommenden Reiſenden auf und führt ſie hinauf zwiſchen die Scheren (Felſeninſeln), welche Stockholm ſcheinbar von der Oſtſee trennen. Schon Sonntag Morgens erſcheint man vor der prächtig gelegenen Hauptſtadt Schwedens, welche man hier zu Lande gern das Conſtantinopel des Nordens nennt, und landet Angeſichts des Königsſchloſſes. Dies Schloß, von außerordentlicher Größe, in klaſſiſch italieniſchem Stile erbaut und von tadelloſer Schönheit iſt ſo glücklich auf der Mittelinſel Stockholms gelegen, daß es von ſeiner ſanften Anhöhe überall feſter und ſchöner Mittelpunkt des Stockholmer Bildes wird. Links von ihm ſteigt der ſteile ſüdliche Stadttheil, Södermalm genannt, in die Höhe, rechts von ihm dehnt ſich das vornehme Stockholm der Nordermalm, nördlich nach Anhöhen hinauf, und gerade hinter ihm, alſo im Weſten, bringt der Mälarſee herab zu uns nach der Oſtſee.

Nähere Schilderung muß ich mir vorbehalten. Einem in Deutſchland verbreiteten Irrthume nur will ich eiligſt widerſprechen: Bei den ſkandinaviſchen Völkerſchaften ſteht uns die germaniſche Abkunft gern in erſter Linie, und wir bilden uns ein, die deutſche Sprache werde nebenher ſo ziemlich überall verſtanden. Dies iſt in Schweden durchaus nicht der Fall. Unter den gebildeten Ständen iſt Deutſch allerdings ziemlich bekannt und vielleicht auch vielfach verſtanden, aber mit dem geläufigen Gebrauch deſſelben ſcheint es ſehr mißlich auszuſehn, und für den eigentlichen Reiſenden, der fortwährend mit dem Mittelſtande und den niederen Ständen in Berührung kommt, iſt unſre Mutterſprache im ſchwediſchen Lande durchaus überflüſſig. Man verſteht nur die Worte von ihr, welche unverändert im Schwediſchen exiſtiren, und deren ſind äußerſt wenige. Der Norddeutſche, welcher platt ſpricht, mag ihrer in größerer Anzahl finden, und allerdings entdeckt man, wenn man die Sprache erſt einige Wochen lang angehört hat, erſtaunlich viel Bekannte, die bis dahin nur Maske und Schleier getragen zu haben ſcheinen, kurz, man entdeckt die unmittelbare germaniſche Verwandtſchaft. Aber das hilft dem Ankommenden nichts, und außerdem bleiben denn doch auch eine gute Anzahl gothiſcher Stammwörter übrig, die uns wildfremd ſind.

Digitized by Google

Ferner ſind die Schweden noch gar nicht darauf eingerichtet, den Fremden, der ein wenig radebrecht, im Schwediſchen zu errathen, ja nicht einmal das halb und halb richtige Schwediſche zu verſtehen. Der Verkehr mit Fremden iſt noch ganz jung, Niemand kombinirt auch nur im Geringſten, und wenn das Wort nicht gerade ſo ausgeſprochen und betont wird, wie es im Schwediſchen ausgeſprochen und betont zu werden pflegt, ſo wird es nicht erkannt. Behendigkeit ſolcher Art iſt gar nicht vorhanden.

Man pflegt darauf hinzuweiſen, daß die Schweden lange Zeit die ſkandinaviſchen Franzoſen genannt worden und unter Hauptregenten in enger Verbindung mit Frankreich geweſen ſind, daß man alſo leichtlich mit franzöſiſcher Sprache ſich verſtändlich machen könne. Darauf verlaſſe man ſich ja nicht! Im vornehmen Salon zu Stockholm mag dies ein wenig Geltung haben, übrigens aber iſt es durchaus eine irrthümliche Vorſtellung. Im Vergleich mit Franzöſiſch iſt Deutſch noch populär. In neueſter Zeit ſteigert ſich dies Verhältniß noch zum Nachtheile des Franzöſiſchen. Daß Karl Johann das Schwediſche nicht lernen konnte und immer nur Franzöſiſch ſprach, das war den Schweden, wie billig, äußerſt unangenehm. Indeſſen kümmerte ſich deshalb doch Der oder Jener, der Ausſicht hatte einmal unmittelbar mit dem Monarchen zu verkehren, um das Franzöſiſche. Jetzt aber iſt König Oskar auf dem Throne, und dieſer verläugnet total ſeinen franzöſiſchen Urſprung, ja ſein Sohn, der Kronprinz, zeigt in jugendlicher Lebhaftigkeit faſt ebenſo viel Abneigung gegen das Franzöſiſche wie gegen das Ruſſiſche. Rußland iſt wie bei uns als Nationalfeind betrachtet.

Uebrigens findet man hier im Norden wirklich in gar vielen Symptomen eine Raſchheit und Lebhaftigkeit, die mehr an die Franzoſen als an uns zu erinnern ſcheint, wenn auch das eigentliche Weſen und der innerlichſte Kern uns entſpricht und uns durchaus verwandtſchaftlich anmuthet. Das Theater in Stockholm zum Beiſpiele erinnert lebhafter an Frankreich als an Deutſchland. Man ſpielt raſch und feurig, man trachtet nach Enſemble, man iſt feſt und des Stückes viel mächtiger als es bei uns der Fall zu ſein pflegt. Ich habe ſpäter auf der Kanalreiſe den erſten Schauſpieler Schwedens, Herrn Dahlqviſt, einen ſchönen und liebenswürdigen Mann kennen gelernt, und von ihm erfahren, daß die Vorbereitungen für ein neues Stück allerdings auch viel ſorgfältiger betrieben werden als bei uns, daß fünf Proben das Unerläßliche und Alltägliche ſeien für ein gewöhnliches Stück, daß man bei einem Stücke von Bedeutung ſich damit niemals begnüge, und daß namentlich, was leider bei uns unbekannt, ſtets mehrere Generalproben in vollſtändigem Koſtüme und vollſtändigem Ernſte der erſten öffentlichen Aufführung vorausgingen.

Doch ich gerathe in ein Detail, auf welches ich mich erſt ſpäter einlaſſen will. Betrachten wir, wie man von Stockholm aus Schweden zu bereiſen habe. Ich übergehe Alles, was ſich an Stockholm anſchließt; die Partieen auf dem Mälar, nach Drottningholm, nach Haga und anderen Luſtſchlöſſern. Der größere Ausflug nach Upſala ladet zu einer Fahrt nach Dalekarlien, nach den großen Hüttenwerken in Falun, über welchem eine ewige Schwefelwolke ſchwebt. — Von da kehrt man gewöhnlich wieder nach Stockholm zurück, um die berühmte Kanal-Reiſe anzutreten. Vom Mälar aus nämlich kann man die ganze Breite von Schweden zu Waſſer durchreiſen bis nach Gothenburg, von der Oſtſee bis an die Nordſee. Und zwar fährt man aus dem Mälar ſüdlich in den Södertelje-Kanal und gelangt durch dieſen bei Troſa wieder hinaus in die Oſtſee. Durch die Scheren geht es nun hinab in den Meerbuſen, der ſich gen Söderköping hinein erſtreckt, und von wo aus der öſtliche Götha-Kanal durch den Roxen und Boren, zwei kleinere Seen, in den großen Wetterſee führt. Quer von Oſten nach Weſten, von Motala nach Carlsborg durchſchneidet man den Wetterſee, und kommt dann wiederum durch einen See, Wiken genannt, in den weſtlichen Götha-Kanal, welcher bei Sjötorp mitten in den Wenerſee hinausführt. Begnügt man ſich nun mit der gewöhnlichen, ſchon banal gewordenen Tour, ſo geht man den Wenerſee ſüdlich entlang nach Wenersborg, wo er als Götha-Elf ſeinen Ausfluß etwa noch einige vierzig deutſche Meilen lang in die Nordſee ſucht und hinter Gothenburg findet. Auf dieſer letzten Linie findet ſich, einige Stunden unterhalb Wenersborg der berühmte Trolhättan-Kanal und Trolhättan-Waſſerfall. Die Götha-Elf nämlich ſtürzt ſich bei dem Dorfe Trolhättan durch ſteile Felſen hinab, und bildet dort einen der ſchönſten Waſſerfälle, welcher alle Schifffahrt hemmt. Mit großer Energie iſt weſtlich von dieſen Waſſerfällen der Trolhättan-Kanal durch Felſen geſprengt worden, und während das Schiff langſam durch zahlreiche Schleuſen niederſteigt, betrachten die Reiſenden, welche an's Land geſtiegen ſind, das maleriſche Naturſchauſpiel. Dieſe ganze Tour von Stockholm bis Gothenburg wird in vier Tagen erledigt auf dem Dampfſchiffe, und da von Gothenburg die Dampfſchiffe, welche von Chriſtiania kommen, Reiſende aufnehmen nach Copenhagen, ſo kann der flüchtig Reiſende in einer Woche mit Stockholm und der ganzen Breite von Schweden verproviantirt ſein.

Obwohl auch wir nicht viel Zeit zu verwenden haben, ſo mochten wir uns doch nicht mit dieſer bloßen Schiffsperſpektive von Schweden begnügen, ſondern gingen von Sjötorp nördlich hinauf im Wenerſee nach Carlſtadt, und ſtiegen dort in Wermland an's Land und auf die ſchwediſche Bauernpoſt. Das heißt auf zweirädrige Karren, die man ſelbſt fährt, auf eine Extrapoſt eigenthümlicher Art, die uns in unmittelbare und immerwährende Berührung brachte mit den ſchwediſchen Bauern, und die uns außerordentlich geſchüttelt aber auch außerordentlich intereſſirt hat, da wir von hier an ohne alle Vermittelung mit dem ſchwediſchen Landvolke verkehren mußten.

Auf der norwegiſchen Grenze empfing uns dieſelbe Transportweiſe; nur ſind hier die Karren noch um einen Grad ſchlechter und man fährt nicht mehr ſo reißend ſchnell. Zu unſrer Ueberraſchung finden wir auch eine von der ſchwediſchen ganz verſchiedene Nationalität, und je höher wir nach dem Norden kommen, deſto fabelhafter wird dieſes Aufhören der Nacht. Von geſtern zu heut ſind wir ununterbrochen gefahren, und haben es gar nicht bemerkt, daß es Mitternacht geworden. Der Tag dämmerte bereits wieder ganz licht, als wir über den tiefen Glommen ſetzten, und die erhöhte Beleuchtung erinnerte uns erſt daran, nach der Uhr zu ſehen — es war zwiſchen Eins und Zwei. Unbewußt hatten wir die tiefer ſinkende Nacht erwartet, und uns beeilt, vor ihr hierher nach Kongswinger zn kommen, ſie hatte uns aber den Gefallen gethan, gar nicht zu erſcheinen, und aus der lichten Dämmerung wurde es ohne Weiteres wiederum lichter Tag.

Zunächſt ſchreibe ich Dir von Chriſtiania, wohin wir uns heute auf unſeren Karren ſchütteln wollen. Es iſt jetzt hier zwiſchen dem ſechzigſten und einundſechzigſten Grade wärmer als es bei nnſrer Abreiſe in Leipzig unter dem einundfunfzigſten Grade war. L.

Leipzig, den 18. Juli. Das erſte Zeitungsblatt, welches mir nach mehrwöchentlicher Adweſenheit wieder in die Hand kam, enthielt die Aufforderung der Herren Firmenich, v. Holtzendorff, Wöniger: einen deutſchen National-Verein zu gründen. Er ſolle beſonders Mittel beſchaffen, die deutſche Nationalität gegen die Angriffe des Auslandes an den Grenzmarken zu ſchützen, und namentlich die däniſchen, ſlaviſchen, magyariſchen, franzöſiſchen Eingriffe abzuweiſen. Er ſolle ferner die Eintracht unter den deutſchen Volksſtämmen im Innern kräftigen und beſonders religiöſe Duldſamkeit verbreiten. In Berlin ſolle ein Stammverein errichtet werden, und die Aufforderung gehe dahin, Töchtervereine im übrigen Dentſchland zu bilden. — Ich geſtehe, daß ich lächeln mußte über den Vorſchlag, der etwas ächt deutſch Romantiſches um nicht zu ſagen Chimäriſches hat, insbeſondere da er dem Abortus der viel begreiflicheren Mainzer Advokaten-Verſammlung, welchen ich in demſelben Augenblicke erſt erfuhr, auf die Ferſen tritt. Aber dieſem Lächeln war doch eine frendige Empfindung nicht fremd. Guter poetiſcher Muth, dachte ich, verläßt doch die Deutſchen nicht, nnd auch in der Politik gewinnen wir ihn allmählig. Gerade in Holſtein war ich eben, in dieſem ſchönen und guten dentſchen Lande, welches wir fortwährend mißhandeln laſſen von einer ganz kleinen Nation, von einer Handvoll Dänen. So eben erſchienen wieder von Copenhagen lauter abſchlägige Beſcheide auf die ſtändiſchen Anſuchen Holſteins nnd Schleswigs. Vor wenig Tagen hatte ich mich in Copenhagen ſelbſt geärgert, daß kernige deutſche Provinzen an dieſe geſchmacklos ausgeſtattete Chriſtiansburg pflichtig ſein ſollten — ich war alſo und bin überaus geneigt, der poetiſchen Politik ſolch eines Nationalvereins mich anzuſchließen, und auch von dieſen Blättern aus dafür zu werben. Auf die formelle Einrichtung des Vereins wird Alles ankommen, und darüber möge bald auf öffentlichem Wege Verſtändigung geſucht werden. Geht der Verſuch den Weg alles deutſchen Fleiſches, ſo ſoll dies wenigſtens nicht unſre Schuld ſein, und ſoll zum Uebrigen kommen, was ſich fortwährend als idealer Staat ausbauen muß, und was doch nimmermehr unwirklich gemacht werden kann, auch wenn ihm zunächſt die Verwirklichung vorenthalten wird.*) L.

Berlin, den 18. Juli. Es iſt lächerlich mit anzuſehen, was man ſich für Mühe giebt die Jugend zum Schreckgeſpenſt der Welt zu machen. Erſt war es das junge Deutſchland, nun iſt es die junge Preſſe, gegen die man ſich auflehnt und zetert und ſchreit. Es iſt nur noch ein Laſter, das iſt das Laſter jung zu ſein, denn junges Deutſchland und junge Preſſe, das ſoll doch gar nichts anderes heißen als: das laſterhafte

*) So eben ſehe ich, daß gerade von Leipzig aus — in der D. Allg. Zeitung und im Frankf. Journal — jene Ankündigung ſchnöde empfangen wird. Das Unternehmen ſei überflüſſig — wäre es dies nur! — und gehe von Leuten aus, die nicht berühmt genug ſeien. Wie deutſch! Man iſt berufen dazu, wenn man nichts iſt als deutſcher Patriot. Die Hinderniſſe werden nicht ausbleiben, erfinden wir deren nicht im Voraus durch kleinliche Maaßſtäbe! f.

Digitized by Google

Deutſchland, die laſterhafte Preſſe. Sie möchten es gern dahin bringen, daß die Welt die Jugend als den böſen Feind anſähe, als das ſchlimme Prinzip; ſie machen es ganz ſo wie der perfide Gutsbeſitzer in dem Raupach'ſchen Luſtſpiel „der Zeitgeiſt." Wie dieſer ſeinen Bauern vorredet: der Zeitgeiſt ſei es, der die Schuld trage an allen Revolutionen, an allen Hungersnöthen, an der Cholera, an dem Mißwachs und an den Hundeſteuern, ſo rufen auch ſie immer aus: die Jugend iſt ſchuld am Aufruhr, an den Widerſetzlichkeiten, an der Proſtitution der Kirche und an der Profanation der Ordnung. Sie wollen es ſo weit bringen, daß die Jugend gefürchtet werde, und ſie wiſſen es nicht, die Thoren, daß ein Volk erbärmlich iſt, dem ſeine eigne Jugend fürchterlich wird. — Schon in meinem vorigen Briefe habe ich davon geſprochen, daß man von hier aus gegen die ſogenannte junge Preſſe zu Felde zieht; denn Artikel, welche die Allgem. Preußiſche aus andern Zeitungen nachdruckt, ſind doch wohl eigentlich von Berlin ausgegangen. Man ſchiebt ſie nur andern in den Schubſack, um ſie hier mit deſto mehr Gepränge auskramen zu können. Seht ihr, heißt es dann, nicht nur wir denken ſo, ſondern auch weit weg in J und in G iſt man ganz derſelben Meinung. Auf dieſe Weiſe hat man gleich mehrere Stimmen auf einmal und den guten Schein obenein. Jetzt ſchiebt man dieſer jungen Preſſe auch die ſchleſiſchen Weber-Aufſtände in die Schuhe. Nicht das Elend, heißt es, hat die Weber zu dieſen Unruhen getrieben, es hat dies einzig und allein die junge Preſſe gethan. Die junge Preſſe ſoll den Webern ſogar das Lied gedichtet haben, welches dieſe eben unter dem Titel „das Blutgericht" beim Zerſtören der Maſchinen nach der Melodie „Es liegt ein Schloß in Oeſterreich" abgeſungen. Dies Lied iſt aber ſo ſchwieligt und ſchweißtriefend, ſo ganz der Schrei der Noth, daß ſeine Entſtehung und ſein Urſprung durchaus gar nicht zu verkennen ſind. Die Worte ſind zuſammengelaufen wie ein Landſturm, ſie haben keine Uniform, keinen Taktmarſch, kein Reih und Glied, es iſt eine bunt zuſammengerottete Wortmaſſe in Bluſen, mit Knitteln, Heugabeln und Holzärten. Es iſt die ſchleſiſche Marſeillaiſe, das Lied, in welchem alle Empfindungen des Jammers durcheinander ſtürzen. In ſeinen Worten flucht der Haß, heult der Hunger, grinſt der Neid, zähnefletſcht der Blödſinn, und die deutſche Wehmuth ringt thrängebadet die Hände gen Himmel darin. Es iſt das rothe Lied, der Feuerhahn der Poeſie.*) Solche Verſe konnte die junge Preſſe nicht dichten, die konnte nur das Elend erfinden. Es iſt aber bemerkenswerth überhaupt, daß dieſe heutige Zeit neben ſo vielem andern, auch die Arbeiter-Unruhen in Deutſchland zuerſt in's Leben gerufen hat. Es iſt gewiß und keinesweges ſo unwichtig, als man von vielen Seiten zu glauben geneigt ſein mag. Dieſe Arbeiter-Unruhen pflegen gewöhnlich, wie uns die Geſchichte andrer Länder gezeigt hat, die Vorboten bedeutender Ereigniſſe zu ſein; es ſind die Schwalben des Elends, die heiße Tage verkünden. Was hat der Hunger nicht ſchon Alles gethan! Der Hunger wird auch das deutſche Volk in die neue Hiſtorie treiben, an deren Schwelle es bisher zaghaft, wie ein Bettler geſtanden. Dies Kapitel iſt aber ſo verzweifelt ernſthaft, daß ich fürchten muß, meinen Leſern könne bange davor werden; ich will daher hier ohne weiteres abbrechen und zu etwas anderem übergehen. Es fällt mir da gleich ein Spaß in den Sinn, der nicht ſo ganz uneben iſt. Der Berliner nämlich hat nun glücklich herausgebracht, warum man Gutzkow's „Zopf und Schwert" in Preußen nicht zur Aufführung bringen laſſen will. S'iſt ganz natürlich, ſagt er, denn da ein König von Preußen darin rauchen muß, ſo würde das Publikum ſehen, wie ihm blauer Dunſt vorgemacht wird. — Verſtehſte mir, ſagt der Bruder Berliner, des jeht nich, des iſt widder des Völkerrecht. — Um bei dem Theater zu bleiben, muß ich hier erwähnen, daß Hoppé ſein Gaſtſpiel auf der königl. Bühne mit großem Beifall und mit dem einſtimmigen Zuruf: Hier bleiben! beendigt hat. Er iſt, wie ſchon geſagt, ein bedeutender Künſtler, und von allen, die ich geſehen habe, der Einzige, der ſich neben Döring behaupten kann. Sein Carlos im Clavigo war eine Darſtellung, wie man ſie vielleicht nie beſſer geſehen hat und ſehen wird. Er ſteht Seydelmann darin durchaus nicht nach. Erſtaunenswerth iſt ſeine außerordentliche Natürlichkeit, mit der er geht, ſteht, ſpricht und handtirt. Ich will hier die Gelegenheit ergreifen und noch einmal auf Eduard Devrient zurückkommen, dem ich, wie mir von vielen Seiten und noch neulich von dem Berliner Correſpondenten der „Europa" geſagt worden iſt, ſchreiend Unrecht gethan haben ſoll. Ich kann das, ſo viel ich auch darüber nachgedacht und nachgeſonnen habe, durchaus nicht finden. Ich habe über Eduard Devrient nie etwas Anderes geſagt, als was ich jederzeit verantworten kann. Es iſt mir dies erſt jetzt bei dem Gaſtſpiel Hoppé's wieder recht lebhaft vor Augen gekommen. Eduard Devrient war nie zufrieden, er hat ſich immer nicht genug anerkannt, nicht genug gerühmt gefunden. Und doch behaupte ich, iſt er das Alles

---

*) Wir können dies charakteriſtiſche Dokument hier nicht mit aufnehmen. Den Fabrikherrn wird darin Härte, Hochmuth, Unglaube und „Geld und Gut" überhaupt vorgeworfen. D. Red.

mehr, als er verdient. Er mag ſich neben Hoppé hinſtellen und ſpielen, neben Hoppé, von dem bisher gar nichts geſagt und geſchrieben worden iſt, neben Hoppé, der nur an einem kleinen Hoftheater engagirt iſt, und der gewiß nur die Hälfte des Gehaltes bezieht, den Eduard Devrient bezogen hat. Wie geſagt, er mag ſich hinſtellen neben Hoppé und ſpielen, ich bin neugierig ob man dann noch zu hart finden wird, was ich über ihn ausgeſprochen habe. Wer ſeine fünf Sinne hat, glaub' ich, wird mir beiſtimmen. Es iſt durchaus nicht meine Art, mich zu vertheidigen; man mag über mich, über meine Arbeiten, über meine Meinungen und Anſichten ſagen, was man will, nur mag ich nicht leiden, daß man von mir meine: ich bereue ſie ſpäter einmal. — Die Berliniſche Vaudeville-Poſſe „Köck und Guſte", von W. Friedrich, hat ſich der König in Potsdam vorſpielen laſſen und viel darüber gelacht, beſonders über Julie Herrmann als Guſte. — Deinhardſtein hat ſich auf ſeiner Durchreiſe hier einige Tage aufgehalten. Gegenwärtig iſt Glaßbrenner mit ſeiner Frau hier.

Feodor Wehl.

Wien, den 5. Juli. Ihr Blatt hat ſich Emil Devrient's lebhaft angenommen, als es nach den erſten Gaſtrollen dieſes Künſtlers in den Journalen ziemlich ungünſtig für ihn zu ſtehen ſchien, ungünſtig im Erfolge und in Betreff des Wiener Urtheils. Ihr Blatt machte uns deshalb ſogar den Vorwurf, daß ſolcher Erfolg und ſolches Urtheil keine beſondere Lobrede auf den Wiener Geſchmack ſei. Erlauben Sie, daß ich ein berichtigendes Wort darüber ſage. Zuerſt in Betreff des Erfolges. Er war vom Anfange an nicht ungünſtig und konnte draußen nur in dem Mode gewordenen eigenſinnigen Tone der Referenten, welche ihre Anſicht ungebührlich vordrängen, ſo erſcheinen. Im Verlaufe iſt er der brillanteſte geworden, den ſeit vielen Jahren ein Gaſtſpiel hier gewährt hat. Dreizehn Gaſtrollen bei vollen und übervollen Häuſern im Junimonate, und Hervorruf ohne Zahl, wie ſoll das Publikum ſich lebhafter äußern! Nehmen Sie alſo dieſen Vorwurf von uns; wir verſtehen uns auf Theater, dies iſt einer der wenigen Vorzüge geiſtiger Art, den wir in Anſpruch nehmen. — Und auch das Urtheil über Ihren ſchönen norddeutſchen Künſtler hat ſich bald aufgeklärt. Geſtehen Sie uns zu, daß wir, an das fortreißende Feuer Löwe's gewöhnt, im Beginn etwas befangen ſein durften. Was man draußen von größerem Erfolge Baiſon's geſchrieben, das iſt eine ſolche Verfälſchung der vor Augen liegenden Thatſachen, daß man kaum eine Widerlegung daran verſchwenden möchte. Herr Baiſon iſt ein recht braver Schauſpieler, aber von der Macht eines Devrient oder Löwe und von einem Wettkampfe mit dieſen kann nicht die Rede ſein. Uebrigens wundern wir uns trotz dem, daß man gar keine Anſtalt getroffen, den engagementsfreien Baiſon für die Burg zu gewinnen. — Devrient iſt übrigens dergeſtalt Mode, daß er jetzt nach dem Schluſſe des Burgtheaters bei Carl an der Wien die leichteren Rollen ſpielen kann, ohne daß er ſich etwas vergäbe. Es iſt guter Ton, ihm dahinaus zu folgen.

Detmold's Randzeichnungen ſind bereits in einer zweiten und zwar in einer verbeſſerten Auflage erſchienen. Es iſt ein Zeichen künſtleriſchen Talentes, daß Detmold aufmerkſam den Eindruck ſeines Büchleins beobachtet und dieſem gemäß ſogleich gekürzt und in kleinen Partieen geändert hat. Dadurch hat das Ganze an durchgeführter ironiſcher Haltung gewonnen. Wäre unſer Publikum nur eifriger im Kaufen von Büchern, wir würden dieſe künſtleriſche Ueberarbeitung, für welche zweite Auflagen ſo geeignet ſind, öfter ſehen und unſre Literatur würde ſehr dabei gewinnen.

Maria Magdalena, die dritte Tragödie Hebbel's nach Judith und Genofeva, iſt jetzt im Druck und zwar im Geleit einer Vorrede, welche einen ganzen Band füllen wird. Hebbel hat es auf einen großen Dramen-Cyklus abgeſehn, welcher einen vollſtändigen ſocialen Kreis durchkämpfen ſoll. Außer ſolchem, das heißt ſeinem ſyſtematiſchen Kreiſe ſieht er kein Heil für das Drama, und betrachtet mit entſchiedener Geringſchätzung alle anderen bis jetzt vorhandenen dramatiſchen Arbeiten. Seine Aeußerungen im Morgenblatte haben uns einen Vorſchmack ſeines Geſchmacks und Selbſtgefühls und Dänenthums, welches deutſch ſchreibt, gegeben, und es wird uns von großem Intereſſe ſein, jener kriegeriſchen Vorrede begegnen zu können. Bekanntlich genießt er von der in dieſem Betracht ſtets großſinnigen Regierung Dänemarks das große Poetenſtipendium, welches ihm Muße und Mittel zum Reiſen verſchafft. Von Paris wird er nach Italien gehn. Leider ſoll ſeine Geſundheit ſchwach ſein.

Red.: **Heinrich Laube.** Verl.: **Leopold Voß.** Druck von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Hierbei: **Die Mode № 30.**

№. 30. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Ngr. 1844.

Moden.

Giebt es auch im Augenblick keine eigentlich neue Modewendung, ſo hat man ein ſolches Gemiſch von Schnitten angenommen und eine ſo große Mannichfaltigkeit von Beſätzen ausgeführt, daß jeder neu arrangirte Anzug doch anders ausfällt und als Verſuch einer neuen Mode gelten kann. Es iſt in der That zu Vielerlei modiſch, um irgend eine einzelne Mode als allgemein herrſchend beſtimmen zu können. Die Pariſer ſpotten über die Geſchmackloſigkeit der Engländerinnen, die zu ihrer Sommerſaiſon ſtets in den ſchwerſten Sammt- und Atlaßkleidern paradiren; im jetzigen kühlen, regneriſchen Sommer möchten aber leicht die Engländer lachen, wenn ſie die leichten weißen Kleider der Pariſerinnen im Winde flattern ſehn. Die weißen Toiletten, und zwar von den leichteſten Stoffen ausgeführt, ſind im Augenblick ſehr an der Reihe. Auch dazu ſind die hohen Ueberrockſchnitte mit langen offnen Aermeln am häufigſten getragen, ohne jedoch die Wahl griechiſcher, ausgeſchnittener Taillen mit ſehr kurzen Aermeln auszuſchließen. Die Unterkleider zu den dünnen weißen Kleidern ſind entweder von weißem Jaconette, oder von matter weißer Seide. Buntfarbige Unterkleider ſind nur in gewählteſter Eleganz zuläſſig, ſonſt nennt man ſie vorjährige Mode. Sehr beliebt ſind dagegen leichte Ausſchmückungen in bunter Farbe auf weißen Kleidern; Weißſtickerei und Spitzen dürfen natürlich nie fehlen. Die hohen weißen Ueberrockkleider von Jaconas ſieht man häufig mit einem ſehr langen und weiten, aber ganz glatten Rock gemacht, der nur vorn herauf mit einer drei Finger breiten gezogenen Puffe von Mull beſetzt iſt, an die der ganzen Länge nach eine gleich breite, fliegende Spitze garnirt iſt. Durch die Mullpuffe iſt ein farbiges Band gezogen, und dieſer Beſatz von Puffe und Spitze ſetzt ſich auf der Mitte der Bruſt fort, in etwas ſchmälerer Breite vom Gürtel bis zum Halsbündchen laufend. Der Leib iſt in loſen Falten gemacht, die ein Bündchen auf der Achſel und der buntfarbige Gürtel in der Taille ſchließt. Die Nonnenärmel dieſer Kleider reichen nur bis zur Mitte des Vorderarmes und haben oben einen kleinen Ueberärmel. Aermelrand wie Ueberärmel ſind wie das Kleid mit Puffen und Spitzen garnirt. Statt der Mullpuffen kann man auch glatt eingeſetzten, geſtickten Einſatz mit bunter Unterlage anbringen. Auch breite Falbeln von Spitzen oder vom Kleidſtoff garniren weiße Kleider häufig. Sind glatte Stufen auf den weißen Röcken angebracht, ſo macht man deren gewöhnlich drei und rückt ſie ſo weit auseinander, daß über jede Stufe drei buntfarbige Bördchen laufen. Die Berthe und die offnen griechiſchen, kurzen Aermel müſſen dann auch eine glatte Stufe und darüber drei Reihen bunte Borde haben. Ein Gürtel mit langen Enden umſchließt die Taille und entſpricht der Farbe des Beſatzes. Batiſt, indiſcher Mull, Jaconnas, zum Putz Tüll und Linon ſind die getragenſten weißen Zeuge. Auch weißer Barège iſt ſehr modern, ſei es zum Morgenkleid im Peignoirſchnitt

mit weißen Bandrüchen umrändert, oder zum Putzkleid mit doppelten Röcken gemacht und mit Gold verziert.

Außer den weißen Kleidern ſind die rohfarbige Leinwand und der ungebleichte Battiſt ſehr elegant, wie überhaupt Alles, was wenig Effect macht und doch theuer und ächt iſt, in Oppoſition zum ſchottiſchen Geſchmack für ſehr fein gilt.

Faſt alle Sommerkleider werden mit Gürtel getragen, die Gürtel ſind aber ſehr ſchmal Sind die Gürtel nicht einfarbig und ohne Muſter, ſo wählt man gern geſtreifte Muſter, weil ſie die Taille dünner ſcheinen laſſen.

Eine Art großer Camail macht man von Jaconnas oder Percal, umrändert ihn mit einer Puffe von geſticktem Mull, durch die ein farbiges Band gezogen iſt, und nennt dies eine Chriſtine. Sie iſt auf dem Lande und in den Bädern auf den Morgenſpaziergängen angebracht. Wer ſich wärmer bedecken will, trägt wol auch denſelben Schnitt leicht wattirt und mit ſchillernder Seide überzogen. Zu eben dem Zwecke ſieht man von italieniſchem Tafft ſehr kleidſame Paletots angefertigt. Geht man zu Fuß, ſo muß der Paletot ſehr einfach arrangirt und von ſchwarzer oder lila Seide gefertigt ſein. Die lichte Farbe deſſelben mit Bandrüchen und weißen Spitzen garnirt paßt nur für den Wagen. Der Shawl-Novogorod iſt ein großes Tuch, das von der feinſten Wolle netzartig gearbeitet iſt, alſo eine Art bunt ſchattirtes Filetmuſter hat. Für die Reiſe iſt er zweckmäßig und neu.

Die Hüte behaupten ihre kleidſame Mittelgröße und ihren einfachen Ausputz. Schleier ſind darauf viel angewendet, ſowol von weißen engliſchen Spitzen, als von buntfarbigem Tüll. Kleine Capoten von roſa und lichtblauem Tüll mit gleichfarbigen Schleiern gefallen ſehr. Aehnliche Capoten macht man von Spitzen mit weißem Spitzenſchleier. Man ſieht auf Strohhüten meiſt nur einen dichten Blumenkranz um den Kopf gelegt und innen im Schirm bildet das Bindeband einige Knoten an dem Geſicht. Die weißen Baſthüte mit einem weißſeidnen Kopf gemacht und mit einer Bandrüche verziert, ſind zum Morgenanzug geſucht. Die geputzten Hüte ſieht man noch häufig mit bunten Creppſchrägen verziert, die ſowol außen als innen um den Rand des Schirmes geſetzt ſind. Die Capoten von ſchwarzen Spitzen zuſammengeſetzt und mit Heliotrope und Veilchen aufgeſteckt, ſind zu buntſeidnen Kleidern, die mit ſchwarzen Spitzen garnirt ſind, ſehr wol paßlich.

Man behauptet, die reizenden Halbhandſchuhe (mitaines), die man ſtets neu garnirt, erhielten nur die Gunſt für kurze Aermel. Man ſchließt die Halbhandſchuhe mit Knöpfen von Gold und Türkiſen, oder mit Perlenſchnuren, oder mit dem feinſten und reichſten Goldgeſchnüre. Außerdem ſind ſie mit Bandrüchen und Spitzen verziert.

Obgleich man die Mode vom vorigen Jahr, weiße Leiber zu bunten Röcken zu tragen, nicht wieder aufgenommen hat, ſo geben die modernen Canezous doch faſt denſelben Effect. Dieſe Canezous ſind eigentlich beſſer Spenſer zu nennen, von Mull oder von dem klarſten Linon gemacht. Sie haben ganz den Schnitt hoher Taillen, ſind auch ringsum geſchloſſen, mit langen Aermeln gemacht und mit Einſatz verziert. Die Canezous trägt man über ausgeſchnittene, kurzärmliche Kleider, deren Form natürlich durchſchimmert.

Das beiliegende Modeblatt Nr. 62 giebt in der erſten Dame einen eben ſo einfachen als geſchmackvollen Traueranzug. Ganz denſelben Schnitt ſieht man auch ſehr oft in buntem ſchillernden Seidenſtoff zur Stadttollette ausgeführt. Dieſe Amazonenform mit Schößen und mit Bandrüchen ſcheint den erſten Herbſtübergang anzudeuten. Die geputzteren Traueranzüge beſtehen aus ſchwarzen Creppkleidern mit breiten Falben garnirt. Iſt die Trauer leichter, ſieht man auch ſchwarzen Tüll verwendet, beſetzt dann den Rock mit vielleicht ſechs Reihen Spitzen und zwiſchen den Spitzenreihen laufen ſchmale Sammtbändchen; dieſer Beſatz muß den ganzen Rock bis zur Taille decken.

Die tiefe Trauer für Herren muß ſehr ſchwarz ſein, da ſie ſich ſonſt vor dem gewöhnlichen ſchwarzen Anzug nicht auszeichnet. Frack und Beinkleid müſſen kohlſchwarz ſein. Die Weſte, von ſchwarzem Cachmir gemacht, hat Knöpfe von Eiſenguß oder ſchwarzem Schmelz. Handſchuhe und Halsbinde ſind ebenfalls ſchwarz und ſelbſt der Stock muß einen dunkelvioletten Knopf haben.

Der Stoff zu Schlafröcken für Herren hängt im Sommer ganz von der Phantaſie jedes Einzelnen ab. Man verwendet daher dazu eben ſo oft Sammt, Flanell und Shawlſtoff, als perſiſche Leinwand, Seide, Cachmirienne, ja ſelbſt Mouſſeline-laine. Der Schnitt deſſelben iſt ſo willkürlich wie die Stoffe. Der weite Sackſchnitt mit Shawlkragen iſt ſicher die bequemſte Form, aber für anſtändiger gilt der große engliſche Rock mit breiten Kragen und Bruſtklappen.

Die Hemden der Herren ſind zum vollen Anzug von Battiſt gefertigt. Die Bruſt iſt dann entweder ganz glatt gemacht und mit einem Buſenſtreif verſehen, oder ſie wird in ganz kleine geplattete Fältchen gelegt. Sticke-

rei iſt auch oft daran angebracht, ja ſelbſt zuweilen ſind die Bruſttheile der Hemden mit buntem Muſter geſtickt. Bunte Hemden von frieſiſcher Leinwand oder von geſtreiftem ſeidnen Foulard ſind des Morgens in den Bädern ſehr modiſch.

Auch gewirkte Handſchuhe von ſchottiſchem Zwirn trägt der Elegant zum grauen engliſchen Caſtorhute. Beides muß nur ſehr fein und theuer ſein.

J.

Die Mitverfaſſer.

Die neuern franzöſiſchen Theaterſtücke tragen bekanntlich in der Regel nicht den Namen eines, ſondern mehrer Verfaſſer an der Spitze. Beim Herausgehen aus dem Theater hört man nun nicht ſelten die Zuſchauer ihre Verwunderung ausſprechen, wie es möglich geweſen ſei, daß zwei oder drei Schriftſteller ſich ſo gut haben verſtehen und ineinander arbeiten können, um ein ſolches gelungenes Stück zu Stande zu bringen. Dieſe Verwunderung hat ihren Grund darin, daß dieſe guten Leute, denen Herr A*** und Herr B*** und Herr C*** und Herr D*** und bisweilen auch noch Herr E*** als gemeinſchaftliche Verfaſſer des neuen Dramas bezeichnet worden ſind, nicht wußten, daß bei dieſem Compagniegeſchäft viele auch nicht den kleinſten Theil zum Capital, ſondern nur den Wunſch, am Gewinn Theil zu haben, beitragen.

Es giebt verſchiedene Claſſen ſolcher Mitverfaſſer. Einige ſchätzen Ruhm höher als Geld; es ſind Ehrenmitverfaſſer; wenn ſie ihren Namen auf dem Theaterzettel leſen, ſo hüpft ihnen das Herz vor Freude; ſie ſind dramatiſche Schriftſteller und können nun unter dieſem Titel, wenn ſie von ſich und von Scribe und Lamartine ſprechen, ſtets ſagen: „wir andern Schriftſteller, wir andern Bühnendichter ..."

Eine andere Claſſe ſind die, welche für baares Geld ſolche Autorſchaft einhandeln: Wucherer, die die Dürftigkeit des Verfaſſers ſich zu Nutzen machen, um das, was er an Ruhm gewinnt, wieder für Geld ihm zu nehmen; Pfandleiher, die ſich für das, was ſie auf hohe Zinſen vorſtrecken, gleich ein Stück Autorſchaft abtreten laſſen; und endlich Gläubiger, die für Nennung ihres Namens als Mitverfaſſer Nachſicht mit der Zahlung bewilligen.

Im Gegenſatz zu dieſen Leuten ſteht der Celadon, der einen Antheil am Vaudeville kauft, um auf der Bühne Zutritt zu haben, mit den Schauſpielerinnen ſich unterhalten und Eroberungen machen zu können. Ach! das ſchöne Freibillet! Mit ſeinem Geld erkauft er einen Ruhm, den er mit ſeinem Talent ſich nicht erwerben kann; er producirt ſich überall als Mitverfaſſer: wie ſchlimm, daß es keine Geheimniſſe beim Theater giebt!

Der „herumlaufende Mitverfaſſer" vermittelt die nothwendigen Beſprechungen und ſonſtigen Zuſammenkünfte, beſorgt die Abſchriften des Manuſcripts, und unterzieht ſich andern dahin gehörigen Aufträgen; er überſchickt die Freibillets, bezahlt die Miethkutſcher, inſpicirt auch einige Proben. Man fragte einmal einen ſolchen Mitverfaſſer: was er an dem Stücke gemacht hätte? „Ein paar Stiefeln hat er für daſſelbe abgenutzt" erwiederte einer ſeiner Collegen.

Die Schauſpieler, die ſeine Unfähigkeit kennen, machen es ſich zum Vergnügen, ihn zu necken: ſie halten ihn unterwegs auf, um ihn um Verbeſſerungen oder Aenderungen zu bitten, die ſie auf der Stelle von ihm gemacht wünſchen. Er hütet ſich aber wol; er geht vielmehr aufs ſchleunigſte zu dem wirklichen Verfaſſer, und weicht nicht von ihm, bis dieſer die gewünſchten Aenderungen ihm in die Feder dictirt hat, wobei er ſtets die Vorſicht gebraucht, einige Worte wieder auszuſtreichen und zu verbeſſern.

Der „ſpionirende Mitverfaſſer" beſucht auf das fleißigſte die Bühnen, die Sprechzimmer des Theaters, die Kaffeehäuſer; er hört auf Alles; er lieſt Revues, Novellen, Romane;

er ſpürt überall „Sujets" auf, und hat er eine Trüffel gefunden, ſo trägt er ſie zu einem geſchickten Koch, der ſie ohne ſein weiteres Zuthun zubereitet.

Eine geiſtreiche Dame hat mehre Jahre ihres Lebens ſich damit beſchäftigt, alle periodiſchen und halbperiodiſchen Schriften zu leſen, um, wie ſie ſich ausdrückte, die Speiſekammer ihres Mannes mit Vorrath zu verſehen, eines Schriftſtellers, der bei ſeiner ausnehmenden Raſchheit im Arbeiten eine erſtaunliche Maſſe „Sujets" conſumirt.

Es giebt Schriftſteller, mit denen man ſehr gern in Gemeinſchaft arbeitet, weil man ſicher iſt, bei ihnen, wenn man ſie des Morgens beſucht, ein gutes Frühſtück zu finden; das iſt ein weſentliches Verdienſt.

Ferner machen einige gute Declamatoren ein Geſchäft daraus, die Stücke gut vorzuleſen, und man ſpielt daher gern einen Abſchnitt ihnen in die Hände.

Man erzählt ſich ſogar, daß einmal ein Schriftſteller Anſpruch auf das halbe Eigenthum an einem Stück gemacht habe, aus dem Grunde, weil er darin — eine Raſur vorgenommen hatte. Er erklärte auf das beſtimmteſte, daß das Wort, das er ſo ſichtlich geſtrichen hätte, hingereicht haben würde, um das ganze Stück zu ruiniren.

Feuilleton.

* Die drei Weſten. Herr M***, ein reicher Fabrikant franzöſiſcher Cachemirs, zeichnet eine Tänzerin von der königlichen Akademie der Muſik ganz beſonders aus. Es iſt ihm nichts zu theuer, um den Launen ſeiner jungen Freundin zu willfahren; was die Welt nur Coquettes, Glänzendes, in die Augen Fallendes erfindet, ſchmückt ſofort das Boudoir der Sylphide. Die Cachemirs wechſeln fort und fort auf den weißen Schultern der jungen Dame; kaum hat ſie einen zwei bis dreimal getragen, ſo werden ſie bei Seite gelegt.

Indeß beſinnt ſich Herr M*** doch bisweilen auf ſeine Pflichten als Geſchäftsmann und Familienvater. Dann ergreift ihn ein Schrecken bei dem Anblick dieſer Verſchwendung. Eines Morgens betrachtete er dieſe ſchönen zurückgelegten Cachemirs und überließ ſich bittern Betrachtungen. Plötzlich kam ihm ein Gedanke: er verließ raſch das Zimmer der Tänzerin, warf ſich in ein Cabriolet und ließ ſich zu einem unſerer geiſtreichſten Feuilletoniſten fahren.

— „Guten Morgen, mein Theurer!" ſagte der alte Stutzer, indem er ſich in einen Lehnſtuhl warf.

„Du?... was für ein ſeltenes Glück!"

„Ich komme, um mich vor Allem bei Dir zu bedanken für Deinen letzten Artikel über die Kleine..."

„Ah! ſprich nicht davon ... das hat ſo wenig zu ſagen..."

„Das hat ſehr viel zu ſagen... ein Lob aus Deiner Feder!... Aber... was legſt Du denn da weg?"

„Ich? Meine Weſte."

„Ach! die ſieht abſcheulich aus! Das iſt ganz aus der Mode, Rococo..."

„Es iſt meine beſte."

„Wirklich? Nun, ich werde Dir ein Geſchenk machen... wir haben ſoeben ein prächtiges neues Muſter in Cachemir erhalten... es iſt ein Auftrag für Portugal... ich werde Dir davon ein Stück zu einer Weſte aufheben."

„Ich danke! ich will Dich nicht..."

„Nein, nein! Ich bin Dir das ſchuldig... Du wirſt nicht viel ähnliche ſehen . Adieu, es iſt abgemacht, in einer Stunde wirſt Du den Stoff haben."

Und nach Verlauf einer Stunde ſchickte der Kritiker den koſtbaren Stoff zu ſeinem Schneider.

Die nächſte Mittwoch begab er ſich in das Foyer der Oper, mit der vollen Gewißheit, Aufſehen zu machen; er ging einige Minuten, den Rock recht offenſtehend, auf und ab, als zwei ſeiner kritiſchen Collegen ihn lachend anhielten.

„Ah! Sieh' an!"

„Was giebt's?"

Digitized by Google

„Ja! ganz gleich; derſelbe Stoff ... daſſelbe Muſter.“

„Ja wahrhaftig!“ ſagte der Kritiker erſtaunt, indem er die Weſten ſeiner beiden Freunde betrachtete.

„Es iſt ein Geſchenk von M***“

„Mein's auch!“ — „Mein's auch!“

In dieſem Augenblicke bemerkten ſie den Fabrikanten der ſich unter der Menge verbergen wollte.

„Halt, mein Theurer! hier iſt eine Myſtification vorgegangen, erklären Sie uns die Sache!“

„Nein, ich will Ihnen ſagen ... es iſt ein Shawl von der kleinen ... aber ſie hat ihn ſo wenig getragen ... und dann, Sie ſind nur ihrer drei ... auf mein Wort!“

Die drei Kritiker, die verſtändige Leute waren, lachten über das Abenteuer und trugen jeden Tag die Weſten des Herrn M*** in der Oper zur Schau.

* In den Zuchtpolizeigerichten zu Paris ſieht man faſt regelmäßig einen kleinen Mann von etwa 50 Jahren, in grauem Rock, ſchlicht gekleidet; fragt man nach ſeinem Namen, ſo bekommt man zur Antwort: es iſt Herr Themiſtokles, und wünſcht man weitere Auskunft, ſo weiß ſie jeder Schreiber ungefähr dahin zu geben:

Herr Themiſtokles hat flinke und kräftige Beine, lebhafte nnd ſcharfblickende Augen, und eine ſehr reſpectable Figur: lauter Eigenſchaften, die zu ſeinem Geſchäfte ſehr nothwendig ſind. Die Gewandtheit und Kraft ſeiner Beine geſtattet ihm, jeden Tag lange Promenaden in allen Theilen von Paris zu machen; ſein ausgezeichnetes Auge läßt ihn weithin ſcharf blicken und ſein ganzes Aeußere flößt Zutrauen zu ſeinen Worten ein. Herr Themiſtokles lebt nämlich, außer von geringen Renten, hauptſächlich von einem Geſchäfte, das ſich auf folgenden Artikel des Code ſtützt:

„Es wird dem Zeugen, mit Rückſicht auf ſeinen Stand, eine verhältnißmäßige Gebühr für ſeine Ausſage entrichtet. — Das Maximum derſelben iſt 10 Francs, das Minimum 2 Francs.“

Herr Themiſtokles macht Jagd auf Verbrechen und auf Vorfälle, die zu zuchtpolizeilicher Unterſuchung führen können. Er geht früh bei guter Zeit aus und erſt ſpät zur Ruhe; ja bisweilen macht er ſogar nächtliche Ausflüge, die in der Regel ſehr einträglich ſind.

Giebt es eine Schlägerei auf der Straße, ſo erſcheint Herr Themiſtokles.

Ueberfährt ein Wagen Jemanden, ſo iſt Herr Themiſtokles da, er hat alles geſehen, alles gehört, er hilft die Schuldigen feſtnehmen, er folgt ihnen zum Polizeicommiſſär, und dort giebt er ſeinen Namen und ſeine Adreſſe ab, damit man ihn als Zeuge citiren kann.

Hört er in einem Hauſe Geſchrei, ſo begiebt ſich Herr Themiſtokles Treppen an, klopft an die Thür und iſt auf einmal Zuſchauer bei einer Familienſcene. Der Mann, der ſeine Frau ſchlug, fällt auf den gewiſſenhaften Zeugen, und dieſer hier weiß ſich ſo lange zu verhalten, bis der Auftritt ſo öffentlich geworden iſt, daß er vor Gericht kommen muß. Dann zieht ſich Herr Themiſtokles zurück, und verſichert ſich ſeiner Vorladung.

Uebung, genaue Kenntniß des pariſer Lebens und wol auch glücklicher Zufall führen ihn immer an paſſende Orte, wo ſich etwas zuträgt, wovon er Gebrauch machen kann; indeß ſagen böſe Zungen, er beſäße auch das Talent, Vorfälle, die weit von ihm ſich ereignet haben, zu bezeugen.

Man muß Herrn Themiſtokles bei der Ausübung ſeines Berufs ſehen. Mit welcher achtungsvollen Würde tritt er vor den Gerichtshof hin! mit welcher Grazie erhebt er die Hand, mit welcher Salbung leiſtet er den Eid! wie klar und beſtimmt ſind ſeine Ausſagen! Ein Mitglied der Akademie könnte nicht beſſer ſprechen, nicht richtigere und abgemeſſenere Ausdrücke wählen.

Nächſt dem Vergnügen, ſeine Gebühren zu erheben, macht die Lecture von den Journalen, die über die Gerichtsverhandlungen berichten, dem Herrn Themiſtokles die größte Freude. Es iſt kein geringer Ruhm für einen beſcheidnen Rentier, ſeine Worte ganz friſch durch den Druck der Oeffentlichkeit übergeben zu ſehen.

* Never mind! (Nur ruhig!) Wir ſaßen in einem Theater von London, erzählt Kohl, als plötzlich bei einer luſtigen Pantomine einer der Vorhänge der Bühne Feuer fing und auch in einem Augenblick die hellen Flammen emporſchlugen. Meine Freunde, auch ich, ſo wie viele andere Perſonen waren nicht wenig erſchreckt, und mehre — ich bemerkte mich ſelbſt darunter — ſprangen von ihren Sitzen auf und machten Miene, zu den Thüren zu eilen. Hätte die ganze Maſſe der Zuſchauer ſich, von Schrecken ergriffen, dahin geſtürzt, ſo hätte es ſicherlich und ohne allen Zweifel ein Unglück ergeben. Dies war gewiß. Sehr zweifelhaft war es dagegen, ob die Flammen auf der Bühne Unheil bringen würden, da man ſie bisher immer unter hundert Fällen neun und neunzig Mal auf ſehr leichte und ſichere Art löſchen konnte. Dies erkannte das engliſche Publikum ſogleich ganz richtig. „Sit down! sit down!“ erſchallte ſofort rund her um die

Erſchreckten ein ſtrenges Commando, „sit down!“ und Einige wurden mit Gewalt wieder auf ihre Sitze niedergeriſſen. Der Vorhang ging nieder, und Alles blieb unbeweglich und ſtandhaft vor ihm ſitzen, ganz ruhig erwartend, ob wiederum die luſtige Pantomime kommen, oder eine Feuersbrunſt unter ihm hervorbrechen würde.

Der Vorhang ging nach fünf Minuten wieder auf, die gereinigte Bühne zeigte ſich in der alten Ordnung, und mit einem heftigen Applaus, der einen Dank für die Lebensrettung der Verſammlung in ſich enthielt, wurde die Bühnendirection belohnt. Ich applaudirte aber im Stillen noch dem Publikum.

* Ein ruſſiſcher Kaufmann, der zur Meſſe in Leipzig war, erhielt von einem hieſigen Banquier einen Hund, der ihm außerordentlich gefiel, zum Geſchenk und trat mit demſelben die Rückreiſe nach Moskau an, von wo auch die glückliche Ankunft mit dem Hunde bald gemeldet wurde. Nach Verlauf von mehren Monaten ſtellt ſich plötzlich ein bis zum Skelett abgemagertes Thier in dem Hauſe des leipziger Herrn ein und begrüßt die Bewohner deſſelben mit freudigem Winſeln als alte Freunde. Das Erſtaunen, das moskauer Geſchenk in dem ausgehungerten und abgemagerten Ankömmlinge wieder zu erkennen, iſt allgemein! Der treue Hund hat den ungeheuren Weg von Moskau nach Leipzig ohne Karte und Compaß, ſelbſt ohne Paß zurückgelegt. Aber die Liebe zur Heimath ſchärfte ſeinen Inſtinkt und gab dem Thiere Rieſenausdauer. Es wird nicht wieder verſchenkt werden. (Roſen.)

* Bei einer der letztch Vorſtellungen der Antigone in Paris kam ein merkwürdiger Zwiſchenfall vor. Milon, der die Rolle des Hämon ſpielte, war nicht zur rechten Zeit in das Haus gekommen und gleichwol mußte man das Spiel beginnen. Der Regiſſeur Leroy tritt alſo raſch für ihn ein, und das Publikum iſt mit der Stellvertretung ganz zufrieden. Er ſpricht ſogar eine Stelle, die man bisher nicht gewagt hatte vorzutragen, und dieſe Neuerung gefällt ſehr. So geht alles ganz gut bis zum fünften Akt, wo Creon ſeinen todten Sohn in ſeinen Armen auf die Bühne trägt. Bocage trägt ganz gut den Milon, der von kleiner Statur iſt; aber Herrn Leroy getraut er ſich nicht zu tragen, denn Herr Leroy iſt groß und ſtark. Man redet hinter den Couliſſen hin und her, Bocage verſucht ſeine Kräfte an Herrn Leroy, aber er läßt ihn wieder fallen und verzweifelt daran, die Stufen der Scene hinan mit dieſer Laſt gehen zu können. In dieſem Augenblicke kommt Milon: man ſtellt ihm die Sache dar, er iſt bereit, ſeine Rolle zu übernehmen, allein Herr Leroy beſteht darauf, ſie auszuſpielen: vielleicht war er auch neidiſch auf die Lobeserhebungen, die die Journale dem Herrn Milon über die Art, wie er den Todten ſpielt, gemacht hatten; dieſer tritt großmüthig zurück, Herr Leroy ſucht ſich möglichſt leicht zu machen, und Bocage, halb erdrückt, legt die lebloſe Hülle des Herrn Leroy, unter dem Beifall des Publikums, auf die Scene nieder.

* Ein junger pariſer Dichter, Namens Dubois — erzählt Graf de la Garde in ſeinen Erinnerungen vom Wiener Congreß — hatte ſeine Dichterader erſchöpft, die Mächtigen ſeiner Zeit zu beſingen, ohne das geringſte Zeichen von Gunſt erlangen zu können. Endlich ſchloß er die Reihe ſeiner Producte mit einer Ode an Napoleons Lieblingsſchweſter, Pauline. Eine ihrer Kammerfrauen war eine weitläufige Verwandte des Dichters; dieſe ergreift den glücklichen Augenblick, um der Prinzeſſin das Gedicht zu überreichen, die nur die in jeder Strophe wiederholten Reime Pauline und divine las und dem Verfaſſer, der im Vorzimmer wartete, ihre Protection verſprach. Es fiel ihr ein, daß Fouché ſich den Tag zuvor beklagt hatte, daß ſie ihm noch keinen Wunſch geäußert, und fragte den Dichter, ob er eine Empfehlung an ihn wolle. Dieſer antwortet, wie ſich's gebührt, und die Prinzeſſin empfiehlt dem Herzoge von Otranto Herrn Dubois als einen ſehr vorzüglichen Belletriſten, für den ſie ſich lebhaft intereſſire.

Eine Stunde darauf ſtand der Schützling vor Fouché's Thüre; aber da ihn keiner von den Leuten kannte, ſo gelangte er nicht bis in's Vorzimmer und mußte ſeine Bittſchrift zurücklaſſen, die dann mit allen in den Korb geworfen wurde, aus dem ſie meiſtens in den Ofen wanderten. Indeß als Fouché am Abende aus dem Conſeil zurückkam und unter den Suppliken eine mit dem kaiſerlichen Wappen fand, öffnete er ſie eilig und befahl ſogleich, daß vier Gensdarmen ſich bereit halten ſollten, den andern Morgen früh neun Uhr ſeinen Wagen zu begleiten. Seine Leute, die vielleicht eine wichtige Mittheilung in St. Cloud erwarteten, wunderten ſich nicht wenig, als ſie Befehl erhielten, in ein unbedeutendes Gäßchen des Stadtviertels der Hallen zu fahren, wo unſer Muſenſohn im ſechsten Stock ſeine Wohnung aufgeſchlagen hatte.

Man erkundigt ſich hier bei dem Eigenthümer des Hauſes, einem Bäcker, nach dem Schriftſteller Herrn Dubois.

„Ein Menſch, Namens Dubois — erwiedert die Bäckerin — wohnt oben im Dachſtübchen und iſt mir zwei Quartal Miethe

Digitized by Google

ſchuldig; ob er aber ein Schriftſteller iſt, weiß ich nicht.

Sie tritt dabei auf die Gaſſe hinaus und ruft ihn, ſo laut ſie nur kann. Der arme Dichter ſieht zum Dachfenſter heraus und beim Anblick der Gensdarmen und des Wagens zweifelt er nicht, daß ſeine in der Ode ausgeſtreuten kühnen Bemerkungen über den allgemeinen Frieden den Unwillen des Donnerers erregt haben und er nun ſeine Verwegenheit im Gefängniſſe werde büßen müſſen. In ſeiner Angſt fällt ihm nichts Klügeres ein, als ſich unter das Bett zu verkriechen. Fouché entſchließt ſich endlich, ſelbſt die ſechs Treppen hinaufzuklettern. Einem Hofmann iſt nichts zu ſchwer, wenn es gilt, den Machthabern ſeinen Eifer zu beweiſen. Nach vergeblichem Suchen entdeckt der Miniſter den Schützling der Prinzeſſin unter der wurmſtichigen Bettſtelle, zieht ihn hervor, läßt ihn im Hauscoſtume neben ſich im Wagen ſitzen und ladet ihn ein, mit ihm zu frühſtücken.

In ſeinem Palaſt angekommen, fragt er ihn während des Frühſtücks:

„Nun, Herr Dubois, was kann ich für Sie thun? welche Stelle wünſchen Sie?"

„Ich nehme jede mit Dank als eine Wohlthat an."

„Wollen Sie Generalcommiſſair der Polizei auf der Inſel Elba werden?

„Wenn Ew. Excellenz befehlen, gehe ich ans Ende der Welt" erwiedert der Dichter, dem das Alles wie ein Traum vorkommt.

„So will ich denn Ihre Ernennung unterzeichnen. Reiſen Sie gleich morgen ab. Ihre Inſtructionen finden Sie in Porto Ferrajo, und dies auf Abſchlag Ihrer Beſoldung." Hierbei drückte er ihm eine Geldrolle in die Hand.

Der Dichter macht ſich ſchleunigſt auf und erreicht bald den Ort ſeiner Beſtimmung. Zufällig bewarben ſich eben zwei Leute um die Unternehmung der einträglichen Eiſengruben der Inſel. Der Ankömmling ſchien in Paris viel zu gelten; Jeder der Mitbewerber buhlt um ſeine Gunſt. Der Eine bot ihm einen Antheil an dem Unternehmen, wenn er ihm ſeinen Schutz angedeihen ließe. Der neue Beamte, der ſich das Glück ſo geneigt ſah, verſprach und ſchrieb, was man wollte. Seinem Aſſocié wurde das Unternehmen überlaſſen und dieſer ſchrieb das günſtige Reſultat dem Muſenſohn zu, der, mit dergleichen Geſchäften wenig bekannt, ſeinen Antheil für eine Summe von 300,000 Franks verkaufte, und überdies ſo klug war, dieſe Summe in vollgültige und ſichere Staatspapiere umzuſetzen.

Das nächſte Mal, als Fouché die Prinzeſſin Borgheſe, die unterdeß eine Badereiſe gemacht hatte, wieder am Hofe traf, fragt er, ob ſie mit der Art zufrieden ſei, wie er ihren Schützling verſorgt.

„Welchen Schützling? Ich weiß von Keinem."

„Nun, Herrn Dubois!"

„Dubois!... Ich kenne Niemanden dieſes Namens."

„Ew. Hoheit erinnern ſich nicht des Briefes, mit dem Sie mich vor einem Vierteljahre beehrten, und in welchem Sie mir den Belletriſten Dubois auf das Dringendſte empfahlen."

„Ach, mein Gott! jetzt fällt mir's ein" ſagte die Prinzeſſin lachend, „ein armer Dichter, ein Verwandter meiner Kammerfrau, der eine Ode auf mich gemacht hatte. Wo haben Sie ihn denn angeſtellt?"

Der Miniſter, den es nicht wenig verdroß, ſo angeführt zu werden, hütete ſich wol, zu geſtehen, welch ein hohes Amt er ihm anvertraut; aber Andere erfuhren es doch und ſagten es weiter, ſodaß der Kaiſer darüber lachte und den Miniſter neckte.

Man kann leicht denken, daß unſer Dichter ebenſo ſchnell zurückberufen, als angeſtellt wurde; aber die 300,000 Franks blieben ihm, ſodaß er in Ruhe und Frieden den Muſen huldigen konnte.

* Vor einigen Wochen fand in Brüſſel in einem auf der Rue de la Pierre-Plate gelegenen Lokale, „la coupe" genannt, ein ſonderbares Concert ſtatt, zum Beſten armer alter Frauen, die man mit dem Ertrage in ein Hoſpital kaufen wollte. Nach der ganz originellen Idee der Unternehmer wurden die Concurrentinnen ausſchließlich unter einer gewiſſen Claſſe von Frauen gewählt, welche einen ambulanten Handel in den verſchiedenen Eſtaminets treiben, und den wenig poetiſchen Namen „Krabbenhändlerinnen" führen. Die Zuſchauerſchaar war außerordentlich zahlreich. Zwölf Hoſpitalaſpiranten hatten ſich zum Wettgeſang gemeldet, der über die Sorgloſigkeit ihrer Zukunft entſcheiden ſollte. Die jüngſte der holden Philomelen war erſt 50 Jahr alt, die älteſte zählte nur 75 Jahre. Den Preis gewann Jeanne Cath. Wittemann, 60 Jahre alt. Der Eintrittspreis zu dieſer höchſt originellen Unterhaltung war 50 Centimes, der Betrag der Einnahme jedoch ſehr bedeutend. Außerdem wurde noch eine beſondere Sammlung veranſtaltet, von deren Ertrage ſämmtliche Bewerberinnen neu gekleidet wurden. Nach dem Concert und der Preisvertheilung fand ein Ball ſtatt, bei dem einige der Sängerinnen ſich auch noch als Tänzerinnen verſuchten, obwol mit geringerem Glück.

(Sign. f. d. muſ. Welt.)

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

No. 61. Pariſer Moden. Herrenmoden. Phantaſiefrack, graues Beinkleid und gelbe Weſte. Ein Beſuchsanzug mit dem Gehrock. Ein Rock von Sommerzeug, Strohmütze und Beinkleider ohne Stege, Gamaſchen.

No. 62. Pariſer Moden. Damenmoden. Ein Traueranzug von Cachmir, mit Rüchen von Taffetband garnirt, ſchwarzer Tüllhut. Gegittertes Kleid, ſchillernder Mantelet, weißer Hut mit Halbſchleier.

Anzeiger. № 29.

Im Verlage von **Duncker und Humblot** iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

G. W. F. Hegel's Leben

beſchrieben durch

Karl Roſenkranz.

Supplement zu Hegel's Werken.

Mit Hegel's Bildniß, geſtochen von K. Barth.

Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

G. W. F. Hegel's Bildniß

Nach Drake's Basrelief gezeichnet und in Stahl geſtochen

von

K. Barth.

In Folio. ½ Thlr.

Für Freunde der Blumenzucht, iſt das nützliche Buch (**C. Ernſt** in Quedlinburg) erſchienen und in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Der Zimmer-Garten,

oder Anweiſung 250 der beliebteſten Blumen und Zierpflanzen im Zimmer zu ziehen, pflegen und durchwintern zu können. Nebſt einem Blumenkalender

von *F. A. Dietrich.*

Preis 20 Sgr. od. 1 Fl. 12 Kr.

Wer nach dieſer Anweiſung verfährt, wird ſeine Mühe durch das gute Gedeihn der Blumen belohnt ſehen, und ſich ſtets der ſchönſten, vollkommenſten Blumen zu erfreuen haben.

Durch alle Buchhandlungen iſt zu beziehen das

Liederbuch des deutſchen Volkes.

(Leipzig, bei Breitkopf & Härtel.)

Dieſes Liederbuch enthält auf 380 Seiten 1116 ſangbare Lieder, unter 12 Rubriken geordnet.

Preis 17 Ngr. oder 1 Fl. rh.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zeitung für die elegante Welt.

31. Juli **№ 31.** 1844.

Ueberſicht: Der Emporkömmling, Novelle, von Ludwig Storch (Schluß). — Das deutſche Hausweſen, Skizzirung von den älteſten Zeiten bis in's XVI. Jahrhundert, von Dr. Guſtav Klemm (Schluß). — Nachrichten.

Der Emporkömmling.

(Schluß.)

„Ja, ja, das ſind dieſe verwirrten Gedanken. Ich will dir das Räthſel löſen. Du weißt, es war immer mein Wunſch aus dir und Auguſten ein Paar zu machen. Ich wollte dir dadurch meine höchſte Liebe beweiſen, daß ich dir meine einzige Tochter zur Frau gäbe. Nun hat ſie ſich aber in meinen Mündel, den jungen Ellersdorf, vergafft, und dieſer Bube hat ſie voriges Jahr hier in Eſchenthal, wo ich ſie, von Geſchäften abgehalten, allein laſſen mußte und vertrauensvoll allein ließ, verführt; nachher hat er ſich, die Folgen fürchtend, treulos aus dem Staube gemacht, ohne ihr nur ein Abſchiedswort zu gönnen oder ihr zu ſchreiben. Darüber iſt ſie denn verrückt worden, und das nenht ſie ihr fürchterliches Unglück."

„Und Sie wollen den Grafen wegen ſeiner unedeln That zur Rechenſchaft ziehen; deshalb ſoll ich ihn wieder zur Stelle ſchaffen."

„Gewiß. So iſt's! — An ſich betrachtet will ich ſeine That nicht unedel nennen; ſie wurde es erſt durch die Umſtände. Junges Blut ſchäumt leicht über. Wäre er nur da geblieben, ich hätte ihm verziehen und ihm meine Tochter wahrlich nicht aufgedrungen."

„Wie, Excellenz? Nennen Sie das nicht unedel, wenn —"

„Edel, unedel, bös, gut ſind nichts als relative Begriffe, denen nur ſpießbürgerliche Beſchränktheit eine unhaltbare Poſitivität angehängt hat. Wie könnte ſonſt eine und dieſelbe Handlung nach den Umſtänden gut oder bös, edel oder ſchlecht ſein."

„Wie wäre das möglich? Gut kann nie bös, edel nie ſchlecht werden. Kann die Tugend zugleich Laſter ſein?"

„Mein Freund, dir kleben noch die Paſtoralideen deines Vaters an. Auf den Höhen des Lebens gewinnt man eine weitere Umſicht, als in den

Thälern, wo die friedlichen Pfarrwohnungen liegen. Tugend und Laſter ſind eben nur Namen, die gewiſſe Begriffsklaſſen des beſchränkten Geiſtes bezeichnen. Für den genialen Kopf exiſtirt aber keine Klaſſifikation der menſchlichen Eigenſchaften und Fähigkeiten; er erkennt und beherrſcht das Ganze. Die Tugend kann allerdings zum Laſter und das Laſter zur Tugend werden; dem umſichtigen Geiſte ſind beide gleich. Es giebt nur Eine wahre Tugend, das iſt der höchſte Verſtand, der alle Umſtände zu ſeinem Vortheil anzuwenden weiß. Alle andern Tugenden ſind armſelige Krücken, auf denen die gebrechliche Menſchheit ſich über das Grab hinüberhelfen will. Aber ſie ſtürzt dennoch ſammt den Krücken hinein und bleibt bis in alle Ewigkeit liegen."

„Glauben Sie nicht an Unſterblichkeit?"

„An die des Geſchlechts; denn dieſe ſteht uns als eine ewige Wahrheit vor Augen; nicht an die des Individuums. Dieſe hat ſich die kleinliche Angſt des Menſchen zum armſeligen Troſt erſonnen. Das Geſchlecht jedes erſchaffenen und beſtehenden Dinges iſt unſterblich."

„Nein. Wir finden unter dem Boden, auf dem wir wandeln, Knochen von Thieren, deren Geſchlecht nicht mehr auf Erden gefunden wird. Sie ſind ausgeſtorben."

„Du haſt recht!" rief der Geheime Rath lachend, „ſo wird auch die Menſchheit einſt ausſterben. Es iſt auch mit dieſer Unſterblichkeit nichts. Es giebt gar keine. Das Loos aller Dinge iſt entſtehen und vergehen. Die Wonne, die den Nerv durchbebt, iſt das einzige Glück, die Früchte, die ein genialer Geiſt durch kluge Wahl der Mittel und weiſe Benutzung der Umſtände erringt, ſind die einzige Befriedigung. Alles Andre ſind Illuſionen."

„Gelten Ihnen Glaube an ein Ewiges, Unvergängliches, Religion, Gott nichts?"

„Rudolf, lerne das Leben von einem höhern, freiern Standpunkt betrachten. Mache dich frei von dieſen Kindereien, mit denen ſich die meiſten Menſchen die Zeit verderben. Oeffne die Augen und ſieh unbefangen um dich; prüfe Alles mit deinem Verſtande; laß dich nicht durch überkommne Vorurtheile beſtechen. — Ach, ich merke ſchon, die ſchrecklich ernſthaften Lehren der Dorfſchule hängen dir noch immer an. Willſt du dich dem großen unmündigen Haufen beizählen, der mit den Kinderſchuhen in's Grab ſpringt? — Doch wir handeln dieſes Thema ſchon ausführlicher ab, wenn du zurückgekehrt biſt und mir, wie ich hoffe, den loſen Burſchen zurückgebracht haſt. Es liegt mir viel an ſeiner Habhaftwerdung und deshalb wünſche ich, daß du morgen abreiſeſt. Ich will dir die nöthigen Gelder und Inſtruktionen übermachen. Du gehſt nach der Schweiz; dort vermuthe ich ihn mit ziemlicher Gewißheit. Er ſprach oft und mit Begeiſtrung von einem ſeiner Lehrer, der ein Pietiſt zu ſein ſcheint. In acht Tagen folge ich dir unter dem Vorwande einer diplomatiſchen Sendung. In Genf treffen wir uns und thun uns fremd. Wir treten in der Schweiz beide unter falſchen Namen auf. Jedenfalls lebt Edmund dort auch unter falſchem Namen. Wenn du ihn perſönlich kennteſt, würdeſt du die ganze Angelegenheit allein abmachen können. Aber du könnteſt leicht ein unrechtes Individuum ergreifen. Deshalb muß ich dabei ſein, um mich von der Identität der Perſon zu überzeugen. An Ort und Stelle bin ich dein Kammerdiener, wie ich dir bereits ſchrieb. Haben wir ihn erſt ausgekundſchaftet, dann tret' ich bei der Kantonsregierung in meiner Würde auf und eine Legitimation des Fürſten wirkt mir ſchnell den Verhaftsbefehl gegen ihn aus. Dann kann er uns nicht entwiſchen."

„Ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ich dieſe Umſtände und Maßregeln nicht begreiſe, um eines jungen Mannes habhaft zu werden, der Ihnen von ſelbſt kommen muß und ohne Sie gar nicht exiſtiren kann. Woher ſoll er denn die Mittel zu ſeiner Exiſtenz nehmen?“

„Im Vertrauen — denn ich mag ihn als meinen Neffen nicht öffentlich blamiren —: er hat mir eine ſehr bedeutende Summe in Staatspapieren entwendet, und dies iſt ein Hauptgrund, warum ich ſeiner ſobald als möglich habhaft werden möchte; denn der Mangel dieſer Summe genirt mich.“

Ehe noch das letzte Wort recht ausgeſprochen war, ſtürzte Graf Edmund aus dem Schlafzimmer bleich, mit verzerrten Zügen und rollenden Augen hervor auf den Geheimen Rath los, der entſetzt vor dieſer Erſcheinung zurücktaumelte.

„Ungeheurer Schurke!“ ſchrie der junge Mann mit einer Stimme, deren Ton den gräßlichen Aufruhr ſeiner Seele genugſam kund gab. „Für dieſe verläumderiſchen, ehrenſchänderiſchen Lügen mußt du mir mit dem Leben büßen.“

Aber der alſo Angeredete war ohnmächtig auf das Sopha gefallen, und Rudolf riß den wüthenden Grafen zurück, indem er ihm zuraunte: „Herr, wollen Sie zum Mörder werden?“ Und an der Achſel ihn faſſend und aus der Thüre ſchiebend, flüſterte er ihm noch zu: „Fort! fort von hier! Hier kann ich Sie nun nicht länger ſchützen, und Sie ſind verloren, wenn Sie länger verweilen. Nehmen Sie ſchnell eins meiner Pferde und fliehen Sie in die Schweiz zurück. Dort werde ich bald bei Ihnen ſein und mich Ihrer Sache nach Kräften annehmen.“

Mit Hilfe der Frau Lindenſchmitt war der Graf in zehn Minuten ſo weit, daß er mit verhängtem Zügel das Thal hinabjagte.

Es dauerte lange, eh der Geheime Rath wieder zur Beſinnung kam, und auch dann noch ſchien es, als habe der Schrecken ihn der Sprache beraubt. Er ſtarrte die um ihn beſchäftigten Diener an, ſuchte Rudolf mit den Augen, zuckte fieberiſch und verſank wieder in ein unheimliches Brüten. Sein Kammerdiener öffnete ihm eine Ader am Arm; er ließ es ruhig geſchehen. Endlich nach faſt einer Stunde befahl er, daß man ihn mit Rudolf allein laſſe. Die Diener entfernten ſich.

„Wie kam der nichtswürdige Bube hierher?“ fragte er mit Unwillen.

„Ich ſah dieſen Abend den jungen Mann, den ich nicht kannte, in das Schloß gehen und hielt ihn für einen Forſtgehilfen; erſt kurz vor Ihrer Ankunft verlangte Auguſte nach ihm. Er kam, und nun ſah ich zu meinem Erſtaunen, daß er Graf Edmund war, und hörte, daß er in der Dämmerung angekommen ſei, aus der Schweiz, wie Sie richtig vermutheten. Ihre plötzliche Ankunft ſtörte mich in meiner Forſchung; er wollte die Flucht ergreifen. Ich aber nöthigte ihn in mein Zimmer, verſchloß es und ging Ihnen entgegen. Erſt morgen wollte ich Sie von meinem Fang unterrichten, wenn ich ihn über den Zweck ſeines Hierſeins ausgeforſcht —“

„Das war dumm von dir!“ rief der Geheime Rath höchſt ärgerlich. „Was ging dich das an? Du hatteſt mir ſogleich anzuzeigen, daß Edmund in deinem Zimmer gefangen ſei. Ich habe dich nicht beauftragt ihn zu examiniren.“

„Excellenz, ich ſah ein Paar Piſtolen in ſeinem Gürtel ſtecken, die jedenfalls geladen waren. Ich fürchtete von ſeiner Entſchloſſenheit das Schlimmſte. Er hätte ſich wahrſcheinlich getödtet, wenn ich ihn ſogleich an Sie hätte ausliefern wollen.“

„Das wäre ſehr gut geweſen und mir ſchon recht!“ ſagte der Kranke raſch, und Rudolf fing an, ſich von den Anklagen der nächſten Verwandten gegen dieſen Mann zu überzeugen.

„Aber er würde die erſte Waffe erſt gegen Sie gekehrt haben.“

„Freilich; da haſt du recht. Der Bube iſt zu allem fähig.“

„Alſo mußte ich ihn durch Freundlichkeit und Verſprechung meines Schutzes zu täuſchen ſuchen, bis er die Waffen abgelegt. Ich war eben im beſten Zuge als Sie kamen. Er flüchtete in mein Schlafkabinet, aber er hatte die Piſtolen noch; ich hörte die Hähne knacken und befürchtete das Aeußerſte, wenn ich Ihnen nur einen Wink von ſeiner Anweſenheit gegeben.“

„Es iſt wahr. Du haſt klug und fein gehandelt. Aber wo iſt er?“

„Er iſt entflohen und noch dazu auf einem meiner Pferde.“

„Mach ſchnell die Knechte beritten, daß ſie ihn verfolgen.“

„Er hat einen zu großen Vorſprung. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihnen den Böſewicht in die Hände liefere. Ich kenne ſeinen Aufenthaltsort, und er traut mir. Laſſen Sie mich morgen ihm nachreiſen.“

„Du bringſt ihn lebendig oder todt.“

„Hier meine Hand darauf! Lebendig oder todt.“ —

Rudolf erhielt am andern Tage ſeine Inſtruktionen und Vollmachten und legte das von Auguſten ihm anvertraute Päckchen Schriften dazu.

„Geh mit Gott!“ flüſterte Auguſte ihm die Hand reichend. „Ich weiß, du gehſt jetzt einen guten Gang. Sei du nun ſein ſchützender Genius, wie ich es war. Und wenn du mich nicht mehr findeſt, führe ihn mit ſeiner Braut an meinen Hügel und betet für dies arme Herz, das in troſtloſem Jammer brach.“

Eine Stunde ſpäter rollte Rudolfs Wagen aus dem Hofe. Der Geheime Rath verließ am andern Tage ſein Schloß, ohne ſeine Tochter oder Frau Lindenſchmitt geſehen zu haben. Er wollte ſich ſein Rache- und Strafgericht erſparen, bis er den Grafen wieder in ſeiner Gewalt habe.

Vier Wochen darauf erhielt der Geheime Rath einen Brief von Rudolf, worin dieſer ihm kurz meldete: „Ich halte mein Verſprechen und bringe Ihnen den Grafen Edmund, aber lebendig. Nächſten Donnerſtag wünſche ich Ihnen denſelben zuzuführen. Treffen Sie deshalb gefälligſt Ihre Vorkehrungen, daß Sie um Mittag des genannten Tages in Eſchenthal ſind.“

Die Kürze und kalte Kargheit des Briefs berührte den Geheimen Rath unangenehm. Doch dachte er ſich, er werde alles Nähere mündlich von ſeinem treuen Pflegeſohn erfahren. Es ſei ja genug, daß Edmund ſich als Gefangener in den Händen deſſelben befinde. Und triumphirend zerknitterte er den Brief; ſein Auge ſtrahlte von unheimlicher Freude. — Eh er abreiſte, ſteckte er zwei geladene Piſtolen in die Rocktaſchen. Um 12 Uhr fuhr ſein Wagen am Schloſſe vor. Rudolf eilte ſogleich an den Schlag und half ihm heraus.

„Glücklich angekommen?“ fragte der Geheime Rath mit einem Lächeln, das zum Grinſen ward.

„Glücklich; vor einer Stunde.“

„Wo iſt er?“

„Im Parterrezimmer rechts.“

„Rechne auf meinen reichen Dank. Du haſt mir einen großen Dienſt geleiſtet und dich mir treu bewährt.“ Leicht und ſicher trat er in das bezeichnete Zimmer.

Edmund ſtand ruhig in der Mitte deſſelben und heftete ſein ſchönes Auge mit Hoheit und Würde auf ſeinen Vormund. Dieſer ihm unerwartete Blick beleidigte den Geheimen Rath; er hatte einen demüthigen, verwirrten erwartet.

„Dein Aeußeres läßt mich faſt vermuthen, daß dein Trotz noch nicht gebrochen iſt", redete er den jungen Mann an, „obgleich du dich in meiner Gewalt befindeſt, und ich Mittel und Wege habe, dich zu Kreuz kriechen zu machen."

„In Ihrem Hauſe bin ich wohl, Herr Geheimer Rath, aber nicht in Ihrer Gewalt", verſetzte der Graf ruhig; „und zu Kreuz zu kriechen braucht nur ein Miſſethäter, der um Gnade bettelt. Mein Leben iſt rein von jeder Schuld."

„In welchem hohen Tone wagſt du mit mir zu reden?" rief Eſchenthal aufgebracht. „Glaubſt du, daß ich mir durch Phraſen imponiren laſſe? Ich laſſe dich einſtecken, Burſche, bis du zahm geworden biſt."

„Ja, oder vielmehr ſtumm auf ewig. Herr v. Eſchenthal, mir ſind die Verhandlungen nicht unbekannt geblieben, die Sie mit dem Rendanten Marziller als Beauftragten meiner Lehnsvettern über meine geringe Perſon gepflogen haben. Zum Schutze meines Lebens habe ich mir daher einen andern Vormund erwählt. Ich habe Freunde gefunden, in deren Intereſſe es nicht liegt, mich auf den Gottesacker zu liefern."

Ein jäher Schrecken hatte den Geheimen Rath durchzuckt und ſeine Farbe verwandelt, aber es dunkelte ihm vor den Augen, als Edmund das zweite Zimmer öffnete und ein Herr und eine Dame heraustraten, in denen er augenblicklich ſeinen Halbbruder Eduard Hafermehl und ſeine erſte Frau Friederike erkannte. Hinter beiden ſchritt ein Mädchenpaar, ein holdes blühendes Weſen, gleichſam die verjüngte Friederike und als deren Tochter nicht zu verkennen, und eine bleiche, verwelkte, zuſammengeknickte Geſtalt, die den nahen Tod in jedem Zuge trug. Die letztere war die arme Auguſte.

„Was ſoll das?" rief der Geheime Rath, ſich gewaltſam faſſend und mit erzwungener Brutalität. „Was wollt ihr hier?"

„Dir eine neue Schandthat, ein abſcheuliches Verbrechen erſparen", entgegnete Hafermehl.

„Was ſind das für alberne, freche Redensarten in meinem Hauſe?! Ich werde mein Hausrecht gebrauchen und überläſtige Gäſte hinauswerfen laſſen."

„Nicht alſo!" ſagte Edmund. „Hier ſehen Sie das Dokument, worin Ihnen der reiche Lohn zugeſagt iſt, wenn ich nicht mehr athme." Mit dieſen Worten entfaltete er ein Papier, um es dem Geheimen Rath vorzuhalten.

„Teufel!" ſchrie dieſer und zog eine Piſtole aus der Taſche. Aber im Nu, als er ſie gegen Edmund erheben wollte, ſtürzte Auguſte, die ſeine Bewegungen mit ahnungsvollen Blicken beobachtet hatte, hervor, hing ſich an ſeinen Arm und riß ihn herab. Das Gewehr entlud ſich, und die Kugel fuhr in Auguſtens Bruſt. Ohne einen Laut von ſich zu geben, ſank ſie zu Boden.

„Auguſte, meine Lebensretterin!" rief Edmund und warf ſich auf ſie.

„Sei glücklich mit Auguſten!" hauchte die Sterbende und legte Beider Hände ſegnend ineinander; denn an ihrer andern Seite knieete das blühende Mädchen. „Dich, Edmund, hab' ich unausſprechlich geliebt, das wird mir jetzt licht und klar. Meine Liebe wird dir zum Segen ſein. Ich ſterbe ruhig, ſeit ich weiß, daß ich nicht die Tochter dieſes Ungeheuers bin. — Ich war Gottes Werkzeug zu deiner Rettung, Edmund. — Geiſt meiner Mutter, nimm dein Kind auf!" Und ſie verſchied.

Digitized by Google

„Was iſt das? Nicht meine Tochter? Geiſt ihrer Mutter?“ ſtammelte der Geheime Rath und ſtarrte auf die Leiche, die Piſtole noch krampfhaft in der Hand haltend.

„Ja, Elender“, redete ihn Friederike an. „Dein Verbrechen gegen dies unglückliche Kind iſt wenigſtens nicht ſo abſcheulich, wie du ſelbſt glauben mußteſt. Du wollteſt dein eignes Kind verderben, um ſie dadurch zur Verderberin Edmunds zu machen. Aber Gott Lob! ſie war nicht deine, nicht meine Tochter. Hier ſteht Auguſte unſer Kind, und ſie iſt die Verlobte Edmunds. Als du mich boshafter Weiſe gerichtlich zwingen wollteſt, dir mein Kind auszuliefern, gab ich dir das Kind einer verſtorbenen Leibeignen von demſelben Alter. Nie hätte ich vermocht, dir mein Kind zu geben. Der Erfolg hat meine böſe Ahnung gerechtfertigt. Ich kenne dein Verbrechen, Nichtswürdiger. Hier ſind Iwana's Briefe an mich, die mir Rudolf Götting, dein Pflegeſohn, überbracht hat. Sie hat mir Alles entdeckt. — Aber erkenne Gottes Finger, Böſewicht! Durch die Schandthat, die du an ihr vollbrachteſt, haſt du das Nervenſyſtem der Unglücklichen, die ſich ja für deine Tochter hielt, ſo erſchüttert, daß ſie in jenen wunderbaren Zuſtand des Hellſehens gerieth, in welchem ſie deine Verhandlungen mit dem Abgeordneten der gütergierigen Lehnsvettern Edmunds vernahm und den Ort angab, wo du das Dokument aufbewahrteſt. Sie nahm es dort weg und ſchickte es mir zu Edmunds Rechtfertigung. Wärſt du nicht der Vater meines Kindes, wäre Edmund nicht Auguſtens Verlobter, wir würden dies Dokument dem Fürſten ausgeliefert haben.“

„Es bleibt eine Waffe gegen dich in meiner Hand“, fügte Hafermehl hinzu. „Mein Leben lang hab' ich mich vor dir beugen und zittern müſſen; du betrogſt mich um die Liebe meines Vaters, um die Liebe meiner Friederike, du überhäufteſt für unzählige Wohlthaten unſre Namen mit Schande; wir mußten, gleichſam von dir gebrandmarkt, nach Rußland fliehen, aber daß wir dort nicht ſicher vor dir waren, zeigte ſich bald, indem du uns wegen des Kindes verfolgteſt. Wir mußten unter falſchem Namen nach der Schweiz auswandern, um vor deiner Rache ſicher zu ſein, wenn du je entdecken ſollteſt, daß du die falſche Auguſte erhalten hatteſt. Aber dort führte uns ein gerechtes und verſöhnendes Schickſal Edmund zu; ich war ſein Lehrer, ſein Bildner, ſein Erzieher. Du ahneteſt nicht, wer dieſer Beermann war, der ihm die heilige und unauslöſchliche Liebe zur Tugend in der Bruſt entzündet und entflammt hatte. Ich war's; und durch ihn hat dich Gott nun in meine Hand gegeben.“

Der Geheime Rath hatte ſtumm und wie geiſtesabweſend zugehört; als Hafermehl ſchwieg, heftete er die Augen eine Minute lang auf ſeine Tochter. Dann wandte er den Rücken und ging hinaus.

Durch den Schuß herbeigezogen, waren Rudolf und Frau Lindenſchmitt in das Zimmer getreten. Theilnahmlos für alles Uebrige, kniete der Erſtere an Iwana's Leiche und benetzte ſie mit ſeinen Thränen. Dann trat auch Frau Lindenſchmitt hinzu, küßte ſie auf die ſchöne bleiche Stirn und ſagte: „Schlaf wohl, mein Kind! Ich war deine Mutter, du meine Tochter. Mit dir iſt meine Lebensfreude geſtorben.“

„Gönnt dem armen Kinde die ewige Ruhe!“ ſagte Friederike. „Was ſollte ſie noch auf Erden? Für ſolches Unglück iſt nur das Grab Heilmittel. Ach, auch ich habe mich an ihr verſündigt! Vergieb mir, verklärter Schatten!

Du Unſchuldige haſt Entſetzliches erdulden müſſen für die Schuld eines verbrecheriſchen Mannes.“ —

Der Geheime Rath kehrte nicht zurück. Eine Stunde ſpäter fand ein Diener ſeine Leiche im Park. Er hatte ſich mit der zweiten Piſtole ſelbſt den Tod gegeben.

Ludwig Storch.

Das deutſche Hausweſen.

Skizzirung von den älteſten Zeiten bis in's XVI. Jahrhundert.

(Schluß.)

Die Burgen, aus Stein aufgemauert, meiſt in maleriſchen Gegenden erbaut, wurden im Innern bei weitem reicher ausgeſchmückt, als die Wohnhäuſer, welche ehedem die Erſten des Volkes ſich erbaut hatten. Die Säle waren im Allgemeinen nicht hoch, die Fenſter nur ſparſam angebracht, damit den Geſchoſſen des Feindes ſo wenig Durchgang als möglich geſtattet werden möge. Die Fenſtergewände waren nach der Innenſeite zierlich ausgehauen und mit Glasfenſtern verſehen. Bei Fürſten hatte man bunte oder gemalte Glasfenſter. Wolfram von Eſchenbach beſchreibt im Parzival (589, 18.) ſogar Fenſter aus Edelſteinen.

Die Wände waren meiſt weiß getüncht. Wir finden — da die Oelmalerei vom 11.—13. Jahrhundert noch nicht bekannt war, auch überhaupt damals die Malerei ſich lediglich auf Büchermalerei beſchränkte — noch kein Gemälde zum Schmuck in Zimmern aufgehängt. Allein zuweilen ließ ſich ein Fürſt irgend eine ihm merkwürdige Schlacht oder andere Begebenheit auf die weiße Wand abmalen. Ein Beiſpiel iſt die Hunnenſchlacht, die König Heinrich im Merſeburger Schloſſe auf die Mauer malen ließ.

Die Wände entbehrten indeſſen keineswegs eines ſchönen Schmuckes. Man hing bei Feſttagen Teppiche an die Wand, auf welche zuweilen Scenen aus der heiligen oder profanen Geſchichte geſtickt oder gewirkt waren, gewöhnlich mochten es gemuſterte Teppiche ſein.

Von alten, aus dem 13. Jahrhunderte erhaltenen Tapeten ſind uns nur wenige übrig geblieben, am häufigſten finden wir ſie noch in den Kirchen. So werden noch jetzt an den hohen Feſten und an der Kirchweih in den Nürnberger Hauptkirchen zu St. Sebald und Lorenz buntgewirkte Tapeten von etwa 1½ Ellen Höhe an den Wänden des hohen Chors aufgehangen, die wenigſtens dem 13. Jahrhunderte angehören. In Sachſen habe ich nirgend dergleichen gefunden.

Der Fußboden, Eſtrich, wurde auf verſchiedene Art verziert; er war in der Regel von Stein, wie wir denſelben noch jetzt in manchen alten Häuſern in Süddeutſchland finden. Sandſtein und Kalkſtein war das gewöhnlichſte Material, oft auch Ziegelſtein, der vielfach gefärbt, beſonders weiß, ſchwarz, roth, gelb in gefällige Muſter gelegt ward. Oft beſtand der Fußboden bloß aus Steinguß, oder aus geſtampftem Lehm. Die höchſte Pracht ſchildert uns Wolfram v. Eſchenbach im Parzival (566, 20), einen mit Edelſtein ausgelegten Fußboden, wie wir an dem opus musivum und opus alexandrinum der alten Römer in Italiens Muſeen und Kirchen noch ſehen. Sonſt wurde der Boden auch mit Teppichen, Binſenmatten, Blumen, Gras und dergl. beſtreut.

Im Saale war auch ein Kamin, den uns Wolfram v. Eſchenbach im Parzival 130, 8. beſchreibt.

Um den ganzen Saal lief eine Bank. Die vornehmſten Sitze waren in den Fenſtern; namentlich ſaßen hier die Damen, und es war eine Auszeichnung, wenn ſie einen edlen Herrn hierher führten und hier niederſitzen hießen.

Dieſe Sitze in den Fenſtern beſtanden aus Stein, auf welche man Polſter — kulter — legte, die aus Decken von geſteppter Seide, Sammt und dergl. beſtanden und über das Federkiſſen gebreitet waren.

Die Stühle und Sitze, auf welchen man in der Mitte des Saales ſaß, beſtanden aus hölzernen ſchweren, zierlich ausgeſchnitzten Seſſeln, über welche gleichfalls Polſter und Decken gelegt waren, und die meiſt keine Rücken- oder Armlehne, oder erſtere nur ſehr niedrig hatten. An einigen Seſſeln ſind Fußbänkchen angebracht. Die Sitze waren theils für eine Perſon, wie unſre Stühle, theils für zwei oder mehrere, nach Art unſrer Sophas eingerichtet; auch auf dieſe wurden die Polſter und Decken aufgelegt. Die Fürſten hatten thronartige Sitze von Stein oder Holz in ihren großen Sälen.

Die Tiſche ſtanden für gewöhnlich nicht im Saale, ſondern wurden erſt herein gebracht wenn geſpeiſt werden ſollte.

Die Damen hatten ihre beſondern Gemächer, Gademe, in welchen ſie ihren Schmuck in zierlichen Käſtchen, ihre Kleider in gewaltigen Truhen und Laden aufbewahrten. Die Schmuckkäſtchen waren gemeiniglich aus koſtbarem feſten Holze und auf der Außenſeite mit geſchnitztem Elfenbein bedeckt. Es ſind deren mehrere vorhanden; in der Weimarſchen Bibliothek wird eines derſelben aufbewahrt, auf welchem eine Reihe Darſtellungen in Elfenbein ausgeſchnitzt iſt, welche man auf die Sage des zweibeweibten Grafen Ernſt von Gleichen bezogen hat. In der Sacriſtei von Monreale bei Palermo werden zwei elfenbeinerne Schmuckkäſtchen gezeigt, die wohl aus den Tagen Kaiſer Friedrichs II. ſtammen dürften. Fragmente ſolcher Elfenbeinornamente gehören in Italien nicht eben zu den Seltenheiten. Im hieſigen hiſtoriſchen Muſeo ſind mehrere aus Ebenholz mit Silberornamenten aufgeſtellt, die jedoch nur dem 16. und 17. Jahrhunderte angehören.

Im 12. Jahrhunderte finden wir nun endlich auch den Spiegel in deutſchen Damentoiletten. Der Name ſchon zeigt, daß er uns aus der Fremde gekommen, denn der deutſche Spiegel iſt offenbar das lateiniſche speculum. Die Spiegel blieben bis ins 16. Jahrhundert ſehr klein, kaum von der Größe eines Suppentellers; ſie waren meiſt kreis- oder eirund, und beſtanden aus einer Glas- oder Metallplatte, die in einen breiten Rahmen eingelaſſen und an einem Stiel angefaßt, ſeltener an der Wand aufgehangen wurde.

Die Betten ſtanden in beſonderen Schlafzimmern. Es waren — nach Art der in England, Frankreich und Italien noch üblichen Betten — große hölzerne Geſtelle, welche anſtatt des Bretbodens durch Gurte verbunden waren, auf welche dann die Polſter und Kiſſen gelegt wurden. Zu letztern finden wir ſchon im 14. Jahrhunderte die mit weiß und blauen ſich kreuzenden Streifen verſehene Leinwand, die vorzugsweiſe Bettinlet heißt. Die Zudecken, Kouentüre genannt, beſtanden aus grünem oder rothem dicken Wollenzeuche oder geſteppter Seide. Ein Betthimmel und Bettvorhänge fehlen auf keiner Abbildung aus dem 12. bis 15. Jahrhunderte.

Zu den nothwendigſten Lebensbedürfniſſen des Mittelalters gehörte das Bad; es war daher nicht allein in jeder Burg, ſondern auch in jedem angeſehenen Privathauſe in den Städten ein ſolches vorhanden, für die ärmere Klaſſe war durch öffentliche Badeſtuben geſorgt und dabei in jeder Stadt ein Bader angeſtellt. Die Badereien und die Badegaſſen der Alt- und Neuſtadt bezeichnen die Orte, wo die Dresdner öffentlichen Bäder in der Vorzeit geſtanden haben.

Die Vorräthe an Kleidern, Tuch, Linnen, Leder u. ſ. w. waren in den Kam-

Digitized by Google

mern aufbewahrt und die Hausfrau bewahrte die Schlüſſel dazu, wie ſie denn der ganzen Wirthſchaft und dem geſammten Geſinde an Mägden und Knechten vorſtand, und außer der Küche auch die Kleidung des ganzen Hauſes beſorgte.

Das Geſinde hatte eigene Stuben, in welchen es Leinwand und Tuch ſpann und webte und die übrigen Arbeiten verrichtete. Unter den dienſtbaren Geiſtern finden wir auch namentlich in den Gedichten des 13. Jahrh. der Schneider erwähnt.

Solche Schneider waren in einer Hofhaltung des 12. Jahrhunderts um ſo nothwendiger, weil es die Gaſtfreundſchaft erforderte, ankommende und einkehrende Gäſte nicht bloß zu baden, zu ſpeiſen, zu beherbergen, ſondern ſie auch mit neuen Kleidern zu verſehen. — In den Kleidern jener Zeit aber herrſchte ſchon ein Luxus, eine Mannigfaltigkeit, die den Trachten des Zeitalters vor und während der Völkerwanderung eben ſo fremd iſt, als den unſrigen. Eine große Menge koſtbarer im Orient gewirkter Seidenſtoffe, feiner Linnenzeuche, geſtickte Gürtel, Kronen, Goldborten mit Perlen und Edelſteinen verwürkt und Goldringe für Finger, Arm, Hals, Kopf, goldne Fürſpangen, Federſchmuck, Alles war in großer Pracht und in gutem Geſchmack zur Auszierung der ſtattlichen Geſtalten der Ritter und ihrer Schönen verwendet. Eine umſtändlichere Aufzählung jener Stoffe, eine nähere Beleuchtung der Trachten und Schmuckſachen des 11. — 13. Jahrhunderts würde jedoch mehrere Stunden erfordern.

Begeben wir uns daher lieber ſofort zu den anſehnlichen Küchen jenes Zeitalters. Der Kochheerd, der in den urdeutſchen Haushaltungen mitten im Wohnzimmer ſich ausbreitete, war aus dem Saale in eine beſondre Küche verbannt worden, wo unter Keſſeln, Töpfen, Zangen u. a. Geräth die Schaar der Köche unter der Oberaufſicht des Küchenmeiſters emſig arbeitete. Das Amt des Küchenmeiſters verſah an fürſtlichen Hofhaltungen ein angeſehener Ritter.

Die Küchenleute, Köche, Knechte und Jungen — denn der Köchinnen geſchieht noch keine Erwähnung — werden immer als ein flüchtiges, lockeres Völkchen geſchildert, das auf der einen Seite alle Welt neckte, welche in ſeinen Bereich kam, dagegen aber auch von den übrigen weidlich gefoppt und beſpottet wurde. Wolfram von Eſchenbach erzählt uns (Willehalm 198, 24.) wie, als der junge ungeſchlachte Rennewart in der Küche eingeſchlafen, ihm die Köche das Haar und die Kleider mit einem Feuerbrande verſengten. — Wurde in einem Walde eine große Jagd angeſtellt, ſo zog die Küchenmeiſterei mit; im Nibelungenliede findet ſich eine überaus ergötzliche Scene, die ſich hierauf bezieht.

Eine wichtige Quelle für die Kenntniß der Sitten und Trachten des 12. Jahrhunderts iſt die Handſchrift der Aebtiſſin Herrad von Landſperg hortus deliciarum (z. Th. herausgeg. v. Engelhardt Straßb. 1818 f.), welche mit einer großen Anzahl der intereſſanteſten Miniaturen geſchmückt iſt. Wir finden darin u. a. auch viele Speiſetafeln dargeſtellt. Sie ſind in folgender Weiſe beſchaffen. Als eigentliche Tiſchdecke findet ſich ein geſtreifter Teppich; an den Seiten hängt ein weißes, regelmäßig gefaltetes Tuch herab, was zuweilen mit einer Borte verziert iſt. — An zwei Bildern bemerkt man, wie dieſer Umhang mit kleinen Ringen an die Randleiſten des Tiſches befeſtigt iſt. Er verhängt die Füße der Tafel vollkommen. — In ſpätern Handſchriften (z. B. A. 49. fol. 164. der Dresdner Bibl.) bemerkt man Tafeln, die nur zwei aber unten ſehr breite Füße haben. — Den Sitz bilden lange Querbänke ohne Lehnen; zuweilen iſt der Hausherr auf erhöhtem, beſonderem Sitze dargeſtellt. — Teller kommen weder in der Landſpergiſchen, noch auch in andern Handſchriften vor dem 15. Jahrhundert vor. Man langte, wie es wohl noch jetzt in abgelegenen Gebirgsgegenden Sitte ſein mag, unmittelbar aus den Schüſſeln zu. — Die Meſſer ſind etwas ſtammhaft, mit breiter oben abgeſtumpf-

ter Klinge und ſchwarzem Hefte. Die Gabeln kommen nicht eben häufig vor, auch ſie ſind ſehr anſehnlich und zweizinkig, wie Vorlegegabeln; es ſcheint, daß nicht jeder Gaſt eine dergleichen hatte, ſondern daß nur einige Gabeln zu allgemeinem Gebrauche aufgelegt wurden. Löffel fehlen gänzlich. Büchschen für Salz und Gewürz, muthmaßlich Pfeffer, finden ſich auf den Tafeln. — Die Speiſen ſind in Schüſſeln aufgeſtellt, deren jede einen Fuß hat; den Landſpergiſchen Bildern zu Folge waren die Schüſſeln aus Metall. Der Wein iſt in ſilbernen und goldnen Gefäßen von kugelförmiger Geſtalt aufgetragen; zum Trinken dienen hölzerne Becher, die aus Dauben mit Reifen beſtehen und inwendig roth gefärbt oder vergoldet ſind. In einer ſpätern Handſchrift erſcheint eine große Schenkkanne neben kleinern metallnen Bechern verſchiedener Form. — Anſtatt des Brotes und der Teller dienen Stückchen Kuchen, die bald kreisrund, bald in Vierecke, Dreiecke u. a. willkürliche Figuren geſchnitten ſind. — Von Speiſen kommen in der angeführten Landſpergiſchen Handſchrift vor: Fiſche, wilde Schweinsköpfe, gekochte Früchte, Backwerk und irgend ein Brei — und neben den Brotkuchen auch eine Brezel.

Die Gedichte des 12. und 13. Jahrhunderts bieten mancherlei Ergänzungen zu dieſen aus Bildern gezogenen Nachrichten dar, und ſo finden wir als Leckerbiſſen namentlich Vögel, Rebhühner, Wachteln, Lerchen, gute Fiſche u. a. Dinge, welche auch bei den Leckermäulern unſrer Tage Anerkennung finden würden. Als Würzen kommen vorzugsweiſe Zucker und Pfeffer vor. — Einer der älteſten Speiſezettel iſt wohl das Verzeichniß der Gerichte, womit die Stadt Weißenfels den Biſchof Bruno IV. von Naumburg beehrte, als derſelbe mit ſeiner Geiſtlichkeit im J. 1303 d. 15. Sept. die daſige Marienkirche eingeweiht hatte. Da ward aufgetragen: den ehrſten dagk, wo die Aebtiſſin des Clarencloſters zugegen war: daz ehrſte gericht: Eine Eyerſoppe mit Saffran, Pfefferkörner unde Honig darin. Ein Hyrſſen Gemüze. Ein Eſſen Schavfleiſch mit czypollen darüber. Ein gebraten Hun mit Tzſchwetzſchken. Daz ander gericht: Stockfiſh mit Oel und Roſſynen. Bleyer in Oel gebacken. Geſotten Al mit Pfeffer. Geröſter Pückling mit Senff. Daz dritte gericht: Speiſefiſhe ſawer geſotten. Ein Parmen gebacken. Schwinskeule mit Korken. — Den andern Dag hat man eine to eſſzen gegeven: Daz erſte Gericht: Gelb Schwinefleiſh. Ein Eyerkochen mit Honigk und Winbeeren. Gebraten Heringk. Daz ander Gericht: Kleine Viſhe mit Roſſinen. Kalte Bleyer gebraden, de des vorigen Dages ewrig gebleven. Ein gebraten Gans mit roten Rüben. Daz dritte Gericht. Geſalzen Hecht mit Petterlin. Ein Salat mit Eyern. Ein Gallardien mit Mandyln beſetzt. Das Alles koſtete 8 fl. 15 gl. 9 Pf. und iſt der Biſchof damit gar wol to freden geweſen.

Bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts waren die deutſchen Burgen der Sitz des feineren Lebensgenuſſes, der Poeſie und des Geſanges, während in den Klöſtern die ernſteren Künſte der Architektur und der Plaſtik, ſo wie die Wiſſenſchaften ihren Stützpunkt fanden. Die Kreuzzüge, die Römerfahrten, der große Luxus mußten nach und nach das Vermögen der minder begüterten Ritter erſchöpfen und, da neue Hilfsquellen ſich nicht eröffneten, der Mangel an die Stelle des Ueberfluſſes treten. — Noth kennt kein Gebot, und Gelegenheit macht Diebe. Die Beſitzer feſter Burgen, die unbemerkt doch nahe den Landſtraßen gelegen waren, begannen hier ein Gewerbe, was nach Begriffen damaliger Zeit nicht unehrlicher machte, als die Fiſcherei oder die hohe Jagd. Sie überfielen die auf der Landſtraße vorbeiziehenden Kaufleute, raubten ihre Waaren und nahmen die Perſonen gefangen, um von den Angehörigen derſelben ein ſtattliches Löſegeld zu erpreſſen.

Die älteren Gedichte, deren Verfaſſer ſämmtlich dem Ritterſtande angehörten, ſprachen mit Verachtung von ſolchen Räubereien, und rühmen dagegen alle dieje-

nigen Herren, welche den Frieden des Landes und die Sicherheit der Straßen ſchirmten und ſchützten. Dennoch war die Anzahl der Raubritter im 13. Jahrhundert während des großen Interregnums ſo angewachſen, daß die Fürſten und die mittlerweile emporblühenden Städte alle ihre Kräfte dagegen aufbieten mußten.

So kam es denn, daß wie früher die Burgen, nunmehro die Städte der Sitz der Sicherheit und Ruhe, der Cultur und Kunſt werden mußten. Die Beſchränkung, welche die ſtädtiſchen Verhältniſſe dem Einzelnen auferlegen, ſtand freilich im Gegenſatze zu dem ungebundenen, freien und großartigen Leben, was in den Burgen ſeinen Urſprung und Stützpunkt hatte; ſie wurde denen, welche dasſelbe auf ihren Schlöſſern fortzuſetzen Mittel und Gelegenheit hatten, zum Spott. Allein es gedieh dennoch, und mancher unbemittelte Ritter ſtieg von ſeinem verfallenden Schloſſe herab, und bat mit Weib und Kind und der geretteten Habe um Aufnahme in den ſtädtiſchen Verein.

Das großartige Walten und Schaffen der Gattin des Ritters auf ihrer Burg wurde dann freilich auf einen kleineren Kreis beſchränkt, das zahlreiche Perſonal der Küche auf eine getreue Magd reducirt, die nun den Titel Köchin erhielt, und die Hausfrau mußte nun ſelbſt wiederum Hand anlegen, wenn es galt Gemahl und Kinder zu nähren und zu kleiden. Doch fand ſich eine Erleichterung in den allgemach ſich trennenden und feſtſtellenden Handwerken. Die Verhältniſſe, in denen wir uns jetzt noch bewegen, traten hervor, aber die poetiſchen abenteuerlichen Kämpfe und Fahrten verſchwanden, und mit ihnen die großartige epiſche Poeſie, welche ſie hervorgerufen. Die Poeſie der Ritterzeit wandelte ſich in die Proſa des Bürgerlebens. Da indeſſen grade damals — ſeit dem Ende des 13. Jahrhunderts — die ſchönſten, großartigſten Bauwerke entſtanden, z. B. die Dome von Kölln und Straßburg, ſo ſehen wir, daß dieſe Proſa wenigſtens großartige Ideen keineswegs entbehrte. Der Einzelne trat zurück und fügte ſich dem Ganzen, dem Vereine, und die vereinte Kraft ſchuf in der Nähe, was die vereinzelte in der Ferne geſucht hatte.

Eben darum nahm nun das Hausweſen eine beſchränktere Geſtalt an. An die Stelle des Ueberfluſſes trat die Sparſamkeit, was auf den hohen Burgen für ſchmählicher Geiz gegolten haben würde, das ward als vorſichtige Klugheit anerkannt.

Vorzugsweiſe war man in den Städten ſparſam mit dem Raume; eine fortlaufende Reihe Zimmer kommt nicht vor. Die Häuſer, die aus dem 14. und 15. Jahrhundert noch übrig ſind, waren mit dem Giebel der Straße zugekehrt und nicht über 3—4 Fenſter breit; man baute mehr in die Höhe als in die Breite. Zur ebenen Erde hatte man eine große Flur, wo die größeren Geräthſchaften aufbewahrt wurden und die Küche angebracht war. Die andern Stockwerke enthielten nach der Straße hin die Wohnzimmer, nach dem Hofe hin Schlaf- und Vorrathskammern; wenigſtens in einem der Stockwerke war ein großer Saal, auf welchem man bei beſonderen Feſten, Kindtaufen, Hochzeiten, Sterbefällen, in Freud' und Leid ſeine Freunde bewirthete. Da dieſer Saal gemeiniglich zwiſchen den Wohnzimmern und den Schlaf- und Vorrathskammern in der Mitte lag, alſo entweder gar kein oder nur nothdürftiges Licht erhielt, hing von ſeiner Decke gemeiniglich ein gewaltiger, zierlich aus Holz geſchnitzter Kronleuchter herab, der oft die wunderlichſten Formen hatte. Ich erinnere mich einen ſolchen geſehen zu haben, der eine Sirene, vulgo Seejungfer darſtellte, welche in den vorgeſtreckten Armen die Lichter trug. Zuweilen hing man auch mehrere Laternen auf. Dieſer Saal enthielt in der Regel auch die, die Stockwerke verbindende Treppe, wo keine raumſparende Wendeltreppe vorhanden war.

Die Wohnzimmer waren groß und wurden durch einen gewaltigen Ofen geheizt,

Digitized by Google

der in der Regel aus buntglaſirten Kacheln gebaut war und den Holzüberfluß der vaterländiſchen Forſten beurkundete. Dieſe Kachelöfen entbehrten ſelten eines reichen architektoniſchen und plaſtiſchen Schmuckes. Die zwölf Apoſtel, Scenen aus der Geſchichte unſers Herrn, Wappenbilder, ſpäter die Portraits der erſten zwölf römiſchen Kaiſer oder andrer Fürſten waren en relief auf den einzelnen Kacheln angebracht. — In den Zimmern mehrte ſich das Geräth. Zwar blieben noch die Fenſterſitze, die oft mit ſchön geſchnitzten Armlehnen verſehen waren, allein außer der um die Stube umherlaufenden Bank finden wir ſchon im 15. Jahrhunderte einzelne Seſſel, namentlich ſogenannte Großvaterſtühle mit hohen Lehnen, welche neben der Ofenbank ihren Platz hatten und die dem Hausvater oder dem vornehmſten Gaſte beſtimmt waren. Auch Tiſche wurden nothwendig, und dieſe waren ſo dauerhaft, daß nicht wenige unſre Zeit erlebt haben. Die Stelle der Büreaux und Secretairs vertrat der Sims, der über der Bank in Mannshöhe um die ganze Wand, über die Thür hinweglief. Hier ſtellte man auch die zierlichen Bierkrüge, ſchönes Geräth aus Zinn und dergl. auf, womit man gern prunkte, was man aber auch zur Hand haben wollte.

Hier waltete nun die Hausfrau, vom Spinnrocken feine Linnenfäden ziehend und die Kinder beaufſichtend, während der Mann dem Gewerbe nachging, den Rathverſammlungen beiſaß, die Waffen übte, im Schießhauſe oder Zwinger Bogen oder Armbruſt führte, oder in der Werkſtätte zu ebener Erde mit den Geſellen arbeitete.

In großen Haushaltungen verweilte die Frau einen großen Theil des Tages in der Küche, denn die Pflicht der Ernährung ward auch damals gewiſſenhaft erfüllt. Die Küche war einer der anſehnlichſten Räume des Hauſes und mit ſchönem Geräth aus Zinn und Kupfer beſtens aufgeputzt. Der große Heerd war der Sitz des Feuers, was damals noch frei und wohlgenährt den ganzen Tag luſtig hochaufloderte und noch nicht in Kochmaſchinen und Sparheerde eingeſperrt war. Den Dampf nahm der weite Rauchfang auf, und Niemand dachte daran, daß er dereinſt ſo große Dinge thun werde! Der Rauch mußte, bevor er in's Freie gelangen konnte, Würſte, Schinken, Speckſeiten, Fiſche und was man ſonſt für nöthig fand, durchziehen. Ueber dem Feuer hing an eiſerner Kette der Keſſel, aus Eiſen oder Kupfer, in welchem man Suppe und Fleiſch und Gemüſe kochte. Sollte gebraten werden, ſo ward der Bratſpies hervorgeſucht und über den glühenden Kohlen auf einem Bocke gedreht. Fiſche und Mehlſpeiſen wurden in Pfannen gebraten, welche einen langen Stiel hatten, Brühen kochte man in metallnen Töpfen; denn irdenes Geſchirr achtete man in anſtändigen Haushaltungen wegen ſeiner Zerbrechlichkeit gar nicht und überließ daſſelbe armen Leuten.

Dr. Guſtav Klemm.

Nachrichten.

Berlin, den 25. Juli. Wenn ich in meinem vorigen Briefe von der Mühe geſprochen, die man ſich giebt, die ſchleſiſchen Weber=Unruhen auf alle nur mögliche Weiſe als aus unzuläſſigen Gründen und Urſachen entſtanden, darzuſtellen, ſo kann ich nun als den treffendſten Beleg dieſer Mühe einen Aufſatz citiren, den die Allg. Preuß. Zeitung unter dem Titel „Das ſchleſiſche Gebirg, ſeine Leinen=Induſtrie und die jüngſten Arbeiter=Unruhen daſelbſt“ in einer ihrer neuſten Nummern mitgetheilt hat. Dieſer Artikel beſtrebt ſich ſo genau alle jene Anklagen und Anſichten, von denen ich geſagt habe, daß man ſie von gewiſſen Seiten erhebt und erheben würde, auf dem Platze der öffentlichen Meinung wie Galgen und Rad aufzurichten, um die Wahrheit und das Mitleid der Menſchen daran zu Tode zu quälen, dieſer Artikel beſtrebt ſich ſo genau, ſage ich, dieſe Anklagen und Anſichten aufzurichten,

daß man glauben ſollte, der Verfaſſer deſſelben hätte ihn nur mir und meinem vorigen Briefe zu Gefallen verfaßt. Die Deklamationen vieler öffentlichen Blätter über die Verzweiflung der Weber, heißt es in dieſem Aufſatz, welche ſie zu blinder Wuth getrieben, ſind ungenau und voreilig, ebenſo die vielfach verbreiteten lauten Anklagen gegen die Fabrikanten. Im Ganzen wundert es mich nur, daß man nicht haarklein zu beweiſen ſucht, der ganze Aufſtand ſei eigentlich aus bloßem Uebermuth entſtanden; die Leute hätten ſich im Grunde genommen nur eine Motion machen wollen und „Feuer, Waſſer, Kohle“ geſpielt, welches Spiel leider am Ende etwas ernſthaft geworden, weil der Hans dem Hinz auf die Hühneraugen getreten, was dieſer ſich nicht habe wollen gefallen laſſen. O, es geht nichts über dieſe politiſchen Herren und ihre „Erfindüngelchen“ wie der Gevatter Baſilio im „Barbier von Sevilla“ ſagt. Daß die junge Preſſe in dieſem Artikel ebenſalls ihren Theil abbekommt, verſteht ſich von ſelbſt. Aber es iſt geſchickt gemacht, man ſteinigt ihr Incognito. Es heißt nämlich unter anderm: „Die Zeit- und Volksſchriften mögen aufklärend, belehrend und vermittelnd einwirken, aber ſich wohl hüten, durch Uebertreibung aufzureizen, oder gar, wie es leider! hier und da geſchehen, den einen Stand gegen den andern zu erbittern, was unter allen Umſtänden nur verderblich wirken kann.“ Der Schluß dieſes Satzes iſt einzig und allein gegen die junge Preſſe geſchleudert, denn das etwas dunkel gehaltne Aufreizen des einen Standes gegen den andern ſoll ſich auf die communiſtiſchen Richtungen beziehen, die man in dieſer jungen Preſſe wittern will, und die man daher auch dann und wann die communiſtiſche benennt, um das große Publikum von vornherein argwöhniſch dagegen zu machen, und mit Vorurtheilen dawider anzufüllen. Wie geſagt, es geht nichts über dieſe politiſchen Herren und ihre „Erfindüngelchen!“

Was aber die Politik zu viel an „Erfindüngelchen“ hat, das hat die Bühne zu wenig daran. Ich habe das erſt geſtern wieder bei der Vorſtellung des Hamlet, den Baiſon als ſeine erſte Gaſtrolle gab, herausgefühlt. So ein Regiſſeur, der recht eigentlich nur der „Erfindüngelchen“ wegen angeſtellt iſt, deſſen verfluchte Pflicht und Schuldigkeit es iſt, welche zu haben, der hat nun grade gar keine! Es iſt ein wahres Elend einer ſolchen Vorſtellung beizuwohnen, in der geklingelt werden muß, wenn der Geiſt verſinken ſoll; in der man eine hölzerne, abgeſchabte Raſenbank an einer langen Stange vorſchieben und einen Kirchhof ohne allen Schauer ſehen muß. Ich habe das Alles an kleinern Bühnen beſſer eingerichtet gefunden, beſonders aber erinnere ich mich da des Kirchhofs, auf den der Hamlet von dem Geiſt ſeines Vaters geführt wird, um des letzteren Ermordung offenbart zu hören. Um das Grab von Hamlets Vater war ein Gitter, das, als ſich der Geiſt nahte, raſſelnd aufſprang und ſich wieder ſchloß, als er verſank. Hamlet fiel erſchöpft an dieſem Gitter zuſammen, wodurch die Scene mehr an majeſtätiſcher Ruhe gewann, weil er nicht nöthig hat, verzweifelte Geberden zu thun, die, auch noch ſo gut und edel gemacht, doch den Eindruck nur ſtören müſſen, weil ſie die Aufmerkſamkeit von der Rede des Geiſtes ablenken. — Leider fehlt es mir heut an Raum und Zeit, mich weiter darüber auszulaſſen, doch ſoll das nächſtens einmal geſchehen. Was nun Baiſon anbetrifft, ſo muß ich vor allem hier berichten, daß derſelbe großen und anhaltenden Beifall gefunden, welcher Beifall ſich nach dem vierten und fünften Akt bis zum Herausruf ſteigerte. In der That aber iſt Baiſon's Darſtellung des Hamlet auch ſo reich an feinen Nüancen und intereſſanten Zügen, daß man nicht umhin kann dieſelbe für eine ſehr bedeutſame anzuerkennen. Im erſten Akt hat er mir nicht ſehr gefallen, dagegen waren die Auftritte mit Polonius, Roſenkranz und Gildenſtern, den Schauſpielern, und ferner die bei Aufführung des Stücks, ſo ausgezeichnet und genial, wie ich ſie bisher noch nie geſehn. Ich werde mich das nächſte Mal ausführlicher ausſprechen. Charlotte v. Hagn als Ophelia war in den Wahnſinnsſcenen unübertrefflich, weniger glückte ihr dagegen die vorhergehende Entwicklung des Charakters. Heinrich Blume hat den Polonius geſpielt wie ein Bär die Harfe. **F. Wehl.**

✱ **Berlin,** den 26. Juli. Eine neue vaterländiſche Oper, Mara, von dem Tyroler Netzer, der bei Ihnen in Leipzig wirken wird, iſt uns endlich vorgeführt worden, nachdem ſie längſt in Wien, Prag, Braunſchweig mit großem Glücke erſchienen iſt. Wir beeilen uns in Berlin nicht, und beſtimmen ſeit langer Zeit nicht mehr das Schickſal und den Ruf dramatiſcher Werke. Mara hat ſehr gefallen und das Publikum hat das große Talent des neuen Componiſten wohl zu würdigen gewußt. Es beſteht, um es kurz zu bezeichnen, darin, daß eine geſangvolle und melodiſche Muſik in edlem aber nicht trocknem dramatiſchen Stile endlich wieder einmal durchgeführt iſt. Nicht bloß dürr harmoniſch, wie dies uns Deutſchen leicht als größte Kunſt und Würde angeprieſen wird, und doch auch nicht äußerlich tändelnd, undramatiſch vereinzelt, wie es in neueren italieniſchen Opern bis zum bloß lyriſchen Geklimper getrieben wird. Ganz im Gegenſatze zu letzterem Vorwurfe ſind Netzer's Chöre

Digitized by Google

voller Bedeutung, Kraft und Stil. Sollte es ein Tyroler zu Wege bringen, was ſeit dem Salzburger Mozart nie mehr ganz hat gelingen wollen: Italieniſchen Zauber und deutſche Tüchtigkeit zu einer vollen Muſik zu verſchmelzen? — Die Oper hätte aber auch hier kaum um einen Grad ſchwächer ſein dürfen, ſo flüchtig und ungenügend iſt ſie in Haſt herausgeworfen worden. Die ganze Ausſtattung war unwürdig, unſauber, mit einem Worte mesquin — eine neue deutſche Oper iſt uns ja eine Kleinigkeit neben einem noch ſo gedankenloſen Ballet! Wofür wäre auch unſre Allgemeine Preußiſche Zeitung vorhanden, wenn nicht Herr Rouſſeau bei ſolch einer uns beſchämenden Inſceneſetzung ſagen müßte: „Scenerie wie das Arrangement ließen nichts zu wünſchen übrig" —! Sogar die Wünſche werden uns abgeſprochen, und doch haben wir nicht viel mehr. Ein Fräulein Conrad zum Beiſpiele darf bei uns ein ſolches Werk auf's Spiel ſetzen: ſie hat durch die ganze Oper detonirt, um das geduldigſte Haus ungeduldig zu machen. Für dieſen Fall iſt Herr Rellſtab vorhanden — wir haben eine wirklich ausgleichende Kritik! — um in der Boß'ſchen zu ſagen, ſein Schützling habe wie ein Engel geſungen. Sogar das Orcheſter wackelte. Kam es von zu eiligem Einſtudiren? In vierzehn Tagen iſt ſolch eine Kleinigkeit erledigt worden. Oder kam es daher, daß man den Componiſten zu ſpät von bevorſtehender Aufführung in Kenntniß geſetzt, und daß es dem Orcheſter an Zeit zum Einprobiren ſeiner raſcheren Tempi's gefehlt hat? Thatſache iſt, daß man ihm, wie überall herkömmlich, die Leitung nicht angeboten, ſondern daß er ſich dieſelbe von Herrn Taubert erbeten hat, um die Oper nicht unter den herkömmlichen langſamen Tempi's leiden zu laſſen. So hatte man es denn auch nicht der Mühe werth erachtet, auf dem Zettel zu bemerken, der Componiſt dirigire ſelbſt, und das Publikum wußte es nicht. Erſt bei der zweiten Aufführung konnte es ihm ſein Wohlwollen durch zweimaligen Hervorruf ausdrücken. Dank iſt er nur Fräulein Marr ſchuldig, welche die Mara vortrefflich geſungen und geſpielt hat, und nächſt ihr Hrn. Bötticher, welcher den Torald genügend gab. Das Publikum hat dieſen Dank durch lebhaften Beifall ausgedrückt, und wir Berliner freuen uns ſehr, einen neuen dramatiſchen Muſiker, dem reiche Zukunft beſchieden zu ſein ſcheint, kennen gelernt zu haben.

Hamburg. Jede Mittheilung aus unſrer Stadt hebt unwillkürlich von der äußern Neugeſtaltung derſelben an. Da herrſcht in allen öffentlichen Verhandlungen und Unternehmungen der Grundſatz „Vertrauen um Vertrauen." In ſich unwahr iſt der Volkswitz, welcher ſagt, daß der Meiſter, ſobald der Polirer ihm meldet, ein Neubau ſei beendet, entgegnet: „So wollen wir an die Reparaturen gehen." Es verbreitete ſich das Gerücht, der Vorſchußverein wolle in dringenden Fällen die vorgeſchoßnen Gelder executiv eintreiben. Dr. Bieſterfeldt intereſſirte ſich in einer Broſchüre für die Angelegenheit, und es iſt conſtatirt, daß der Verein die humanſte Rückſicht auf die Verhältniſſe der Schuldner nimmt. Eine andre Frage ſchwebt noch, nämlich, was mit den ſpäter eingegangnen Unterſtützungsgeldern zu machen ſei. Einige nehmen ſie für die Kirchenbauten in Anſpruch; aber das Verſtändigſte ſcheint zu ſein, die bei der Biber'ſchen Aſſecuranz zu kurz gekommnen Unbemittelten damit zu entſchädigen. — Das ſchon ſeit lange zunehmende Verſanden der Elbe nimmt die allgemeine Theilnahme jetzt um ſo mehr in Anſpruch, da man hört, daß zur Anlage eines Hafens in Harburg von der hannoverſchen Ständeverſammlung eine halbe Million bewilligt ſei. Indeß dieſer projectirte Hafen wird uns wenig ſchaden; den Handel haben wir in Händen, die Börſe und die Bank ſind unſer; die neue Hafenſtadt iſt keine Handelsſtadt. Uebrigens wird man ſich entſchließen müſſen, den Strom an mehren Stellen ausbaggern zu laſſen, obwohl dieſe Methode ihre Schwierigkeit hat; wenn Hamburg näher an der See läge, und wenn das Waſſer mehr Strömung hätte, ſo könnte man verſuchen, was bei Portsmouth geſchehen iſt, nämlich mit einer pflugartigen Maſchine den Boden aufreißen, damit die Fluth die aufgerißnen Stücke fortſpülen könne; in dem ſtark bewegten Gewäſſer bei Portsmouth war das mit Glück anzuwenden. — Am 7. Mai dieſes Jahres ging der erſte Südſeefahrer von hier aus ohne Branntwein in See, in Sachen der Branntwein- und Mäßigkeitsangelegenheit ein Ereigniß. Dieſe Mäßigkeitsvereine ſind eine Reaktion gegen das Streben nach perſönlicher Freiheit; wir ringen aber in Deutſchland nach perſönlicher, nach politiſcher, nach philoſophiſcher Freiheit. Neben allem Myſticismus und Muckerthum macht ſich doch der geſunde Sinn immer kräftig geltend. Beim Beginn des Neubaus der Petrikirche hielt Dr. Alt eine Rede; mehre Herren Prediger, ſeine Kollegen, verklagten ihn beim geiſtlichen Miniſterium, daß er in dieſer Rede den Namen Chriſti auch nicht ein Mal ausgeſprochen habe. Der Beklagte ließ ſich in ſeiner gewohnten Ruhe und Sicherheit dahin vernehmen, daß er durch Auslaſſung jenes Namens vielleicht einen Formfehler könne begangen haben, eines anderen aber wiſſe er ſich in keiner Weiſe ſchuldig. Seine frommen Gegner werden um Erleuchtung für ihn beten.

Mittelpunkt des Kunſtintereſſes ſind die Theater. Freilich hängt das Intereſſe wohl weniger an der Kunſt ſelbſt, als an mancherlei Aeußerlichkeiten derſelben. Das Publikum aller Orten betrachtet das Theater oft mehr wie einen Zeitvertreib, wie ein Heilmittel gegen die Langweile; namentlich die Poſſe, weil ſie den Lachreiz weckt, wird als diätetiſches Mittel nach der Mahlzeit gebraucht. Schlimm für die dramatiſchen Dichter und für die dramatiſchen Künſtler. Geiſtreichen Scherz will und ſoll die Bühne bieten; aber die fade geiſtloſe Poſſe werde mit Nachdruck zurückgewieſen. Es iſt wahr, manche Poſſen mögen dem Schauſpieler Gelegenheit bieten, in den abnormſten Bockſprüngen ſich zu ergehen, Exercitien vorzuführen in ganz burleskem Gehen, Stehen und Sichgehaben — aber auf das Gebiet der ſchönen Kunſt gehört dergleichen nicht. Mit Beifall las ich über dem Theater in Kopenhagen die Inſchrift „Ei blot tel lyſt“, das heißt: nicht bloß der Luſtigkeit iſt das Theater gewidmet. Beckmann von Berlin, den wir vor einiger Zeit hier in einigen Gaſtrollen ſahen, erſchien uns, mehr denn früher, nicht als ein übertreibender, ſondern ein an die Natur mit Treue ſich anſchließender Darſteller. Unter den Novitäten des Stadttheaters nennen wir Cromwells Ende von Raupach, dem Theaterzettel zufolge hier zum erſten Mal gegeben. Die großen Hoffnungen, die Raupach vor Jahren erweckte, ſind doch nicht ſo ganz unerfüllt geblieben. In manchen ſeiner Sachen iſt Poeſie; manche ſeiner Charaktere geben dem Künſtler eine reiche Form, die er poetiſch ausfüllen mag. Cromwells Ende iſt eine aus dem Boden der Geſchichte entſproßne ſchöne Dichtung. Das Verhältniß Cromwells zu ſeiner Tochter, die über dem Beginnen des Vaters in Jammer vergeht, iſt wahr und kraftvoll gezeichnet. So unpoetiſch das hiſtoriſche Datum iſt, daß Cromwell, der Held, am Fieber ſtirbt, ſo poetiſch iſt die Raupach'ſche Ausführung, daß er den Protektor im vollen Bewußtſein des Kriegers, in den Armen ſeines älteſten Kriegskameraden ſterben läßt. Die theatraliſche Darſtellung war eine recht gelungene durch das lebendige Ineinandergreifen der Mitwirkenden. In den Perſonen der Lady Claypole (Fräulein Lebrun) und Cromwells (Hrn. Grunert) culminirt die Dichtung. Der Cromwell iſt für den dramatiſchen Künſtler eine vielſeitige, ſchwierige Aufgabe. Wollte man eine ſolche Partie zergliedern, ſo würde dies Geſchäft wohl nur von Intereſſe für den Kunſtkritiker ſein, nicht aber für die Leſer eines Journals. Grunert nahm den Cromwell heroiſch, groß, gewaltig; gewaltig im Befehlen, im Beſtrafen, gewaltig im Schmerz und im Kampf mit ſich ſelbſt. Die Heuchelei des Puritaners, der Schmerz des Vaters, die Härte des Deſpoten, und der dieſem allen entſprechende Tod ſtellte uns das Bild des engliſchen Uſurpators ſcharf, deutlich, großartig, wie die Geſchichte es überliefert und wie die Phantaſie es ausmalt, vor Augen. Was wir hier in Worte faſſen drückte das Publikum durch theilnehmendes Aufmerken und oftmaliges Hervorrufen des Künſtlers und andre Beifallszeichen aus. Eine ſolche Rolle läßt ſich nicht darſtellen bloß mit einiger ſchauſpieleriſchen Routine, ſie läßt ſich nicht darſtellen mit einiger Geläufigkeit im Reden, nicht mit einigen neu ausgeſonnenen überraſchenden Coups und mit einer gewiſſen leichtſinnigen Zuverſicht auf das eigne Talent und die Worte des Dichters — ein Künſtler, der dieſe oder eine ähnliche Partie in aller Weiſe befriedigend durchführen will, der muß außer der Routine, außer der Geläufigkeit im Reden, ſeinen Stoff kräftig und geiſtreich verarbeitet haben und das Talent beſitzen, dieſe kräftige und geiſtreiche Verarbeitung ſo friſch wie ein eben erblühendes Gewächs dem Publikum darzubringen. Dieſe Friſche und jene Gründlichkeit iſt ſo ſelten vereinigt wie Talent und Beharrlichkeit. Grunert's neuſte Darſtellung überzeugte uns von Neuem von dieſen ſeinen zwei ſeltenen Vorzügen.*) — Zum Schluß mache ich einige Bemerkungen über eine Gemäldeausſtellung, die vor 2 Monaten vom Künſtlerverein in den Sälen des Thaliatheaters arrangirt war. Das geſchieht zwar ſpät, aber verdient zu geſchehn. Das Ganze beſtand nur aus 164 Nummern, aber es waren Sachen von Werth darunter. Aus der Sammlung des Herrn Hartwig Heſſe ſahen wir Piecen von Schelfhout, de Reiſer, Franquelin und Iſabey. Die Freundlichkeit des Darleihens verdient öffentlichen Dank. Der Düſſeldorfer Schmerz war nur ſchwach

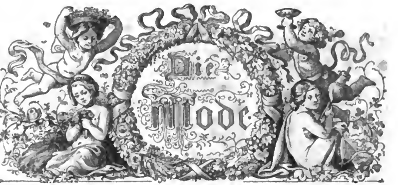
*) Ueber den Werth des Raupach'ſchen Stückes „Cromwell's Ende“ möchte ich wohl mit dem Herrn Referenten rechten. Hat ihn nicht der Reiz hiſtoriſcher Scenen beſtochen, daß er bloße Scenen, von denen jede das Stück beginnen und das Stück beendigen kann, für ein Stück gelten läßt? Nur das Verhältniß zur Tochter Betty iſt als Verhältniß, ich möchte ſagen wie ein Schulbeiſpiel ausgearbeitet. Selbſt dies iſt noch nicht eigentlich dramatiſch verflochten und alles Andere iſt abſtrakte Perſonen=Aufzählung und Verſchwendung, die auf der Bühne ohne Weiteres als Langeweile fällt, wenn nicht ein ſtarker Schauſpieler durch mannigfaltige Charakterentwicklung Cromwell's alle Unkoſten auf ſich nehmen kann. Und hierin ſtimm' ich mit dem Referenten in Betreff Grunert's vollſtändig überein. Ich habe auf der Durchreiſe dieſelbe Rolle von Grunert geſehn, und habe die Darſtellung ausgezeichnet gefunden, ganz ſo ausgezeichnet und verdienſtvoll, wie der Herr Referent ſchildert, und es würde Mühe koſten, gerade für dieſe Rolle im ganzen Vaterlande noch einen zweiten gleich guten und gleich ausdauernden Darſteller zu finden.
L.

vertreten. Unter Hamburger Künſtlern zeichnete ſich Kaufmann aus durch gut componirte unt in warmen Tönen gehaltne Landſchaften. Eine ſehr gute Marine von Harsdorf wurde vom Verein zur Verloſung angekauft.

Die Tantième-Täuſchung. Wie dankbar iſt die Tantième für neue Stücke begrüßt worden, und wie dürftig zeigt ſich der Erfolg und Verlauf! Bald ein halbes Jahr iſt ſie bei den zwei erſten Theatern eingeführt und die Poeten haben noch nicht einen Gulden damit gewonnen. Stücke, welche für den Autor einträglich werden konnten wie Gutzkow's Zopf und Schwert ſind aus kleinlichen Rückſichten von den Haupttheatern zurückgewieſen, andere, wie Halm's Sampiero ſind aufgehalten worden, weil es an wirkſamen Darſtellern der Hauptrollen fehlte. Berlin hat bis jetzt mit der Tantièmen-Einrichtung offenbar Honorar erſpart, und hat alle Ausſicht, wenigſtens noch ein halbes Jahr lang gute Geſchäfte für ſeine Kaſſe damit zu machen. Und zwar folgendermaaßen: Es war und iſt noch unvollſtändig im Perſonale, und kann ſelten ein Stück zur wirkſamen Geltung bringen. Es hat ferner bisher die jedem Stücke tödtliche Einrichtung der verzettelten Urlaube und Gaſtſpiele befolgt. In beſter Theaterſaiſon nämlich, im Februar, März, April, Mai ſind längere Urlaubsreiſen der Hauptmitglieder vertheilt. Wird nun endlich ein neues Stück gegeben, ſo geht nach der zweiten Vorſtellung Fräulein v. Hagn, oder Herr Rott, oder Madame Crelinger auf eine Urlaubsreiſe; das Stück muß liegen bleiben, der Lauf deſſelben iſt gehemmt, abgeſchnitten. Des vierteljährigen Gaſtſpiels Herrn Döring's während der beſten Saiſon nicht zu gedenken, eine Art des Gaſtſpiels, welches die Autoren ganz und gar dem Schauſpieler opfert. So iſt es bis jetzt in Berlin den wenigen Autoren, welche Ausſicht auf Darſtellung haben, vortheilhafter geweſen, von vornherein auf die Tantième zu verzichten und um nur Etwas zu haben mit dem kleinen aber feſten Honorare vorlieb zu nehmen. Und wie ſieht es aus für die zweite Hälfte des Jahres? Um nichts beſſer. Das Opernhaus wird vor December nicht geöffnet: alle Gattung von Theatervorſtellung alſo, große und kleine Oper, Vaudeville und Ballet, Genrebild und Sommernachttraum, lebendes Bild und griechiſche Studie ſind auf das kleine Schauſpielhaus angewieſen — und da ſoll Platz gewonnen werden zur Tantième für eine noch ſo junge dramatiſche Literatur! Außerdem ſind die Lücken des Perſonals noch lange nicht gefüllt, die verzettelten Winterurlaube ſind nicht aufgehoben, eine Wiederholung des Döring'ſchen Gaſtſpiels unter den alten, neue Stücke verdrängenden Formen ſteht für die zweite Winterhälfte in Ausſicht, die Hoftheater-Bedenklichkeiten bei Stücken von einiger Bedeutung ſind dieſelben — was heißt nun unter ſolchen Umſtänden die geprieſene Tantième? Täuſchung. Der Autor muß auch für die nächſte Berliner Saiſon zufrieden ſein, wenn er für das kleine Honorar ſein Stück zwei oder dreimal eingeſchoben ſieht. Das iſt Berlin. Was haben nun die zunächſt ſtehenden Theater in dieſer Angelegenheit und nach dem Vorgange Wiens und Berlins gethan? Nichts. Im erſten Feuer war hier und dort wenigſtens von verhältnißmäßiger Tantième die Rede, von Modifikationen der zehn Prozent, von Eigenthümlichkeiten. Jetzt iſt Alles ſtill. Man meint wohl, die Wallung ſei vorüber, und es werde der Lärm für die Dichter und um die 4 bis 6 Louisd'or Honorar bei großen Hoftheatern verhallen? Die Hauptſtadt des Königreichs Hannover wird ein noch größeres Schauſpielhaus erbauen als in Dresden erbaut worden iſt, und bis Dato zahlt ſie, obgleich der Bau nicht aus der Theaterkaſſe beſtritten zu werden braucht, durchſchnittlich für eine fünfaktige Tragödie vier Louisd'or. Wir hören desgleichen nichts von einer größeren Rückſicht auf die Autoren von den großen Hoftheatern zu München und zu Dresden. Zu Stuttgart iſt die Tantième poſitiv abgeſchlagen. Bei Städten von ſolcher Größe wie Stuttgart, Caſſel, Braunſchweig, Wiesbaden, Weimar, Schwerin, Oldenburg iſt die Frage auch allerdings ſchwieriger, und es wäre zunächſt wohl nur auf ein die 30 und 40 rheiniſchen Gulden überſteigendes Honorar zu dringen. Aber die großen Opern mit dem großen Aufwande ſtehen zwiſchen uns und den Direktionen, und die großen Opern ſind ihnen wichtiger als die deutſchen Autoren. Oldenburgs lobenswerthes Beiſpiel, für ein gutes Schauſpiel auf die Oper lieber zu verzichten, als eine mittelmäßige Oper und ein mittelmäßiges Schauſpiel zu unterhalten, dies Beiſpiel findet noch keine Nachahmung. Man will lieber von Allem etwas, als etwas Gutes haben. — So alſo iſt das ſogenannte Tantièmen-Opfer bis jetzt in der Wirklichkeit beſchaffen. Wien allein bietet ſolide Gewähr ſeines Verſprechens, und ſcheint auch ſeine früher ſo kleinliche Cenſur zu edlerem Stile erweitern zu wollen.

Red.: **Heinrich Laube.** Verl.: **Leopold Voß.** Druck von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Hierbei: Die Mode № 31.



№ 31. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Ngr. 1844.

Moden.

Mehr als je verlangt die jetzige Mode die größte Aufmerkſamkeit und Sorgſamkeit für die *Putzwäſche* (lingerie). Die Ueberzahl der offnen Taillenſchnitte erfordert ein ſchönes Unterchemiſette, die weiten Kleiderärmel zeigen den weißen Unterärmel und die fliegenden Ueberröcke öffnen ſich über einem eleganten weißen Unterkleid. Die Unterchemiſettes ſind nach Wahl ganz hoch oder halbhoch von Mull, Tüll, Battiſt und Jaconnas gemacht. Die *ganz hohen* Chemiſetten ſind oft ringsum fein gefaltet und um den Hals mit einer Spitzenkrauſe geſchloſſen, oder ſie haben einen glatten Rücken und die Vordertheile ſind von Säumen und Einſatzſtreifen fächerartig gebildet, auch trägt man ſie ringsum ganz glatt und nur mit reicher Stickerei abgezeichnet. Trägt man geſtickte Kragen an dieſen Chemiſetten, ſo müſſen ſie ſehr *klein* und die darum garnirte Spitze muß mit in das Muſter eingeſtickt ſein. Die *halbhohen* Chemiſettes ſind meiſtentheils glatt anliegend gemacht und ein ſchöner Spitzen- oder Stickereieinſatz bildet über den Achſeln das ringsum laufende Bündchen, wenn nicht überfallende gute Spitzen den Ausſchnitt umrändern.

Die weißen *Unterärmel* haben ſo verſchiedene Form, daß man nur ſagen kann, dafür iſt Alles modiſch. Glatte enge Aermel von Jaconnas mit zwei Reihen Spitzen oder geſtickten Streifen an der Hand garnirt ſind die einfachſte Art, ſie auf dem Lande zu Zwillig- oder Ginghamkleidern zu tragen. Gleichmäßig weite Aermel von Mull mit einem geſtickten Bündchen und Spitzenmanſchetten an der Hand gefaßt paſſen ſchon für ein Barègekleid. Elegeanter noch iſt's, eine gezogene Mullpuffe und einen geſtickten Einſatz ſpiralartig um den Arm laufen zu laſſen und ſomit einen ziemlich anſchließenden Aermel ohne gerade Nath zu formen. Die Spitzenärmel gehören zu dem ſeidnen Putzanzug und zeigen ſich in allen Schnitten. Zu langen Ueberärmeln ſind die anſchließenden Formen der Unterärmel graziöſer, hingegen zu kurzen Aermeln ſind auch die weiten offnen Spitzenärmel ſehr vortheilhaft für einen vollen Arm.

Die Röcke der weißen *Unterkleider* ſind entweder mit Falbeln garnirt, oder ſie haben mehrere glatte Säume abgenäht, auf denen eine Weißſtickerei läuft. Noch andere haben einen breiten Beſatz von Stufen und Spitzeneinſatz. Die *Unterröcke* macht man häufig von Percal oder Shirting. Sie ſind für Schneppentaillen auch mit einem breiten Bunde und langer Schneppe eingerichtet, hingegen zu den runden Gürteln zieht man die Unterröcke ringsum mit einem Zug gemacht vor. Des Morgens unter dem Peignoir lieben auch viele Damen am Unterrock einen leicht geſteiften feſten Leib, der vorn geſchnürt iſt. Unten müſſen die Röcke immer etwas dauſchen, daher macht man die Unterröcke gewöhnlich mit einer breiten ausgebogten Falbel. Oben in den Falten dürfen ſie aber nicht geſteift ſein.

Die *Taghemden* tragen viele Pariſerinnen ſo geſchnitten, daß ſie zum gewöhnlichen

Anzug gleich das Chemiſette und die weißen Unterärmel bilden. Dieſe Hemden ſind von Battiſt verfertigt und haben ein beſonderes ſehr weites Bruſttheil im Schnitte eines Nonnenchemiſettes gefältelt und wie dieſes über den Achſeln in ein rundes Bündchen gefaßt. Dies Bündchen iſt geſtickt und mit einer ſchmalen ſtehenden Spitze verziert. Die Aermel dieſer Hemden ſind halbweit und halblang und am Rande derſelben, der den Ellendogen berührt, mit Einſatz und Spitzen beſetzt. Die gewöhnlichen leinenen Hemden ſind um den Ausſchnitt oft mit einer Art Blouſentheil gefaßt und die ſehr kurzen Aermel haben einen ſchmalen Zug unten am Rande.

Sehr viel Eleganz wendet man auf die Nachthemden. Man macht ſie meiſt von frieſiſcher Leinwand oder wohl auch von Battiſt. Sie haben den Schnitt eines hohen Ueberrocks, ſind vorn bis zum Gürtel offen und mit einem breiten Saum verſehen. Dieſer Saum geht falſch vorn die ganze Länge des Hemdes hinab, wie wenn es wie ein Peignoir geöffnet werden könnte. Um den Hals hat es einen kleinen Umſchlagkragen à l'amazone. Die Aermel des Nachthemdes ſind lang und bequem weit, im Armloch aber faſt ohne Falten in Kugelform eingeſetzt, an der Hand haben ſie Bündchen mit Manchetten. Der Rock des Hemdes iſt ſehr weit und lang. Die Nachtjäckchen haben den gleichen Leibſchnitt, obgleich auch viele Frauen noch immer den Paletotſchnitt beibehalten. Man macht ſie entweder von ſchottiſchem Battiſt und mit geſticktem Einſatz verziert oder von Jaconas mit geſtreuter Stickerei und Spitzengekraus verſehen. Noch andere ſind von gemuſtertem Weißzeug geſchnitten und die Garnirung iſt von demſelben Zeug gemacht und ausgebogt und um die Bogen mit Spitzenzäckchen beſetzt.

Die Spitzenzäckchen ſind außerordentlich modiſch, am Rande jeder Stickerei, um die Bogen und Zacken ſieht man ſie ſtets verwendet.

Die Taſchentücher mit den vielen ſchmalen Säumen ſind als neue Mode raſch vorüber gegangen, man iſt auf einen breiten Saum zurückgekommen. Dieſer breite Saum muß aber obenauf geſtickt ſein und mit einem durchbrochenen Stich am Taſchentuch hinlaufen. Bunt tamburirte Taſchentücher ſind am Morgen wohl angebracht.

Säume mit Stickerei verziert, ſowie tamburirte Stickereien und geſtickte Bogen und Zacken ſind zu aller Art Ausputz, beſonders auch auf weiße oder rohfarbige Kleider ſehr modern. Die Falbeln, die man auch ausbogt oder zackt oder wenn ſie glatten Rand haben, irgendwie, ſei es mit Rüche oder mit durchbrochenen Borden beſetzt, ſind nur für ſchwere oder wollene Stoffe anwendbar, wo ſie dem Zerdrücken nicht ſo ſehr ausgeſetzt ſind.

Ein neuer Poſamentierbeſatz heißt Zephir-Spitzen, er iſt außerordentlich leicht von Chenille und Cameleonſeide zuſammengeflochten.

Die Handarbeiten ſind im Sommer ſtets wieder an der Reihe, jetzt iſt darin die eleganteſte Spielerei das Spinnrad, das man mit um ſo größerem Eifer handhabt, je entbehrlicher die Maſchinen dieſe Spinnerei machen. Faſt ebenſo elegant wie das Spinnen und doch anwendbarer iſt die Filetſtrickerei. Man verwendet den Filet zu Beſätzen, zu Halstüchern, zu Handſchuhen, zu Beuteln und Börſen. Allerliebſt ſind aber davon Meublekappen (housses) gemacht. Die reichen Bezüge der Meubles und der tägliche wirkliche Gebrauch derſelben macht einige Schonung der Lehnpunkte nöthig und ſo ſtricken die Damen von Filet ſehr graziöſe Meublekappen, die den Ueberzug durchſchimmern laſſen und die mit bunten Bandknoten gar reizend befeſtigt werden. Halbkappen für Meuble (demi-housses), das ſind nur Ueberzüge über die Armlehnen und die Stellen, wo der Kopf lehnt, macht man auch von Spitzen oder von Battiſt mit Weißſtickerei, andere auch waren auf den weißen Battiſt bunt tamburirt in der Farbe des Meublebezugs. Eine andere hübſche Arbeit in bunter Stickerei iſt eine Art Sockel zu den Etagèren und Fußkiſſen, die jetzt nicht mehr wie viereckige Steine gemacht werden, ſondern gewöhnliche weiche Kiſſen ſind.

Unter die bunten Fenſterverhänge nimmt man faſt allgemein ſehr faltige, weiße, herunter hängende Gardinen. Die bunten Ueberhänge ſind noch immer ganz glatt im gothiſchen Schnitt gemacht. Die kleinen Fenſtervorhänge ſind meiſt mit einem ſchmalen geſtickten Käntchen umrändert und haben in der Mitte geſtickte gothiſche Chiffern.

J.

Die Mode in England.

Ein geiſtreicher neuerer Reiſender charakteriſirt das Weſen der Mode und deren eigenthümliche Bedeutung in England folgendermaßen:

Die Mode iſt in England mächtiger als in irgend einem andern Lande. Es iſt dies eigentlich ein Wunder. Denn wenn man bedenkt, daß ein ſtreng abſondernder Claſſengeiſt die ganze engliſche Nation durchweht, daß jede Rangclaſſe ihre eigenen beſonderen Meinungen und Sitten für ſich hat, wenn man ferner erwägt, daß nicht nur die Tendenz aller dieſer Claſſen, ſondern auch die Tendenz jedes Individuums in England dahin zu gehen ſcheint, das eigne Selbſt, den eigenen Charakter in ſeiner Eigenthümlichkeit auszubilden und zu offenbaren, ſo ſollte man vermuthen, daß die Mode in dieſem Lande weniger Einfluß haben müſſe als in irgend einem anderen. Alle ſcheinen ſo ſehr ihre eigenen Wege zu gehen, daß man ſie zur Nachahmung der Anderen nicht ſehr geneigt und es für ein Ding der Unmöglichkeit halten ſollte, daß ſich Allen, oder doch Vielen von ihnen eine ſolche allgemeine Richtung der Anſichten und Sitten mittheilen könnte, die man Mode nennt.

Allein, wie geſagt, die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Es giebt außer Nordamerika kein Land, in welchem der allgemeine Strom der Mode, trotz allen, ihm entgegenarbeitenden partiellen Gegenſtrömen, ſtärker flöſſe als in England, und in welchem, trotz aller alten Ranggeſetze und trotz aller tief wurzelnden Claſſenvorurtheile, die Menſchen leichter verleitet werden könnten, Perſonen und Dinge hochzuſtellen und zu bewundern, die den Geſetzen der Etiquette nach nicht ſo hoch ſtehen ſollten.

In der Regel beſchäftigen ſich freilich die müßigen Reichen und Vornehmen am meiſten mit der Mode, und gewöhnlich iſt die Aufmerkſamkeit der Geringen faſt durchweg dieſen Hochgeſtellten am meiſten gewidmet. Meiſtens werden jene daher nicht nur die Reichſten und Vornehmſten, ſondern auch die Modigſten ſein.

Die Mode iſt indeß eine Despotin und nicht alle Hochgeſtellte haben Luſt, ſich ihren Dictaten zu fügen. Viele entziehen ſich ihren Befehlen gänzlich, denen daher auch die Belohnungen und Preiſe entgehen, die ſie ihren Sclaven ertheilt. Dazu iſt die Mode als eine Despotin auch launiſch und ſtellt Schönheit, Jugend, Liebenswürdigkeit, Originalität und andere wünſchenswerthe Eigenſchaften oft eben ſo hoch oder gar noch höher als Macht, Reichthum, Geburt. Die vornehmen und modigen Zirkel ſind daher nicht immer Kreiſe, welche dieſelben Mittelpunkte haben und ſich einander decken, wie zwei congruente mathematiſche Figuren. Der Geburtspeerage ſtellt daher die Mode eine Peerage der modigen Leute an die Seite, und wenn jene ihre Dukes und Marquiſes hat, ſo beſitzt dieſe ihre Faſhionables, Dandies und Lions, die, obwol von geringer Herkunft, oft den nobelſten Peers die Spitze bieten. Es hat in London niedrig geborne Faſhionables gegeben, um deren Bekanntſchaft man ſich mehr bemühte, als um die Bekanntſchaft des Hofes von St. James.

Die Ariſtokratie der Mode iſt aber ſehr wechſelnd und man kann gewiſſermaßen ſagen, daß ſie jedes Jahr ihre Rangordnung ändert. Die Mode-Peers, die Lions, ſind nicht für ihre Lebenszeit erwählt. Sie büßen ihren hohen Rang oft ſehr ſchnell ein, und bald kommt Dieſer, bald Jener an die Spitze. Alles, was die Mode anordnet, iſt daher im Ganzen genommen von geringer Bedeutung. Doch iſt ſie in England eine nahe Verwandte — wenigſtens eine Halbſchweſter — der „public opinion" (der öffentlichen Meinung), d. h. ihr Gebiet erſtreckt ſich dort nicht blos über Kleider, Hausgeräthe, Equipagen, Bälle, Soireen und ähnliche Dinge, ſondern ſie macht ſich auch politiſche, literariſche und andere Celebritäten mehr oder weniger unterthan und theilt ihrer Schweſter, der „public opinion", mehr oder weniger denſelben launenhaften und wechſelnden Charakter mit, den ſie ſelber hat. Hierdurch wird die Berückſichtigung der

Digitized by Google

Mode in England wichtiger als anders-wo, und Individuen von allen Claſſen haben ſich ihren Dictaten mehr zu unterwerfen, als in irgend einem anderen Lande, ausgenommen Amerika, wo die Mode und „public opinion" noch ſtrenger und ſtärker ſein ſoll als in England.

Die Mode iſt in England ein ſo wichtiges Moment zur Beſtimmung des Anſehens eines Mannes, daß ſelbſt bei ausgezeichneten Leuten neben ihrer hohen Geburt meiſtens noch erwähnt wird, daß ſie faſhionable waren.

Feuilleton.

* Der Najaden-Club. Beim Pont des Arts in Paris iſt ein Lokal, das kein männlicher Fuß betreten darf: es gehört dem Club der Pariſer Najaden. Man ſtelle ſich einige hundert hübſche Frauen vor, die ſich in die „kühlende Flut" tauchen..

„Aber woher wiſſen Sie das?" wird mich der Leſer fragen.

— Ich muß dieſe Frage ſehr natürlich finden, obwol ſie mir wenig gelegen kommt. Die Sache verhält ſich ſo:

Eine junge Dame theilt mir alle Details dieſes Waſſerlebens unter dem Siegel der tiefſten Verſchwiegenheit mit.

Ich habe ihr, über der Aſche meiner Cigarre, einen Eid geleiſtet, daß ich gegen Niemanden davon ſprechen will, und ich werde dies halten.

„Stellen ſie ſich, ſagte ſie zu mir, einige Hundert hübſche Frauen vor, die ſich in die kühlende Flut tauchen, allerliebſt närriſche Streiche ausführen, im Schwimmen wetteifern, ſich herausfordern, und das Alles unter Jubeln und Schreien — und Sie werden nur eine ſchwache Vorſtellung von dieſen Waſſervergnügungen haben.

Da vergißt manche theatraliſche Berühmtheit, die ich Ihnen nennen könnte, daß ſie Königinnen- oder erſte Liebhaberinnen-Rollen ſpielt, und wird zur Najade und widmet ſich ganz der ihr neuen Kunſt. Dann giebt es auch alljährlich ein Feſt, wo zwei bis drei Reihen Zuſchauerinnen in voller Toilette zugegen ſind, und wo gymnaſtiſche Uebungen gemacht, allerhand Poſſen getrieben werden, und zum Schluſſe ein Wettſchwimmen erfolgt, deſſen Preis ein Blumenſtrauß iſt."

Das und noch mehr — denn ich darf nicht Alles ausplaudern — erzählte mir meine Gönnerin. Tags darauf war ich Zeuge einer Unterhaltung, die in einem Salon der Chauſsée d'Antin unter mehren Männern, deren Einer verheirathet war, ſtattfand.

Man ſprach von den Blauſtrümpfen, von den reitenden, fechtenden, ſchießenden und ſchwimmenden Damen.

Das Geſpräch war lebhaft.

„Was mich betrifft, ſagte der Verheirathete, ich würde einer Frau, die ſich mit ſolchen Dingen beſchäftigt, niemals recht trauen.. Wenn meine Frau in die Schwimmſchule ginge, ſo hielte ich ſie für fähig zu Allem."

In dieſem Augenblicke trat ſeine Frau ein.

„Lieber Mann!" rief ſie, und umarmte ihn, „ich kann ſchwimmen!" . . .

* Von Berton, dem vor Kurzem verſtorbenen Componiſten, erzählt man manche komiſche Züge von Zerſtreutheit und Künſtlergleichmuth.

Einſt hatte er einen Wechſel, einem Freunde zu Gefallen, acceptirt. Keiner von ihnen beiden dachte weiter daran. Die Verfallzeit kommt. Der Huiſſier ſtellt ſich ein und verlangt Zahlung. Leicht möglich, daß dieſer garſtige Beſuch uns um eine hübſche Melodie gebracht hat, die jetzt allerwärts geſungen werden würde. Madame Berton übernahm es, diesmal die Ueberlegung für ihren Mann zu haben; ſie bat den Huiſſier ein wenig zu warten, während ihr Mann bei ſeinen zahlreichen Freunden herumeilte, um die nöthige Summe zu ſchaffen. In Kurzem hat er den Betrag des Wechſels beiſammen, und, ſchon auf dem Rückwege begriffen, bemerkt er, ich weiß nicht was für ein elegantes Kunſtwerk, es gefällt ihm, er erhandelt es, und da der Preis ſo ziemlich dem Gelde, das er bei ſich hat, gleichkommt, ſo kauft er es unbedenklich und läßt ſich ſeine neue Acquiſition gleich nachbringen. Er hatte vergeſſen, daß der Huiſſier auf ihn wartete. Glücklicherweiſe war dies ein Beamter, in

dem die amtliche Stellung nicht den Mann von Geiſt unterdrückt hatte; dieſer merkwürdige Zug erſchien ihm echt künſtleriſch, er mußte lachen, bezahlte den Gläubiger und ward nun ſelbſt der Gläubiger des Künſtlers, deſſen Gattin die Schuld bald tilgte.

Ein andermal machte er mit Familie einen Ausflug nach Havre, um das Meer zu ſehen. Kaum angelangt, läuft er ans Ufer und bewundert das herrliche Gemälde der in den Wellen untergehenden Sonne. Aber er hatte am Untergange nicht genug. Er beſtellt im Gaſthauſe, des andern Morgens bei guter Zeit geweckt zu werden. Wirklich iſt auch noch vor Tagesanbruch die ganze Familie auf dem Hafendamme und Berton ſteht mit der Uhr in der Hand da, um die reizende Naturerſcheinung anzukündigen. — „Noch vier Minuten, ſagte er, — noch drei — jetzt noch eine Minute — Da iſt ſie!“ — Aber es erſchien nichts; eine Viertelſtunde verging, ohne daß ſich der geringſte Strahl an dem Punkte des Horizonts zeigen wollte, den Alle feſt im Auge behielten. Berton ärgerte ſich.

Wenn Pünktlichkeit die Höflichkeit der Könige iſt, ſo ſollte es noch vielmehr die der Himmelskörper ſein.

Auf einmal empfindet er Wärme an ſeinem Kopf und ſeinem Rücken: er dreht ſich um. Welche Ueberraſchung! es war ein Sonnenſtrahl, der ihn von hinten traf. Dieſer aufgeklärte Mann war ſo gedankenlos geweſen, ſich, um den Sonnenaufgang zu ſehen, nach derſelben Himmelsgegend zu wenden, wo er die Sonne hatte untergehen ſehen.

* Der Wecker. Folgende Geſchichte ſoll ſich neuerlich in der Hauptſtadt Frankreichs zugetragen haben: Ein Graf Xavier, Oberſt außer Dienſt, ein liebenswürdiger Mann, war in das Liebesnetz einer Witwe gegangen, die, ſchon eine reife Schönheit, durch Künſte feiner Koketterie ihn an ſich zu feſſeln gewußt hatte. Der Graf hatte eine, für ſeinen militairiſchen Stand ungewöhnliche Zaghaftigkeit in dieſer Affaire an den Tag gelegt, es war noch zu keiner regelrechten Erklärung gekommen, aber Madame Hermant war ihrer Sache gewiß. Freilich die Familie des Grafen wollte es nicht. Verwandte, Freunde, ja wer ihn nur darüber ſprach, bemühte ſich, ihm die Augen zu öffnen. Der Aermſte! er war blind, wenn er bei der Witwe war, und wenn er wieder bei ſeinen weiſen Rathgebern war, ſo fing er an, hell zu ſehen.

Madame Hermant triumphirte; ſie hält ſich ſchon für verheirathet, für Gräfin. Andererſeits triumphirte auch die Familie: da nun der Oberſt einmal durchaus heirathen wollte, ſo hatte man ſich nach einer Partie für ihn bemüht, die wenigſtens weder lächerlich noch anſtößig war. Er ſchien das auch einzuſehen, — ſeine Täuſchung ſchien zu ſchwinden.

So ſtand die Sache, als der Oberſt ſich bei Madame Hermant einſtellt. Sie geht ihm mit aller Zärtlichkeit der Liebe entgegen, ſie nöthigt ihn, ſich neben ſie, dicht neben ſie, auf das Sopha zu ſetzen, ſie findet ihn blühend, ganz verjüngt. Diesmal will ſie mit Gewalt den Schleier zerriſſen ſehen, es muß zu einer Erklärung kommen und ſollte ſie ſelbſt ſie geben müſſen. Das wird ihr immer klarer, als ſie den Grafen eine Geſchichte von einem Traume, den er in der vergangenen Nacht gehabt, beginnen hört.

„Geſtern, ſagte der Graf, war ich im Begriff, über die äußeren Boulevards in meine Wohnung in der Straße Notre Dame de Lorette zurückzukehren und überließ mich, noch ganz eingenommen von Verſchiedenem, was ich über alte Pariſer Zuſtände ſo eben geleſen hatte, meinem Nachdenken über das, was dieſe einſame und öde Straße wol in zwei Jahrhunderten ſein würde, — ob vielleicht eine zweite Straße St. Honoré, ein zweiter Boulevard des Italiens, die ja auch vor zweihundert Jahren eben ſo öde und einſam waren, wie die, auf welcher ich eben hinwandelte. So ſann ich über die Vergangenheit und über die Zukunft nach, ſo blickte ich von Zeit zu Zeit in mein eignes und — in ein fremdes Herz ...“

Madame Hermant ergriff ſeine Hand und drückte ſie mit einem Lächeln, das zwei oder drei Grafen Xavier bezaubert hätte. Er fuhr aber, ohne viele Bewegung zu zeigen, fort:

„Dieſer Spaziergang nun wurde der Gegenſtand meines Traums, indem er, wie dies im Reiche der Träume zu geſchehen pflegt, mit tauſend andern Gedanken zuſammenfloß. Ich hatte zu meiner Seite in einem Wagen eine liebenswürdige, geiſtreiche Dame, wir fuhren längs der Boulevards hin, dann auf dem Platze des Parks von Mouceaux umher, um uns an dem friſchen Grün zu erfreuen, und endlich zeigte ſich uns ein prächtiges Magazin antiker Meubles und Kunſtſachen, ein Muſeum allerliebſter Gegenſtände. Da ſagte ich zu der Dame, die mich begleitete: „„Kaufen Sie, was ihnen gefällt, um Ihr Zimmer, unſeren Salon, unſere übrige Wohnung zu meubliren.““ — Ich träumte, wie Sie ſehen, ich träumte, daß ich mich verheirathen wollte ....“

Welcher Händedruck erfolgte hier von Seiten der Madame Hermant! So ergriff doch alſo noch der Graf das Wort ... Sie verſchwendete die zärtlichſten Blicke an ihn.

Digitized by Google

„Auf einmal, fuhr der Graf fort, auf einmal reißt mich ein greller Lärm aus dieſem köſtlichen Traume; — es war der Wecker, der mich alle Morgen bei guter Zeit aus dem Schlafe ruft."

„Wie Schade!" rief Madame Hermant, indem ſie ſich in Wirklichkeit die Erklärung dieſes Traumes zu vollenden vorbereitete.

„Nein, keineswegs Schade, Madame! — Ich wachte auf und — fand auf meinem Bureau einen Brief, worin Madame B., dieſelbe, die im Traume mich begleitet hatte, mir ihr Jawort giebt, um das ich ſie Abends vorher gebeten hatte — was ich Ihnen anzuzeigen mir die Ehre geben wollte."

Damit verließ der Graf Madame Hermant.

* Kohl entwirft in ſeinem neueſten Reiſewerke folgendes intereſſante Bild des engliſchen Nationaltypus im Gegenſatze zu dem franzöſiſchen:

Die Engländer ſind lang, die Franzoſen klein von Statur; — die Engländer erſcheinen mit ihrem hellen Teint, ihren blauen Augen, überhaupt mit allen ihren matten Farbentönen als Kinder des Nordens, die Franzoſen mit ihren feurigen, dunklen Augen, ihren ſchwarzen Haaren, wie die Repräſentanten des Südens; — die Engländer ſind auf der Oberfläche kalt und ruhig, die Franzoſen warm und lebhaft; — die Engländer glimmen, die Franzoſen flammen; — jene bewegen ſich ernſt und gemeſſen, oft ſteif, wie Statuen, dieſe ſind in ihren Manieren lebhaft, oft überlebendig, wie Tanzmeiſter; — die Engländer haben die geringſte Empfänglichkeit für Gegenſtände des Geſchmacks und der Kunſt, die Franzoſen die höchſte; — die Engländer rühmen ſich ihrer Kraft, die Franzoſen ihrer Delicateſſe; — die Engländer verachten den Enthuſiasmus als etwas Kindiſches, doch ſind ſie einmal in Bewegung geſetzt, ſo iſt dieſe Bewegung dauernd, die Franzoſen ſind für Freundſchaft, für Tugend, für alles Schöne und Gute leicht erregbar, ſchnell enthuſiasmirt, doch wirken dieſelben bei ihnen nicht nachhaltig.

Die Franzoſen ſind poetiſch in ihrem Weſen, aber ohne Poeſie in der Tiefe ihrer Seele, die Engländer ſcheinen auf den erſten Anblick die perſonificirte Proſa zu ſein, aber im Innern ſind ſie von tiefer Poeſie durchdrungen; die Franzoſen ſind ſentimental, die Engländer haben tiefes Gefühl; — die Franzoſen geben bald Alles, was ſie in ſich haben, von ſich, die Engländer geben von vorn herein nichts; — die Franzoſen lieben zuvorkommendes Weſen, die Engländer haſſen es; — die Engländer ſcheinen den Franzoſen ſchwer wie Blei, die Franzoſen den Engländern leicht wie Federn; — das ganze Auftreten des Franzoſen iſt dem Engländer in London unwiderſtehlich komiſch, die ganze Erſcheinung des Engländers reizt den Franzoſen in Paris zum lauten Lachen.

Die Franzoſen finden in allen anderen Nationen etwas, das ihnen zuſagt, bei den Deutſchen die Bonhommie, bei den Spaniern das Feuer, bei den Slaven das gewandte Weſen, bei den Italienern ſehr viele Dinge. Aber von welchen Eigenſchaften des Engländers findet ſich der Franzoſe angenehm erregt?

Bei jeder andern Nation finden die Engländer doch wenigſtens etwas, das ihnen wohlgefällt, und daß ſie ihrem eigenen Weſen gewiſſermaßen verwandt fühlen, bei den Holländern das Phlegma, bei den Spaniern die Gravität, bei den Deutſchen den geſunden Menſchenverſtand, bei den Ungarn den ariſtokratiſchen Sinn. Aber welche Affinität mit den Franzoſen empfinden die Engländer in ſich? Ich glaube, ganz ohne Scherz, daß, wenn die Türken Herren und Bewohner des Landes im Süden des Canals wären, die Engländer ſich leichter mit ihnen ausgleichen würden, als ſie es mit den Franzoſen thun.

* Die Frauen in England — erzählt derſelbe Reiſende — ſind im Ganzen außerordentlich günſtig geſtellt und zum Theil ſogar noch vortheilhafter bedacht als die Männer. Die verheiratheten Frauen erhalten den Rang und die Würde ihrer Männer, weß Standes ſie auch vorher geweſen ſein mögen. So wird die Tochter eines Kaufmanns oder eine Schauſpielerin, wenn ſie einen Herzog oder einen Marquis heirathet, durchaus eine vollſtändige Herzogin oder eine Marquiſe und genießt alle die Vorrechte einer ſolchen. Und die Engländer halten an dem Grundſatze, daß die Frauen den Rang des Mannes erhalten, ſo feſt, daß ſelbſt in der Geſellſchaft der Urſprung einer ſolchen Herzogin ganz vergeſſen und ſie nicht anders als wie eine wirkliche Herzogin betrachtet.

Eine auf dieſe Weiſe erhobene Dame behält auch nach dem Tode ihres Mannes ihre Würde und Vorrechte bei.

Die unverheiratheten Frauenzimmer erhalten den Rang ihres älteſten Bruders, und zwar alle ohne Ausnahme, die älteſten Töchter ſowohl wie die jüngern, ſodaß alſo die Töchter in dieſer Beziehung einen Vorzug vor den jüngeren Söhnen haben. Die Töchter eines Herzogs haben daher alle den nächſten Rang nach dem Marquis und der Marquiſe, wie die älteſten Söhne der Herzöge und wie die Weiber dieſer älteſten Söhne. Doch drückt ſich dieſer Unterſchied des Ranges durch keine Verſchiedenheit des Titels aus.

Wenn keine männlichen Erben da ſind, ſo können die Töchter der Peers die Titel der Väter erben. Die Tochter eines Herzogs wird dann eine Herzogin und erhält auch ſonſt alle die Titel, Güter und Rechte, die ihrem Vater gebührten. Solche Erbinnen nennt man dann „Peeresses in their own right" (Peerinnen in ihrem eigenen Rechte), zum Unterſchied von den andern Peereſſes, die durch Heirath zu ihrer Würde gelangt ſind. Sie erſcheinen bei feierlichen Gelegenheiten im Oberhauſe in einem beſondern Ornate. Im Jahre 1840 gab es deren 13 in England.

Zuweilen pflegt die älteſte Tochter im Hauſe einen von den übrigen Geſchwiſtern ſtillſchweigend anerkannten Vorzug zu genießen und namentlich bei dem Tode der Mutter den Platz und Familienrang dieſer einzunehmen. Gewöhnlich unterſcheidet ſie ſich auch im Titel von den übrigen, indem ſie vorzugsweiſe die Miß des Hauſes genannt wird, wie der älteſte Sohn der Maſter heißt. Geſetzt, eine Familie heiße Hall, habe mehrere Töchter, Mary, Caroline, Thereſe ꝛc. und Mary ſei die älteſte, ſo würden die Briefe an Mary blos an „Miß Hall", die an die anderen aber an „Miß Caroline Hall", „Miß Thereſe Hall" ꝛc. zu adreſſiren ſein. Auch im Hauſe würde unter „Miß Hall" Jeder die älteſte Tochter verſtehen, während die jüngeren alle mit ihrem Vornamen, „Miß Caroline", „Miß Thereſe" genannt werden würden.

Dieſem Allen nach kann man ſich einen Begriff von der Mannichfaltigkeit der Titel, Familiennamen und Rangunterſchiede machen, welche oft in einer und derſelben engliſchen Familie herrſchen. Dieſe iſt in der That ſo groß, daß zuweilen der Mann, die Frau, der älteſte Sohn, die älteſte Tochter und die jüngeren Söhne und Töchter verſchiedene Familiennamen und Titel haben. Man kann z. B. in Häuſer kommen, wo der Vater Lord Buckingham, der älteſte Sohn Lord Temple, die Tochter Lady Caroline Grenville, ein jüngerer Sohn „the Honourable William Nugent" heißt. Ein Fremder verſteht anfangs nichts davon, bis er ſich in die ſchwierige engliſche Titulatur und Precedence etwas einſtudirt hat.

* Welche große Vortheile der Zucker in Würfelform habe, hat in öſtreichiſchen Blättern ein Herr Fr. G. mit großer Genauigkeit (?) durch folgende Berechnung dargethan, welcher er erſt die Probe, wieviel Zeit man zum Schlagen eines Hutes Zucker brauche und wieviel an Zucker dabei verloren werde, hat voran gehen laſſen. Bei dieſer Probe hat er gefunden, daß man zum Kleinſchlagen eines Hutes Zucker 1½ Stunden Zeit brauche und daß dabei 24 Loth Broſamen und Staub übrig bleiben, 1¼ Loth aber gänzlich als Splitter und Staub verloren gehen. Nimmt man nun an, daß der Bedarf der öſtreichiſchen Monarchie 4,500,000 Hut Zucker betrage, ſo würden 562,500 Tage (zu 12 Arbeitsſtunden), oder, was daſſelbe iſt, 1541 Menſchen, welche das ganze Jahr hindurch täglich 12 Stunden lang Zucker ſchlügen, erfordert, um den Zuckerbedarf eines Jahres zu verkleinern, was, für einen Menſchen jährlich nur 250 Fl. Conv.=M. gerechnet, ſchon 385,250 Fl. beträgt. Die bei jedem Hute abgefallenen ¾ Pfund Broſamen und Staub, welche zwar nicht verloren ſind, aber doch, da ſie zu geringeren Zwecken verwendet werden, auf 11 Fl. 3 Kr. niedriger im Werthe veranſchlagt werden müſſen, bringen wieder eine Summe von 168,750 Fl. Einbuße. Nun gehen aber 1½ Loth ganz verloren, was bei 4,500,000 Hüten über 2000 Centner, oder 72,000 Fl. macht. Die Totalſumme deſſen, was durch Zucker in Würfelform in den öſtreichiſchen Kaiſerſtaaten erſpart würde, beträgt alſo, nach dieſer Berechnung, 626,040 Gulden!

* Ein Wink für unſere Aerzte! In einer deutſchen amerikaniſchen Zeitung vom 5. Juni d. J. ſteht folgende Ankündigung eines Arztes:

„Der Unterzeichnete empfiehlt ſich dem deutſchen Publikum und macht hiermit bekannt, daß derſelbe für jede kleinartige Krankheit, ſowohl für Erwachſene als auch für Kinder, die beſten und neuerfundenen Mittel mit genauer deutlicher Vorſchrift und zum möglichſt billigen Verkauf liefern will. Für alte und langſtehende Krankheiten ohne irgend eine Ausnahme wird (die erſte Medicin und Behandlung unentgeltlich abgegeben, und keine Zahlung wird verlangt, bis der Kranke Linderung fühlt.

Salomon Heine,
deutſcher Arzt.
57 Read-Str., nahe am Broadway."

* Ein Doctor der Rechte, Friedrich Hoffmeiſter, ertheilt, wie aus derſelben Zeitung hervorgeht, gegenwärtig in Newyork Unterricht in der franzöſiſchen Sprache und in der doppelten, italieniſchen Buchhalterei, und kündigt zugleich Vorträge über Technologie und über alle Zweige der Handlungswiſſenſchaften an. Zu einer ſolchen Vielſeitigkeit haben es unſere europäiſchen Juriſten doch noch nicht gebracht!

Digitized by Google

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

No. 63. Pariſer Moden. Damenmoden. Reisſtrohut mit einer Iris verziert, eine anſchließende Spitzen-Mantelet mit Sammtbändchen beſetzt, geſticktes Mouſſelinekleid mit gelbem Unterkleid. Putztollette von roſa Tüll mit drei Röcken, Bandcoiffüre Louis XIII.

No. 64. Pariſer Moden. Herren- und Damenmoden. Ein Geſellſchaftsanzug eines Herrn für den Sommer. Geſtreifter Ueberrock der Dame und gemuſterter Strohhut. Phantaſiefrack.

Anzeiger. № 30.

Den Beſuchern Helgolands empfohlen!

Im Verlage der **Schulze**'ſchen Buchhandlung in Oldenburg iſt ſo eben erſchienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Helgoland und die Helgolander

Memorabilien des alten helgolander Schiffkapitains

Hans Frank Heikens.

Herausgegeben von **Adolph Stahr.**

8. 157 S. In elegantem Umſchlag geheftet. 18 gGr.

Ein alter Helgolander, der als Matroſe und ſpäter als Schiffskapitain ſich den größten Theil ſeines Lebens hindurch auf dem Meere herumgetrieben hat und jetzt in Ruhe ſein Alter genießt, hat ſeine vaterländiſche Inſel und das Leben und Treiben ihrer Bewohner, — dieſes ſo abenteuerliche Leben, ein ewiger Kampf mit dem Meere und den Elementen — zugleich aber auch die Schattenſeite dieſes hochpoetiſchen Naturbildes, den allmäligen und immer zunehmenden Verfall der Inſel, in der ſchmuckloſen, oftmals ſelbſt rauhen, aber kernigen und lebendigen Weiſe eines alten Seemanns geſchildert. Der Herausgeber hat ſehr wohl gethan, dieſe Originalität des Stils nicht durch übel angebrachte Politur zu verwiſchen und lieber hier und da ſelbſt eine incorrecte Wendung und einen mehr helgoländiſchen, als deutſchen Ausdruck mit unterlaufen zu laſſen. Für Beſucher Helgolands namentlich muß das Büchlein groſes Intereſſe haben.

(Biedermann's Monatsſchrift.)

In der **Schnuphaſe**'ſchen Buchhandlung in Altenburg ſind ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Alexandrine des Echerolles (Ehrendame des Annenſtifts in München, ꝛc.) **Erinnerungen aus meinem Leben.** Ueberſetzt und mit von der Verfaſſerin ſelbſt gelieferten Verbeſſerungen und Zuſätzen vermehrt, von Wilhelmine Lorenz. 8. Zwei Bände. Broſch. 2 Thlr. 15 Ngr. (12 gGr.).

Carl Rößler (Verfaſſer der philoſ. ſatyr. Dichtung: „der Menſch und die Bücherwürmer"), **Die Thugs oder indiſcher Fanatismus.** Hiſtoriſcher Roman. 8. 2 Bde. Broſch. 1 Thlr. 15 Ngr. (12 gGr.).

Bei **Goedſche** in Meißen iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Intereſſante Neuigkeit.

Geheimniſſe

aus der vornehmen Welt, dem Volks- und Kloſterleben in

Wien, Prag und Peſth.

2 Bände. Geh. 1⅚ Thlr.

Die in dem Buche vorkommenden Perſonen lebten, oder leben noch zum Theil in Prag, Wien und Peſth.

Karl XIV.

Johann von Schweden

in ſeinem öffentlichen und Privatleben und Wirken.

Nach Quellen und den beſten Geſchichtswerken dargeſtellt von **Karl Groſse.**

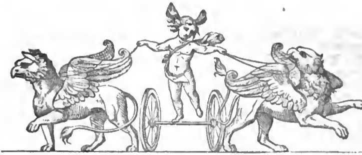
4 Hefte mit 4 Abbildungen, jedes Heft ⅚ Thlr.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

7. Auguſt — №. 32. — 1844.

Ueberſicht: Eugen Sue in Rußland. — Etwas über das franzöſiſche Theater in Berlin. — Aufforderung an die deutſchen Bühnendichter. — Nachrichten.

Eugen Sue in Rußland.*)

Wir entlehnen nachfolgenden Aufſatz dem Aprilheft der „Vaterländiſchen Denkwürdigkeiten“, unbeſtritten der ſtoffreichſten und intereſſanteſten, zugleich auch der beinahe einzigen Zeitſchrift in Rußland, die ihren Abnehmern das hält, was ſie in ihrem Programm verſpricht. Dem letztern Umſtande hat ſie es wohl auch weſentlich zu danken, daß ſie trotz wiederholter Anfeindungen von Seiten der übrigen Journale und Zeitungen dennoch ihren Leſerkreis immer mehr erweitert und ſich eines Abſatzes von beinahe 3500 Exemplaren zu erfreuen hat. Dem Herausgeber Krajewski, von deſſen ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen uns weniger bekannt iſt, darf eine nicht gewöhnliche Gewandheit, ein gewiſſer Inſtinkt, wie wir es nennen möchten, als Redakteur nicht abgeſprochen werden (er redigirt außerdem noch eine Wochenblatt „die literariſche (illuſtrirte) Zeitung“ und ein offiziell politiſch-adminiſtratives Tagblatt „den ruſſiſchen Invaliden“). Das genannte Journal erſcheint am 1. jedes Monats, 26—28 enggedruckte Großoktavbogen ſtark, mit Modekupfern und Kunſtbeilagen zu dem beiſpiellos billigen Preiſe von 15 Rubel Silber (etwa 16 Thlr. ſächſ.) und dennoch kann bei der vorerwähnten Abonnentenzahl, die bedeutenden Druck- und Papierkoſten und ziemlich hohen Honorare (die bekanntern und beliebten Schriftſteller erhalten gewöhnlich 200 Rubel Banco per Druckbogen) abgerechnet, der Herausgeber auf einen Reinertrag von 25000 Silberrubeln (circa 26000 Thaler) mit Beſtimmtheit rechnen, eine

*) Was in Rußland geſagt werden darf über hiſtoriſche Ereigniſſe, wie es geſagt wird, und zu welchen Folgerungen es dienen muß, das hat doch ein pikantes Intereſſe, wenn es in unverhüllter Geſtalt vor uns erſcheinen kann. Deshalb theilen wir folgende Auszüge mit, und wir lenken die Aufmerkſamkeit unſrer Leſer beſonders auf die Schilderung der Julirevolution und auf die Entrüſtung des Ruſſen über das Schickſal der armen Franzoſen.
D. R.

für deutſche Verhältniſſe gewiß unerhörte Chiffer bei einer belletriſtiſchen Monatsſchrift.

Die *Kritik* des Journals, wenngleich nicht auf der Höhe des wiſſenſchaftlichen und philoſophiſchen Standpunktes, den man ihr gegenwärtig im übrigen Europa ſtellt, iſt dennoch höchſt eigenthümlich und nicht ſelten geiſtreich. Der Verfaſſer der Mehrzahl der größern Kritiken, wie auch der nachſtehenden, Pojelinski, iſt ein Autodidakt voll Energie und Originalität, dem jedoch eben dieſer Mangel an gründlicher wiſſenſchaftlicher Bildung und namentlich an ſelbſtändiger Kenntniß der europäiſchen Literaturen, da er keine andre Sprache verſteht, als die ſeines Landes, das größte Hinderniß werden, ſeinen Geſichtskreis zu erweitern, welcher bei allem ehrenhaften Streben ein höchſt beſchränkter und einſeitiger iſt. Dafür iſt derſelbe aber wieder ganz auf ſeinem Terrain, wenn er die ruſſiſche Literatur aus ſich ſelbſt heraus beurtheilt, und in einer Reihe von Artikeln, worin er die alten Autoritäten, zuweilen mit gänzlicher Verletzung der Pietät, von ihren Piedeſtalen herabwirft, hat er das Treffendſte und Originalſte gegeben, was die ruſſiſche literariſche Kritik über ruſſiſche Literatur aufzuweiſen hat, ja er hat theilweiſe den ſonſt hier ſo gewöhnlichen Kehricht und Skandal, freilich oft auf homöopathiſchem Wege beſeitigt.

Er ſagt über Eugen Sue und die Pariſer Geheimniſſe.*) „Die Geſchichte der europäiſchen Literaturen hat uns ſeit den letzten Jahrzehnden zahlreiche Beiſpiele glänzenden ſchriftſtelleriſchen Erfolgs geliefert. Die Zeit, wo ſich ganz England die Dichtungen Byrons, die Romane W. Scotts aus den Händen riß und jedes neue Geiſtesprodukt der beiden Dichter im Verlauf weniger Tage in Tauſenden von Exemplaren vergriffen wurde, iſt Jedermann noch in friſchem Andenken. Solch' ein Erfolg war leicht begreiflich, denn abgeſehn von der wirklichen Genialität beider Männer, waren die Bahnen, die ſie verfolgten, völlig neu, ſie ſchufen ein neues Genre, gaben der Kunſt eine neue Haltung; jeder von ihnen war ein Kolumb in der Sphäre der Literatur und das ſtaunende Europa ſtürmte mit vollen Segeln hinaus in die neuentdeckten Gebiete der Welt ihrer Schöpfungen, nicht minder reich und wunderbar als der von dem Genueſer neuentdeckte Welttheil. Hieran war alſo nichts zu verwundern, auch war es nicht grade wunderbar, daß einige weniger ungewöhnliche Talente ſich ähnlicher, wenngleich vorübergehender Erfolge erfreuten, denn der Haufe muß ſeine Götzen haben, ebenſo wie die Welt der Humanität ihre Genien. So kam in Frankreich während der letzten Tage der Reſtauration eine ganze Phalanx von Sternen mittler Größe unter dem Zeichen des *Romantismus* zum Vorſchein. Ganz Frankreich las und bewunderte ſie und ihm nach, wie es Gebrauch, ganz Europa. So hatte V. Hugo's Nôtre Dame de Paris einen Erfolg, wie er nur den erhabenſten Schöpfungen von Geiſtern erſter Größe zu Theil werden ſollte, die mit dem belebenden Worte der Regeneration und eines neuen Kultus in die Welt treten. Kaum war aber ein Jahrzehend vergangen, als man den gefeierten Roman bereits nur noch als tour de force eines zwar bemerkenswerthen, doch blos äußerlichen und nach Effekt haſchenden Talents gelten ließ, als die Frucht einer kräftigen und glühenden Phantaſie, doch nicht getränkt mit ſchöpferiſchem Geiſte, als eine glänzende, aber in's Breite gezogene Erſcheinung, zu-

*) Sie ſind, von Strojeff in's Ruſſiſche überſetzt, in Rußland eben ſo verſchlungen worden wie in Deutſchland. D. R.

Digitized by Google

ſammengeſetzt aus Uebertreibungen, überfüllt mit Bildern nicht der Wirklichkeit, ſondern exzeptioneller Zuſtände, an's Ungeheure ſtreifend ohne wirkliche Größe, an das Pathos ohne Harmonie und Ebenmaß, im Ganzen krankhaft und im Einzelnen kindiſch. Die Meiſten haben ihn vergeſſen und Niemand müht ſich ihn dem Lethe zu entreißen, auf deſſen Grunde er den ſüßen Schlaf, dem kein Erwachen folgen wird, fortſchläft. Dies Schickſal wurde dem beſten Werke eines V. Hugo zu Theil, des ci-devant weltberühmten Genius. All dieſer Ruhm vor Kurzem noch ſo pyramidal und weltgefeiert, findet bequem in einer Nußſchale Platz. Wie lange iſt's her, daß die Erzählungen Balzac's, jene Bilder des Salonlebens mit ihren unverwelklichen Dreißigerinnen, das Motiv eines allgemeinen Enthuſiasmus, der Gegenſtand aller Geſpräche waren und unſre Journale ſich mit ihnen blähten? Dreimal verzehrte oder vielmehr verſchlang die hungrige Leſewelt die leckere Speiſe, und in der Geſchichte des „Einen der Dreizehn“ glaubte man ſchon die Ilias des neuen ſozialen Treibens zu ſchauen? Und jetzt? Ach wer beſäße Muth und Geduld zu dem Wagſtück, dieſe langen Geſchichten nochmals durchzuleſen! Damit ſei nicht geſagt, daß man nicht jetzt noch manches Schöne in Balzac's zahlloſen Produkten finde, oder daß er überhaupt talentlos ſei; im Gegentheil; doch beſteht das Hauptintereſſe und der Reiz ſeiner Hiſtorietten in zeitweiligen und bezüglichen Dingen, ſein Talent war für eine gekannte Zeit nicht ohne Bedeutung, — die Zeit iſt vorbei, das Talent vergeſſen; derſelbe Haufe, der ihn ehemals vergötterte, kümmert ſich kaum darum, ob der Götze noch exiſtirt oder ob er überhaupt je exiſtirt hat! —“

„Keine Epoche jedoch irgend einer Literatur hat einen ähnlichen Erfolg aufzuweiſen, als in unſern Tagen die vielbeſprochnen Mystères de Paris krönte. Der Umfang des Talents, der Bildung, Schönheit, Tugend wird nach einem Maße gemeſſen, welches Alles vereinigt und in ſich begreift — es iſt das Geld. Eugen Sue, im Beginn ſeiner Carrière, blickte auf Menſchheit und Leben durch eine ſchwarzgefärbte Brille, er wollte mit Gewalt für einen Anhänger der ſataniſchen Schule der Literatur gelten, — er war damals noch unbemittelt, er iſt ſeitdem reich geworden und hat jetzt die Moral zum Thema gewählt. Denn der Reichthum hat gegenwärtig die ſtärkſte Einwirkung auf die Veredlung des Menſchengeſchlechts und die Verbeſſerung der Sitten, dergeſtalt, daß die ſogenannten „unruhigen“ Köpfe nur in den untern Regionen der Geſellſchaft gefunden werden, während Tugend und Glaube in und mit den Geldſäcken wächſt, wie die Auſter in der Schaale. Außer den beträchtlichen Summen, die Sue für die „Pariſer Myſterien“ einkaſſirt hat, ſollen ihm bereits für ſeinen neuen Roman von einem induſtriöſen Journalredakteur 100,000 Franks verheißen worden ſein. Das heißt Erfolg! — Und wer Sue an Genialität übertreffen will, der muß gegenwärtig einen Roman ſchreiben, wofür ein Redakteur 200,000 Franks bietet, damit Jeder, der wenn auch nicht zu leſen, doch zu zählen verſteht, zu beurtheilen im Stande ſei, um wie viel Prozent der neue Novelliſt genialer, als der alte. Durch ſolches Treiben hat die äſthetiſche Kritik einen beträchtlichen Fortſchritt gemacht und jeder ruſſiſche Lieferant mit rechtgläubigem Barte und dem Zählbret in der Hand kann ſich ſomit unter die Kritiker erſten Ranges zählen. —“

„Der Grundgedanke des Romans iſt wahr und edel. Der Autor will einer verderbten, im Egoismus erſtarrten und in die Vergötterung des goldnen Kalbes verſunknen Geſellſchaft das Schauſpiel des Elends der untern

Volksklaſſen ſchildern, welche durch die Uebermacht der Reichen zu Armuth und Unwiſſenheit, durch Armuth und Unwiſſenheit aber zu Laſtern und Verbrechen verdammt ſind. Wir wiſſen nicht ob die reichen Leute betroffen waren beim Anblick des Bildes, das ihnen der Autor zu entwerfen verſtand, ob ſie ſchauderten mitten in ihren Orgien der Spekulationswuth und der Jobberei, aber ſoviel wiſſen wir, daß ſie darüber höchlichſt erbittert waren — und die reichen Leute beſchuldigten den Verfaſſer der — — Immoralität. Wie ſchon erwähnt, ſind heutzutage die Begriffe „Moralität" und „Immoralität" ſehr elaſtiſcher Natur und laſſen ſich nach Willkür jedem beliebigen Gegenſtande anpaſſen. Man werfe z. B. einen Blick auf jenen Herrn, der ſeinen dicken Bauch mit ſolcher Würde in die Lüfte ſtreckt — wie viel Blut und Thränen der ſchutzloſen Unſchuld hat er darin verſchluckt — dieſes Modell für einen Grandville, mit dem Eſelskopfe auf dem Rumpfe eines Stiers, ſpricht gewöhnlich und mit beſondrer Vorliebe von der „Moralität" und zeiht die leichtblütige Jugend mit beſondrer Strenge der „Immoralität", welche letztere beſteht in der Nichtachtung des Verdienſtes (d. h. des Geldkaſtens) und in der Freigeiſterei (d. h. die trotzige Weigerung an Worte zu glauben, die nicht durch Thaten bekräftigt werden). Es iſt ein eigenthümlicher Zug im Charakter unſrer Zeit, daß die edelſten Regungen, der Kampf für Recht und Wahrheit, der die wahre Bedeutung jener ſittenloſen Moraliſten faktiſch darthut, für Sittenverderbniß und Immoralität gilt. Mit dieſen Worten wurde auch Sue's Roman in Paris ſelbſt begrüßt, das bewies, der Autor hatte ſeinen Zweck erreicht, — der Brief war an die rechte Adreſſe gelangt. „Die Pariſer Geheimniſſe" gaben ſogar Anlaß zu adminiſtrativen Debatten im Palais Bourbon. Solch' eines Erfolgs erfreute ſich das neue Produkt Sue's!"

„Um dem größern Theile des ruſſiſchen Publikums die beiſpielloſe Theilnahme zu erklären, welche das Buch gefunden, müſſen wir auf die örtlichen und hiſtoriſchen Gründe zurückgehn, Gründe, die jetzt der Geſchichte angehören, die, weil die Politik von ihnen ſchweigt, Gegenſtand der hiſtoriſchen Kritik geworden ſind. Durch königliche Ordonnanzen wurde die franzöſiſche Charte im Jahr 1830 angetaſtet, die arbeitende Klaſſe ward durch künſtliche Mittel von der Mittelklaſſe (bourgeoisie) aufgeregt. Zwiſchen Volk und königlichen Truppen entſpann ſich ein Kampf. In blinder, hirnloſer Selbſtverläugnung gab ſich das Volk Preis und ſchlug ſich für die Verletzung von Rechten, die nicht im Entfernteſten zu ſeinem Glücke beitrugen und folglich ihm eben ſo nahe (!!) lagen, als die Frage über das Befinden des thibetaniſchen Bogdo Lama. Man ſchlug ſich in einzelnen Haufen, hinter Barrikaden, ohne gemeinſchaftlichen Plan, ohne Feldzeichen, ohne Führer, faſt ohne zu wiſſen gegen wen und gänzlich ohne zu wiſſen für wen und wofür. Vergeblich ſuchte das Volk die Repräſentanten der Nation, die vor Kurzem noch auf den abonnirten Bänken der Kammer ſaßen, — den Repräſentanten war's nicht ſehr darum zu thun; bleich und zitternd ſuchten ſie lieber die Keller auf um ſich in Sicherheit zu bergen. Als die Sache durch den wahnwitzigen Eifer eines verblendeten Volks beendigt war, krochen die Repräſentanten, die Geſetzesfabrikanten, aus ihren Verſtecken hervor, und über Leichen bequem zur Macht gelangend, drängten ſie die rechtlichen Leute überall bei Seite, nachdem andere ihnen die gebratnen Kaſtanien aus dem Feuer geholt hatten, verſpeiſten ſie dieſelben in Sicherheit und ſtellten moraliſche Betrachtungen an. Dem guten, ehrlichen König ward, wie im Schlaf, die Krone „vom Geſims geſtohlen" wie Hamlet ſagt: ein Mann, der da fand, daß

ihm die Krone ſeines Wohlthäters und Verwandten wohl anſtände, ſpricht jetzt ebenfalls ſchönredneriſch von Tugend und Moral. Aber das Volk, das im tollen Eifer ſein Blut um einige Worte, eines hohlen Schalles wegen vergoß, deſſen Bedeutung ſelbſt ihm unbekannt iſt, was hat dieſes Volk bei alledem gewonnen?... O weh! Gleich nach den Juliereigniſſen erkannte das arme Volk mit Schrecken, daß ſeine Lage ſich nicht allein nicht verbeſſert, ſondern weſentlich verſchlimmert habe! Dies war der Segen, den es der Charte verdankte, für die es ſo todesmuthig gekämpft hatte! Indeſſen ward die ganze hiſtoriſche Komödie im Namen und vorgeblich zum Beſten des Volkes zu Ende geſpielt. Die Ariſtokratie unterlag zuletzt, die Bourgeoiſie ſetzte ſich an ihrer Stelle feſt, ererbte ihre Vorrechte, ohne ihre Vorzüge zu überkommen, Bildung, elegante Formen des Lebens, jene ſtolze Großmuth und prahlende Freigebigkeit gegen das Volk. Der Proletarier iſt in Frankreich vor dem Geſetze gleich mit dem reichen Propriétaire und Kapitaliſten, der Eine wie der Andre wird von demſelben Tribunal gerichtet, doch leider iſt durch dieſe Gleichheit die Lage des Proletariers nicht um ein Haar gebeſſert. Ewig verdammt für den Reichen zu arbeiten, iſt er völlig in deſſen Hand, ja ganz ſein Sklav, denn der Andere giebt ihm Arbeit und beſtimmt ihm ſeinen Lohn nach Willkür. Dieſer Lohn reicht für den armen Arbeiter kaum hin zur täglichen Nahrung und den dürftigen Lumpen für ihn und die Seinigen, dafür fallen aber 99 Prozent von dem Lohne des Armen in die Taſche der Reichen. Eine herrliche Gleichheit! — Als ob es minder drückend wäre, umzukommen vor Kälte, im feuchten Keller oder auf kaltem Boden, mit Weib und Kind, die bleich, abgemagert, zitternd vor Froſt, Tage lang gehungert haben, als ob es, ſagen wir, leichter ſei, ſo umzukommen mit einer Charte, für die ſo viel Blut vergoſſen worden, als ohne dieſe Charte, aber auch ohne die blutigen Opfer, die ſie fordert? Der Propriétaire, wie jeder Parvenü, betrachtet den armen Ouvrier in Blouſe und Holzſchuhen, wie der Pflanzer den Negerſklaven. Allerdings kann er denſelben nicht wider ſeinen Willen zur Arbeit zwingen, dafür hat er aber ein moraliſches Zwangsrecht, ihn Hungers ſterben zu laſſen, indem er ihm keine Arbeit giebt. Der bourgeois propriétaire iſt der Mann der Proſa und Poſitivität, ſein Wahlſpruch iſt: Jeder bei ſich und für ſich! Er befolgt pflichtgetreu die bürgerlichen Geſetze, die der Humanität und höhern Sittlichkeit erkennt er gar nicht an. Er bezahlt gewiſſenhaft ſeinem Arbeiter den bedungenen Lohn, ob aber dieſer Lohn ausreichend ſei, den Elenden mit den Seinigen vor dem Hungertode zu ſchützen, ob derſelbe aus Verzweiflung zum Dieb und Mörder wird, — das kümmert ihn nicht, er hat dem Geſetz Gnüge gethan! Die Ariſtokratie iſt andrer Anſicht, ſie iſt großmüthig, ſei es auch aus Eitelkeit, aus angenommener Gewohnheit. Aus demſelben Grunde warf ſie ſich auch zur Beſchützerin des Geiſtes, Talents, der Kunſt und Wiſſenſchaft auf und that ſich auf ihr Patronat etwas zu gut. Die Bourgeoiſie im heutigen Frankreich äfft die Ariſtokratie nur in Luxus und Eitelkeit nach, was ihr aber gemein und klotzhaft anſteht, wie Molière's bourgeois-gentilhomme. Und dafür hat das Volk geblutet! — Nach der Charte kann Wähler und Wahlkandidat nur der Grundbeſitzer ſein, der von ſeinem Grundſtück nicht weniger als 400 Franks jährlicher Abgaben zahlt. Folglich iſt alle Macht, aller Einfluß im Staate nur in den Händen der Grundherren zentraliſirt, die keinen Tropfen Blutes für die Charte vergoſſen haben und das Volk ward den Rechten der Charte, für die es gelitten hatte, völlig entfremdet. Bei uns

in Rußland, wo der Ausdruck „vor Hunger ſterben“ nur hyperboliſch gebraucht wird, weil in Rußland nicht nur der fleißige Proletarier, ſondern der ausgemachte Faullenzer und Bettler ſich nie in der Möglichkeit befindet, ſein Leben nicht mehr friſten zu können, bei uns wird es Vielen kaum glaublich erſcheinen, daß in England und Frankreich der Hungertod des Armen nicht allein kein unmögliches ſondern auch gar kein ungewöhnliches Ereigniß iſt.

Dies war die Veranlaſſung, uns ausführlicher über dieſen Gegenſtand auszulaſſen, da derſelbe mit der Haltung der „Pariſer Geheimniſſe“ in ſo engem Zuſammenhang ſteht. Die Armuth in Paris iſt grenzenlos und überſteigt ſelbſt die ausſchweifendſte Phantaſie des Dichters! Betrachten wir jetzt eine andre Seite des Bildes: Der Mann des Beſitzes iſt vom böſen Geiſte der Gewinnſucht beſeſſen. Sein Leben iſt ein ununterbrochnes Hazardſpiel, der fortwährende Ruf: va banque! Die Agiotage, die Oppoſition der Kammer, die Beſtechung der Wähler, das Patronat der ephemeren Macht, von der die Vergebung einträglicher Aemter abhängt — dies iſt der grüne Tiſch, wo er ſein Vermögen einſetzt. Ein nicht zu ſtillender Durſt nach Beſitz, ein unerſättlicher Wolfshunger nach Gold machen das einzige Pathos im Leben der Reichen aus, die immer reicher werden wollen, die ſogenannten Kapazitäten (Advokaten, Gelehrte, Literaten), welche noch ohne Vermögen ſind, haben nur ein Streben — ſich zu bereichern, und haben ſie ſich bereichert, nur das — noch reicher zu werden. Hieraus läßt ſich ein Schluß ziehn auf die Moralität einer Geſellſchaft. Alles iſt dort käuflich von der Stimme bis zum Gewiſſen, man glaubt an nichts Anderes, als an — die Macht des Geldes. Dieſer furchtbare Zuſtand der franzöſiſchen Geſellſchaft begeiſterte den energiſchen Dichter zu ſeiner ergreifenden Schilderung der Erde ohne Himmel.

Allein noch ſind nicht alle Funken edlerer Regung in Frankreich erloſchen, unter der Aſche harren ſie nur des wohlthätigen Hauchs, der beſtimmt iſt, ſie zur hellen und reinen Flamme anzufachen. Das Volk iſt noch — ein Kind, aber dies Kind wächſt und trägt in ſich den Keim edler Mannheit, voll Kraft und Geiſt. Das Leid hat ſeinen Verſtand aufgeklärt und ihm das Blendwerk der Konſtitution im wahren Lichte gezeigt. Schon verſagt es den Schwätzern und Geſetzesfabrikanten ſein Vertrauen und wird ſein Blut nicht mehr für Worte vergießen, deren Sinn es nicht faßt, noch für Menſchen, die ſeinen Werth nur ſo lange anerkennen, als das Volk ihm die gebratnen Kaſtanien aus dem Feuer holt. Schon entwickelt ſich mit unglaublicher Schnelle Bildung im Volke, ſchon zählt es ſeine Poeten, die ihm die Zukunft enthüllen, Männer, die zugleich ſeine Leiden theilen und weder durch Kleidung noch durch Lebensweiſe ſich von ihm unterſcheiden. Noch iſt das Volk ſchwach, allein nur in ihm glüht noch das Feuer der Nationalität, der belebende Enthuſiasmus der Ueberzeugung, der längſt in den verpeſteten Schichten der „gebildeten Geſellſchaft“ erloſchen iſt. Allein das Volk zählt auch ſeine wahren Freunde, die ihre Wünſche und Hoffnungen mit den ſeinigen verſchmelzen und freiwillig jedes Antheils an der Beute des Goldes und der Macht ſich begeben. Viele derſelben, europäiſchen Rufes ſich erfreuend als Koryphäen der Literatur und Wiſſenſchaft, mit allen Mitteln verſehen, um in die vorderſten Reihen des konſtitutionellen Marktes treten zu können, leben und wirken in freiwilliger ehrenhafter Armuth. Solche Stimmen, die ſich für das arme getäuſchte Volk erheben, gellen freilich in die Ohren der Aktionäre, Käufer, Verkäufer und Entrepreneurs der Staatsverwaltung wie die

Klänge der Trompete des jüngſten Gerichts. Aber auch andre Stimmen erheben ſich zu gleicher Zeit, die es für eine ſichere Spekulation halten, für das Volk Partei zu nehmen, für ein untrügliches Mittel, das Miniſterium zu ſtürzen, um ſelbſt zur Macht zu gelangen.

Solchergeſtalt drehn ſich in Frankreich alle gemeinſamen politiſchen und adminiſtrativen Fragen um das Proletariat und es wird begreiflich, daß eine Erſcheinung, als deren Hauptgegenſtand und Held das Volk ſelbſt erſcheint, nothwendiger Weiſe Glück machen muß, ja es iſt zu verwundern, daß der Spekulationsgeiſt, der die franzöſiſche Literatur beherrſcht, nicht eher daran dachte dieſe unerſchöpfliche Quelle auszubeuten! — *Eugen Sue* war der Erſte, der die glückliche Idee hatte, dieſe literariſche Spekulation auf den Namen des Volks zu machen. Eugen Sue gehört nicht unter die Zahl der wenigen Schriftſteller des heutigen Frankreichs, die den Blick von dem troſtloſen Schauſpiel ſittlicher Entartung abwendend, freiwillig auf die Gegenwart Verzicht leiſten, um ſich uneigennützig dem Dienſt der Zukunft zu weihen, die ſie zwar nicht mehr ſchauen werden, zu deren Annäherung ſie aber mitgewirkt haben. Nein, der Verfaſſer der Myſtères iſt ein poſitiver Mann, im Vollgefühl des materialen Geiſtes ſeiner Landsleute. Er war immer ein guter Menſch und ſpielte nur den Dämon in zweiter Hand, jetzt aber iſt er vollends ein ehrlicher Burſch, ohne alle Prätenſionen, ein achtbarer Bürger im vollen Sinne des Worts, ein Philiſter*) des konſtitutionell-kleinbürgerlichen Staatsweſens und wenn er unter die Deputirten gerathen wäre, er würde ein Repräſentant geworden ſein, wie ihn die Charte gerade braucht. Wenn Sue das franzöſiſche Volk in ſeinem Roman ſchildert, ſo betrachtet er's mit den Augen des ächten Bourgeois als einen verhungerten, zerlumpten Haufen, den Unwiſſenheit und ſchmutziges Elend zum Verbrechen verdammen. Er kennt weder die wahren Gebrechen des Volks, noch ſeine wahren Vorzüge, er ahnt nicht, daß es eine Zukunft hat, welche der jetzt ſiegreichen und mächtigen Partei nicht bevorſteht, weil das Volk Glauben, Enthuſiasmus, ſittliche Stärke beſitzt. Sue fühlt wohl die Armuth des Volks — warum ſollte man ihm die edle Fähigkeit des Mitgefühls abſprechen, um ſo mehr, da ſie ihm ſo reichen Gewinn abwarf —, aber wie er dies Leid mitfühlt, das iſt eine andre Frage. Er wünſchte wohl, daß der Armuth des Volks abgeholfen, ſeine Blöße bedeckt und der oft wider Willen zum Verbrechen getriebene Haufe zu einem ſatten, reinlichen und ſich anſtändig aufführendem Pöbel werde, aber der Bourgeois, der jetzige Fabrikant der Geſetze, muß wie früher das Heft in Händen behalten, die Spekulanten und Agioteurs bleiben der *gebildetſte* Theil der Geſellſchaft. In ſeinem Romane zeigt Sue, daß die Geſetze Frankreichs unbewußt Sittenloſigkeit und Verbrechen in Schutz nehmen. Er beweiſt dies mit ſprechenden Thatſachen, aber er ahnt nicht, daß das Uebel nicht in einigen vereinzelten Geſetzen liegt, ſondern im ganzen Syſtem der franzöſiſchen Geſetzgebung, in der ganzen Anordnung der konſtitutionell-franzöſiſchen Geſellſchaft.“ — —

Hier führt der ruſſiſche Kritiker als Beleg ſeiner Behauptung das Geſpräch zwiſchen Pique-Vinaigre und ſeiner unglücklichen Schweſter Anna am Gitter des Gefängniſſes la Force an, worauf er fortfährt:

„Der Verfaſſer führt den Leſer in Tavernen und Trinkhäuſer ꝛc. und hier erſcheinen uns die Sue'ſchen Geheimniſſe als ein *klägliches* und *geiſt-*

*) Der Verfaſſer bedient ſich dieſes Wortes ohne es zu ruſſifiziren.
Anmerk. d. Ref.

loſes Produkt. Das leitende Band derſelben iſt dermaßen auf Unwahrſcheinlichkeit und Uebertreibung baſirt, wie ſie ein halbweg leidliches Melodram in unſrer Zeit ſogar verſchmäht haben würde. Dieſe Lüge und Uebertreibung muß ſelbſt dem anſpruchsloſeſten Leſer ſogleich beim Helden und der Heroine des Romans in's Auge fallen."

Der Kritiker beleuchtet hierauf in einer ausführlichen Expoſition alle Charaktere des Romans, namentlich hebt er den bis an's Lächerliche ſtreifenden Donquixotismus und das melodramatiſche Effektheldenthum des fabelhaften Fürſten von Gerolſtein hervor, ſowie die grellen Widerſprüche im Charakter der hyperidealiſirten Tochter deſſelben, — Ihro Durchlaucht der Prinzeſſin Goualeuſe, ehemaliger Genoſſin der Mörder, Gauner und Freudenmädchen, Pflegekind der „Nachteule" und Penſionärin der „Ogreſſe" — zwar nicht mit ſich ſelbſt, aber mit der Wirklichkeit, die plötzlich den ganzen Schmutz ihres frühern Lebens abwäſcht, wie etwa den ihres Leibes in einem Waſchbecken, um reiner als eine Taube, unſchuldiger als ein Kind aus dem Bade der Fürſtentaufe hervorzugehn. Deren Auftreten im Epilog als „Fürſtentochter" erklärt er für das Uebermaß des Ungeſchmacks, der Bornirtheit, falſcher Sentimentalität und Langweiligkeit, im Vergleich womit ihm der Bremer'ſche unerträglich ſentimentale Roman „der häusliche Herd" ein Meiſterſtück dünkt, trotz der Trivialität deſſelben. Ja er ſpricht Sue alle Anſprüche auf Naturwahrheit, Poeſie, kurz wahres Talent ab, was er ihm höchſtens für kurzathmige Hervorbringungen, wie den „Colonel Surville", geſtatten will, wogegen er in allen größern Produktionen deſſelben nur den melodramatiſchen Stelzengang und die abgenutzte Effekthaſcherei gepaart mit Phraſenüberfluß vorfindet. Die übrigen Perſonen kommen nicht beſſer weg, als Rudolf und ſeine Tochter, Mad. Germain und deren farbloſer, gefühlvoller Sohn ſcheinen ihm gänzlich überflüſſig, obgleich der Charakter des Letztern dem Prinzen zur Unterlage für die Ausführung zahlreicher Donquixottiaden dienen müſſe, die ſonſt ſämmtlich wegfielen und mit ihnen drei Viertheile des Romans. Den „Schulmeiſter", „Nachteule", „Polidori" und „Cecily" erklärt er nicht für *moraliſche* Ungeheuer, ſondern höchſtens für *phantaſtiſche* voll Unnatur, Widerſpruchs und Widerlichkeit. Beſſer kommt der „Notar Ferrand" weg, deſſen Auffaſſung als einen verſtockten Böſewicht, welcher in der Geſellſchaft den Ruf eines tugendhaften und achtbaren Mannes genießt, dem Kritiker der Aufmerkſamkeit werth ſcheint; dagegen geißelt er mit bitterm Spott die breit ausgeſponnenen obſcönen Verhandlungen deſſelben mit Cecily. Am meiſten billigt er die Schilderung der „Familie Martial", der „Gräfin Sarah" (deren Bruder Tom er einen *Strohmann* nennt, der nur gebraucht werde, um die Partie der Frau Comteſſe arrangiren zu helfen), die „Wölfin", „Pique-Vinaigre", „Rigolette" und „Dr. Griffon". In dem Allen erkennt er jedoch nur die unſichere Hand des Schülers, der es den Meiſtern abgeguckt habe, eine einzelne Figur, ein leidliches Genrebild nachzuzeichnen, dem aber eignes Genie und vor allem das ſchöne Ebenmaß, ſowie das Verſtändniß die Gruppen zur Einheit zu verſchmelzen, gänzlich abgehe... —

Nach einem Blicke auf die gezwungne Entwicklung und wie überall ein **deus ex machina** dem Autor den Weg bahnen müſſe, ſchließt der Kritiker: „Einige wollen die „Pariſer Geheimniſſe" als didaktiſchen Roman aufgefaßt wiſſen und an ihm die Möglichkeit und Zweckmäßigkeit dieſes poetiſchen Genre darthun. Der Roman iſt allerdings ein didaktiſcher, aber er führt gerade zum Beweis des Gegentheils. Allein — wird man erwidern — der Roman

hat ſeinen Zweck erreicht. Es iſt wahr, er hat die Geſellſchaft veranlaßt, für einige Zeit über das Volk zu ſchwatzen, bis ſich ein neuer Gegenſtand vorfindet, um ihre Langeweile auszufüllen, ja vielleicht hat er noch mehr gethan und die ſäumigen Geſetzgeber erinnert den unglücklichen untern Volksklaſſen — dieſen ſchuldloſen Galeerenſklaven der Geſellſchaft — einige Abhilfe ihres Elends zu gewähren, und in dieſem Falle hätte das Buch allerdings etwas genützt, deshalb bleibt es aber in äſthetiſcher Hinſicht nicht minder geſchmacklos. Wenn Jemand von einem Verbrechen Kenntniß hätte und darüber eine Novelle ſchriebe, welche die Polizei auf die Spur des Thäters führte, ſo wäre ſeine Abſicht an und für ſich höchſt löblich, die Novelle würde dadurch aber nicht um ein Haar beſſer, wenn ſie an und für ſich nichts taugt und man würde ſie ſchneller vergeſſen, als ihre Veranlaſſung. Dies Schickſal werden die Pariſer Geheimniſſe in Kurzem theilen. Glücklicherweiſe iſt der Ungeſchmack immer ſein eigner Kritiker und bringt ſich ſelbſt am ſchnellſten aus der Welt. Der Pariſer Geheimniſſe wird man in kurzer Zeit ſchwerlich noch gedenken. Dies iſt das Schickſal aller *didaktiſchen* Produktionen! Georg Sand hat aus ihrer „Fanchette“ keinen Roman ſondern eine einfache Erzählung mit ſchlichten Worten gemacht, aber der Eindruck dieſes einfachen Artikels wird nachhaltiger ſein, als der aller „Pariſer Geheimniſſe“. So abgeſchmackt auch die Fabel und Peripetie von Sue's Roman iſt, ſo gehört dennoch der Grundgedanke und überhaupt der ganze Charakter des Romans nicht einmal ihm ſelbſt. Die „Pariſer Geheimniſſe“ ſind eine verunglückte Nachahmung der *Boz*'ſchen Romane. Da viele der geiſtvollen Produkte des Engländers, ſein „Nickleby“, „B. Rudge“ und „Oliver Twiſt“, wie auch ſein „Raritätenkabinet“ in Rußland durch Ueberſetzungen bekannt ſind, ſo kann ſich Jeder ſelbſt von der Wahrheit unſers Ausſpruchs hinlänglich überzeugen. Die Mehrzahl von Dickens' Romanen ſind auf ein Familiengeheimniß gegründet: Ein verſtoßnes dem Schickſal preisgegebnes Kind aus einer reichen oder angeſehenen Familie wird von den Verwandten verfolgt, die ſich ſein Erbe widerrechtlich aneignen wollen. Ein altes und abgenutztes Sujet in engliſchen Romanen. Aber in England, der Heimath des erblichen Hochtorysmus und der Majorate hat ein ſolches Sujet ſeine tiefe Bedeutung, es entſpringt aus dem Bau der engliſchen Geſellſchaft ſelbſt und befindet ſich alſo hier auf dem Boden der Wirklichkeit. Auch weiß Dickens mit ſeinem ungeheuren Talente das verbrauchte Sujet meiſterhaft zu verarbeiten. In Frankreich würde heutzutage dieſer Stoff keine Bedeutung haben, und deshalb mußte der arme E. Sue für das Fach der „*edlen Väter*“ einen deutſchen regierenden Fürſten engagiren. Nicht minder iſt die ganze noble Gauner- und Bettlergeſellſchaft des Franzoſen eine ſchlechte Kopie der Meiſterbilder des Engländers, in denen eine furchtbare Wahrheit und wahrhaft künſtleriſches Leben athmet. Eine andre Frage iſt aber die, warum nicht einer der Romane des begabten Dickens ſich auch nur des hundertſten Theiles vom Erfolg, der dem Romane des faſt talentloſen Sue zu Theil ward, erfreute? Zwei Gründe ſprechen dafür, der eine zu Dickens, der andre zu Sue's Gunſten. Erſtens zieht der große Haufe die Erſcheinungen vor, die auf der Höhe ſeines Standpunktes ſtehn, und obgleich Dickens kein Geiſt erſter Größe iſt, ſo ſteht dennoch ſein Talent höher als der Geſchmack und die Begriffe der Menge. Zweitens, Dickens iſt Engländer, Sue Franzoſe. Als *ächter Engländer* iſt Dickens erfüllt von dem herben, phariſäiſchen Rigorismus ſeiner Nation, jenes Volks, das gewöhnt iſt das Recht der Politik, die Sittlichkeit den ſozialen Vortheilen unterzuordnen. Als ächter Künſtler ſchildert Dickens

Digitized by Google

wahr und getreu Verbrecher und all den Auswurf der Menſchheit als die Opfer einer verwerflichen ſozialen Ordnung, doch als ächter Engländer will er dies nie eingeſtehn. In ſeinen Augen iſt der Verbrecher ein Feind der bürgerlichen Ordnung und Ruhe, und er führt ihn mit dem freudigen Eifer des Fanatikers, welcher ſeine Blicke an den Qualen des Andersdenkenden weidet, zum Schaffot durch Kerker und Kettengeklirr. Er will gar nichts davon wiſſen, daß der Verbrecher eben ſo gut ein Menſch iſt wie andre Leute, daß viele Menſchen blos deshalb keine Verbrecher ſind, weil ihnen die Gelegenheit fehlte, es zu werden, und daß Viele wiederum, mit den edelſten Anlagen des Geiſtes und Herzens von der Natur ausgeſtattet, durch Verzweiflung zum Verbrechen getrieben werden, ſowie durch Armuth, Hunger und alle Folterqualen der Entbehrung zur Verzweiflung. E. Sue hingegen als Franzoſe ſympathiſirt mit den Gefallnen und Schwachen. Humanität und Menſchenliebe iſt einer der hervorſtechendſten Züge im Charakter des Franzoſen. Neben ſeinen widerlichen Ungeheuern, einem „Schulmeiſter", der „Nachteule" und „Polidori", die dem melodramatiſchen Erfolg beim großen Haufen dienen ſollen, zeigt uns der Verfaſſer in zahlreichen Beiſpielen von Verbrechern nur die beklagenswerthen Opfer der ſozialen Verhältniſſe in Frankreich. Kinder, welche auf die Straße getrieben, in die Hände roher und hartherziger Spekulanten gerathen, können nicht umhin die Zeit zurück zu wünſchen, die ſie glücklich in den Gefängniſſen verlebten? Was kann man von ihnen verlangen? Mit welchem Rechte hält ſich der Glücklichere für beſſer und bricht den Stab über die Beklagenswerthen? Der Mörder endet ſein Leben auf dem Schaffot und ſeine unſchuldige Familie, die keinen Theil am Verbrechen hat, wird von der Geſellſchaft ausgeſtoßen und darf ſich nicht ungekränkt öffentlich ſehn laſſen, ſeine Angehörigen finden weder Arbeit, noch Mittel zum Lebensunterhalt, der Hungertod oder das Verbrechen, ſonſt bleibt ihnen keine Alternative!... Dieſe Fragen hat E. Sue in ſeinem Roman angeregt und denſelben verdankt er ſeinen ungewöhnlichen Erfolg. — Es iſt die Aufgabe des Genies einen neuen, friſchen Quell in den Lebensſtrom der Menſchheit und der Völker im Einzelnen zu leiten. Doch die vom Genius hingeworfne Idee würde nur langſam durchdringen, wenn ſie nicht im Fluge von dem untergeordneten Talente aufgefaßt würde, das nun die Rolle übernimmt, als Vermittler zwiſchen dem Genie und der großen Menge aufzutreten und die Idee, wenngleich oft verwäſſert, dem Verſtändniß des Haufens näher zu bringen. Hätte E. Sue ſeinen Roman ohne den melodramatiſchen Flitter, ſchlicht, natürlich, mit dem ernſten Gepräge der Wahrheit geſchrieben, ſo würde er nur von denen ſeinem wahren Werthe nach geſchätzt worden ſein, für welche die darin enthaltene Idee ſchon längſt keine Neuigkeit mehr iſt, und das Buch bliebe ungeleſen von denen, welche ſich mit der Idee bekannt machen ſollen. Der Verfaſſer der „Geheimniſſe" hat gethan, was in ſeinen Kräften ſtand, aber die Art, wie er's gethan, hat über den glänzenden Erfolg des Buchs entſchieden und Hunderttauſende mit einem Gedanken bekannt gemacht, der ihnen bis dahin fremd geblieben.

Digitized by Google

Etwas über das franzöſiſche Theater in Berlin.

Wie man vernimmt geht der Contrakt des franzöſiſchen Theaters, das nun ſeit ſechszehn Jahren hier beſtanden hat, mit dem nächſten Jahr zu Ende. Es wird daher über die Reſultate und zukünftige Exiſtenz deſſelben vielfach geſprochen und verhandelt, ſo daß es auch hier nicht überflüſſig ſein dürfte, darüber etwas Näheres mitzutheilen. Es ſoll ſich das merkwürdige Ergebniß herausgeſtellt haben, daß die Einnahmen der franzöſiſchen Vorſtellungen, die ſich in den erſten Jahren des Beſtehens auf etwa 14 bis 16,000 Thlr. beliefen, in den letzten Jahren auf 9 bis 10,000 geſunken ſind, wobei noch zu bemerken iſt, daß ſelbſt das äußerſt billig eingeführte Abonnement ſich fortwährend vermindert hat. Es muß dies Ergebniß um ſo mehr befremden, wenn man bedenkt, daß die Bevölkerung Berlins und die Anzahl der hier ſich aufhaltenden Fremden ſeit 1828 bedeutend zugenommen haben, ſo wie auch die Gewohnheit und größere Verbreitung der franzöſiſchen Sprache die Einnahmen hätte ſteigern ſollen. Dem grade entgegen hat ſich das Bedürfniß und das Publikum für das franzöſiſche Theater, wie ſchon angeführt, fortwährend verringert. Eine unausbleibliche Folge davon war, daß der Aufwand für das franzöſiſche Theater, welches bekanntlich für Rechnung der General-Intendantur geführt wird, bedeutend geſtiegen iſt uud daſſelbe in der letzteren Zeit beinahe einen Zuſchuß von 9000 Thlr. circa, wie man ſagt, erfordert hat, der, wie natürlich, von dem Geſammt-Vorſchuß von 150,000 Thlrn. für die königlichen Theater abgezahlt werden muß. Wie bekannt, erhält der Direktor des franzöſiſchen Theaters eine Subvention von jährlich 23,000 Thlrn., von denen er nichts weiter als die Gagen der franzöſiſchen Schauſpieler und die Koſten für Bücher und Muſikalien zu beſtreiten hat, während die General-Intendantur Haus, Beleuchtung, Dekorationen uud alle Requiſiten ſtellt, außerdem aber auch noch die Tageskoſten zahlt. Daraus ergeht nun klar, daß ſo koſtſpielig das franzöſiſche Theater der Verwaltung der königlichen Schauſpiele iſt, ſo lucrativ iſt es für den Direktor des erſteren. An andern Orten Deutſchlands (z. B. in Wien), Frankreichs, Englands und Italiens werden die ausländiſchen Theater von den Direktoren für ihre eigne Rechnung geführt (wie denn in keinem der angegebenen Länder dieſelben eine Subvention von der Regierung erhalten, die vielmehr einzig und allein auf die National-Theater beſchränkt bleibt), oder die Direktoren erhalten einen Antheil an der Netto-Einnahme. Dieſe Einrichtung iſt weit vortheilhafter, auch für das Inſtitut ſelbſt, weil die Unternehmer deſſelbeu in ihrem eignen Intereſſe ſchon das Gelingen der Vorſtellungen und die Höhe der Einnahmen fortwährend zu ſteigern verſuchen werden. Auch ſind die beſagten ausländiſchen Theater überall nicht ſtändig, ſondern beſtehen nur auf Saiſons von 3 oder höchſtens 6 Monaten, was natürlicher Weiſe auch ſchon dazu beitragen kann, ſie vorzüglicher und einträglicher zu machen.

Es iſt mit Recht von der General-Intendantur zu erwarten, daß ſie bei Abſchließung eines neuen Kontraktes, wenn ſolcher überhaupt für gut befunden werden ſollte, beſſer als bisher für die Intereſſen der königlichen Theaterkaſſe und des Publikums Sorge trage. Immer aber wird das franzöſiſche Theater dem National-Theater, das bei den glänzenden Gehalten und Anforderungen des Publikums mehr und mehr größere Ausgaben erheiſcht, von Nachtheil ſein. So will man auch behaupten, daß nach der Errichtung des franzöſiſchen Theaters im Jahre 1828 die Einnahme der deutſchen Schauſpiele ſich um eine ſehr bedeutende Summe, die man etwa auf 20,000 Thlr. angeben will, vermindert hat. Eine eigne Einrich-

tung bei dem franzöſiſchen Theater beſteht auch hier darin, daß das Abonnement geringer iſt, als bei dem deutſchen, und nur die Hälfte des Eintrittspreiſes, während das deutſche Abonnement ⅔ deſſelben beträgt. An andern Orten ſind grade umgekehrt Eintrittspreiſe und Abonnements bei ausländiſchen Theatern, die doch nur als ein Gegenſtand des Luxus betrachtet werden können, höher als bei den inländiſchen Theatern. Dies iſt darum auch ganz in der Ordnung, weil die erſteren, wenn und wo ſie auch beſtehen, doch eigentlich nur für die reicheren Klaſſen des Publikums in einer größeren Reſidenz und für die Fremden berechnet ſind. Dies iſt und kann auch nur allein der Geſichtspunkt ſein, von welchem aus dergleichen Theater in größeren Reſidenzen und Städten angeſehen werden dürfen und ſollen.

Aufforderung an die deutſchen Bühnendichter.*)

Durch die Zuſicherung, welche die beiden erſten Bühnen Deutſchlands den Dichtern nunmehr gemacht haben, iſt dieſen eine ſo weſentliche Aufhilfe entſtanden, daß ſie *ihrerſeits* zu einer ähnlichen Verpflichtung, als Erwiederung den Bühnen gegenüber, ſich vielleicht veranlaßt ſehen; namentlich zu einer ſolchen, welche das Verhältniß zwiſchen Bühne und Dichter zu einem gegenſeitigeren und innigeren machen und der betreffenden Kunſt die Selbſtändigkeit, Abgeſchloſſenheit und Dauerhaftigkeit mitverleihen könnte, welche ſie als deutſche Bühne lange erheiſcht und nun endlich, wie es ſcheint, erlangen ſoll. Deshalb ſei folgender Vorſchlag vertrauensvoll der Oeffentlichkeit zu allgemeiner Beſprechung und *gemeinſchaftlicher Bearbeitung* übergeben — dieſer: Möchten ſämmtliche deutſche Bühnendichter, welchen das Wohl ihrer Kunſt am Herzen liegt, ſich verpflichten:

> die von ihnen bei einer der gedachten Bühnen oder bei einer deren, welche dieſen im guten Beiſpiel nachfolgen werden, unter den gewährten Begünſtigungen eingereichten, von ihnen gedichteten Bühnenſtücke *durch den Druck nicht eher veröffentlichen zu laſſen als*, vom Tage der Uebergabe auf die Bühne, *vorläufig nach zehn Jahren* und erſt nach Ablauf dieſer Friſt es ihrem derzeitigem Ermeſſen anheimzugeben, ob das Stück nicht vielmehr *für immer der Bühne allein zu erhalten ſei.*

Die ausführlichere Rechtfertigung dieſes Vorſchlages ſei einem andern Gebiete vor-

*) Herr Händen beſteht darauf, und legt den größten Werth darauf, daß ſeine Aufforderung wörtlich abgedruckt werde, verhoffend, es werde ſein Vorſchlag Bahn brechen, wenn er nur hinreichend zur Kenntniß und Beſprechung komme. Um auch einer Entwickelung, die ich nicht abſehn und erwarten kann, förderlich zu ſein, bringe ich hier nochmals die ſchon an einigen Orten abgedruckte Aufforderung. Der Geſichtspunkt iſt: die Bühne, oder die Kunſt der Bühne zu einer ſelbſtändigen zu machen. Was ſie giebt, ſoll niche anderswie zu erlangen ſein. Bühnenſtücke ſeien auch an ſich ſchon eine wenig erquickliche Lectüre, um ſo weniger erquicklich, je bühnengerechter ſie ſeien. Je weniger der Autor das Leſepublikum vor Augen habe bei Abfaſſung des Stücks, deſto wirkſamer für die Bühne werde er ſchreiben. Unſre klaſſiſchen Stücke würden gerade darum ſo wenig beſucht, weil Jedermann ſie geleſen und ſich davon ein ideales Bild gemacht hat, dem keine Wirklichkeit entſpreche. Wären ſie nicht gedruckt, wie würde man bei Aufführung derſelben in die Theater ſtrömen! — Die Schauſpielkunſt, welcher dann allein ein ſo großer Schatz anvertraut wäre, würde gehoben, würde edler — —

Dies ſind flüchtig hergeworfen einige der Ideen, welche er mir beiläufig zur Unterſtützung ſeines Vorſchlags mitgetheilt. Er will ihn zunächſt nicht unterſtützen und vertheidigen, ſondern er will vor allen Dingen allgemeine Diskuſſion darüber anregen. Eine ſolche iſt bis jetzt nicht zu Stande gekommen, und deshalb ſei hiermit noch einmal dazu aufgefordert. Befremdlich iſt der Vorſchlag, unwichtig freilich nicht. L.

behalten und hiermit übergeben; möge er recht Vielen ſo einträglich für die Sache erſcheinen, als wofür er hier ausgegeben wird: die Frucht aber wollen wir abwarten.

Sämmtliche deutſche Zeitungen werden erſucht, dieſe Aufforderung in ihre löbliche Blätter aufzunehmen.

Berlin, den 21. März 1844. Ernst Händen.

Auf's Neue veröffentlicht den 7. Auguſt 1844.

Nachrichten.

Leipzig, den 3. Auguſt. Das hieſige Theater unter der neuen Direktion des Herrn Schmidt wird binnen acht Tagen eröffnet werden, und man ſieht dieſer Eröffnung entgegen wie dem Beginn einer neuen Theaterepoche. Zeitgemäßere, der Kunſt günſtigere Principien, lebhafter Wille, große Thätigkeit ſind in allen Vorbereitungen ſichtbar. Es iſt ein ſehr vollzähliges Perſonal, zumeiſt aus jungen, friſchen Kräften beſtehend, engagirt worden, und es iſt alle Gewähr vorhanden, daß das alte Repertoire mit Würde und Tüchtigkeit, das neue Repertoire mit Eifer und Umſicht vertreten ſein werden. Es ſcheint uns mißlich über die neuen Mitglieder in voraus etwas zu ſagen: es wird ſich bald zeigen, wer ausgezeichnet zu werden verdient. Den Verhältniſſen angemeſſen hat Herr Schmidt den lobenswerthen Weg eingeſchlagen: junge bildſame Kräfte in reichlicher Anzahl zu ſuchen, einen erprobten Künſtler, Herrn Marr vom Wiener Burgtheater, an die Spitze zu ſtellen, und „fleißiges Probiren und Zuſammenſpiel", dieſe ſo ſchmerzlich vermißten Eigenſchaften, zu Loſungsworten zu machen. Es iſt wohl möglich, daß wir ſolchergeſtalt auch nur mit den Mitteln eines Stadttheaters eine Anſtalt entſtehen ſehn, welche in mancher Beziehung muſterhaft ſein kann. Die Theilnahme des Publikums bekundet ſich ungemein: man abonnirt in ungewöhnlicher Menge, und legt auch großen Werth darauf, daß das Innere des Hauſes vollſtändig umgeſchaffen und in einen glänzenden, auch den Damen erwünſchten Saal verwandelt worden iſt. Möge das tonangebende Publikum nun auch ſeiner Aufgabe eingedenk ſein: theilnehmend und billig, warm und gerecht zu richten und ſein Urtheil zu äußern. Der Ton bildet ſich ſchnell und iſt dann ſchwer wieder zu ändern. Das Gute, Edle, Schöne, auch wo es nicht maſſenhaft erſcheinen kann, beifällig und lebhaft zu unterſtützen, den Werth des Beifalls nicht zu untergraben durch voreilige Hingebung an übertreibende Reizung, und das künſtleriſche Ganze ſtets im Auge zu behalten — dieſe nicht geringe Aufgabe eines Publikums kann gewiß in dem gebildeten Leipzig gelöſt werden, und dieſe Löſung iſt zum Gedeihen eines guten Theaters ebenſo wichtig und nöthig, wie die Leitung durch eine gebildete Direktion. Die Preſſe, deren Urtheil ſo einflußreich auf das Theater, wird ſicherlich nicht zurückbleiben. Sie iſt ſo zahlreich in Leipzig und von Leipzig aus vertreten, daß Direktion und Schauſpieler einer ſorgfältigen und gewiſſenhaften Beſprechung verſichert ſein dürfen. Zeigen wir, daß wir bei gebotener Gelegenheit bereit und fähig ſind, ſchaffen zu helfen.

Berlin, den 1. Auguſt. Es war am Morgen des ſechsundzwanzigſten Juli's, wie es in den Frühſtunden anderer Tage in Berlin zu ſein pflegt: die Menſchen gingen und kamen, die Thurmuhren ſchlngen, die Wagen rollten durch die Straßen, die Ausrufer ſchrien, mein Nachbar, der Schuhmacher, las ſeine „Voſſens" vor der Hausthür, und mein Gegenüber, die dicke Fleiſchersfrau, trank ihren Kaffee dazu. Ganz Berlin ſchien nichts wichtigeres vorzuhaben, als ſich gegenſeitig zu fragen: wie haſt du geſchlafen, wie haſt du geruht? Mir kam es vor, als thäten das nicht allein die Menſchen, ſondern auch die Häuſer, die Sperlinge auf den Dächern und die Hunde auf den Straßen. Nichtsdeſtoweniger aber ging mitten durch die Stille und Einförmigkeit dieſes Morgens ein geſchichtliches Ereigniß, das, wenn es vollbracht worden wäre, von den unberechenbarſten Folgen für Preußen hätte ſein müſſen. Dieſes Ereigniß war ein beabſichtigter Königsmord; es ging mit feſten Schritten, in einen grauen Mantel gehüllt, unter das Schloßportal, ſtellte ſich dort unter die harrende Menge des Volkes, grad hinter einen Gardiſten, und fenerte von hier zwei Kugeln auf den, in ſeinen Reiſewagen ſich einſetzenden König ab, davon die eine, demſelben durch Mantel und Oberrock dringend, die Bruſt verletzte, während die andre den Hut der Königin durchbohrte. — Ich habe ſchon bei Gelegenheit der Weber=Unruhen geſagt: daß der Hunger das deutſche Volk in die Geſchichte d. h. zu Ereigniſſen treiben wird, denn der Hunger iſt der große Keſſel, in dem die Revolutionen gebraut und geſiedet werden. Der Hunger tritt vor die

Politik und hält ihr Steine hin: mach' ſie zu Brot, heult er, mach' ſie zu Brot! Weh ihr, wenn ſie die Achſel zuckt und ſagt: ich kann nicht. Den Hunger füttert man nicht mit Verſprechungen, man macht ihn nicht ſatt mit ſchönen Reden und klugen Verhandlungen, man ſtillt ihn nicht mit Orden und Titeln. Der Hunger will Brot. Brot! Brot! Brot! Das iſt der geheimnißvolle, ſchauerliche Laut, der erſt leiſe und kaum vernehmbar aus den Tiefen einer Nation heraufwimmert in die Gaſtgelage der Reichen, der Verſchwender, der Kaiſer und Könige; das iſt der wehmüthige, thränenflüſternde Klang des Pfeifers von Helfenſtein, der erſt bettelhaft jammernd durch ihre Fanfaren und rauſchende Trinkmelodien hindurch ſchleicht, und der dann nach und nach anſchwillt zu jenem Wuthgeheule der Noth, davor alle Mauern des Staates znſammenbrechen, wie die von Jericho vor dem Trompetenſchalle. Wahrlich, nicht die junge Preſſe, nicht die Radikalen, nicht die Freiheitsſchwärmer haben diejenigen zu fürchten, *die aus der Furcht ein Geſchäft machen*, ſondern den Hunger, den Hunger allein haben ſie zu fürchten, denn der Hunger iſt jener Liberalismus, von dem *Schelling* geſagt hat, er ſei der Despotismus der Menge. — Der Hunger iſt auch die Urſache des obenerwähnten Verſuchs den König zu morden. Er hat Tage, Wochen, Monden, Jahre gebettelt, dieſer Verſuch, aber es hat ihm nicht geholfen, er hat gehungert. Viele hat der Hunger zu Künſtlern gemacht: zu Dichtern, zu Schauſpielern, ihn hat der Hunger zum Königsmörder grmacht. Der Hunger hat ihn ſtolz, ehrgeizig, ruhmſüchtig werden laſſen; er wollte nicht umſonſt gehungert haben, ſein Hunger ſollte ihn in die Geſchichte kaufen, ſollte ihm einen hiſtoriſchen Namen verſchaffen. Es iſt hier ganz gleich, ob dieſer Hunger ein ſelbſtverſchuldeter iſt, ob er durch lüderliches Leben oder ſonſt etwas hrrbeigeführt worden iſt, genug: der Hunger war die Urſache ſeiner That. — Es dürfte ſich noch gar Vieles und Tiefes über dieſen Mordverſuch ſagen laſſen, mehr als bisher alle Berlin'ſchen Zeitungen im Stande geweſen oder den Muth gehabt haben, darüber zu verlautbaren, doch iſt hier weder der Ort noch der Raum dafür davon etwas in Anregung zu bringen. Lächerlich aber im höchſten Grade iſt es mir, wenn ich jetzt über die Schändung und Schmach der preußiſchen Geſchichte wehklagen höre, von Kerlen, Philiſtern und Dickwänſten, denen es bei dieſer Gelegenheit zum erſten Mal eingefallen iſt, daß ſie überhaupt eine Geſchichte haben. Es ſind dies Leute, die unter Geſchichte im Grunde genommen gar nichts anderes verſtehn, als die Lebensbeſchreibungen ihrer Beherrſcher, wo dirſe aufhören, hört auch ihre Geſchichte auf. Sie können ſich eine Geſchichte ohne Könige gar nicht denken; wie eine Erde ohne Sonnenſchein exiſtiren, würden ſie viel eher begreifen.*)

Daß wir Deutſche durchaus noch gar nicht die Geſchichte zu behandeln wiſſen, habe ich unter andern auch an Friedrich Halm's „Sampiero" geſehen, der vor einigen Tagen hier auf der königlichen Bühne gegeben worden iſt. Es kam mir die ganze Vorſtellung über vor, als hätte Halm ſeiner Poeſie die Augen verbunden, und ſie dann in eine Rumpelkammer der Geſchichte geſtoßen, wo ſie nun herumirrt und herumtappt an all' den hiſtoriſchen Siebenſachen, die in den Winkeln ſtehn. Mir war's immer, als müßt' ich ihr alle Augenblicke zurufen: ſtoß dich nicht, liebes Kind, oder: vorgeſehen, Madame. Soviel iſt gewiß, ohne blaue Flecke iſt ſie nicht davon gekommen. Am Sampiero kommt der Ausſpruch Friedrich Schlegel's zu Ehren, der da ſagte: die Menſchen ſind Beſtien, und obenein ernſthafte. In der That, Sampiero, wie ihn Halm dargeſtellt hat, iſt nichts, als die Bête der Geſchichte, als der Gimpel derſelben. Er iſt der hiſtoriſche Hans Tapps. Er will Geſchichte machen, aber er opfert den Vorbereitungen ſo viel Kräfte, daß, als er nun wirklich anfangen ſoll, er ſchon vollkommen zu Ende iſt. Commencer par le commencement, c'est ainsi qu'on fait l'histoire. Sampiero hat gar nichts Tragiſches, ich weiß auch nicht, wie man etwas davon in ihn hineinlegen könnte. In Vanina, ſeine Frau, aber könnte man's, das weiß ich. Ihr Charakter müßte durchaus umgekehrt werden, *ſie* müßte die Heldin ſein. *Sie* müßte Corſika lieben, *ſie* müßte Geſchichte machen wollen. Vanina müßte ſich ſagen: *ich* bin Schuld, daß Sampiero

*) Ich mnß hierzu bemerken, daß obiger Geſichtspunkt mir doch ein gar zu beſchränkter ſcheint für die erſte Darſtellung eines ſo furchtbaren Ereigniſſes. Der Hunger jenes Tſchech gehört zunächſt nicht in die Kategorie des Proletarierthums, und würde vorkommen, auch wenn es nicht mehr eine Armen-Maſſe gäbe. Ferner hat doch auch der nm Politik ſonſt nicht Bekümmerte ein Recht, dies Attentat als eine Beſndelung der Landesgeſchichte anznklagen. Bilden die Herrſcher auch nicht allein die Geſchichte, ſo bilden ſie doch Hauptperſonen derſelben, und vollends in einem unbeſchränkten Königthume, welches Vertreter wie den großen Knrfürſten und den großen Friedrich aufzuweiſen hat. Wird da zum erſten Male der König mörderiſch angefallen, ſo hat jeder Einzelne Fng und Recht, den Frevler bitter anzuklagen als einen Schänder der Landesgeſchichte — wenn denn von einem ſo ſchrecklichen Symptome in Deutſchland nnr unter dieſem Geſichtspnnkte die Rede ſein ſoll. L.

kein Held iſt, ich halte ihn ab von der Freiheit, vom Ruhm, von der Größe. Sie müßte ihn ſtacheln und treiben, ſie müßte ſich endlich ſelbſt ermorden, oder noch beſſer: ihn ſo weit reizen, daß er ſie ermordete. Dieſe letzte Scene hätte in ſolcher Geſtaltung wunderbar großartig werden können. Sie hat ſeine Liebe für Corſika gehegt und gepflegt, ſie hat ſie groß gezogen. Um ihn zum Morde zu bewegen, fängt ſie auf einmal an Corſika zu ſchmähn, zu ſchelten; da durchzuckt's ihn, er zieht den Dolch, und dieſe Liebe iſt's, der ſie zum Opfer fällt. Aus meinen ſterbenden Armen geb ich dich los, der Geſchichte anheim, müßte ſie ſagen, ſie ſei nun deine Liebe, geh hin und kämpfe für ſie. Statt deſſen — ach! es macht mir Kopfweh, wenn ich dran denke — lauter Iffland'ſche Geheim- und Hofräthe, die in hiſtoriſchen Koſtümen ſtecken. Der Vanina glaube ich anzuſehen, daß ſie Strümpfe für ihre Kinder geſtrickt hat.*) Dennoch aber muß ich geſtehen, habe ich mich in dieſem Stücke mit Halm mehr ausgeſöhnt, als in all' ſeinen früheren. Es iſt doch herzhaft compakt ſchlecht. Er hat auch in dieſem einem mehr Gedanken, als in allen ſeinen übrigen zuſammengenommen. Nun bin ich überzeugt, daß er noch einmal etwas ſehr Gutes wird ſchaffen können. Er iſt durch dieſes Stück doch aus der blankpolirten Mittelmäßigkeit herausgeriſſen worden, in der er zu Grunde zu gehen ſchien. — Baiſon ſetzt ſein Gaſtſpiel mit vielem Beifall fort. Er intereſſirt mich in einem hohen Grade, denn er hat Gedanken und Einfälle, in deren Mauslöcher ich gar zu gern hinunterſpüre. Er wird den Hamlet noch einmal wiederholen, was mir Gelegenheit geben wird, das nächſte Mal den verſprochnen, ausführlichen Bericht nachtragen zu können. — Streckfuß iſt hier geſtorben und begraben worden. Ich habe ſchon einmal in meinem Aufſatze „Die Wehmuth in Berlin" geſagt: Berlin iſt der Kirchhof des Ruhms. Es iſt wieder ein Stückchen davon unter die Erde verſcharrt worden. Es wird bald Gras drüber gewachſen ſein. — Karl Beck's Gedichte, die mit ſeiner „Auferſtehung" vermehrt in der Voß'ſchen Buchhandlung im Verlag erſchienen, ſind vorläufig von der Polizei mit Beſchlag belegt worden. Zur Zeit ein weiteres darüber

Feodor Wehl.

Breslau, 25. Juli. Hinter feſt verſchloßnen Fenſtern ſchreibe ich dieſes „Juli" nieder, und ehe ich die Feder anſetzte, mußte ich die klammen Hände aneinanderreiben, um ſie ſchreibegefügig zu machen. Ein böſer Geiſt hat uns das freundliche, ſonnenhelle Sommerkind mit einem Wechſelbalge von Herbſt und Winter ausgetauſcht. Seit Wochen haben wir kein Stückchen blauen Himmel geſehen, den warmen Ueberzieher nicht von den Schultern, den Regenſchirm nicht aus der Hand gelegt und die Karavanen, welche trotz der kalten Regenſchauer und Windwehen allſonnabendlich nach Fürſtenſtein, Salzbrunnen und Umgegend aufbrechen — der Breslauer läßt ſich um keinen Preis ſeine ſonntäglichen Natur-Genüſſe entgehen! — fahren mit blauen Lippen ab und kommen mit den herrlichſten Schnupfen-Exemplaren zurück. In dieſen grauen Aſchermittwochtagen ſind unſre Seelen matt und ſtumpf geworoen; es iſt die rechte fruchtbare Zeit für die Mäßigkeits-Apoſtel, den deutſchen National-Verein, die katholiſch werdenden, ſtreng monarchiſch geſinnten Garde-Offiziere, die Lämmer Jeſus, die Wiener Poſſen und andere Poſſen. Was die letzteren betrifft, ſo ſind ſie gegenwärtig unſer Troſt und Labſal. Das Theater hat ſich auf Gnade und Ungnade Hrn. Beckmann übergeben. Die Oper ſoll ſich erſt im Auguſt wieder zuſammenfinden, das Schauſpiel iſt nach allen Waldgegenden hin verſprengt, Dem. Antonie Wilhelmi liegt in weiter Ferne ſchwer erkrankt nieder, Hr. Heckſcher bereitet ſich zur Abreiſe vor, nachdem er, wie es heißt, die dringend verlangte Entlaſſung erhalten hat (war ihm der Gedanke unerträglich, ein Zeuge der Emil Devrient'ſchen Triumphe zu werden?), Hr. Köckert, ein junger Menſch, der roh und ungebildet hierher kam und in der Hoffnung, daß er ſich formiren könne, engagirt und ſehr ehrenvoll beſchäftigt wurde, kehrt von ſeinem abgelaufenen Urlaube nicht zurück, die Direktion ſitzt im Bade, die Regie hat eine Gebirgsreiſe angetreten — Hr. Beckmann führt die Regentſchaft; einen Tag um den andern, ja, iſt Noth am Manne, einen Tag nach dem andern pflanzt er ſeine Fahne auf, und in gedrängten Schaaren reihen ſich die Breslauer um ihren werthen, lieben Freund, den unermüdlichen und unerſchöpflichen, deſſen Schickſal es zu ſein ſcheint, ein Theater auf ſeinen Schultern allein tragen zu müſſen. Neulich ſagte ein Berliner Correſpondent der Breslauer Zeitung: „iſt die Kaprice des Hrn. Cerf wirklich ſtärker, als ſeine Luſt das Königſtädtiſche Theater zu erhalten? Meint er ernſthaft, die Sonne Beckmann mit einem halben Dutzend Talglichtern erſetzen zu können?" Ich wünſchte, die Gerüchte wären begründet und Beckmann — den Hr. Cerf ſeinerſeits entlaſſen haben ſoll, weil ihm der plumpe, tölpiſche Harlekin

---

*) Die Leſer wiſſen aus Früherem, daß ich dieſe gewaltſame Behandlung des Stücks und eines Stücks überhaupt nicht unterſchreiben könnte. L.

Grobecker für die Berliner zu genügen ſcheint — würde aus unſerm Gaſte ein Mitglied unſrer Bühne. — Ich habe die Breslauer Zeitung berührt. Vor kurzer Zeit enthielt ſie einen ausführlichen, leſens= und beachtenswerthen Aufſatz über die Nothwendigkeit eines Theaterpolizei=Geſetzes mit Rückſicht auf die beſtehende Geſetzgebung, welche Direktion, Schauſpieler und Publikum gleichmäßig im Stich läßt. Der Verf. ging von zwei Fällen aus, von der Weigerung der Mad. Deſſoir, in Poſen ihre Rolle in einem annoncirten Stücke zu ſpielen, weil ſich zu wenige Schauluſtige eingefunden hatten, und von dem Engagement des Hrn. Hendrichs, den die königl. General=Intendantur in Berlin engagirt hat, um der Hamburger Direktion ein Paroli zu bieten. Der Aufſatz iſt nicht ohne Nachhall geblieben. Der Vorſtand einer in unſrer Provinz reiſenden Geſellſchaft hat bereits öffentlich erklärt, daß fortan, falls nicht die Geſetzgebung einſchreite, aller Willkür und allem böſen Gelüſte Thür und Thor geöffnet ſein werde. Es wäre wünſchenswerth, wenn die hier aufgeworfene Theaterfrage auch anderwärts aufgenommen würde. — Das Drama am Fuße unſers Gebirges hat eine neue, geheimnißvolle Wendung genommen. Der frühere Buchhändler Hr. Eduard Pelz, der Doppelgänger Treumund Welp's und Johannes Horniß, iſt heut in Schweidnitz verhaftet, alle ſeine Papiere ſind mit Beſchlag belegt worden; morgen ſoll er nach Breslau gebracht werden, was eben die Sache geheimnißvoll macht, weil (die Unterſuchungs=Commiſſion wegen der Ereigniſſe in Langenbielau und Peterswaldau befindet ſich nämlich in Schweidnitz) das Vergehen, deſſen er beſchuldigt wird, nicht mit jenen Ereigniſſen im Zuſammenhang ſtehen und der Competenz der Unterſuchungs=Commiſſion unterliegen kann. Ich ſage nicht zu viel: die Nachricht iſt in wenigen Stunden wie ein Lauffeuer durch die Stadt geeilt, wo zwei Perſonen miteinander ſprachen, konnte man wetten, daß von der Verhaftung des Hrn. Pelz, den ſo viele erſt kürzlich im vertraulichen Geſpräche mit Hrn. Dunker auf der Salzbrunner Promenade erblickt hatten, die Rede ſei. Werden wir einen Prozeß Dupoty erleben? Ging die Dunker'ſche Miſſion dahinaus? Als Hr. Dunker hier ankam, wurde Seitens des Oberpräſidiums ſchleunigſt eine zweite Commiſſion, einen hieſigen Polizei=Inſpektor an der Spitze, abgeſendet. Ob zur Verſtärkung des Hrn. Dunker, ob als Gegengewicht — wer kann es wiſſen? Soviel war gewiß, daß die höchſten und hohen Behörden die Langenbielauer und Peterswaldauer Vorfälle durchaus nicht als iſolirte Thatſachen, ſondern als die Produkte der Verſührung und Direktion irgend einer myſteriöſen Macht anzuſehen gewillt waren, und daß man mit gewiſſen offiziöſen Beſchuldigungen der Preſſe — die Deutſche Allgemeine Zeitung hat ſich zu deren erſten Handlanger hergegeben — das Terrain zu ſondiren gedachte. Jener Polizei=Inſpektor hat die Beſchlagnahme der Pelz'ſchen Papiere exekutirt; in Seitendorf, wo Pelz als Bauerngutsbeſitzer anſäſſig war, ſcheint man Hinderniſſe der Verhaftung, wenigſtens einen moraliſchen Widerſtand der Einwohner gefürchtet zu haben, und ſo wurde Pelz nach Schweidnitz vorgeladen, und als er ſich hier geſtellt, verhaftet. Hrn. Dunker konnte man vor einigen Tagen bei dem Einweihungs=Dejeuner im neuen Schweidnitzer Bahnhofe unter den Gäſten ſehen, ein rundes, offnes, unbefangnes bürgerliches Geſicht, das auch nicht einen poliziſtiſchen Zug hat. — In Kurzem wird uns Dr. Pappenheim, der als phyſiologiſcher Schriftſteller einen bedeutenden Namen hat, verlaſſen. Bei Gründung des phyſiologiſchen Inſtituts wurde er dem Vorſteher deſſelben, Prof. Purkinje, zur Aſſiſtenz zugetheilt und ſomit, obgleich Jude, bei einem Inſtitute der Univerſität gewiſſermaßen eingeſchwärzt. Aber die Fakultät erblickte nur den Juden, und es gelang den ehrenwerthen Herren vom reinen chriſtlichen Blute und reinem Negativ=Renommée, den Eindringling wider Willen wiederum „fortzubeißen". Dem Dr. Valentini iſt es eben ſo geſchehen; Dr. Pappenheim wird nach Paris emigriren. Ja, unſre Fakultäten könnten jeden Tag Heerführer der böhmiſchen Juden=Kreuzzügler werden! — Die Tagesliteratur iſt aus dem Regen in die Traufe gekommen. Einem Regierungsrathe v. Schönfeld — ſeine Ernennung als Cenſor fällt mit der Ernennung zum Rathe zuſammen — iſt jetzt das mörderiſche Fallbeil anvertraut, und er iſt ein Cenſor aus Neigung, aus Liebhaberei, von ganzer Seele und mit ganzem Herzen! Neulich ſitze ich in einem vielbeſuchten Keller. Alle Räume ſind mit einer auserleſenen Geſellſchaft angefüllt, man lacht und plaudert, daß keiner den dritten Nachbar vernehmen kann. Plötzlich eine athemloſe Stille, eine Minute wenigſtens lang, das tiefſte Schweigen an jedem Tiſche. Es war der Willkommens=Gruß für den v. Schönfeld, der über die Schwelle trat, gleichſam ein großer Unterhaltungs=Cenſurſtrich. Ich hätte nicht geglaubt, daß die Breslauer ſo humoriſtiſch=malitiös ſein könnten.

x

Red.: **Heinrich Laube.** Verl.: **Leopold Voß.** Druck von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Hierbei: Die Mode № 32.

№ 32. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Ngr. 1844.

Moden.

So ſehr man trotz des rauhen Sommers die leichten Stoffe zu allem Anzug als modiſch begünſtigt, ſo hält man dagegen allen Auspuß darauf ſchwerer, verſchmäht ſogar die Winterſtoffe, wie Sammtbänder, Poſamentiergeſchnüre, ſchwarze Spitzen u. ſ. w., nicht. Insbeſondere Sammtbänder und Sammtlitzen ſind außerordentlich viel getragen. Auf dem Lande ſind die Strohhüte, genähte wie italieniſche vorherrſchend mit farbigen Sammtbändern aufgeſteckt, denen man für geputztere Formen wol einen grünen Blumenzweig beifügt. Ganz feine italieniſche Strohhüte ziert man mit einer langen, weißen Feder und innen im Schirm mit einer vollen rothen Roſe. Für junge Damen legt man auch oft einen dichten Blumenkranz um den Kopf und eine Schräge oder Rüche, um den innern Rand des Schirmes laufend, bildet die Garnirung zu den lang hängenden Locken. Auch für die ſehr viel getragenen Crepphüte iſt der eben genannte Auspuß ſehr beliebt. Sehr hübſch fand man eine Capote von gelbem Crepp mit lila Creppſchrägen und einem lila Fliederkranz geziert. Eine weiße Creppcapote hatte einen roſa Roſenkranz um den Kopf und ein Schleier von engliſcher Spitze war leicht auf den Schirm zurückgeſchlagen. Eine andere lichtgrüne Creppcapote war mit Knoten von grünem Atlasband, die kranzartig um den Kopf liefen, ausgeputzt, und der Schirm war innen mit weißen Creppſchrägen umrändert. Die Damen, die ein zur Seite liegendes Bouquet dem Kranz vorziehen, wählen dann einen Reisſtrohhut und laſſen das Bouquet von verſchiedenen bunten Blumen binden. Die Form der Hüte ändert ſich, indem man unmerklich nach und nach die Schirme länger macht, indeß die Backen kurz bleiben, es wäre Schade, wenn ſich dieſe Form, die etwas unſchön Schnabelartiges hat, ausbildete und feſtſtellte. Die Reiſehüte von gezogener Seide und mit einer Feder zum Zuſammenlegen eingerichtet, rühmt man fortwährend als ſehr praktiſch.

Die Sonnenſchirme findet man in den Gegenſätzen eben ſo oft ſehr groß geſpannt und mit breit hängendem Rand deſſelben Stoffes wie der Ueberzug verſehen, oder ſie ſind auch ſehr klein, kaum wie ein Teller groß und reich mit Spitzen garnirt. Eine elegante Dame bedarf natürlich mehrer und verſchiedener Sonnenſchirme, um ſie dem Putz jedes Anzugs anzupaſſen. Eine ſehr paßliche Art von Schirmen ſind die, welche man mit lichtem ſchillernden Tafft bezieht und mit einem Stiel von ſchwarzem Ebenholz, mit Perlmutter ausgelegt, macht, oder andere mit rohfarbiger Seide, die weiß geſtickt iſt, bezogen, und mit einem Stiel von Elfenbein verſehn. Die Stiele ſind meiſt zum Zuſammenſchlagen. Mit Franſen, Spitzen oder Agréments garnirt man die Schirme am häufigſten.

Zu Kleidern ſind, wie geſagt, die leichten und leichteſten Stoffe außerordentlich modiſch. Neben den ſeidnen, wollenen und leinenen Zeugen machen ſich neuerdings die jahrelang verſchmähten bunt gedruckten Baumwollengewebe wieder geltend, ſobaß die gedruckten Mouſſeline und Linons mit den Modenamen Barège, Grenadine, Foulard, ſeidner Mouſſeline, Zwillig und Bat-

Digitized by Google

tiſt genannt werden. Selbſt der grell geſtreifte *Gingham* iſt zu Landtoiletten geſucht. Allein dieſe Kleider, ſowie die geſtreiften Zwillig- und bunten Mouſſelinekleider haben nur Eleganz und Reiz durch die größte Friſche und Einfachheit. Man putzt ſie daher nur mit Schrägen oder breiten Säumen aus, deren Ränder bunt ausgebogt, oder weiß geſtickt und mit Spitzenzäckchen beſetzt ſind. Franen tragen dieſe gewöhnlichen Kleider meiſt im glatten Ueberrockſchnitt, mit halbweiten langen Aermeln. Ein fein geſticktes Battiſtchemiſette mit eben ſolchem kleinen Kragen und geſtickte weiße Unterärmel geben ſolchem Anzug die vornehme Eleganz. Für junge Mädchen ſind auch griechiſche, ausgeſchnittene Faltentaillen zu den leichten Kleidern angebracht und ſie knüpfen dann eine ſolche Pelerine darüber, wie das beiliegende Modeblatt Nr. 65 an der zweiten Fignr zeigt. Die Barège- und Grenadinekleider liebt man auch dunkelgrundig, z. B. grün und lila Geranke auf ſchwarzem Grunde, oder ein grünes Muſter mit weiß auf penſée Grund. Vollblau und lila ſind ſehr Modefarben und Ranken und Gezweig Modemuſter. Dieſe Art dunkler Sommerkleider garnirt man mit ſchwarzen Spitzen, oder mit Sammtlitzen. Die Barègekleider in lichten Farben haben meiſt Falbeln und dieſe Falbeln ſind mit Sammtlitzen mehrere Mal beſetzt und auch mit Litzen angeſetzt an den Rock. Natürlich gilt derſelbe Beſatz für den Faltenleib und die kurzen oder halblangen Aermel derſelben. Die Amazonenleider mit Schößen und engen langen Aermeln, ſowie der Tunikaſchnitt, paſſen nur für ſeidne Kleider. Auch auf dieſen wendet man häufig Sammtband zum Beſatz an. Z. B. ein lichtgrün und lila ſchillerndes Seidenkleid war mit drei Reihen dunkelgrüner Bandlitzen beſetzt, wovon die untere Reihe daumenbreit, die zweite Reihe von einer ſchmäleren und die dritte von der ſchmälſten Nummer des Sammtbandes war. Dieſe drei Reihen wiederholten ſich in Abſätzen auf dem Rock bis zu zwei Drittel der Rocklänge. Auch zwei bis drei Falbeln, über denen wieder Schrägen laufen, iſt ein beliebter Beſatz für ſeidne Kleider. Sehr einfach aber modern iſt die Art des Ausputzes, wie auf dem beiliegenden Modeblatt Nr. 65 an der erſten Figur, wo nur für die untere Hälfte des Rocks das Zeug ſchräg genommen iſt. Die *Mante*, die dieſelbe Figur zeigt, macht man auch von dunkelfarbiger Seide mit ſchwarzen Spitzen garnirt. Sehr elegant ſind auch Manten von weißem Barège mit weißer Poſamentierſpitze verziert. Man kann ſie ungefüttert oder auch bunt gefüttert haben.

Auf dem Lande trägt man wenig *Schmuck*, doch ſieht man ein oder ein Paar Armbänder für unerläßlich an, und einige hübſche Nadeln ſind auch ſtets anzubringen. Des Morgens iſt nur ein leichtes matt ſilbernes Armband geſtattet oder ein ſchwerer dicker Goldreif, der auch während der Nacht nicht abgelegt wird. Zum wirklichen Anzug ſind die Armbänder gewählter, und beſonders die ächte Email mit guten Perlen und Steinen beliebt. Mattes Gold wie ein biegſames Band mit Knoten und Enden geformt iſt modiſch; ſchön ſind auch eine Reihe Medaillons zum Band verbunden und mit einem großen Brillant geſchloſſen.

Den *Marcaſſit* trägt man nur des Abends, man beſetzt auch Schnallen damit. Außerdem iſt der Chryſopras ſehr modiſch.

Auf dem Lande ſind auch *Chatelaine* von Stahl ſehr viel getragen.

In der Meublirung der Zimmer giebt es im Augenblick ſo wenig etwas Neues, wie in jeder andern Mode. Doch bemerkt man eine große Vorliebe für die *Meubel* von *Roſenholz* mit gemalten Porzellan ausgelegt, mit Beſchlägen von ächter Bronce und mit vergoldeten Reliefs bereichert. Ja es ſcheint als wenn dieſer überladene Geſchmack die künſtleriſch viel ſchöneren Renaiſſanceformen in der nächſten Zeit verdrängen ſollte. Schon verweiſt man die renaiſſancegeſchnitzten Meubel in die Vor- und Speiſezimmer.

Dagegen ein Gewinn für die Schönheit iſt die allgemein werdende Verwendung der *Metallbronce* ſtatt der ſtets plumpen und prahleriſchen Holzbronce der jetzigen Mode. Die Kronleuchter, Armleuchter, Spielleuchter, Vaſen, Feuergeräthſchaften, Lampen ꝛc. führt man in dieſer Bronce aus mit Vergoldungen geziert und im pompejiſchen Stil geformt. Für Verwendung der Metalle ſtatt des Holzes zu Meubeln iſt man überhaupt ſehr eingenommen, beſonders bei Landeinrichtungen. So ſind die eiſernen Bettgeſtelle ſehr allgemein eingeführt, auch ſolche die am Tage ſich zuſammenſchieben laſſen und daher ſehr wenig Platz einnehmen.

Die *Büchereinbände* kehren zum Luxus der frühern Zeiten zurück. Broncebeſchläge und reiche Spangen zum Schließen, auf Sammtdeckeln gehören für jedes elegante Gebet- oder Geſangbuch. Man fügt aber dieſem Einband noch Auslegungen von ächten Perlen und guten Steinen bei, wenn das Geſangbuch für den Brautgang beſtimmt iſt. J.

Eine Polka-Lection.

(Hiſtoriſch treu.)

Am erſten Mai ſtrömen die vergnügungsſüchtigen Pariſer nach den Elyſäiſchen Feldern, und die franzöſiſche Luſtigkeit giebt ſich hier in allen möglichen Arten kund. Dieſes Jahr war der Tag durch die Witterung ſehr begünſtigt. Auch die junge und lebensluſtige Marquiſin von L*** wünſchte ſehnlich, dieſe rauſchenden Freuden zu genießen, aber ihr Mann widerſetzte ſich, warum? iſt uns unbekannt; und die junge Frau, wenig an Widerſtand gewöhnt, ſchloß ſich in ihr Boudoir ein und ſchmollte über ihre Lage, über ihre Jugend und über die ganze Vorſtadt St. Germain, in welche die feſtlichen Klänge, nur um ihren Schmerz zu erhöhen, herübertönten.

Unterdeß kamen einige Freunde an, ſie nahm deren Beſuche an, und nach und nach verſchwand ihre Traurigkeit, die gute Laune kehrte wieder, ja ſie ging ſo weit, ihre ſchöne Hand dem liebenswürdigen Tyrannen zu reichen, der ihr verſprach, ſie des Abends an ein Fenſter zu führen, von wo aus ſie das Feuerwerk ſehen könnte.

Während dieſer Friedensvertrag geſchloſſen wurde, ließ ſich eine Drehorgel unter den Fenſtern der Wohnung vernehmen und förderte einen Tanz zu Tage, den Frau von L*** auf den Bällen der Provinz gehört zu haben ſich erinnerte.

„Das iſt eine Polka!“ rief ein junger Couſin, der ein Schüler von Cellarius war.

„Ganz recht“, beſtätigte Frau von C***, eine der reizendſten Tänzerinnen.

„Was iſt denn das, dieſe Polka?“ fragte die ſchöne Frau aus der Provinz. „Lernen Sie ſie uns doch, lieber Couſin.“

Und der Couſin, entzückt von der Wichtigkeit, die man ſeinem Talent beilegte, ſchickte ſich zu dem Tanzunterricht an. Man befahl der Muſik fortzufahren und ſo ward bald unter Lachen und Arrangiren ein Polkatanz zu Stande gebracht, wie er nur improviſirt werden konnte. Die Tänzer warfen ſich endlich, erſchöpft und erhitzt, auf die Stühle und der Marquis trat ans Fenſter, um Luft zu ſchöpfen. In dieſem Augenblick gab ein Bedienter der Frau, die das Orcheſter gebildet hatte, etwas Geld. Dieſe Frau trug den Stempel des Elends um ſo ſichtlicher an ſich, als zwei kleine Kinder in zerriſſenen Kleidern neben ihr weinten, während ein drittes auf einer Art von Karren, auf dem auch die Orgel ſtand, mit elenden Lappen zugedeckt ſchlief.

„Sieh, Laura!“ ſagte zu ſeiner Frau der Marquis, den ſein ernſter Sinn und ſeine melancholiſche Stimmung nie verließen, „ſieh dieſe Unglückliche, die im Schweiße ihres Angeſichts das Brod für ihre drei armen Kleinen verdienen muß, und Du wirſt eingeſtehen, daß das noch viel Muth im Vergleich zu den Widerwärtigkeiten giebt, die — mit Recht oder Unrecht — oft genug Deine ſchönen Augen mit Thränen füllen.“

„Oh!“ bemerkte der Couſin, der den ſtarken Geiſt ſpielen wollte, wie alle jungen Leute, wenn ſie zum erſten Mal in der großen Welt auftreten, „da hätte man viel zu thun, wenn man ſich durch die Contraſte in der bürgerlichen Geſellſchaft ſo zum Mitleid ſtimmen laſſen wollte. Dieſe Leute, mein Theurer, ſind an die Exiſtenz, die ſie haben, gewöhnt; wollte man ſie glücklicher machen, ſo würde man ſie verwöhnen. Gieb der Frau noch ein paar Sous: ſie wird ſie in der nächſten Wirthſchaft vertrinken, und wir wollen uns nicht weiter um ſie grämen.“

Bei dieſen Worten warf der junge Mann noch ein paar Stücken Kupfergeld zum Fenſter hinaus: eines davon fiel auf das ſchlafende Kind, das weinend erwachte. Die Frau, welche glaubte, eine ſo traurige Scene einer ſo noblen Geſellſchaft verbergen zu müſſen, übertönte das Geſchrei des Kindes durch ein neues Muſikſtück, das ſie anſtimmte, und während die beiden älteren Kinder die geſchenkten Gaben zuſammenſuchten, zog ſie ſich mit tiefen Verbeugungen zurück.

Es entſpann ſich nun im Salon eine Un-

terredung über die Ungleichheit der Zuſtände in unſern Staaten; der Marquis legte dabei philanthropiſche Anſichten von einem Werthe und Gewicht an den Tag, wie ſie nur aus Erfahrung geſchöpft werden können, der Couſin hingegen einen Skepticismus, der mehr ſyſtematiſch, als Frucht der Ueberzeugung war, und die beiden Frauen endlich jenen Geiſt mütterlicher Zärtlichkeit, der aus dem Herzen nicht eher weicht, bis es aufhört zu ſchlagen.

Auf einmal fand eine ungewöhnliche Bewegung im Hauſe ſtatt. Man hörte hin und her eilen, aber Niemand kam in das Zimmer, ſo oft auch Frau von L*** ungeduldig die Klingel zog. Endlich ſtürzte der Marquis auf den Vorſaal, ſeine Frau folgte, und da erfuhren ſie nun unter Schluchzen und Jammern, daß die Bonne, welche das Kind der Frau von L*** ausgeführt hatte, verzweiflungsvoll mit der Nachricht zurückgekommen war, daß ſie es verloren hätte.

Die Schmerzen einer Mutter beim Empfange einer ſolchen Nachricht ſind kein Gegenſtand einer Schilderung; was den Marquis anlangt, ſo überließ er ſeine Frau der Sorgfalt ſeiner Gäſte und eilte auf das Polizeibureau. Man ſtellte die ſchleunigſten Nachforſchungen an, alle Viertelſtunden erkundigte man ſich bei ihm nach Einzelnheiten, über die er keine Auskunft geben konnte, da das Kammermädchen alsbald verſchwunden war. So verging der Abend, ſo die Nacht. Alles, was der Schmerz an Leiden erfinden kann, hatte die arme Frau gequält; endlich war ſie eingeſchlummert, und der Marquis wacht bei ihr und zählt die Stunden des ſchon herannahenden Morgens. Auf einmal öffnen ſich die Thüren, die Leute ſtürzen ins Zimmer herein und rufen: es iſt da! Und dies hübſche zweijährige Kind, das am Abend noch ſo lieblich und nett geweſen war, brachte man jetzt ſeiner Mutter in beſchmutzten Kleidern und mit blutrünſtigem Geſicht wieder.

Man erfuhr, eine arme Orgelſpielerin habe es unter der Menge gefunden, aber aus Beſorgniß, ihr Verdienſt über vergebliche Nachforſchungen einzubüßen, habe ſie es bis zum andern Morgen bei ſich behalten; ſie hätte es daher den Tag über auf ihrem Karren mit herum geführt und die Nacht in ihrem Bette — dem einzigen für ihre ganze Familie — gehabt; die Blutflecken kämen von einem großen Sousſtücke, das man ihr aus dem Fenſter eines Hauſes zugeworfen. „Und doch" fügte ſie naiv hinzu, „war mir der Sous ſehr lieb, denn ich konnte eine Portion Suppe mehr dafür eſſen."

Es iſt leicht zu errathen, was nun folgt: die Orgelſpielerin, die mehr unvorſichtig als ſchuldig war, erhielt reichliche Belohnung, der Marquis fühlte ſich in ſeiner philanthropiſchen Anſicht beſtärkt, die junge Mutter vertraute ihr Kind nicht mehr unvorſichtigen Händen an und der junge Couſin ſah ein — daß die Lection, die er jetzt bekommen hatte, bei weitem die aufwog, die er in der Polka gegeben hatte.

Feuilleton.

* Ein ruſſiſcher Fürſt, Tuf...., der gegenwärtig in Paris lebt, erzählte in einer Geſellſchaft folgenden ihm begegneten Vorfall:

Im April d. J. redet mich ein Mann auf der Straße unter ehrerbietiger Begrüßung ungefähr folgendermaßen an:

„Gnädiger Herr! Mich haben die ſchwerſten Unglücksfälle betroffen, Unglücksfälle, von denen ich nie geglaubt hätte, daß ſie mich je erreichen könnten, und die ſich über mich, wie ein Hagelwetter über die Felder, ergoſſen haben."

Das iſt ſtark, dachte ich bei mir.

„Ich beſaß ein Gut, ein Proceß raubte es mir; ich war Pflanzer, das gelbe Fieber

raffte meine Sklaven hinweg; ich hatte ein Haus in der Stadt, es brannte ab."

Als er dieſes ſagte, ſteckte ich die Hand in die Taſche und griff nach einigen Goldſtücken, in der Abſicht, ſie ihm zu geben.

Unglücklicherweiſe fuhr er aber noch weiter fort:

„Noch blieben mir einige Hoffnungen, aber auch dieſe ſind verſchwunden; meine Freunde haben mich verlaſſen, und wenn Sie mir nicht zu Hülfe kommen, ſo weiß ich nicht, wohin ich meine Zuflucht nehmen ſoll."

Ich weiß nicht, wie es kam, aber indem er ſo redete, ſchlüpften mir ganz von ſelbſt die Goldſtücke, die ich ergriffen hatte, wieder aus der Hand und ich behielt blos noch eines, das ich ihm eben geben wollte, als er noch hinzuſetzte:

„Endlich, gnädiger Herr! habe ich vergangene Woche das letzte, was ich von meinem Silbergeräthe übrig hatte, verkauft und ich habe nur noch eine in grünen Maroquin gebundene Ausgabe des Molière, die ich verkaufen kann, um davon ein Mittagsmahl zu beſtreiten."

Als ich nun ſah, wie weit er herabgekommen war, gab ich ihm ein Sechsfrankenſtück und verabſchiedete mich. —

Dieſe Geſchichte erinnert an eine Anekdote vom Cardinal Mazarin. Als dieſer noch ein unbedeutender Geiſtlicher war, der ſich um Pfründen bewarb, und eines Morgens wiederum erfolglos von einer ſolchen Bewerbung zurückkam, fand ihn ſeine Haushälterin ganz erzürnt über ſich ſelbſt.

„Warum ſchlagen Sie ſich denn ſo vor den Kopf?" fragte ſie.

„Ich bin ärgerlich, daß ich nichts erlangt habe, und doch iſt es meine Schuld, ja! nur meine eigne Schuld. Ich hätte vierſpännig vorfahren ſollen, um mich als Bewerber vorzuſtellen. Will man gut aufgenommen ſein, ſo muß man zu Wagen um Almoſen bitten!"

* In Paris iſt jetzt ein Journal unter dem Titel: „die Tafel, Organ für gaſtronomiſche nnd culinariſche Intereſſen" angekündigt worden. Franzöſiſche Blätter parodiren dieſe Ankündigung durch folgende:

Zwölf Feinſchmecker haben ſich vereinigt und, um einem längſt gefühlten ſocialen und literariſchen Bedürfniſſe abzuhelfen, den „Reſtaurateur" zu gründen beſchloſſen. Der Proſpectus dieſer neuen gaſtro-literariſchen Unternehmung lautet in der Hauptſache wie folgt:

Art. 1. Der Abonnementspreis des „Reſtaurateur" iſt 20 Franken jährlich. Jeder Abonnent erhält außer einer wöchentlichen Lieferung zwei Marken, wofür er bei Véry, Béfour, den Frères Provençaux oder anderen, noch näher zu beſtimmenden Gaſthäuſern erſten Ranges diniren kann.

Art. 2. Jede Nummer dieſer Zeitung wird das Verzeichniß der beſten Reſtaurateurs von Paris enthalten. Unabhängig hiervon werden noch von Zeit zu Zeit leitende Artikel die Reſtaurationen der Obgenannten beſprechen. Wohl verſtanden: zum Dank für dieſe literariſche Empfehlung wird die Adminiſtration des „Reſtaurateur" ein Anrecht auf eine Anzahl Marken bei den genannten Reſtaurateurs haben.

Art. 3. Die Redaction des „Reſtaurateur" iſt mehren ausgezeichneten Literaten, Schülern von Brillat, Savarin, Cuſſy u. A. anvertraut.

Jede Nummer wird ein gutes Stück von einem Rinde, ein Hauptgericht, und ein hiſtoriſches oder ſentimentales Feuilleton als Nebenſpeiſen enthalten; das Ganze nach feiner Auswahl und den Jahreszeiten ganz angemeſſen.

Art. 4. Den Herren Reſtaurateurs ſteht auch frei, ſtatt Marken, gleich ganze Diners der Adminiſtration zu überſchicken.

(Dieſe letztere Bedingung macht es dem „Reſtaurateur" möglich, ſelbſt eine eigene Filial-Reſtauration in ſeinem Bureau anzulegen.)

* Roſſini und der Ruhm. Ein italieniſches Journal erzählt folgende Anekdote:

In den Staaten des Herzogs von — — ſollte ein neues Theater eingeweiht werden, und der Herzog wünſchte dazu eine Symphonie. Drei Tage vor der Eröffnung fand die Intendantur, daß es ihr gegangen war, wie der Grille in der Fabel: es war auch noch nicht ein Takt von einer Symphonie vorhanden.

Der Herzog war beſorgt: er befahl dem Marquis von Caſtello-Cicala, ſeinem Premierminiſter, über den Fall nachzudenken; der Marquis rieb ſich Stirn, Vorder- und Hinterkopf.

„Nun, haben Sie etwas gefunden?"

„Eine gute Idee, Hoheit!"

„Und welche iſt es?"

„Schicken Sie ſofort einen Courier zu dem Maeſtro Mercadante."

Man ſchickte zwei Couriere: ſie kamen erſchöpft und trübſeligen Angeſichts wieder. Der Maeſtro war zu derſelben Stunde an den Hof von Florenz geholt worden.

„Da ſoll nach Donizetti geſchickt werden! Er iſt immer bereit."

Allerdings war Donizetti in Bereitſchaft, nämlich Italien zu verlaſſen. Er reiſte nach Frankreich.

„Dann bleibt kein anderer Ausweg, als einen Courier nach Bologna, an Roſſini, zu

Digitized by Google

ſchicken. Man muß Orden, Titel, Alles ihm in Ausſicht ſtellen; man muß ihm ſagen: wenn er Gold verſchmähe, ſo ſolle er mit Ruhm bezahlt werden; ich wollte ihn nur Ew. Genialität oder Ew. Unübertrefflichkeit nennen, wie man mich Ew. Hoheit nennt."

„Ja, Ew. Hoheit!"

Der Courier traf den Maeſtro bei Tafel in Bologna. Roſſini iſt ſtets bei Tafel, wenn er nicht beim Angeln iſt.

„Eine Seite Muſik für Orden, für Gold, oder für ein Marquiſat, Maeſtro!"

— „Um keinen Preis."

„Oder, wenn Sie wollen, ſollen Sie mit Ruhm bezahlt werden. Der Herzog wird Sie nicht anders als Ew. Genialität oder Ew. Unübertrefflichkeit anreden, je nachdem Ihnen dies oder jenes beſſer gefällt."

— „Ich will keinen von beiden Titeln. Ich bleibe lieber hier und trinke."

„Aber man kann trinken und doch dabei berühmt werden."

— „Ach! was Ruhm! Was iſt denn das für ein mißgeſtaltetes Ding, der Ruhm?"

„Wie können Sie ſo ſprechen? Man muß kein Herz im Leibe haben (wie die Romantiker ſagen), oder, man muß nicht von heiligem Feuer durchglüht ſein (um mit den Claſſikern zu ſprechen), wenn man nicht von Enthuſiasmus überſtrömen ſollte bei dem Gedanken an Ruhm!"

— „So? glauben Sie? Ich habe einmal in Paris mit dem Baron Taylor geſpeiſt; dieſer Baron hat den Staub der Griechen, Römer, Perſer, Indier, Aegypter, kurz aller der Völker in ſeiner Hand gewogen, deren Annalen ſo von Ruhm ſtrotzen, wie es der menſchliche Geiſt nur irgend zu ertragen vermag, und er hat mir geſtanden, daß dieſer Staub noch leichter ſei, als die Aſche einer Havannacigarre."

„Aber der Ruhm..."

— „Ruhm hin, Ruhm her! Ich will Ihnen ſagen: dieſen Morgen erhielt ich zwei Flaſchen Curaçao aus Holland; davon will ich mir erlauben, dem Herzog eine zum Geſchenk zu machen. Das iſt alles, was mir die Liebe zum Ruhm in dieſem Augenblicke eingiebt. Eine Flaſche Curaçao, das iſt nicht ſo etwas Leeres .... wie der Ruhm!"

* Von dem ariſtokratiſchen Geiſt der Engländer erzählt Kohl in ſeinem neuen Reiſewerke folgende intereſſante Züge:

„„Man ſagt ja, es ſei ein Fürſt hier im Saale. — Ein Fürſt? — Ein Fürſt! — O ich bitte Sie, ich bitte Sie, ſagen Sie mir doch, wo er iſt. — Wo iſt der Fürſt? — Iſt er das? — Iſt er dies? — Ach mein Gott, mein Gott, wer kann uns den Fürſten zeigen? — Haſt Du gehört, Anna, ein Fürſt!"" — So ging die Rede in einem Saale herum, in welchem ein ruſſiſcher Knäs, deſſentwegen man in Petersburg nicht den kleinen Finger rührt, ſich unter eine Geſellſchaft von Engländern gemiſcht hatte.

Die Furcht, welche Engländer von verſchiedener „Station of life" vor einander haben, die ängſtliche Beſorgniß, ja nicht mit Leuten „of a lower station" in Berührung zu kommen, welche ſie beſeelt, iſt bei uns allbekannt und beinahe ſprüchwörtlich geworden. Man erzählt ſich, daß zwei Engländer die „Reſerve", welche ſie auf einer langen Seereiſe gegen einander beobachteten, ſelbſt als das Schiff unterzugehen drohte, nicht ablegten. Der geiſtreiche Verfaſſer des „Sittenbuches der engliſchen Geſellſchaft" berichtet von einer engliſchen vornehmen Dame, daß ſie in einem ähnlichen Falle vor Zorn außer ſich gerieth, als der Schiffsjunge, und nicht, wie es nach ihrer Meinung hätte geſchehen ſollen, der Capitain ſelber ihr die Gefahr anzeigte, in welcher das Schiff ſchwebe.

Die vielen Bilder, welche man in neuerer Zeit von Parliamentsſitzungen, Parliamentseröffnungen, von Victoria-Krönungen und anderen ſolchen Ereigniſſen gemacht hat, werden in England fleißig zur Schau ausgeſtellt, und man ſieht die Zuſchauer mit der Namenliſte der abportraitirten Perſonen in der Hand, vor dem Bilde ſtehen und in ehrerbietigem Erſtaunen und mit innerem Wohlbehagen dieſe gemalte, prächtige Nobleſſe betrachten und die Namen mit den Angeſichtern ſorgfältig vergleichen.

Dieſe Bewunderung des Adels artet bei den ſtolzen Inſulanern ſo aus, daß ſich daraus eine zahlreiche Claſſe verächtlicher Menſchen erzeugt, welche die Engländer mit dem widerlichen Namen der „Toade-eaters" (Krötenesſer) bezeichnen, und die wir mit einem nicht weniger widerwärtigen Namen „Speichellecker" nennen.

Wenn irgendwo eine gemiſchte Verſammlung ſtattfindet, z. B. ein öffentliches Diner von Farming-Gentlemen und Landed-Proprietars, wobei einige Noblemen ſich befinden, z. B. ein Herzog von Richmond oder ein Lord Speneer, ſo führen dieſe natürlich nicht nur den Vorſitz, ſondern ſie ſind auch die vornehmſten Redner, und wenn das Diner aufgehoben wird, ſo nimmt Niemand Notiz davon, wenn Mr. Gathercole oder Mr. Strongman fortgehen; aber wenn jene Lords ſich erheben und durch die Menge ſchreiten, ſo bilden ſich in der Geſellſchaft zwei Reihen, um ſie paſſiren zu laſſen, und alle Herren fangen an, mit den Füßen zu ſtampfen und mit den Händen zu klatſchen,

um dieſe Edelleute und Peers des Reichs vor den Anderen auszuzeichnen. Zu ſolchen öffentlichen Huldigungen würden ſich unſere Bürgerlichen nie herablaſſen, und in England ſind unter denen, die den Peer beklatſchen, ſogar viele Ritter."

* Ein franzöſiſcher Kritiker beginnt einen Artikel über den „ewigen Juden" mit folgenden Worten:

„Bis jetzt ſind die intereſſanteſten Perſonen dieſer Geſchichte: Cain, Judas, Tod, Jovial und Rabat=Joie, das heißt: ein Löwe, ein Tiger, ein Panther, ein Pferd und ein Hund. Die drei erſten dieſer würdigen Geſchöpfe gehören einem gewiſſen Morok, der außerdem eine Meute wilder Hunde und einen Cornak, eine Art von Goliath, bei ſich hat, u. ſ. w."

Man ſieht, daß die Franzoſen ihrem Aerger, ſich in ihren Erwartungen von einem Meiſterwerk ſo getäuſcht zu ſehen, auf eine nicht ungeſchickte Art Luft zu machen wiſſen.

* Ein engliſches Journal theilt folgende Ueberſetzung der Ladenankündigung eines Dintenfabrikanten in Canton mit, die den Beweis liefert, daß die chineſiſchen Fabriken ihre Waaren ebenſo gut anzupreiſen wiſſen, als die Berliner: „Im Laden Taeſching — dem höchſt glücklichen — ſehr gute Dinte — fein! fein! Alter Laden; Urgroßvater, Großvater, Vater und ich ſelbſt machten dieſe Dinte; ſchön ſtark; ſehr ſtark; mit Sorgfalt geſammelt, mit Bedacht ausgeſucht. Ich verkaufe ſehr gute Dinte, die mir ſehr hoch zu ſtehen kommt. Dieſe Dinte iſt ſchwer — ſo auch Gold. Kein Anderer macht ſolche. Das Auge des Drachen funkelt und blendet — ſo auch dieſe Dinte. Andere, welche Dinte machen, thun es, um zu betrügen; ich aber mache ſie des Namens wegen. Viele Akwantſae's (Edelleute) kennen meine Dinte; meine Familie hat nie betrogen; ſie hatte immer einen guten Namen. Ich mache Dinte für den „Sohn des Himmels" und für alle Mandarinen des Reichs. Wie das Gebrüll des Tigers nach allen Seiten hinſchallt, ſo auch der Ruf des Drachen=Juwels (d. h. der Dinte). Kommt, all' ihr Akwan=tſae's, kommt nach meinem Laden und merkt euch das Schild Tae=ſching neben der Thür. Es iſt in der Seau=Schwun=Straße (kleinen Waſſerſtraße), außerhalb des ſüdlichen Thors."

* Der „ewige Jude" beginnt zu graſſiren. Der Wirth in Möckern, wo der ewige Jude beginnt, nennt ſein Haus fortan „zum weißen Falken" und kündigt in den Zeitungen an, daß ſein Hotel an der Straße von Rußland nach Frankreich liege: was allerdings wahr iſt. — Die berühmte Leipzigerin Sigismunde Roſenlaub kündigt im Moniteur de Leipſic, d. h. im Tageblatt, „ewige Juden=Häubchen" an. Seltſam! Sollte der ewige Jude ein Damenhäubchen tragen? Oder war dies früher in Jeruſalem Mode, als er noch faſhionabler Schuhmachermeiſter war, und nicht blos für Madame Kaiphas, ſondern auch für Pontius und Pilatus arbeitete? O Sigismunde! Hätteſt du nicht die neueſten Nummern der Deutſchen Allgemeinen abwarten können? Da hätteſt du geſehen, daß es auch eine ewige Jüdin giebt, und „ewige Jüdin=Häubchen" wären gewiß viel romantiſcher und moderner. In der That kommt jetzt im Sue'ſchen Romane die Geſtalt einer ewigen Jüdin vor, und zwar iſt es die berüchtigte Herodias; eine Idee, welche allen früheren Bearbeitern des grandioſen Stoffes, von Schlegel bis Moſen, entgangen war. (Komet.)

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

No. 65. Pariſer Moden. Damenmoden: Zwei Landanzüge. Der erſte, ein eleganter Morgenanzug beſteht aus einem hohen Kleide von Cameleonſeide, deſſen Rock bis zur Hälfte fadengrade geſchnitten iſt, indeß der untere Theil ſchräg genommen wird um ſo den Beſatz zu bilden. Darüber eine Mante von geſticktem Mull mit Spitzen verziert und mit einem Capûchon verſehn. — Die zweite Toilette beſteht aus einem Tarlatankleide mit gleicher Pelerine, die auf dem Rücken zuſammengeknüpft iſt. Der Strohhut iſt mit Sammtband ausgeputzt, das gleiche Band zur Buſenſchleife. Die Stiefelchen ſind von Zwillig mit Fußſpitzen von Glanzleder.

No. 66. Pariſer Moden. Damen=, Herren= und Knabenmoden: Beſuchsanzug der Dame und des Herren, erſterer von modefarbigem Seidenzeug gemacht, letzterer einen ſehr breiten Phantaſiefrack zeigend. Der Knabe hat ein Phantaſiecoſtüm.

Anzeiger. № 31.

In allen Buchhandlungen iſt zu finden:

Meluſine.

Gedicht in 3 Geſängen

von **Theodor Apel.**

Leipzig 1844, Hinrichs. 8. broch. $^{2}/_{3}$ Thlr. Prachtausgabe in gepreßtem Einband mit Goldſchnitt $1^{1}/_{6}$ Thlr.

Bei uns iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. J. Engel's Schriften

Taſchenausgabe in 12 Bänden à 10 Sgr. — 1. Band.

Die Reihe der ſogenannten Taſchenausgaben von den Schriften deutſcher Klaſſiker wurde durch Schiller's Werke eröffnet. Der Beifall, der dieſem Unternehmen zu Theil ward, gab die Anregung, auch von den Geiſteserzeugniſſen der vorzüglichſten deutſchen Autoren des 18. Jahrhunderts ähnliche Ausgaben zu veranſtalten. In der Zahl der ausgezeichnetſten Schriftſteller dieſer Periode gehört auch J. J. Engel, der in ſeinen Werken ſich als Moraliſt, Kritiker, Pädagog, Philoſoph, Kunſt- und Sprachforſcher, Aeſthetiker, Redner, Dramatiker und Verfaſſer meiſterhafter Charaktergemälde immer zugleich liebens- und achtungswürdig zeigt. Vor allen aber ſteht er, was die Behandlung der dialogiſchen Form betrifft, bis jetzt noch unerreicht da. — Die unterzeichnete Verlagshandlung hofft ſich daher den Dank des geehrten Publikums zu verdienen, indem ſie von Engel's Schriften eine Taſchenausgabe veranſtaltet, die in Hinſicht der Billigkeit keiner nachſteht, wohl aber, was die äußere Ausſtattung anlangt, jede andere übertrifft. Durch die monatliche Ausgabe eines Bändchens zu dem Preiſe von 10 Sgr. iſt es auch den Unbemittelten möglich, ſich in den Beſitz dieſer Schriften zu ſetzen, und ſich ſomit durch die darin enthaltenen wichtigen und intereſſanten Gegenſtände, den treffenden Blick, die glückliche Erfindung in Entwickelung und Einkleidung, den durchaus edlen Geiſt und Sinn, den heitern feinen Ton, die correcte Sprache, die ganze ſeltene Vereinigung des philoſophiſchen und dichteriſchen Talents eine reichhaltige Belehrung und einen nachhaltigen Genuß zu verſchaffen.

Der Inhalt der einzelnen Bände iſt folgender: 1. u. 2. Band, der Philoſoph für die Welt; 3. Bd., der Fürſtenſpiegel; 4. Bd., Reden und äſthetiſche Verſuche; 5. u. 6. Bd., Schauſpiele; 7. u. 8. Bd., die Mimik, mit 60 Holzſchnitten; 9. u. 10. Bd., philoſophiſche Schriften; 11. Bd., die Poetik; 12. Bd., das Charaktergemälde „Herr Lorenz Stark.“

Berlin im Juli 1844.

Mylius'ſche Buchhandlung.

Neue Musikalien im Verlage von **Fr. Hofmeister** in Leipzig:

Alkan, 3 gr. Etudes p. Pfte. No. 1, pour la main gauche seul (20 Ngr.). No. 2, pour la main droite seul (1 Thlr.). No. 3, à mouvement semblable et perpetuel pour les deux mains (25 Ngr.) 2 Thlr. 15 Ngr.

— —, Jean qui pleure et Jean qui rit. 2 Fughe p. Pfte. 15 Ngr.

Dreyschock, Les Hommages. Pensée p. Pfte. 5 Ngr.

Gutmann, Op. 7. Gr. Fantaisie sur le Freischütz p. Pfte. 25 Ngr.

— —, **Op. 8.** Deux Nocturnes p. Pfte. $12^{1}/_{2}$ Ngr.

Hahn, Op. 8. Rondo alla Polacca p. Pfte. $12^{1}/_{2}$ Ngr.

Kreutzer, Op. 98. Sechs Gesänge für 4 Männerstimmen. 1 Thlr. 15 Ngr.

Labitzky, Op. 96. Charlotten-Walzer f. Orchester. 1 Thlr. 20 Ngr.

— —, Idem f. Pfte zu 4 Händ. 20 Ngr.

— —, Idem f. Pfte. 15 Ngr.

— —, Idem im leichten Arrangement f. Pfte. 10 Ngr.

— —, Idem f. Flöte. 5 Ngr.

— —, **Op. 101.** Wien-Prager Eisenbahn. 3 Polka f. Pfte. 10 Ngr.

— —, Idem f. Pfte zu 4 Händ. 15 Ngr.

Marschner, Scene u. Arie f. Bass mit Orchester. (Einlage zu Hans Heiling. 1 Thlr. 5 Ngr.

Mayer, Op. 41. Variationen. (Seht ihr drei Rosse vor dem Wagen) f. Pfte zu 4 Händen. $12^{1}/_{2}$ Ngr.

Swoboda, Auroras-Strahlen. Walzer f. Pfte. 15 Ngr.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

14. Auguſt **№. 33.** 1844.

Ueberſicht: Vier Bilder der Dresdner Galerie, von Dr. Eduard Vehſe. — Der erſte Band. — Jeanne. — Nachrichten.

Vier Bilder der Dresdner Galerie.

Von Dr. Eduard Vehſe.

1. Rembrandt's Mühle.

Der rechte Zauber des Landſchaftsgemäldes beruht weſentlich darauf, daß uns die Natur durch eine dunkle, unbewußte Symbolik des Gefühls als ein Wiederſchein unſers Bewußtſeins, als ein Echo der Empfindungen unſrer Seele, als etwas von unſern eigenſten Gemüthsſtimmungen erfülltes Lebendiges erſcheint. Wir tragen unbewußt unſre Gemüthsſtimmungen in die Natur über, wir leihen ihr, der Todten, Leben, es iſt uns ein Bedürfniß, in der Natur, unſrer aller Mutter uns ſelbſt aufzuſuchen und wiederzufinden. Wir wiſſen es wohl, daß die Natur ſtumm iſt, daß ſie nicht mit uns fühlt, aber wir unterdrücken dieſe Reflexion, wir laſſen ſie uns nicht zum Bewußtſein kommen, wir leihen der Natur unſer Gefühl, weil wir ein Mitgefühl bedürfen. Wir verſenken uns, von einem unabweisbaren, inneren Drange geführt mit Behagen in die tröſtende Vorſtellung, daß ſie mit uns rede, mit uns empfinde, mit uns leide.

Und dabei thut es uns ſo wohl, zu wiſſen, daß die Natur nicht ergriffen, nicht zerrüttet wird von den heißen Leidenſchaften, von denen wir Menſchen ergriffen und zerriſſen werden, es thut uns ſo wohl, deſſen ſicher zu ſein, daß wir von der Natur keinen Widerſpruch zu erfahren haben, von ihr, die unbewegt, immer ruhig-groß die Leiden und die Freuden des menſchlichen Selbſtbewußtſeins, die Wonnen und die Qualen der menſchlichen Freiheit ſtill an ſich vorüberziehen läßt.

Wir können einen Wiederhall aller nur gedenkbaren Seelenſtimmungen aus den Situationen und Scenen, die die Natur uns bietet, herausfühlen und dies je wärmer und tiefer, je wärmer und tiefer unſer Gefühl iſt, das wir im Stande ſind, in ſie hineinzulegen. Der friſche Hauch eines kühlen

Sommermorgens erfüllt uns mit fröhlichem Muth und urkräftigem Behagen; der linde, weiche Abend, nachdem die glühende Tagesſonne unter den Horizont untergetaucht iſt, ſenkt Ruhe und Frieden in unſre Herzen; durch die hohen Wipfel der Bäume, durch die mit ihren ſchönen Häuptern ſehnſüchtig uns zuwinkenden Blumen, durch die dunkelgefärbten, geſättigt tiefgrünen Grashalmen auf den Matten und Wieſen, durch die von einem ſanften, leiſen Winde leicht gekräuſelten Wellen der Flüſſe und des Meers, geht zu allen Tagesſtunden ein Weben und Flüſtern und Rauſchen, deſſen geheimnißreiche Sprache wir ſehr wohl zu verſtehen meinen; im Gewitter, im Sturm toben uns von den Wolken des Himmels und von den Wogen des Meers Wuth und Zorn, die gewaltigſten Paſſionen, die die Menſchenbruſt durchbrauſen, entgegen; ein erhebendes Gefühl von Größe zieht in unſre Bruſt ein, wenn wir uns im Angeſicht der erhabenen ſilbernen Gletſcherhäupter der Alpengebirge befinden; weich, elegiſch in Sehnſucht und Liebe dehnt ſich unſer Inneres aus, wenn uns die tiefe Waldeinſamkeit aufnimmt oder wenn uns die Dunkel eines romantiſchen ſchattigen Thales empfangen, das ein ſilberner Waldbach mit ſeinem ſchwermüthig-melancholiſchen Geplätſcher durchrauſcht.

Ueberall aber hier, in allen dieſen mannichfaltigen Naturſcenen und Situationen denken wir unſre eigenen Stimmungen in die Natur hinein; wir, wir ſelbſt ſind es, die der Natur die Stimmungen, die wir aus ihr herauszufühlen meinen, erſt leihen. Dadurch und nur dadurch wird bewirkt, daß es uns ſo vorkommt, als ſähen wir die verſchiedenen Zuſtände, Empfindungen, Kämpfe die uns innerlich bewegen, in der Natur abgebildet, in ihr wiedergeſpiegelt aber — und das iſt der eigentliche charakteriſtiſche Hauptpunkt in dem der Schlüſſel des Räthſels liegt, ohne die bittern Schmerzen, ohne die herbe Pein unſers Selbſtbewußtſeins.

Daher und nur daher die befreiende, die poetiſche Wirkung, der gemüthliche Eindruck, die Erregung der vorſchlagend ſentimentalen Stimmung, der tiefſinnigen Rührung, welche die Landſchaft hervorbringt.

Rembrandt hat es nun meiſterhaft verſtanden, in die Natur die individuellen und zwar die tiefſten und gemüthlichſten menſchlichen Stimmungen hineinzulegen und ſie ſo von ihnen erfüllt zu malen. Er erſcheint deshalb in ſeinen Landſchaften im höchſten Grade poetiſch. Wenn man Rembrandt's Landſchaften anſieht, lebt eine ganze Welt von Gefühlen in uns auf, die der Maler in ſie hinein zu malen wußte. Dabei wird das harmoniſche Zuſammengehen der einzelnen Gegenſtände, der allgemeine muſikaliſche Einklang des Ganzen durch die Magie des Helldunkels bewirkt. Auch in Rembrandt's Landſchaften, wie in ſeinen hiſtoriſchen Bildern und Portraits tritt vorſchlagend die Herrlichkeit der Farbe heraus. Rembrandt's Landſchaften ſind nicht nur von der gemüthlichſten, ſie ſind auch von der gewaltigſten Wirkung. Jene Wirkung, die gemüthliche, wird durch die Tiefe des Ausdrucks hervorgebracht, der in ihnen liegt, dieſe, die gewaltige, ſchlagende Wirkung durch die tiefe Gluth und Sättigung der Farbe.

Der Sinn für die Farbe mußte in Holland vorzugsweiſe angeregt werden, er ward angeregt durch die Natur des Bodens, die friſche üppige Vegetation des Landes, welche durch die feuchte, waſſerreiche Luft, den feuchten, waſſerreichen Boden bedingt wird, durch die Fülle und Kraft der grünen unabſehbar ſich ausdehnenden Wieſen und Matten, durch den Frühling, Sommer und Herbſt hindurch in unvergleichlich friſcher Färbung prangenden Baumſchlag. Die Mühle Rembrandt's iſt eine der herrlichſten Landſchaften

Digitized by Google

der Dresdner Galerie: Rembrandt's Saal No. 1570. Dieſe Mühle iſt vielleicht die Mühle, in welcher Rembrandt geboren wurde und lange Zeit in ſeiner Jugend bis zu ſeinem 24. Jahre lebte und malte. Die Mühle iſt ein Bild, in der nicht die Landſchaft, ſondern in der das Gemüth des Künſtlers zur Darſtellung gebracht wird, das beſchauliche, phantaſtiſche, mährchenerfüllte, in ſeiner Einſamkeit in ſich ſelbſt webende und ſich ſelbſt vollkommen gnügende Gemüth. Dieſe Landſchaft reflectirt nur das Innere des Künſtlers in der muſikaliſchen Harmonie und Poeſie des Helldunkels. Sie iſt das wiederhallende Echo der traumhaft bewegten Seele Rembrandt's, der Wiederſchein der beſchaulichen gemüthlichen Stimmungen derſelben. Dieſe Stimmungen werden durch das Bild in uns ſelbſt erweckt und erfüllen uns mit jenen ſüßen Schauern, die jedesmal in der Menſchenſeele emporſteigen, wenn uns eine urkräftige Unmittelbarkeit entgegentritt.

Die Mühle Rembrandt's iſt in dem ſchauerlichen Momente gemalt, der einem Gewitter vorausgeht. Es iſt ganz ſtill, ganz dunkel, es iſt recht heiß und recht bange. Man meint aus der weißen Gewitterwolke, die dampfend im Hintergrunde am ſchon verdunkelten Himmel vorüberzieht, das leiſe Grollen des herannahenden Donners zu vernehmen, man meint von der dicken ſchwülen Luft einzuſaugen, man glaubt, das Klappern der Mühlräder, das Raſſeln der Räder des kleinen Einſpänners zu hören, auf dem ein Mühlgaſt eilends, um dem ausbrechenden Sturme noch zu entkommen, neben einer ſtattlichen Bleiche vorbei, links im Vordergrunde zur Mühle hinführt, man meint auch den Duft der Kräuter auf den dunkelgefärbten, im tiefſten geſättigſten Grün ſtehenden Wieſen einzuathmen. Und dazu tauchen nun noch die alten Mährchen auf von der ganzen Umgegend, die Sagen von dem niedlichen, kleinen Schlößchen, das ſich über der Mühle, die friedlich rechts im Vordergrunde liegt, weiter hinauf an dem Bache, der ſie treibt, faſt im Mittelpunkte des Bildes heraushebt, und die unheimlichen Geſchichten, die ſich einſt da oben auf dem Gipfel des Berges, noch weiter nach dem Hintergrunde zu, an dem wieder mehrere Häuſerchen hinliegen, in der alten Burg begeben haben, die ſich mit ihren Mauern und Thürmen in's Thal hinunterneigt. Von dieſer Burg mochte Rembrandt unten in ſeiner Mühle zur Zeit ſeiner Jugend recht ſchaurige Geſchichten gehört haben.

Dieſe ſchöne Landſchaft Rembrandt's hängt leider zu hoch, um bei der übeln Beleuchtung der Dresdner Galerie gehörig geſehen zu werden. Die Beleuchtung iſt nur an trüberen Tagen günſtig, wo das einfallende Sonnenlicht, das auf den Firniß der Bilder fällt und nur dieſen Firniß, nicht die Gegenſtände der Bilder ſehen läßt, nicht ſtört. Weshalb das „Lob des Pökelherings" und ein Wouvermann, die unter dieſem Rembrandt hängen, die Ehrenſtelle vor dieſem erhalten haben, ſieht man nicht wohl ein. Am beſten ſieht man das Bild, wenn bei ganz ſonnenhellen Tagen die Rouleaux der Fenſter des Saales zugezogen ſind. Auf ein ſolches Helldunkel iſt es auch ganz eigentlich berechnet.

2. 3. Die Rafael'ſche und die Holbein'ſche Madonna.

Rafael erreichte, als er auf der Höhe ſeiner Kunſt ſtand, einen neuen Ausdruck, er erreichte den Ausdruck des religiös-poetiſchen Ideals der Madonna, indem er die Schönheit der griechiſchen Welt, die klaſſiſche Schönheit der Antike mit der geheimnißvollen, myſtiſchen Seelenſchönheit der chriſtlichen

Welt auf eine wunderbare, vollendete Weiſe verſchmolz. Unter dieſen Madonnen iſt wohl die Sixtiniſche Madonna zu Dresden der zarteſte, duftigſte Hauch einer poetiſchen, himmliſch reinen Schönheit, der freieſte Erguß der durch und durch poetiſchen, ſchönen Rafael'ſchen Seele. Dieſe Perle der Dresdner Galerie iſt unſchätzbar, die 17 oder 18000 Dukaten und ein Nachbild nach Piacenza, die ſie koſtete, jedenfalls werth.

Aus einem grünen Vorhange heraus, der ganz ſchmucklos an einem querüberliegenden Eiſenſtabe mit Ringen befeſtiget iſt, treten die Geſtalten. In der Mitte Madonna, mit den Füßen auf einer Wolke ſtehend, ſchwebend inmitten des lichtblauen Himmels, in ihren Armen haltend das göttliche Kind; rechts ihr zu Füßen unten der Papſt Sixtus, ein herrlicher, ehrwürdiger Greis mit ſilbernen Haaren, im Ornate, die Tiare ihm zu Füßen, ehrerbietig und andachtsvoll zu der Königin des Himmels emporblickend, wie Befehl von ihr erwartend; links die heilige Barbara, in die Kniee geſunken, mit ſeitwärts herunter gewendeten Blicke, wie von der Majeſtät geblendet; unten zwei Engel mit aufliegenden Armen, beides Kinder, die mit ihren klugen forſchenden Augen nach oben, nach dem Wunder der Welt blicken. Die Leinwand iſt im Hintergrund ganz erfüllt mit ſchönen, zarten Engelsköpfchen hinter der Mutter des Heilands, alles ſchwimmt in einem zarten, warmen, Luftton. Das Oval des Angeſichts der Madonna iſt ganz das Oval einer römiſchen Jungfrau, wie man ſie noch heut zu Tage antrifft, aber in idealiſcher Verklärung. Dieſes Angeſicht iſt ganz ohne menſchlich begreiflichen Ausdruck, aber die Seligkeit, die Klarheit, die Reinheit, der Frieden und die Ruhe des Himmels kommen in ihm zu einem Ausdruck. Ihre Augen glänzen nicht wie die gewöhnlichen Augen der Menſchen, ſie ſind im Gegentheil tief dunkel. Wenn die Augen der Menſchen glänzen, deutet das immer auf etwas Außerordentliches, das vorübergeht, keine Dauer hat, wechſelt, für ſie aber giebt es keinen Wechſel der Dinge mehr, alles iſt vollendet bei ihr, ſie hat den Herrn des Himmels geboren und iſt ſelbſt jetzt Königin des Himmels. Sie blickt nirgends hin, ſie ſchaut in tiefer Ruhe in die Ewigkeit hinein. In des Erlöſers erhabenen Augen, die gar nicht die gewöhnlichen Augen eines Kindes ſind, ſondern die höchſt großartig herrſchend umblicken, leuchtet das ewige Licht, das in die Welt kam, die Menſchen zu erleuchten, das aber nun nur wiederkommen wird, die Welt zu richten. Dagegen iſt der Ausdruck in den beiden anbetenden Geſtalten des Papſtes und der Barbara der Ausdruck zwar auch der Seligkeit, aber eines menſchlichen Gefühls, einer menſchlichen Schönheit. Beide Geſtalten, Sixtus und Barbara, ſind irdiſche Geſtalten, ſie gehören der Erde an, ſie vermitteln die Erde mit dem Himmel, ſie ſind ganz Ehrfurcht, Demuth, Liebe und Anbetung; ihre Seligkeit, ihr Frieden, kommt ihnen von Maria und dem göttlichen Kinde, den Gegenſtänden ihrer Anbetung und Andacht, ſie ſind von dieſen abhängig. Maria und Chriſtus ſind Himmelsgeſtalten, ſie tragen die Seligkeit und den Frieden in ſich. In der großartigſten, feierlichſten Majeſtät blickt das welterlöſende Kind aus ſeinen allwiſſenden Augen und ſchwebt die heilige Jungfrau, in den großen Himmel eingegangen, als unſterbliche Königin deſſelben in erhabenſter Ruhe und Stille über den ſterblichen Menſchen auf der kleinen Erde.

Rumohr hat es ſehr wahrſcheinlich gemacht, daß die Madonna di San Siſto urſprünglich ein Proceſſionsbild war, ein Bild, welches bei einer Proceſſion der verſammelten Menge der Gläubigen vorgetragen wurde. Es wurde erſt ſpäter ein Altarbild und Kabinetsſtück, Rafael malte erſt ſpäter den Vor-

Digitized by Google

hang dazu oben und die beiden Engel unten in den Himmel hinein. Der heilige Sixtus deutet und die heilige Barbara blickt, das ſieht man allerdings klar, nicht auf die Engel, ſie blicken und deuten auf die unter dem Bilde verſammelten Chriſtenſchaaren, für die ſie gleichſam als Fürſprecher ſich darſtellen und über denen Madonna gleichſam als eine Lichterſcheinung ſchweben ſollte. — Beides, Himmel und Erde, ſind auf die wunderbarſte Weiſe in dieſem Bilde vereinigt.

Holbein iſt der Meiſter des ſchönen Bildes der Madonna mit der Familie des Bürgermeiſters Jakob Meyer von Baſel. Es iſt dies eine Madonna, die mit dem göttlichen Kinde in einem deutſchen Zimmer erſcheint. Die Zuſammenſtellung iſt weſentlich auf die Bildniſſe, die Portraits berechnet, aber durch die Geſammtſtimmung einer tiefen, heiligen Andacht zuſammengehalten. Dieſe Andacht iſt ächt deutſche Andacht, das ganze tiefe, deutſche Gemüth kommt darin zum Ausdruck. Eine Stille und ein Frieden iſt in dieſem Bilde, der ſolchergeſtalt ſchwerlich in einem anderen Bilde wieder ſo erreicht worden iſt. Es iſt ſo recht deutſche Hausandacht, deutſche Sonntagsſtimmung darin. Die Madonna erſcheint in einer kleinen Zimmerniſche, ein Fußteppich iſt auf dem Boden hingebreitet, auf welchem auf der einen Seite der Vater mit einem großen und einem kleinen Sohne, auf der andern die Mutter mit ihren beiden Töchtern niedergekniet iſt, um zur Madonna zu beten. Die Madonna iſt vielleicht eine ältere Tochter mit ihrem Kinde, deſſen Geburt ihr das Leben gekoſtet hat. Denn eine Familienähnlichkeit mit dem Vater, dem Bürgermeiſter, ſcheint mir, iſt da; Portrait iſt auch die Madonna, dieſe holdſelige Mutter, mit den weichen niedergeſenkten Augenwimpern, und ihr Kind. Der höchſt liebliche Knabe der zu vorderſt ſteht, der Jüngſte der Familie, ſcheint den Johannes vorzuſtellen, er trägt den Typus deſſelben, er fordert gleichſam auf, das Chriſtkind anzubeten, er hält ſein Händchen ausgeſtreckt, wie verlangend nach oben; das bei weitem weniger liebliche Chriſtkind macht eine ähnliche Handbewegung zu ihm herunter.

Es iſt intereſſant, die deutſche Holbein'ſche Madonna mit der italieniſchen Rafael'ſchen zu vergleichen: die Lokalität der Dresdner Galerie geſtattet es, beide Bilder mit einem Blicke zu überſehen, die Zimmer, wo die beiden Bilder hängen, grenzen aneinander; vor der Holbein'ſchen Madonna ſtehend, erblickt man unwillkürlich die Rafael'ſche dahinter.

Holbein's Madonna trägt über einem tiefgelben Unterkleide ein ſchwarzes Oberkleid; nur eine ganz dünne rothe Schärpe, die vorn in einem Knoten geſchlungen iſt, ſchmückt dieſes ſchwarze Kleid; außer einer hohen goldenen Krone auf dem Haupte erſcheint die Himmelskönigin ganz ſchmucklos. Rafael's Madonna trägt ein hochrothes Kleid, einen dunkelblauen Ueberwurf darüber, ein weißer Schleier flattert über ihr ungekröntes Haupt. Ihre lichtkaſtanienbraunen Haare ſind glatt geſcheitelt. Die deutſche Madonna hat hochblondes Haar, es fließt ihr unter der hohen Krone, lang herabwallend über das ſchwarze, ſchmuckloſe Kleid, über die Achſeln an den Armen herunter. Die deutſche Madonna iſt eine ſinnige, ächt deutſche Jungfrau, ſtill in ſich gekehrt, ruhig-beſchaulich blickt ſie mit ihren klaren Augen unter den ganz leiſe angedeuteten Brauen zu der Gruppe der vor ihr Knieenden herunter. Die italieniſche Madonna iſt eine ächte Römerin, das Oval des Geſichts, die Form ihres Körpers iſt ächt römiſch, aber es iſt dieſes Geſicht von einer idealiſchen Grazie und Seelenſchönheit wie durchgeiſtet, ſie hat einen durchaus himmliſchen Ausdruck, ſie blickt, wie ſchon geſagt, nirgends hin, ſondern in die Ewigkeit hinein.

Digitized by Google

Man kann das Charakteriſtiſche der italieniſchen und der deutſchen Auffaſſungsweiſe nirgends ſtärker erkennen, als an dieſen beiden Madonnen. Bei beiden iſt Schönheit des Ausdrucks, Schönheit der Seele die vorherrſchende Schönheit, aber dieſe Schönheit des Ausdrucks iſt bei der Rafael'ſchen Madonna mit der Schönheit der körperlichen Formen, die in Rom und im römiſchen Gebiete am ſchönſten, kräftigſten anzutreffen ſind, vollendet verbunden und dadurch iſt eben dieſe Madonna eine poetiſche und eine idealiſche Schönheit. Die Holbein'ſche Madonna iſt nur das treue Abbild einer menſchlichen, und zwar einer deutſchen Schönheit, es iſt das Portrait einer deutſchen Mutter, in ihrer Geſtrengigkeit, jungfräulichen Zucht und Reinheit. Beide Madonnen ſind unendlich tief und höchſt ſeelenvoll aufgefaßt, aber bei der Rafael'ſchen Madonna überwiegt die Grazie und Milde, bei der Holbein'ſchen das naive und geſtrenge Element. Die Rafael'ſche Schönheit iſt eine poetiſche, himmliſche, die Holbein'ſche eine wirkliche, irdiſche Schönheit. Die Rafael'ſche Madonna iſt eine Himmelserſcheinung, ſie ſteht in dem aufgethanen Himmel und gehört nur ihm an, die Holbein'ſche Madonna iſt eine als die Mutter des Heilands dargeſtellte deutſche Mutter, ſie trägt ganz nationales, ganz deutſch-gemüthliches Gepräge, ſie zeigt nur deutſche Körperformen und deutſche Seele.

4. Tizian's Zinsgroſchen.

Tizian's früheſte Werke aus ſeiner Jugendperiode zeigen noch das alterthümlich ſtrenge, ſtille und ernſte Gepräge des Bellini, ſeines Lehrers. An der Grenze dieſer ſeiner Frühperiode ſteht ſein Cristo della moneta. Hier erſcheint ſchon die Strenge der Behandlung zu liebevoll zarter Durchbildung umgewandelt. Aber das Göttliche in Chriſtus offenbart ſich in dieſem Bilde nicht als ein Außerweltliches, nicht als etwas, was mit dem Himmel auf die Erde ſich herabneigt, was dem Himmel ausſchließlich angehört und ſich nur herniederläßt zu den Menſchen. Das Göttliche erſcheint hinein verlegt in den Menſchen, aus deſſen Innerem herauswirkend. Die mittelalterliche Glaubensanſicht, die die ganze Erde in den Himmel legte, iſt in dieſem Bilde entſchwunden, dieſes Bild zeigt eine neue Auffaſſung, es zeigt den Himmel auf Erden, in der Perſon Chriſti. Chriſtus iſt portraitmäßig aufgefaßt und darum tritt er uns ſo menſchlich nahe. Der Chriſtus della moneta iſt ein Menſch, der das Göttliche in ſich trägt, das Göttliche in ſeiner geiſtigen Fülle. Die äußerliche Glaubensromantik, die den Himmel herabzieht und auf dem äußerlichen Wunder fußt, iſt bei dieſem Chriſtus zu einer innerlichen Romantik verklärt, in dieſem Chriſtus erſcheint nur das Wunder des Geiſtes. Höchſt würdig, feierlich, in einem gewiſſen Sinne ſogar höchſt heilig iſt Chriſtus aufgefaßt, ſtreng kirchlich im Sinne des Mittelalters iſt er durchaus nicht mehr. Die portraitmäßige Auffaſſung iſt der alten typiſch-kirchlichen entgegengetreten. Auf der Stirn Chriſti thront nicht mehr jene myſtiſche, religiös-kirchliche Heiligkeit, die der alte traditionelle Typus ſtrenge feſthielt, es iſt etwas der heitern Klarheit, der bedürfnißloſen Ruhe der Antike Verwandtes darin. Man kann ſagen, daß in dieſer Stirn ſogar nur etwas idealiſirt Menſchliches erſcheint.

Es wird hier aber das Höchſte erreicht, was die Malerei in Bezug auf Natürlichkeit, auf Lebenswahrheit leiſten kann, es iſt ein Bild, das wirklich Leben in ſich zu ſchließen ſcheint und zwar höchſtes, geiſtiges Leben, es iſt ein Bild, das den Schein dieſes wirklichen und höchſten geiſtigen Lebens in

Digitized by Google

der eminenteſten Weiſe offenbart. Der in ſeiner Art einzige, feingeſchnittene geiſtreiche Mund zürnt über die Gemeinheit, die ihm in dem Phariſäer nahe getreten iſt, aber dieſer Zorn, dieſe menſchliche Leidenſchaft, iſt durchaus abgedämpft, iſt durchaus fern abgehalten durch das wie Morgenglänzen auf dem Antlitz hervortretende klare Bewußtſein göttlicher, d. i. unendlicher, geiſtiger Ueberlegenheit, der ſofort die ſchlagende Antwort zu Gebote ſteht, die den verſuchenden Frager zu Schanden macht und ihm den Mund zuſchließt. Der Mund Chriſti erſcheint hier ſo recht eigentlich als eine Pforte von Worten des ewigen Lebens.

Und wie ruhig-ſtill blickt Chriſtus den Phariſäer an! Wie durchblickt er ihn und wie überſieht er die gemeine Seele! Welche göttliche Traurigkeit und Betrübniß ſpielt um Mund und Augen über den Jammerſtand der verworfenen Menſchenart, welcher dieſer Phariſäer zugehört! In dem ganzen Angeſicht thront eine innerliche, immanente geiſtige Erhabenheit, — ein zwar unnahbarer Ernſt, aber doch auch eine himmliſche Milde, welche ſo zugleich ſchwerlich in einem anderen Chriſtuskopf wieder zum Ausdruck gebracht worden iſt. Schon in der Färbung der beiden Geſtalten hat Tizian den Unterſchied der Seelen ausgeſprochen; das himmliſch-milde, geiſtesklare Angeſicht und die feine, zarte Hand des Heilands, die die Münze nimmt, hat ein zartes, hellrothes Colorit; die rohe materielle Hand, das materielle, aber doch gar nicht ordinäre, am wenigſten gemeine Geſicht des Phariſäers mit dem großen aufhorchenden Ohre hat eine grobe, erdige, braunrothe Färbung.

Während in den alten kirchlich-religiöſen Bildern das Göttliche durch den ſtreng-typiſchen, myſtiſch-majeſtätiſchen Ernſt ausgedrückt und dieſer Ernſt des Ausdrucks nur durch die Beimiſchung des Milden und Zarten in den ſchönen Formen temperirt wurde, kann man ſagen, daß hier umgekehrt bei Tizian die Milde der vorſchlagende Ausdruck des Göttlichen iſt und der damit verſchmolzene Ernſt in der Form die menſchliche Zuthat. Dort erſcheint das Göttliche in dem vorherrſchenden Ausdruck eines myſtiſchen Ernſtes und iſt gefaßt in den Rahmen der ſchönen, ſeelenvollen Form. Hier dagegen erſcheint es als himmliſche, ſeelenvolle Milde und iſt gefaßt in den Rahmen der klaſſiſchen, ſtrengen Form, der ruhigen, klaren Form der Antike.

Der erſte Band.

Er iſt nun vollſtändig erſchienen, franzöſiſch und deutſch, und es iſt eine vorläufige Abſchätzung möglich.

Ich ſpreche natürlich von einem Buche, welches ſeit einem Monate alle Bücher verdrängt, vom ewigen Juden. Gegen die Mode iſt alles Raiſonnement unmächtig. Es iſt alſo auch überflüſſig, zu behaupten: daß dieſer erſte Band von keiner großen Erheblichkeit und den Invaſions-Vorbereitungen, welche er erregt, durchaus nicht entſprechend ſei. Es iſt dieſe Behauptung überflüſſig, weil ein vorläufiges Urtheil über einen erſten Band, dem neun Bände folgen, nicht viel zu bedeuten haben kann, weil ferner Sue ſtrenge haushalten muß, um für neun Bände Steigerung übrig zu behalten, und — weil doch Niemand in der fieberhaften Neugier des Augenblicks gehemmt würde, auch wenn mit Fug und Recht geſagt werden müßte, das Buch ſei keinen Schuß Pulver werth.

Die Wahrheit zu ſagen: ich freue mich ſtets, wenn eine literariſche Erſcheinung epidemiſch unter die Leute fährt. Es iſt immer ein Triumph des Talentes, der jedem Schriftſteller eine gewiſſe Genugthuung gewähren kann. Daß es faſt niemals ein deutſches Talent iſt, dem ſolche Macht eingeräumt wird, das iſt unſer Schickſal, und zum Theil unſre Unart. Ein wenig Schuld hat auch unſre Kritik, die mehr als anderswo Schulkritik bleibt, und die Autoren vom natürlichen Tone und Wurfe ableitet. Scott, Boz, Sue wären als deutſche Schriftſteller ſchön angekommen in unſern Literatur-Zeitungen. Denn in dieſen theilt ſich doch die Herrſchaft immer noch durchſchnittlich in: Zopf und Perücke, das heißt vermoſ'te Theorie, überſtändiges Regiment, und in: Rappier und Unbärtigkeit, das heißt kahle Theorie, unreifes Regiment. Sinn und Anerkenntniß für die Macht des Talents iſt äußerſt ſparſam vorhanden.

Daher auch nach dem ungeheuren Erfolge der Myſtères Niemand erſchienen iſt, welcher neben den klaffenden Fehlern und Unarten Sue's uns die Faſern, Sehnen und Nerven des großen Talentes aufgedeckt hätte. Als ob ſolche Erfolge ein blanker Zufall wären! Nun lieſ't das Publikum ſtets nur Gekeif oder Schmähung, und doch verwundern ſich die Literaten, wenn das Publikum den Kritikern nicht mehr Aufmerkſamkeit und nicht mehr Anerkennung widmet. Sie machen's darnach. Statt in ihrem Bereich ebenfalls zu produciren, hinken ſie immer und ſchlagen ſie immer mit denſelben Krücken hinterher.

Freilich iſt der Sue'ſche Erfolg in Deutſchland von einem Heere Marodeurs begleitet, welches dem Unbefangenſten Zorn erregen und das Urtheil befangen kann. Buchhändler, Fabrik-Schriftſteller und bloße Ueberſetzer überſtürzen ſich. Und das iſt ein widerwärtiger Anblick. „Die X-Y-Ausgabe des ewigen Juden zu vier Groſchen iſt klaſſiſch und jede andere iſt Geſudel neben ihr!“ Aehnliche Anzeigen, aus den Namen des Verlegers und Ueberſetzers zuſammengetitelt, marktſchreien umher und machen unſre ſoliden Buchhäudler ſchamroth. Es iſt freilich lächerlich, den Verlag einer Ueberſetzung wie eine Heldenthat anzukündigen, und dieſe ganze Hatz iſt unwürdig genug. Dabei iſt über die neu entſtandene Rechtsfrage noch nichts Durchgreifendes entſchieden, und bis jetzt hat es allen Anſchein, als ob die Spekulation des Leipziger Buchhändlers Kollmann, welcher Sue ſelbſt eine ſtattliche Summe für Original und Ueberſetzung gezahlt, durch Rechtsmittel nicht geſchützt werden könnte. Die franzöſiſche Ausgabe nämlich findet allerdings Schutz in Sachſen und wohl auch in Preußen. Belgiſcher Nachdruck des juif errant iſt in Leipzig konfiscirt worden. Im weſtlichen Deutſchland dagegen ſcheint der belgiſche Nachdruck wenig Hinderniſſe zu finden, und man nennt wie immer Frankfurt als den Markt für dieſen Nachdruck. Philippi in Grimma ferner, welcher alle Feuilleton-Romane in einer wohlfeilen Ausgabe bringt, und ſeinen Käufern nun doch auch den juif errant liefern muß, ſagt: ich gebe meine franzöſiſche Ausgabe meinen Käufern umſonſt, ſuche alſo keinen Gewinn, und entkleide dadurch meine Ausgabe von dem charakteriſtiſchen Zeichen des Nachdrucks.

Die deutſche Ueberſetzung von Weſché, welche komiſcherweiſe Sue, der kein Wort Deutſch verſteht, in einer zweifelhaft franzöſiſchen Note als ſein an Kollmann überlaſſenes Eigenthum ausgiebt, und für welche er den unzweifelhaften Schutz gegen Nachdruck in Deutſchland fordert und vorausſetzt, dieſe Ueberſetzung hat ein noch mißlicheres Schickſal. Die Ueberſetzer lachen und verſichern, daß ſich Niemand vergreifen würde an Herrn Weſché's unvollkommenem Machwerke, daß aber weder Sue noch Kollmann ihnen wehren könne, das franzöſiſche Exemplar originaliter zu überſetzen. Und ſo erſcheinen denn bis jetzt ungeſtört eine Menge Ueberſetzungen, zwei Zeitungen, die Deutſche Allgemeine und die Frankfurter Ober-

poſtamtszeitung an der Spitze. Sue läßt dieſe beiden regelmäßig in Frankreich konfisciren, und die franzöſiſche Regierung, welche ihre Landsleute überall ſchützt, iſt ihm dafür gern zu Willen. Das mag ärgerlich ſein für dieſe Zeitungen und deren Leſer in Frankreich, eine weitere Bedeutung hat dies nicht.

Zu einer theoretiſchen Erledigung dieſer Rechtsfrage in Deutſchland iſt es noch nicht gekommen, und es ſcheint wenig Ausſicht vorhanden zu ſein für den Schutz der Ueberſetzung trotz einer Citirung von betreffenden Geſetzen, welche Herr Enslin im Börſenblatte gegeben. Es ſpielt darin als Aequivalent für uns ein franzöſiſches Geſetz vom Jahre 1810 eine Rolle, welche man bei uns nicht kennen und beſtätigen will. Eine ſtets ſehr unbefangene und wichtige Autorität, Dr. Berger in der Preßzeitung, iſt auch nicht der Meinung, daß dem Sue-Kollmann'ſchen Anſpruch in Betreff der Ueberſetzungen Folge gegeben werden könne.

Trotz alle dem umſchließt die Frage, ob ich als Autor auch für andre Sprachen die eigenthümliche Herrſchaft über mein Werk durchſetzen könne, einen ſo wichtigen Rechtsbereich, daß ſie gründlicher Unterſuchungen werth iſt. Dieſe werden nicht ausbleiben, und ich werde nicht unterlaſſen, unſern Leſern mitzutheilen, was ſich Berichtenswerthes weiter ergiebt.

Nun noch einige Worte über Inhalt und Werth des erſten Bandes. Die mythiſche Figur ſelbſt, der ewige Jude, iſt bis jetzt nur im Prolog und Epilog angedeutet, und zwar auf eine Weiſe, die für uns Erben einer geiſtreichen Romantik platt genannt werden darf. Daraus wird wohl auch nicht viel werden, es iſt die ſchwache Seite Sue's, welcher Genre-Scenen vortrefflich anlegen und malen, Charaktere mit breitem Pinſel entwerfen und in lebendiger Dramatik fortreißend in Handlung ſetzen kann, welcher aber für den höheren Zuſammenhang und Reiz eines Kunſtwerks weder Sinn noch Schwung noch Fähigkeit hat. Die bedrängten Helden des Romans ſind denn auch ganz im handgreiflichen Romanſtile bereits als Verwandte des Ahasverus angedeutet, und über dieſe hausbackene Verbindung würden unſre alten Poeten nicht wenig lachen. Uebrigens iſt als romantiſches Hinderniß erdacht: daß Ahasverus in einer gewiſſen Richtung wandern muß, und nicht beliebig umkehren kann. Zur Ausgleichung hat ſich Sue eine ewige Jüdin, die Herodias, erſchaffen und dankt für die Veranlaſſung dazu ſehr ernſthaft einem Bibliothekar. Der Franzoſe braucht Geſellſchaft, auch wenn er ewiger Jude iſt, und übrigens kommt natürlich Herodias von der andern Seite über die Erdkugel, ſo daß ihr Ahasver im Begegnen raſch die nöthigen Aufträge für den Schutz ſeiner Verwandten geben kann. Der Sturm wird ſie immer zu zeitig auseinanderſchleudern und von der Hilfs-Aufgabe fortwehen, ſo daß dies Hin- und Herlaufen, den komiſchen Eindruck ſolcher Aeußerlichkeit eingerechnet, wohl zehn Bände lang vorhalten wird.

Davon iſt denn nichts als praktiſche Maſchinerie zu erwarten. Hierin ſind die Franzoſen von der Poeſie verlaſſen. Das Wirkliche iſt ihr Feld. Dies iſt nun hier folgendermaßen angelegt: Die Geſchichte hebt unſcheinbar und breit idylliſch an in der Gegend von Leipzig. Die Lokalfarben ſind unrichtig, und Sue hat ſich nicht die Mühe gegeben, das leicht Erreichbare ſich anzueignen. Ein Veteran des Kaiſerreichs zieht mit zwei jungen Mädchen von Sibirien gen Paris, und übernachtet in Möckern. Dort wird er von einem Thierbändiger Morok aufgehalten, ſeines Pferdes, ſeiner Papiere beraubt und in's Gefängniß gebracht.*) Der Grund hierzu deutet nach Paris, und in den letzten Scenen wird er uns ſo weit enthüllt, daß wir ein jeſuitiſches Comptoir erblicken mit all dem erſtaunlichen

*) In Leipzig bei Pönecke iſt bereits ein Heft Illuſtrationen dazu erſchienen.

Spinngewebe, welches für jeſuitiſche Propaganda über die Welt gebreitet iſt. Hier öffnet ſich das fruchtbare Feld für die folgenden Bände. Der nächſte Zielpunkt iſt ein Rendezvous zerſtreuter Familienglieder zum 13. April 1832. Dies ſoll je nach den Perſonen gehindert oder gefördert werden durch die Jeſuiten, und darauf legen ſie wie auf etwas Welthiſtoriſches den größten Nachdruck. Wir wiſſen noch nicht, welche Bedeutung ſich entwickeln werde, aber wir ſehen ſpekulirende Handwerker erwähnen, welche wohl den Communismus herbeiziehen ſollen, und Miſſionäre, indiſche Prinzen, die Englands Unterjochungsheere bekämpfen, Winke und Beſtandtheile aus allen Zonen ſpielen hinein, und der Webſtuhl iſt bereits mit mancherlei Fäden bedeckt. Ausgeführt iſt für den erſten Hunger des Leſepublikums zunächſt nur die Verhaftung des Kleeblatts, welches aus Sibirien bis Möckern kommt, und dieſe Ausführung, breit und umſtändlich, iſt ganz des Verfaſſers der Myſterien würdig. Die Vorbereitung iſt mannigfach, die Steigerung und Spannung in allem Detail praktiſch und geſchickt, und die Ausführung derb und markig. Hier liegt die Löſung des Geheimniſſes, daß er auf alle Stände des Leſepublikums anziehend einwirkt. Naturaliſtiſches, geſundes Drama, welches ſich im genaueſten, folgerichtigſten Detail aufbaut zu einem Akt. Ein wenig roh war er ſtets, und ſtarke Emotionen braucht er jetzt um ſo mehr, je ausgedehnter er ſein Publikum weiß. Er ſchafft alſo gleich ein ganz apart wildes Genrebild: ein Panther aus der Menagerie muß das Roß Jovial nächtlings zerreißen. Dies iſt Kabinetsſtück des erſten Bandes, und ich bin überzeugt, daß ſchon um deshalb das Publikum nicht ſo unzufrieden iſt mit dem erſten Bande, als unſre Journaliſten es darſtellen. Sie haben Blut geſehn, die begierigen Leſer, und warten ungeduldig, ob die ſtarken Züge nicht noch ſtärker kommen werden. Der Geſchmacksbildung iſt der ganze Sue freilich nicht ohne Weiteres zuträglich.

Jeanne.

Als der Konſtitutionell ſeine koſtſpielige Werbung in dieſem Jahre begann, um Leſer und Abonnenten anzuziehn, da figurirte denn auch neben dem ewigen Juden Sue's ein neuer Roman von Georges Sand unter dem Titel Jeanne. — Von ihm iſt kein Weſen gemacht worden, und unſer Buchhandel hat damit keine Spekulation verſucht. Jeanne iſt auch wirklich dafür nicht angethan, ſie iſt ſtill vorübergegangen.

Soll denn nun einmal die ausländiſche Literatur ſo überſchwemmend in unſer Intereſſe hereingezogen werden, dann thäte es wirklich Noth, als Gegengewicht für die ſtets etwas groben Reizungen Sue's die tiefe und ſchöne Poeſie George Sand's anzuempfehlen.

Man weiß aber in dieſem Augenblicke der Verwirrung kaum noch, ob es rathſam iſt, irgend ein Buch der Fremde zu empfehlen. Denn wenn der jetzige Lärm ſo fortfluthet, ſo wird unſre heimathliche Literatur wirklich bedroht.

Oder iſt dies nicht Verwirrung? Die Buchverkäufer treiben heerdenweiſe die Hilfsmittel der Ankündigungen, der Illuſtrationen, der wohlfeilen Ausgaben zuſammen, die allerdings ſtark reizenden Bücher Sue's zu verbreiten. Der Sinn des Publikums wird durch dieſe maſſive Koſt dergeſtalt überreizt, daß eine tiefere, feinere und zartere Lektüre auf lange Zeit aus den deutſchen Leſekreiſen verbannt zu werden ſcheint. Die Nachahmung bleibt nicht aus, und die Rohheit iſt in ihrem Gefolge. — Auf der andern Seite erhebt ſich die natürlicher Weiſe erbit-

terte Journaliſtik Deutſchlands auf Seiten der unbilligen Sue'ſchen Gegner, und berichtet über die Talentloſigkeit, Jämmerlichkeit und das vollſtändige Fiasko eines Buches, welches kaum zum zehnten Theile gedruckt iſt. Sie übertreibt im erklärlichen Aerger, und erweitert die ohnedies beſtehende Kluft zwiſchen Kritik und Publikum in Deutſchland. Denn das Publikum lieſt das in den Journalen, während es mitten in Sue'ſcher Spannung lebt, und wirft das Journal weg mit den Worten: wozu lieſt man doch noch immer ſolche Kritik, ſie lügt ja! — Auf der dritten Seite ſtößt nun der literariſche Nachtwächter Wolfgang Menzel wieder in ſein Feuerhorn, und indem er junges Deutſchland, Hegelthum und Radikalismus in einen Brei mit Sue geknetet, und die verſchiedenartigſten Richtungen in eine Mißgeſtalt zuſammengebacken hat, ſchreit er: da ſeht, verſucht, koſtet, all dies iſt ein und daſſelbe Gift! Was bei dieſem Manne zur fixen Idee geworden, das wird nun auch noch als Kritik geboten, und in dieſem Spektakel nimmt es wohl auch noch ein unerfahrener Leſer dafür. Es iſt wie ein dreißigjähriger Krieg, in welchem alle Konfeſſionen Blut ſehen wollen, und in welchem Eins gewiß erreicht wird: die Verwilderung und Verwüſtung Deutſchlands.

Mir iſt es geweſen, als ob ich nach Arkadien käme, als ich in dies anſpruchsloſe, liebliche Idyll „Jeanne" eintrat. Unter den galliſchen Druidenſteinen mitten in Frankreich, in der Provinz La Marche ſpielt es. Poetiſcher Aberglaube und beſchauliches Hirtenleben neben den putzigen Intereſſen einer Unterpräfekturſtadt bilden den Grund des Idylls. Jeanne iſt eine liebliche Traveſtie der Jeanne d'Arc, oder der grande pastoure, wie man ſie in der Marche nennt. Sie iſt ein erquickendes, ganz ununterrichtetes Menſchenkind, „träumend, betend, liebend ununterbrochen, faſt niemals denkend, eine wahrhafte Bauern-Organiſation, das heißt eine poetiſche Seele ohne Darſtellung, ein reines Urbild wie es ſich auf den Feldern findet, bewundernswürdige und geheimnißvolle Urbilder, welche gemacht zu ſein ſcheinen für ein goldnes Zeitalter, welches nicht exiſtirt, in welchem die Vervollkommnung unnütz wäre, weil man die Vollkommenheit beſitzt. Man kennt dieſe Urbilder nicht genug. Die Malerei hat ſie oft materiell dargeſtellt, aber die Poeſie hat ſie immer entſtellt indem ſie dieſelben idealiſiren oder übertragen gewollt, und indem ſie dabei vergaß, daß die Weſenheit und Eigenthümlichkeit dieſer Urbilder darin beſteht, daß ſie nur errathen werden können. Allerdings muß der Menſch des Feldes große Verwandlungen erleiden um empfänglich zu werden für die Fortſchritte und Wohlthaten einer neuen Religion und Geſellſchaft, aber man ſoll auch wiſſen, daß die Natur immerdar gewiſſe Weſen hervorbringt, die nichts lernen können, weil das ſchöne Ideal bereits in ihnen iſt — ſie ſind ganz fertig für die ideale Geſellſchaft, welche das Menſchengeſchlecht träumt und ſucht und verkündigt. — Sie wiſſen ſich nicht, ihr Herz allein fühlt ſich lebendig, ihr Geiſt iſt beſchränkt wie die urſprüngliche Unſchuld. Man möchte mit einem Worte ſagen, die Erbſünde habe ſie nicht berührt und ſie ſeien von einem andern Geſchlechte als die Kinder Evens."

Solch ein Bild iſt Jeanne. Sie verſteht den Geldeswerth und alle die kleinen Bedürfniſſe der jetzigen Menſchen nicht, ſie iſt unempfänglich für die begehrliche, eigennützige Liebe — ach, ſie würde die Leſer Sue's ſehr langweilen!

Aber ſie iſt ein Gedicht mit all den zugleich tiefen und feinen Zügen George Sand's, und es iſt gar lehrreich zu ſehen, wie ſich unſre hundertfach zuſammengebettelte Cultur ausnimmt neben einer ſo einfachen Prieſterin des Herzens.

Wie unerſchöpflich iſt dies Talent der Sand! Ich glaubte, ihr eiligſt nachgekommen zu ſein, indem ich für die eben erſcheinenden „Frauenbilder George Sand's" auch noch die Schilderung der Gräfin von Rudolſtadt geliefert, und da

Digitized by Google

iſt ſchon wieder ein poetiſches Frauenbild mehr in der Welt, welches für Maler und Schilderer eine größere Aufgabe bietet als ſolcher Roſa's und Blanka's Sue ein Dutzend bieten. Freilich, ſo leicht faßlich und aller Welt zugänglich iſt Jeanne nicht wie Roſa und Blanka.

Dennoch ſehe ich eben, daß auch Jeanne ſchon von der Ueberſetzung eingeholt und eine Verdeutſchung durch Bruckbräu bereits von Augsburg bis Leipzig auf den Markt geflogen iſt. Arme deutſche Literatur, für Dich ſchreibt Niemand um Schutzzölle!

Nachrichten.

Berlin, den 8. Auguſt. In dieſen Tagen iſt hier der zoologiſche Garten eröffnet worden, der in Zukunft einer der ſchönſten und beſuchteſten Spazierorte der Stadt zu werden verſpricht. Die Anlagen ſind großartig, und ſollen, wie mir geſagt worden iſt, ſelbſt die des jardin des plantes in Paris übertreffen. Schattige Baumgänge wechſeln mit ſaftigen Grasplätzen, anmuthige Höhen mit allerliebſten Vertiefungen ab. Man kann eine rechte Freude haben im Durchwandern dieſes Gartens, um ſo mehr, da die Luft hier von einer Friſche und Reinheit iſt, wie ſie nur ſelten an andern Orten getroffen werden dürfte. Von Thieren ſind bis jetzt freilich nur noch ſehr wenige da, indeß iſt das für mich im Grunde genommen ein Reiz mehr, denn ich werde nun die Zahl derſelben immer wachſen und zunehmen ſehen, ich werde mit jedem Beſuche neue Bekanntſchaften machen. Ein ſolcher zoologiſcher Garten iſt ein unſchätzbares Glück für eine große Stadt, die eben nicht reich an öffentlichen Unterhaltungsorten iſt. Was mich wenigſtens anbetrifft, ſo muß ich geſtehen, daß mich nichts ſo mit Freuden erfüllt hat, als die Eröffnung dieſes Gartens. Ich kann ganze Stunden vor den Thieren ſtehen und mich auf das angenehmſte mit ihnen unterhalten. Wenn ich auch nicht wie der Junker Kasper im Raupach'ſchen „Zeitgeiſt" denke: was würde die Beſtie wohl ſagen, wenn ſie ſprechen könnte, proſit die Mahlzeit, oder, ich wünſche wohl geſpeiſt zu haben, ſo denke ich doch allerlei andre kurzweilige Sachen, was mir bei vielen Menſchen durchaus nicht möglich iſt, weil ſie jeden Gedanken in mir todt reden. Ueberhaupt halte ich das Schweigen für die wahre Mutter der Gedanken, das Reden nur für die Wärterin, die ſie am Gängelband führt. Gott, und wie nachläſſig iſt dieſe Wärterin, wie oft läßt ſie die Gedanken zu Krüppeln fallen, zu verhunzten Weſen, zu Lahmen, zu Hinkenden, zu Buckligen. Im Schauſpiel ſieht man das am häufigſten. Da giebt es Gedanken, die, wenn man ſie auf dem ſchweigenden Papiere ſtehen ſieht, einem wie Cherubim mit ſilberglänzigen Fittichen anlächeln, groß, gewaltig und gotterſchloſſen, und die, wenn man ſie von Schauſpielern ſprechen hört, einem vorkommen wie verwachſene Zwerge, mit ſchielenden Augen, ungeſchlachten Armen und ſchiefen Mäulern. Es iſt eben nur das Reden, die tölpelhafte Wärterin, die ſie hat zu Schaden kommen laſſen. Es iſt ein wahres Labſal, wenn man einmal eine findet, die Geſchick hat und die Gedanken zu den Weſen eines ſchönen Bewußtſeins aufzieht. Wie ich mich ſeit Kurzem überzeugt habe, iſt dieſer Fall, Gott ſei Lob und Dank, nicht ſo ſelten, als ich bis dahin geglaubt habe. Baiſon z. B. hat mir das erſt jetzt wieder auf's neue bethätigt, vor allem in ſeinem Hamlet und in ſeinem Foſter. Man lernt in ſeinem Spiel den Gedanken erſt wahrhaft ſchätzen, da er es verſteht denſelben ſo ſchön und treffend herauszuheben. Er giebt den Gedanken nicht dürr und trocken, er giebt ihn voll und friſch; nicht den Gedanken nur an und für ſich, ſondern den Gedanken im Gefühl oder auch das Gefühl im Gedanken. Das Gefühl iſt der Fittich des Gedankens. — Als Foſter wurde Baiſon mitten in der Scene gerufen, was außer ihm nur Döring, Hoppé und Hendrichs geſchehen iſt. Aber in der That, Baiſon hat dieſen lockeren Zeiſig auch bis in die kleinſten Züge liebenswürdig und ſchön zu halten verſtanden. Er war ſo recht einer von jenen glücklichen Leuten, deren ganze Philoſophie Ludwig Börne in den einzigen Ausſpruch zuſammenzufaſſen verſtanden hat: der Leichtſinn iſt ein Schwimmgürtel für den Strom des Lebens. — Außer Baiſon erregt jetzt noch Neſtroi, der im Königsſtädtiſchen Theater Gaſtrollen giebt, das lebhafte Intereſſe des Tages. Ich habe großes Vergnügen an ihm, wie an ſeinen Stücken, und muß herzlich lachen, wenn ich die ernſthaften Geſichter ſehe, welche die hieſige Kritik zu machen ſich verpflichtet hält. Sie hatte Recht wenn ſie ſagt, es ſei Alles locker, Alles nur zuſam-

mengewürfelt, Alles nur Virtuoſität, aber es iſt komiſch, wenn ſie ſich im Aburtheilen darüber auf den hohen Sattel ihres philoſophiſchen Kunſtkleppers ſetzt, ſie, die ſich die Genre-Bilder von Louis Schneider hat gefallen laſſen. In Neſtroi's flachſten Stücken ſind doch wenigſtens Einfälle, Gedanken, Witzworte, Späße, wo findet man die in den Genre-Bildern? Mag der Stoff eines Neſtroi'ſchen Stückes eine Wüſte der Langweiligkeit ſein, ſein ſprudelnder Geiſt zaubert Oaſen hinein. Mir imponirt Alles, was Gedanken hat, nur die Gedankenloſigkeit macht mich toll. Ich weiß den weltſchmerzlichen Ausruf der Rahel: Es giebt ſo wenig Menſchen, die Einfälle haben! in ſeiner tiefſten Bedeutung zu würdigen. Einfälle! Einfälle! Einfälle! Ihnen aber geht nichts über die Methode; ſie loben wie Polonius den Wahnſinn ſelber, wenn er Methode hat. Uebrigens macht Neſtroi viel Glück und ſtets volle Häuſer. — — Gutzkow hat ſeinen „Pugatſcheff" hier eingereicht, der „Moritz von Sachſen" von Prutz wird einſtudirt. Sonſt giebt es in Theaterſachen eben nicht viel Neues. Doch, das Eine noch: Profeſſor Rötſcher, der ſich hier wieder einige Zeit aufgehalten hat, wird den ſchriftlichen Nachlaß von Karl Seydelmann herausgeben, der ſehr viel Treffliches und Kluges in Urtheilen und Anſichten enthalten ſoll. — Seit einiger Zeit hält ſich der ausgezeichnete Portraitmaler L'Allemand aus Hannover hier auf, der ſoeben ein herrliches Portrait von Hendrichs vollendet hat und an einem andern der Charlotte v. Hagn arbeitet, welches, nach meiner Anſicht, das ſchönſte und ähnlichſte wird von allen, die bis jetzt von ihr erſchienen ſind. — Dr. Schmidt, der Redakteur der Wiener Muſikzeitung hat ſich hier einige Zeit aufgehalten, um Alles kennen zu lernen, was in Berlin für Muſik gethan und geſchaffen wird. Ich bin neugierig, wie er ſich darüber äußern wird, denn es ließe ſich allerdings ſehr vieles darüber ſagen und laut machen.

Feodor Wehl.

Wiesbaden. Sie haben es gut da in Ihrem Leipzig: Sie laſſen ſich die Bade-Berichte kommen, ſehen daraus wie es hier geht und brauchen nicht dabei zu ſein. Glückliches Loos! Für einen nur etwas geiſtig bewegten Menſchen iſt der Aufenthalt in Wiesbaden langweilig. Vom Wiesbadner Volkscharakter iſt nichts zu ſagen, weil keiner da iſt; nicht weil Wiesbaden zu klein iſt, ſondern weil ſein Beamten- und Adels-Ariſtokratismus, ſeine nnr dem Aeußeren zugewendete Oberflächlichkeit, der neue verderbliche Einfluß jeder Saiſon in Moden ꝛc., durchaus keine Allgemeinheit aufkommen läßt. In keiner Stadt habe ich Bürger, Beamte und Adel ſo excluſiv, ſo haarſcharf getrennt gefunden als hier in Wiesbaden. Das Heer der Beamten iſt zahllos, wo man hinſieht, erblickt man den blauen Rock mit den gelben Knöpfen, und der bruſtbeklemmende Beamtengeruch durchdringt den niedrigſten Copiſten. Der Adel Naſſaus ſchaart ſich immer mehr um die beiden Hofhaltungen der Herzogin Witwe und des Herzogs. Er hat Geld, meiſt viel Geld, und wo Adel und Geld zuſammen iſt, was braucht's da ſonſtiger Eigenſchaften? Was kümmert man ſich da um die Richtung der Zeit? Der Bürger hat auch viel Geld; Geld iſt ihm die Hauptſache, die höchſte Bedeutung, und da er dieſe Hauptſache und höchſte Bedeutung nun hat, was liegt ihm da an Adel und Beamten? Aber es thut ihm doch immer heimlich wohl, wenn er ſich beiden nähern kann. So waren früher die großen Kurſaalbälle überaus beſucht; der Sammelplatz aller lebensfrohen Menſchen und wirklich recht fröhlicher Feſte. Seit einigen Jahren aber bildete einſeitiger Hochmuth noch Bälle beſonderer Art, ſogenannte „Renuees", welche nur von den ſogenannten „Vornehmen" beſucht werden ſollten. Jetzt drängt ſich nnn der reiche Bürger mit aller Gewalt dahinein, die Kurſaalbälle werden ungemein ſparſam beſucht, und es gehört gleichſam zum guten Ton da wegzubleiben und ſich bei den Renuees zu langweilen. Man langweilt ſich, man läßt ſich über die Achſel anſehen, aber man ſitzt doch da. Es läßt ſich hier ſchwer entſcheiden wer der Dümmere iſt von beiden Theilen. Von andern Vergnügungen hat Wiesbaden Nichts: denn dem Spiel zuſehen, des Nachmittags hinter dem Kurſaal betrachten und ſich betrachten laſſen, das gehört nicht zn den Vergnügungen. Von einem großen Zuſammenleben der Badegäſte iſt gar keine Rede; wenn man von den 5800 Fremden die jetzt hier ſind (unter denen aber keine bekannte Potenz irgend einer Art iſt) einmal 6—8 zuſammen auf Eſel reiten ſieht, ſo iſt das ſchon etwas Aufſehenerregendes. Die Natur hat für Wiesbadens nächſte Umgegend gar nichts gethan; die Kunſt hat zwar hinter dem Kurſaal herrliche Anlagen geſchaffen, die in ihrer Stille und Einfachheit wahre Poeſie bergen, aber das iſt auch Alles. Es hat ſich indeſſen ſeit Kurzem ein Verein gebildet, der die Verſchönerung der Umgegend von Wiesbaden zum Zweck hat; wir wollen erwarten was er bewirken wird. Kunſt und Literatur haben hier ſchlechten Boden. Sollte man nicht lieber, ſtatt neue Spielſäle mit enormen Koſten zu erbauen, etwas für höhere Genüſſe thun können? z. B. eine Gemälde-Ausſtellung, wenn auch vor der Hand nur im Kleinen, einrichten? Reichthum und Geſchmack vereinigen ſich während der Saiſon ja bedeu-

Digitized by Google

tend hier, da fänden denn auch zugleich die Künſtler raſchere Verbreitung ihres Namens und Abgang ihrer Werke, zumal deutſche Kunſt im Ausland hochgeſchätzt wird. Hinſichts der Literatur ſollte man einen großen Leſeſaal herſtellen; das jetzt beſtehende Leſekabinetchen reicht einestheils für den großen Bedarf des Leſepublikums nicht aus, anderntheils iſt der Eintritt in daſſelbe (jedesmal 12 Kreuzer) für Viele zu bedeutend. Die Reichſten leſen meiſt am wenigſten, für ſie wäre das nicht zu viel, aber für die Maſſe der Gebildeten, Intelligenten iſt es zu hoch, noch dazu im theuern Bad. Das klingt ſonderbar, aber es iſt ſo. Wenn ich von Leſepublikum ſpreche, ſo meine ich damit nicht die Einwohner. Die leſen nichts als die Didaskalia und das Fremdenblättchen; im ganzen Herzogthum erſcheint keine einzige Zeitſchrift. Fühlte man nur irgend ein Bedürfniß nach einer ſolchen, ſo wäre ſchon längſt eine da, ſo hätte die Regierung ſie erlauben müſſen. Der von dem hier wohnenden Dichter Dräxler-Manfred redigirte „Kurſaal" wird in Mainz verlegt und hat ſeine meiſten Leſer unter den Fremden. Dieſe Oede der Gegenwart in der Literatur wird bald erfriſcht werden durch einen Trunk aus dem Quell der Vergangenheit. Dräxler-Manfred bearbeitet in einem Werke: „Sonnenberg" die intereſſanteſten Sagenſtoffe, welche ſich an dieſe berühmte Ruine und ihre Umgegend knüpfen. Von dem Sänger der „friſchen Fahrten" kann man nur Schönes erwarten. — Um nun wieder auf das zu kommen was Wiesbaden den Fremden bietet, ſo iſt das, nach all dem Geſagten, ſehr wenig und er muß froh ſein, ſich nach des Tages Laſt und Hitze, welche dieſen Sommer durchaus nur moraliſch iſt, ruhig im Theater niederlaſſen zu können. Er kann das auch wirklich ſehr ruhig, denn er hat vielen Platz darin, da es wenig beſucht wird, wenn nicht wie jetzt Fräulein Sabine Heineſetter die Räume füllt und als „Lucretia", „Desdemona", „Norma", „Antonina" rauſchenden Jubel erweckt. Die Fremden gehen ſonſt nicht in's Theater, weil ſie nur allein Badegäſte ſein und ſich für ihr ſchweres Geld auch einmal nach Herzensluſt langweilen wollen, die Einheimiſchen nicht, weil ſie jene Fremden nach abgethanen Geſchäften gratis betrachten wollen. — Ob das hieſige Theater den Anſprüchen, die man an ein kleines Hoftheater mit 70,000 Fl. Zuſchuß machen kann, genügt, wollen wir hier nicht weiter unterſuchen, jedenfalls zählt es einige wackere Kräfte. Aber das Enſemble! das Enſemble! wann werden wir einmal auf unſern deutſchen Bühnen ein Zuſammenſpiel haben wie die Franzoſen! —

Aus Paris. Eine neue deutſche Sängerin. Eine Pariſer Saiſon iſt ein Menſchenalter für den wenigſtens, der ſie zum erſten Male durchlebt, und darum noch der Uebung entbehrt, die Eindrücke an ſich vorübergleiten zu laſſen, ohne ihnen eine bleibende Wirkung auf Gefühl und Phantaſie zu geſtatten. Die „große Welt" hier iſt in eine Atmoſphäre von Muſik gehüllt, und wir ſchwimmen in einem Tonmeer. Als eine der vorzüglichſten Leiſtungen in der muſikaliſchen Sphäre der jüngſten Saiſon will ich nur der Konzertgeſellſchaft erwähnen, die unter der Leitung des Fürſten von der Moskau erſtanden iſt und unſtreitig unter den Dilettanten-Vereinen die erſte Stelle einnimmt. Ein beſonderer Vorzug dieſer Konzerte beſteht darin, daß ſie die ſeltneren Tonwerke alter Meiſter an's Licht ziehen, und ein anderer darin, daß ſie jungen Talenten Gelegenheit geben, ſich vor einem höchſt gebildeten Auditorium zu entwickeln. Unter den letzteren hat ſich beſonders in dieſer Saiſon eine Landsmännin hervorgethan, deren Name als Stern erſter Größe in der Liſte der Sängerinnen zu ſtehen verdient. Fräulein v. Rüplin aus Konſtanz, welche bereits im vorigen Winter in Privatkonzerten vorzügliches leiſtete, erfreute ſich diesmal in den Konzerten des Fürſten von der Moskau der glänzendſten Anerkennung, wie ſie ſelten einer fremden Dilettantin zu Theil wird. Die volltönende und umfangreiche Stimme der Fräulein v. Rüplin wurde in der italieniſchen Schule gebildet; ſie iſt eine Schülerin des Lablache. In ihren Geſängen vereinigt ſie die Grazie und ſorgfältige Reinheit mit jener Tiefe und Kraft der Empfindung, welche dem deutſchen Geſange vor dem aller andern Nationen eine dauernde Wirkung auf die Seele des Zuhörers ſichert. Der Beifall, welchen Fräulein v. Rüplin in der Konzertgeſellſchaft erntete, verdoppelte ſich in einem von ihr veranſtalteten Privatkonzert im Salon Erard. Auch die königliche Familie wollte den Geſang der allgerühmten jungen Sängerin vernehmen, ſie wurde zu einer der Soirées gezogen, welche die Königin zu Ehren der Herzogin von Kent veranſtaltete, und ſie erntete dort den höchſten Beifall. Wenn es ſich beſtätigt, daß Fräulein v. Rüplin in Geſellſchaft ihrer Mutter eine Reiſe nach Deutſchland unternimmt, ſo werden manche ihrer Leſer Gelegenheit haben, in ihr eine Künſtlerin erſten Ranges zu bewundern.

Die Eröffnung des Leipziger Theaters hat ſtattgefunden und zwar mit Don Carlos, welcher am 9. Auguſt zuerſt vor einem geladenen Publikum gegeben wurde und den 10. und 11. vor dem großen Publikum wiederholt wird. Der Zudrang zu dieſen

Digitized by Google

erſten öffentlichen Vorſtellungen iſt anſerordentlich; möge dies Intereſſe dauernd werden. Direktion und Schauſpieler verdienen es nach dieſer erſten Probe, welche zwar außer Marr keinen Schauſpieler von größerer Vollkommenheit und Bedeutung zeigte, welche aber ſehr gut einſtudirt, geſchmackvoll und würdig ausgeſtattet und lebhaft im Gange war. Das Haus iſt licht, anmuthig und bequem geworden, vielleicht etwas zu bunt. Herr Freye aus Dresden hat einen Vorhang geliefert, der durch Einfachheit im Ganzen und durch ſehr ſorgfältig gemalten Rand den Maler empfiehlt. Von dem neuen Perſonal hat ſich vor allen Herr Marr, welcher König Philipp und nach ihm Herr Marrder ausgezeichnet, welcher den Marquis Poſa gab. Herr Marr ſpielt die Rolle ſehr intereſſant. Das Aeußere iſt faſt Portrait=Aehnlichkeit König Philipps, und das Weſen iſt trocken und ſchmucklos angelegt. In den bewegteren Scenen erſcheinen ſtärkere und lebhaftere Farben. Haushaltung und die ganze Faſſung waren feſt und zeigten überall den ſicherſten Künſtler. Streiten ließe ſich darüber, ob für den ganzen Rhythmus im Schiller'ſchen Carlos nicht mitunter ein erhöhter muſikaliſcher Ton nnd Schwung nöthig ſei. Herr Marrder hat ein günſtiges Aeußere und gutes Organ. Seine Fehler beruhen noch alle in dem einen Worte: kleines Spiel, welches von dem eifrigſten Spiel auf kleinen Bühnen unzertrennlich iſt. Das Wort iſt noch zu ſüß, der Bewegungen und Nüancirnngen ſind zu viel, die Stellungen ſind noch zu theatraliſch, die Deklamation hat noch nicht genug Licht und Schatten. Das war zu erwarten, es iſt aber bei alledem zu erwarten, daß mit ſorgfältiger Aufmerkſamkeit Herr Marrder ein guter Schauſpieler werden kann. Die nächſten Stücke werden Minna von Barnhelm und Egmont ſein.

Die Falkenierkunſt. Wir haben zum Oeſteren gehört, daß in unſrer dafür gar nicht eben günſtigen Zeit die alte Falkenjagd mit ihrem intereſſanten Luxus wieder erwache. Soeben geht uns denn auch aus Holland der Proſpektus eines koſtſpieligen Werkes zu, welches dieſem Bereiche gewidmet iſt. König und Prinzen des oraniſchen Hauſes treten als Beſchützer deſſelben auf, eine große Zeichnung mit Portraitfiguren, welche auf die Haide reiten, iſt dem Proſpektus beigelegt, und die Empfehlung ſagt etwa Folgendes: Die Falkenierkunſt, welche der große Linné eine Wiſſenſchaft nannte, wurde einſt für eine der edelſten Uebungen gehalten, denen ſich der Menſch in Mußeſtunden hingeben könne. In Aſien erfunden und dort ſeit undenklichen Zeiten geübt kam ſie noch vor dem Sturze des römiſchen Reiches nach Europa, und wurde von unſern Vorfahren prachtvoll ausgebildet. — Vierzehnhundert Jahre hat ſie geblüht und iſt in dem großen Umſturze der Ideen in Vergeſſenheit gerathen. Es hat wenig gefehlt, daß eine ſo merkwürdige Kenntniß ganz verloren ging. In Holland iſt ſie durch eine Geſellſchaft von Liebhabern, aus Holländern, Engländern, Franzoſen, Deutſchen beſtehend, wieder erweckt worden, und in Folge deſſen dringen die Herren Schlegel und Verſter von Wulverhorſt jetzt ein Buch über dieſe Kunſt. Es ſoll die gründlichſte Abhandlung über den Gegenſtand enthalten, und mit ſiebzehn prachtvoll kolorirten Bildern, die Jagdvögel in natürlicher Größe darſtellend, geſchmückt ſein. In drei Lieferungen wird es erſcheinen. Nächſten Oktober wird die erſte Lieferung ausgegeben, im nächſten Jahre folgen die zweite und dritte. Jede Lieferung koſtet 32 niederländiſche Gulden. Das lithographiſche Inſtitut von Arnz & Comp. in Leiden beſorgt die Ausgabe.

Joſef Rank, Verfaſſer des werthvollen Buches „Aus dem Böhmerwalde", ſoll zu Prag im Gefängniſſe ſitzen. Er habe reiſen wollen, und man habe ihm den Paß verweigert wie einem Spitzbuben, denn er wolle ſich Belehrung und Bildung ſtehlen und die ſpäter in's Land ſchmuggeln. Dieſe Logik aus China habe er nicht geachtet, und ſei ohne Paß marſchirt. Darauf ſei er auf der Landſtraße aufgehalten und wie ein Vagabund nach Prag in's Gefängniß gebracht worden. Ich mag's nicht glauben! Oeſtreich hört ſo gern ſeine Humanität loben, und wäre dies ein Thema zum Lobe der öſtreich'ſchen Humanität? So erzöge man Talente in einer Zeit und einem Lande, welche ihrer ſo ſehr bedürfen? Hoffentlich ſtraft man die Sache aus Wien Lügen, wie man ſonſt ſo gerne thut, und verbeſſert eine Provinzbehörde, die nicht über die Provinz hinaus ſehen will.

Börne's Nachlaß. Die zwei Bände Börne'ſcher Schriften, von welchen wir neulich geſprochen, ſind ſoeben in Leipzig eingetroffen unter dem Titel „Nachgelaſſene Schriften von Ludwig Börne, herausgegeben von den Erben des literariſchen Nachlaſſes". Sie enthalten Briefe aus den Jahren 1819—1821, und zwar von Rheinreiſen, von Paris, und in größter Anzahl von Stuttgart nnd München aus geſchrieben. Der erſte Band, welchen ich bis jetzt durchflogen, enthält allerliebſte Sachen: die Fehler des vortrefflichen Mannes ſind noch jung und liebenswürdig darin, und die Vorzüge ſind ſchon groß und reizend. — Wir kommen darauf zurück in ausführlicher Anzeige.

Digitized by Google

Jacob van der Mees heißt der neuſte Roman der Frau Paalzow. Er iſt unter der Preſſe und wird wohl im Laufe Oktobers im Druck beendigt ſein. Das Werk ſoll ganz eigenthümlich ſein und nicht an die früheren Werke der Verfaſſerin erinnern, nicht minder aber als jene das große Talente derſelben darthun.

Deutſche Bücher über den Orient. Wir haben deren in Kurzem zwei zu gewärtigen. Das des Fürſten Pückler, ſo reiflich vorbereitet und auf ſo genaue Kenntniß geſtützt, wird binnen Kurzem erſcheinen. „Aegyptiſche Reminiſcenzen“ wird der Titel ſein, wie wir ſchon früher angegeben. Das der Gräfin Hahn, Ergebniß einer raſchen Tour und noch raſcherer Feder, iſt ebenfalls im Druck und zwar nicht ſchwächer als drei Bände ſtark.

Graf Auersperg's Spaziergänge eines Wiener Poeten ſind ſoeben in dritter Auflage erſchienen. Mit drei Gedichten iſt dieſe Auflage bereichert. Das erſte derſelben heißt „alte Geſchichten“: ein Cicerone erklärt die Merkwürdigkeiten im Bürgerzeughauſe und ſpricht auch viel vom Schwerte Sobiesky's, welches Wien gerettet. Der Kaiſer habe Polen ewige Dankbarkeit gelobt —

„Polen hoch für jetzt und immer! hoch an Freiheit, Macht und Ehr'! —
Alſa ſprach der deutſche Kaiſer — deſſen iſt's ſchon lange her.“

Das zweite heißt „zur Cholerazeit“ und iſt zum erſten Male gedruckt. Die Cholera iſt ein Würgengel, der zweite Schreckensbote des Herrn, zur Beſſerung ſchrecklich mahnend, vom Himmel geſandt. Der Poet beſchreibt mit ſeinen Zügen die Schrecken jener Zeit, er hofft, ſie werden beſſern, muß aber ſchließen:

„Haben meines Volkes Lenker nicht des Engels Hauch geſpürt,
Daß am alten Thun ſie haften, ungebeſſert, ungerührt?
Nein, ſie ſtehn wie Marmorbilder, kalt und ſtarr, an einem Grab;
Ihrer Schilder alte Loſung wäſcht kein Sturm, kein Regen ab“
— „als ich nach der Blume meiner Hoffnung wieder ſah,
Lag zertreten ſie am Boden, todeswelk und farblos da.
Dieß geſchah zur Zeit, als von uns ſich des Engels Flug gewandt;
Wer erharrt es, bis der dritte, fürchterlichſte Bat' entſandt?“

Das dritte heißt „Einem auswandernden Freunde“, zweifelsohne Nicolaus Lenau, der nach Amerika ging. Der Poet begreift es, daß der Bruder in Verzweiflung über die Heimath mit dem friſchen Strauße am Hute auswandern möge, ein moderner Kreuzfahrer, um den „Gnadenort der Freiheit, die Madonna unſrer Zeit“ zu ſuchen. Aber, ſetzt er hinzu

„Ach wohl wird's auch euch ergehen, wie ſich's jenen einſt begab:
Euer Heiland iſt erſtanden und ihr trefft ein leeres Grab.“

Und dem Vaterlande ſolle man ſich in keiner Lage entziehn, und er werde einſt jenſeits erfahren, daß auch dieſſeits der Morgenſtern aufgeſtiegen ſei, und dann werde er wiederkehren mit verwelktem Strauße mit gebleichtem Haupte.

„Weiche nicht von uns, o Jüngling! laß uns All' in feſten Reihn,
Hand in Hand und Herz am Herzen, ſtehn ein Wall van Marmelſtein! —

Der Poet iſt Prophet geworden. Wir wiſſen, daß Lenau es drüben nicht ertragen hat und bald wiedergekommen iſt, und glücklicherweiſe war ſein Strauß noch friſch, ſeine Locke noch dunkel.

Es ſind drei ſtattliche und werthvolle, zum Theil ſchöne Gedichte, welche die alten Beſitzer des Buchs und neue Freunde zum Ankauf der neuen Auflage veranlaſſen werden. — Der „letzte Ritter“ iſt ſchon vor einiger Zeit in dritter Auflage erſchienen, ein Beweis wie treu das Publikum an dem Dichter Auersperg hängt.

Neue Stücke. Grillparzer ſoll eine Libuſſa zur Aufführung fertig haben; Gutzkow hat ſeinen Pugatſchef verſendet; Bernd von Guſeck bringt eine Tragödie Jakobäa; Robert Heller ein Luſtſpiel, Oehlenſchläger ſeine Dina, Feldmann mehrere Luſtſpiele — das giebt ſchon eine Saiſon mit Originalien. Die Zuſammenſtellung der neuen Stücke, welche die hieſige Theaterchronik unter dem Titel „Novitätenſchau“ von April bis Mai bringt, zeigt in der That ſchon eine geringe Abnahme der Ueberſetzungen. Unter den neuen Schauſpielen, die weniger bekannt geworden, finde ich: Günther von Schwarzburg, von Lewin Schücking, in Oldenburg gegeben; der neue Pygmalion von Stolle (Detmold); Balder und Sohn von Erich (Luſtſpiel — Schwerin); Wie denken Sie darüber (Luſtſpiel, Schwerin und Detmold), von R. Hahn.

Red.: **Heinrich Laube.** Verl.: **Leopold Voß.** Druck von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Hierbei: **Die Mode** № 33.

№ 33. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Ngr. 1844.

Moden.

Der Monat Auguſt iſt anerkannt die todte Jahreszeit für neue Moden, allein das Land- und Badeleben bringt jetzt doch ſo verſchiedene Beſchäftigungen und Vergnügungen mit ſich, daß die **Herrenanzüge** wenn auch nicht gerade neue Schnitte, doch eine größere und freiere Mannichfaltigkeit zeigen, als ſie ſelbſt die Höhe der Modeſaiſon aufweiſt. Die Brunnenſpaziergänge, die Landpartien, das Fiſchen, das Jagen, das Reiten und das Fahren für dies alles muß noch der Anzug paßlich eingerichtet werden, wenn ſchon die Stadt-, Beſuchs- und Geſellſchaftstoiletten bedacht ſind. Die Phantaſieanzüge ſind daher im Augenblick an der Tagesordnung bei den Herren und ſelbſt wenn man nicht grade reitet oder fährt, ſo ſind doch derartige Toiletten für den Sommer ein elegantes Negligée, das des Morgens im Salon der Damen angebracht iſt. Ein **Jagdanzug** beſteht aus einem dunkelgrünen Rock, der in der Bruſt wie ein Frack mit breiten Bruſtklappen geſchnitten iſt, deſſen Rock aber mehr in der Form eines kurzen, vorn auseinander gehenden Gebrocks gemacht iſt. Die Bruſtklappen ſind zwar oben breit und mit einem Knopfloch an den Bruſttheilen zurückgeknöpft, aber ſie laufen raſch ſchmal zu, weil man die drei untern Knöpfe ſchließt. Der Kragen dieſer Jagdröcke iſt niedrig und ſchmal und liegt daher weit zurück gegen die Bruſtklappen. Der Rock iſt kurz und nicht ſehr weit, ſtößt vorn in der Taille zuſammen, iſt aber nach unten ausgeſchnitten, jedoch ohne Abrundung der Ecken, ſodaß der Ausſchnitt auf dem Beinkleid ſich ſo ∧ bildet. Sehr breite Taſchenpatten ſitzen auf der Hüfte und ſind mehr nach vorn gerückt. Die Knöpfe wählt man meiſt von gelbem Metall. Die Aermel ſind bequem gemacht und ohne Aufſchläge. Zu dieſem Rock gehört eine gerade bis oben geſchloſſene Weſte von einfarbigem Zeug gemacht und eine leichte Halsbinde, oder man trägt auch eine gekreuzte Weſte mit breiten Bruſtklappen, und eine lange farbige Halsbinde, elegant zerknittert, deckt die Wäſche. Das **Beinkleid**, von graulichem oder gelblichem fein geripptem Zeug iſt bequem anliegend mit Gamaſchen geſchnitten. Eine graue Jockeimütze und ein breiter Ledergürtel mit Schnalle vollendet dieſen Anzug.

Für den **Reitanzug** paßt der braun- oder bronzefarbige Phantaſiefrack am beſten. Dieſer hat kurze, ſehr breite Schöße, die vorn in der Taille mit den Bruſttheilen zuſammengehen, dann aber in ſcharfer Abrundung auf den Schenkeln nach hinten laufen. Die Bruſttheile ſind gewöhnlich gerade, mit einer Reihe Knöpfe gemacht und haben ſehr breite Bruſtklappen, die ſich nach Willkür aufſchlagen. Auch der Kragen iſt ſehr breit geſchnitten, faſt gleich breit mit den Bruſtklappen. Die Aermel ſind bequem, weit und mit ganz ſchmalen oder ohne Aufſchläge gemacht. Die Knöpfe darauf ſind nach Wahl von Metall oder mit Cachmirwolle überſponnen. Die Weſte zum Reitfrack darf ſchon buntfarbiger ſein als unter dem Jagdrock, iſt aber ſonſt wie erſtere in bequem geſchloſſener Form gemacht. Das Beinkleid zum Reiten kennt man im gewöhnlichen, halb-

weiten Schnitt von gegittertem Zeug angefertigt und mit Fußriemen verſehen. Ganz neu iſt aber dazu ein kurzes, anſchließendes Beinkleid, das bis unter das Knie geht und von da aus an der äußern Seite des Beins mit fünf nach hinauf ſtehenden Knöpfen geſchloſſen iſt. Natürlich gehören dazu hohe Stiefeln mit breiten Stulpen, dieſe ſieht man oft gelb aufgeſchlagen. Feine gemslederne Handſchuhe und ein breitkrempiger, grauer Filzhut mit niedrigem Kopfe gehört zum Ganzen des Anzugs.

Die Beinkleider ſollen in nächſter Zeit der größten Veränderung entgegengehen, da alle gangbaren Schnitte misfallen. Man ſpricht viel von allgemeiner Wiederaufnahme der kurzen Hoſe, die im Salon den ſchönen ſeidnen Strumpf mit dem glanzledernen Schuhe zeigt und reiche Schnallen verwendet und die auf der Straße den bequemen hohen Stiefel zuläßt. Bis aber dieſe neue Mode durchdringt, ſcheint man den beiden ſchon länger getragenen Schnitten treu zu bleiben. Man ſchneidet nämlich jetzt den Pantaleon erſtens bequem halbeng in den Beinen, er fällt dabei rund, nicht zu ſehr deckend auf den Stiefel, und iſt durch den Fußriemen in gefälliger Spannung gehalten. Oben im Gürtel iſt er glatt angeſetzt. Dies iſt der Pantalon zum Frack, den man von lichtfarbigem Bonjean oder weißem Drell wählt. Iſt dieſer Schnitt von fein gegittertem oder geſtreiftem Sommerzeug gemacht, ſo iſt er zum Phantaſiefrack paßlich, und dann bringt man kleine Verändernngen an, z. B. beſetzt man die äußere Längennaht dieſes Beinkleides mit abſtechender Schnure oder ſchmaler Borde; noch beliebter iſt eine Falte deſſelben Zeuges, zwei Finger breit und feſt angeplattet zur Verzierung dieſer Naht anzubringen. An einem chamois Beinkleid mit doppelten feinen Strichen klein gegittert, war an der äußern Naht, die ſehr nach hinten ſtand, unten anſcheinend ein langer Schlitz angebracht, den fünf drei Finger breit auseinanderſtehende Knöpfe ſchloſſen. Zur Reiſe und zum Negligée verſucht man den Beinkleidern wieder Taſchen beizubringen, jedoch ſind dieſe nicht wie früher in der äußern Naht eingelegt, ſondern ſie ſind grade vorn zu beiden Seiten quer eingeſchnitten, ſodaß ſie in der Höhe und Art ſind, wie an dem Paletot die Vordertaſchen waren, die den Männern als Handmüffe dienten. Der zweite, allgemein getragene Beinkleiderſchnitt iſt halbweit. Dann iſt das Beinkleid faltig in den Gürtel gefaßt, unten ſind die Beine ſehr weit, decken ſehr den Stiefel und haben keine Fußriemen.

Die eleganten Weſten ſind ſehr lang getragen, ſodaß ſie die Hüfte umſpannen und vorn unter dem Rock hervorgehen. Der unterſte Knopf derſelben wird nicht geſchloſſen, was ihnen das Anſehn kleiner Schöße giebt. Viele Schneider machen in der That dieſe Art Weſten mit angeſetzten Schöße, weil es für manche Figur faſt unmöglich iſt, durch bloße Abnäher unter dem Arm und eingeſetzte Zwickel über der Hüfte, dieſe Form gut ſchließend herzuſtellen. Die Putzweſten ſtehen über der Bruſt breit und tief offen und haben entweder einen ſchmalen Shawlkragen oder nur die Ahnung eines Stehkragens, ſo klein und unſcheinbar iſt er. Weiße Weſten und einfarbig lichtgelbe ſind ſehr modern, die bunten aller Art und Muſter beſtimmt der Geſchmack und die Gelegenheit.

Buntfarbige Halsbinden ſind ſehr modiſch. Man legt ſie entweder ſchmal und eng um den Hals, ſchließt ſie mit einem kleinen Knoten und ſchlägt den Hemdkragen breit um, oder man trägt eine ſehr lange Halsbinde, die loſer um den Hals ſitzt, deſſen Enden elegant zerknittert (chiffoné) auf dem Hemd liegen und es verhüllen. Zu dieſem nachläſſigeren Anzug läßt man den Hemdkragen oft aufrecht ſtehen.

Die Tuchnadeln ſind für Herren ſehr geſucht, beſonders elegant ſind die Nadeln à la Cellini. Der Knopf dieſer Nadeln beſteht aus kleinen Figuren, die von Gold, Silber oder Platina im Renaiſſanceſtyl ſehr treu ausgeführt ſind. Beſonders beliebt ſind die hiſtoriſchen Figürchen, die mit einem ächten ſchönen Stein zuſammengeſtellt werden. Dieſe guten Nadeln hängen oft mit einem venetianiſchen Kettchen an einer einfachen Goldnadel zur größern Befeſtigung.

Der Doppelknopf, tibi zum Schließen der Phantaſiefracks wird auch noch getragen und hänfig von reicher Goldarbeit gemacht, wie man überhaupt auf die Knöpfe viel Werth legt. Neu ſind die Knöpfe à la regence, die man in Gold und Silber ſchön ciſelirt.

Die kurzen Gehröcke und Geſellſchaftsfracks haben die gewohnte Form, auch ſcheint die Länge der Taille nach und nach in den natürlichen Einſchnitt über der Hüfte zurück zu treten. Nur hinten im Rücken hängen ſie noch unſchön herunter.

Das beiliegende Modeblatt Nr. 67 zeigt Kinderanzüge für die verſchiedeuen Alter und es iſt nichts beizufügen, als daß die noch älteren Mädchen den einfacheren Moden ihrer Mütter folgen, die älteren Knaben hingegen die kurze Jacke lange beibehalten, wenn auch das Unterzeug den Herrenmoden angepaßt iſt.

Ein eleganter Reiſeanzug für Damen beſteht aus einem Amazonenüberrock von mode-

farbener Seide, der mit einem Schürzenbeſatz von wenig abſtechenden Soutaſchbördchen verziert iſt. Der hohe, eng anliegende Leib iſt mit Bruſtklappen, die willkürlich zu ſchließen oder zurückzuſchlagen ſind, verſehn. Ein hohes weißes Chemiſette mit kleinem eckigen Kragen zieht man darunter. Dazu eine Strohcapote mit grünſeidenem Kopf und eben ſolchem Schirmfutter, die zum einzigen Ausputz eine Rüche von grün ſchattirtem Bande um den Kopfanſatz gelegt hat. Ein Florſchleier ſchützt gegen die Sommerluft. Ueber das Ganze wirft man den Polverino. Dies iſt ein halb wattirter ſehr weiter Mantel von ſchillernder Seide oder lichtem Thibet und mit ſehr abſtechendem Futter gemacht. Einen Capüchon und weite Aermel hat dieſer bequeme, ſicilianiſche Schnitt aus dem vorigen Jahrhundert.

J.

Ein Börſenbericht über den „ewigen Juden“.

Ich ging geſtern — erzählt Jemand in einem franzöſiſchen Journale — auf die Börſe, um einige literariſche Arbeiten zu negociiren, die ein junger Schriftſteller vollendet hatte: einen Roman und zwei Bände Elegieen. In dem Augenblicke, als ich an den Ort kam, wo der Barometer des Feuilletons ſteigt und fällt, war nach Eugen Sue große Nachfrage. Es wurden Zeitkäufe abgeſchloſſen, zu 3 Franks 25 Centimes die Zeile Proſa von Eug. Sue, Ende December zu liefern. Balzac war gefallen, da es mit der Liquidation des Modeſte Mignon ſchlecht ging. Sein Manuſcript war angeboten und fand wenig Nachfrage. Auch Friedrich Soulié war flau, ſein Cours hielt ſich nur eben noch, nachdem er ſeit dem Erſcheinen des Au jour le jour gedrückt geweſen war. Er wurde mit 2 Franks 15 Centimes bezahlt. An Alexandre Dumas war zwar Ueberfluß, aber ſein Papier blieb immer in großem Werthe. Man bot 10 Franks Prämie bei den letzten Zeitkäufen. George Sand, Alfred de Muſſet und Charles de Bernard waren in feſten Händen und nur gegen baar zu haben; in ihnen wurden wenig Geſchäfte gemacht.

Eine Anzahl Wechſelmäkler unterhielt ſich in einer Ecke des Saales, ich miſchte mich in ihr Geſpräch: einer von ihnen, der Syndicus geweſen war, lenkte daſſelbe auf den „ewigen Juden“, eine von den literariſchen Speculationen, in welcher die meiſten Capitale angelegt ſind.

„Wiſſen Sie“, ſagte er, „wieviel Eugen Sue aus dieſem Handel gezogen hat?“

„Hunderttauſend Franks.“

„Nein, hundertachtzigtauſend. Aber Sie werden nicht wiſſen, wieviel dieſer Roman dem Conſtitutionel koſtet?“

„Zehntauſend Franks der Band.“

„Nein: zweitauſend.“

Man war allgemein überraſcht. Der Syndicus allein blieb ruhig.

„Es klingt das ſehr parador“, fuhr er fort, „aber, wenn Sie erlauben, werde ich Ihnen dies Geheimniß von Paris erklären.“

Es wurde Ruhe geboten und der Mäkler ſprach weiter:

„Man hat Herrn Eugen Sue hunderttauſend Franks gezahlt, als Preis für den erſten Abdruck und für Eigenthumsrecht auf vier Monate. Den Roman zu zehn Bänden gerechnet, macht dies allerdings zehntauſend Franks für den Band. Allein der Conſtitutionel hat an drei andere Verleger, einen deutſchen, amerikaniſchen und ſpaniſchen, das ausſchließliche Recht der Ueberſetzung, und zwar an jeden für zehntauſend Franks abgetreten, macht in Summe dreißigtauſend. Außerdem hat er an Herrn Paulin von jenen vier Monaten Eigenthumsrecht zwei Monate für funfzigtauſend Franks verkauft; macht zuſammen achtzigtauſend Fr. Einnahme, und ſomit blos zwanzigtauſend Franks Koſten für die zehn Bände, alſo zweitauſend für einen.

Umgekehrt hat Herr E. Sue, nachdem er hunderttauſend Franks vom Conſtitutionel erhalten, das definitive Eigenthumsrecht für den Preis von hundertundzehntauſend Franks an Herrn Ch. Goſſelin verkauft, der es wie-

der für eine höhere Summe Herrn Paulin überlaſſen hat. Aber E. Sue hat andererſeits auch an die Herren Béthune und Plon dreißigtauſend Franks Schadenerſatz zahlen müſſen, welche von jenen 210,000 Franks abgezogen, eine Summe von 180,000 Franks für das Ganze ergeben."

Feuilleton.

* Ein intereſſanter Jäger iſt der Pariſer Bürger, wenn er an einem ſchönen Tage die Bekanntmachung vom Aufgang der Jagd lieſt und nun ſich plötzlich von Sehnſucht nach dieſem Vergnügen ergriffen fühlt. Er läuft auf die Präfectur, kauft ſich für 15 Franks die Erlaubniß zum Jagen, kehrt triumphirend heim und ſagt zu ſeiner Frau: „Nächſten Sonntag werde ich auf die Jagd gehen."

„Du? Jagen? und wo?

„In der Ebene Saint Denis." — Die Ebene St. Denis iſt der Forſt der pariſer Bürger. —

„Womit willſt Du denn jagen?"

„Womit? doch mit meinem Gewehr!

„Welches Gewehr?"

„Mein Dienſtgewehr. Man iſt doch als Grenadiercorporal nicht blos für die Parade da. Liebſt Du das Wildpret, liebe Frau?'

„Ich eſſe wilde Enten ſehr gern."

„Nun gut, ſo erwarte mich bei der Inſel St. Denis mit der ganzen Familie und wir wollen eine prächtige Mahlzeit von dem Ertrage meiner Jagd halten."

Der Sonntag kommt, die Familie bricht in einem Coucou (eine Art zweirädriger Wagen, die zu Partieen in die Umgebung von Paris benutzt zu werden pflegen) nach dem Ort ihrer ländlichen und gaſtronomiſchen Beſtimmung auf. Der unermüdliche Jäger zieht eine Blouſe an, nimmt ſeine Grenadierflinte auf die Schulter und wandert in Begleitung des kleinen Hundes ſeiner Frau aus. Zufrieden und mit ſtolzem Selbſtgefühl ruft er dem ſtutzenden Hunde ſein ho! ho! zu; er durchſtreift die Ebene mehre Stunden und kommt endlich, ganz erſchöpft, zu ſeiner Familie, die ihn ungeduldig erwartet.

„Ein ſchönes Vergnügen, dieſes Jagen;" ruft er, „ich habe fünf und vierzig Mal geſchoſſen."

„Tauſend! das muß eine ſchöne Mahlzeit geben. Kellner! laſſen Sie den Bratſpieß bereit halten!"

„Nein, damit iſt es nichts!

„Nun, was bringſt Du denn von der Jagd zurück?"

„Gründlinge."

— Der unglückliche Jäger hatte, als kein Geflügel ſeiner mörderiſchen Waffe Stich hielt, ein anderes Vergnügen aufgeſucht, und war mit der Angelruthe glücklicher geweſen, als mit der Flinte.

* Es war gegen Mitternacht, die Gitter des Hofes der Tuilerien waren geſchloſſen, die Nacht war nebelig. Ein Mann, der über den Carouſſelplatz längs des Gitters ging, brummte vor ſich hin; auf einmal hielt er an und betrachtete einen Capitain der Nationalgarde, der auf der andern Seite des Gitters, in ſeinen Mantel gehüllt, eine friſch angezündete, wohlduftende Cigarre rauchte.

Der Spaziergänger näherte ſich dem Gitter: „Capitain, ſagte er, wollen Sie mir wol ein wenig Feuer geben?" — „Sehr gern, mein Herr."

Und damit reichte der Capitain ihm ſehr gefällig die Cigarre durch das Gitter. Dieſer ergriff ſie — ſteckte ſie in den Mund und ging, ohne eine Wort zu ſagen, ruhig ſeines Weges.

Der Capitain ſtutzte erſt, dann wurde er wüthend, indeß was ſollte er machen? er war hinter dem verſchloſſenen Gitter, und der Spaziergänger war unterdeß, trotz ſeines langſamen Schrittes, doch über den Platz gekommen.

* Die immer mehr um ſich greifende Sucht der Handwerker, Künſtler, Gaſtwirthe u. ſ. w., auf ihren Schildern in fremden Sprachen zu dem Publikum zu ſprechen, iſt nicht bei uns blos bemerkbar, ſondern wir ſind ſo glücklich, dieſe Tendenz mit den Franzoſen zu theilen. In Paris nehmen engliſche Aushängeſchilder immer mehr überhand. In einem Modemagazin — erzählt man — ſeien über dem Fenſter, in welchem Cravaten und andere dergleichen Dinge ausgeſtellt ſind, die berühmten Worte:

to be or not to be, that is the question angebracht, die man wol nicht anders auslegen kann, als: „Gut gekleidet ſein oder nicht, das iſt die Frage."

An der Thür eines Kaffeehauſes ſteht angeſchrieben:

My dear, I love you.

Was kann das anders heißen, als: „Mein werther Herr! Ich liebe es ſehr, daß Sie bei mir eintreten!"

Spötter haben ſchon vorgeſchlagen, man ſolle doch aus Rückſicht auf die Unterthanen der befreundeten Königin Pomare, deren ja nächſtens einige in Paris erſcheinen könnten, die Begrüßungsworte der gedachten Dame zur Ueberſchrift eines Kaffeehauſes wählen. Sie lauten: Yeorama cacatoi, und ſollen bedeuten: „Guten Tag, mein Freund! komm in meine Hütte und trinke aus der Kalebaſſe der Freundſchaft!"

Was würden dieſe Spötter wol ſagen, wenn ſie erführen, daß in Leipzig ein Schneidermeiſter ſich auf ſeinem Aushängeſchild in ſehr ſchönen modernen Buchſtaben als

taileur d'habiets

ankündigt?!

* Die Bälle in Rom ſchildert der Vf. der „neuen Römiſchen Briefe von einem Florentiner" nicht als ſehr einladend. Am beſuchteſten von Fremden jeder Gattung — ſagt er — ſind die Torlonia'ſchen Bälle. Jeder, der an den Banquier Torlonia adreſſirt iſt, und bei ihm Papier in Gold verwandelt, wird vom Principe Torlonia zu Gaſt geladen. Man findet ſich alſo unter einer Menge von Perſonen, die nichts mit einander gemein haben, als die pecuniären Beziehungen zum Hausherrn. Dieſer letztere kennt viele derſelben entweder gar nicht, oder nur dem Namen nach und ſieht die Einladungen auch nur eben als eine Art Höflichkeit an, die ſeine Geſchäfte mit ſich bringen. Dadurch bekommen dieſe Bälle einen Charakter, der von dem eines öffentlichen oder Subſcriptionsballes nicht gar verſchieden iſt und nicht dazu beiträgt, ſie angenehm zu machen. Da der Muth der Gäſte durch die Ausſicht auf ein Souper aufrecht gehalten wird, ſo befindet man ſich gewöhnlich bis ein, zwei Uhr nach Mitternacht in einem wahren Glutmeere, ſodaß die Wachskerzen ſchmelzen. Hier wird dann bis ſechs Uhr getanzt — andere Bälle ſind gewöhnlich gegen zwei zu Ende. Man ermüdet ſich nach Herzensluſt an Walzern, Quadrillen, Cotillons, nicht immer bei gutem Orcheſter. Mazurka's machen wenig Glück, weil es meiſt an guten Tänzern mangelt. Die alten Klagen über Teppiche werden mit jedem Winter laut, von Renlingen nämlich, denn ältere Gäſte ſind ſchon gewöhnt an dieſe italieniſche Sitte. In einem einzigen Hauſe, nämlich bei Torlonia, findet man ein Parket, aber es iſt nicht glatt genug. Für Manche ſind übrigens die Teppiche ein willkommner Vorwand, ihr ſchlechtes Walzen zn entſchuldigen. Engliſche walzende Paare gehören zu den ſtereotypen und doch immer ergötzlichen Carricaturen, ohne die kein Ball beſtehen kann. Strauß' und Lanner's Melodien ſind in ſolchen Fällen pnre Verſchwendung. Beim Walzen alſo geht es zwei Dritteln ſchlecht; bei den Contretänzen iſt das Gedränge nicht ſelten ſo groß, daß die Paare doppelt ſtehen, und geſchweige vom Tanzen, kaum vom Gehen bei den Touren die Rede iſt; beim Cotillon hat bei den Meiſten Müdigkeit ſich eingeſtellt nnd nur wenig Dezidirte halten ihn im Gange. Summa Summarum, ſteht's mit dem Tanzen ſchwach genug und wer auf einem Balle nicht andere Intereſſen und andere Zwecke hat, möchte in Rom ſchwerlich ſeine Rechnung finden.

* Die Paini — berichtet derſelbe Reiſende — ſind die römiſchen Elegants aus der Mittelklaſſe, die ſich namentlich Sonntags in ihrem Glanze zeigen, von Mittags an, wo die letzte Meſſe in S. Carlo am Corſo zu Ende geht, und dieſe Hauptſtraße mit Menſchen gefüllt iſt. Sie ſind ſo ziemlich über einen Leiſten geſchlagen: höchſt ſorgfältiger Anzug, hellfarbige Halsbinde, Weſpentaille nnd mühſam zugeknöpfter kurzer Ueberrock, enge Beinkleider nnd in immenſe Spitzen auslaufende lackirte Stiefeln, in denen ſie ängſtlich auftreten, um ſie nicht zu beſchmutzen; die Haare lang und anf beiden Seiten heruntergekämmt, meiſt ein Stutzbart und auch wol ein collier grec. Auf hundert Schritte ſind ſie in ihrer ganzen Haltung unverkennbar, zu Fuß wie zu Pferde, denn manche haben Geld und gefallen ſich in Reiterkünſten, obgleich ſie meiſt ſehr ſchlecht im Sattel ſitzen. Nicht wenige von ihnen ſind jolis garçons, aber die Mehrzahl ſcheint ſchwache Augen zu haben, weshalb ſie nach engliſcher Sitte eine Lorgnette zwiſchen Brauen nnd Naſenknochen einkneifen, wovon ſie wahrſcheinlich blaue Flecken mit nach Hauſe bringen. So ſind die Paini, die mancher vornehmen Dame das Herz geraubt und noch rauben ſollen, wenn je das Herz dabei ins Spiel kommt. Ohne ſie würden Roms Sonntagspromenaden viel von ihrem Charakter verlieren.

* Eine nene Heilart, der es hoffentlich ſo wenig als der Homöopathie und Waſſerheilkunde an Anhängern fehlen wird, iſt erſchienen. Ein erfahrener Arzt, Dr. Plaiſant,

hat auf die allerdings richtige Thatſache, daß Vögel häufig Lehm und Sand aufpicken, um ſich den Magen zu reinigen, und daß auch einige Völker Amerika's in der Noth Erde eſſen (vergl. v. Chamiſſo's Reiſen), eine Lehmkur erfunden. Alle Krankheiten werden mit Lehm kurirt, der theils als Brühe, theils als Pillen ꝛc. angewendet wird.

* Ein neues Telegraphenſyſtem, meldet die Revue de Paris, beſchäftigt gegenwärtig die diplomatiſche und die gelehrte Welt. Dieſe Maſchine, welche Tag und Nacht arbeitet, gewährt unter andern den Vortheil, daß ſie die Depeſchen wenigſtens zehnmal raſcher befördert, als das bisher gebrauchte Inſtrument. Im Ganzen kann der neue Telegraph täglich 145,000 Wörter expediren. Bewegliches nnd unbewegliches Feuer erleuchten ihn, wenn er des Nachts arbeitet und krönen die Giebel der öffentlichen Gebäude mit einem wnnderſchönen Glanze. Der Erfinder dieſes neuen Verfahrens iſt Herr Evremont Conon.

* Zur Gründung einer neuen Wiſſenſchaft, die für die Naſe daſſelbe ſei, was die Optik für das Auge und die Akuſtik für das Ohr, fordert Jemand in der „Illuſtration" auf. Man ſolle — meint er — das Studium der Gerüche angelegentlicher als bisher betreiben, und nachdem man den Einfluß aller verſchiedenen Geruchsnüancen auf das Geruchsorgan geprüft, das Reſultat der Forſchungen in ausführlichen ſyſtematiſchen Tabellen niederlegen — als der Baſis, woranf dann die neue Lehre weiter fortgebaut werden könne, für die er die Namen Rhinik (von dem griechiſchen Worte rhin, die Naſe), oder Osmetik (von osme, der Geruch) vorſchlägt.

* Aus dem Album der Tochter eines Pariſer Portiers. (Nach Leon Gozlan.)

„Ich habe Byron und Paul de Kock geleſen. Paul de Kock werde ich nie wieder leſen, doch würde es mir leid thun, ihn nicht geleſen zu haben. Die großen Schriftſteller ſind es alſo, die man zum zweiten Male leſen möchte. —

Es hat mir ſtets das Herz gepocht, wenn ich den Briefträger einen Brief auf den Tiſch habe hinlegen ſehen. Es iſt eine unerhebliche Sache, aber doch ein Geheimniß, und das iſt für ein Frauenzimmer immer etwas Großes. —

Geſtern habe ich zum erſten Male der Aufführung eines Trauerſpiels beigewohnt. O Gott! was habe ich gelacht. Ich wäre faſt erſtickt, um nur keinen Skandal zu geben. Man ſpielte Iphigénie en Aulide. Wie das arme Mädchen ſich da abquälte, um Glanben zu machen, daß ſie den Achill, den groteskeſten aller Liebhaber, liebte. Und die Mutter, die eine ganze Stunde lang in den Tag hineinſpricht, ſtatt ihre Tochter beim Arm zu nehmen, und nur zu ſagen: komm mit deiner Mutter, es ſoll dir nicht ein Haar gekrümmt werden. Ich hätte ſchon ohne Achilles' Aufheben gewußt, daß der Iphigenia nichts zu nah gethan werden würde; ſie hatte ja ihre Mutter um ſich! Man ſagt, es wäre gut geſchrieben. Und das fehlt auch noch, daß es ſchlecht geſchrieben wäre! Man hatte mir die Actrice ſehr gerühmt, die die Rolle der Iphigenia hatte. —

Vordem war ein Pförtner etwas weniger ſchlecht gebettet, als ein Hofhund; heutzutage aber haben wir in unſerm Stübchen oben einen Teppich, zwei Pendulen zu 400 Franken, drei Gemälde von Roqueplan, Belloc und Verdier, und Seſſel en palissandre; auch geht Mama nie zu Fuße aus. Noch einige Jahre und man ſagt vielleicht mit Nachdruck: er heirathet die Tochter eines Pförtners."

* In Frankreich macht der afrikaniſche Prinz von Taſſu, Namens De-Bo-He, der in das Land der Civiliſation zum Beſuche gekommen iſt, viel Aufſehen. Nach der Sitte ſeines Landes beſteht die größte Artigkeit, die man Jemandem erweiſen kann, darin, daß man ſeinen Namen annimmt. Der Prinz De-Bo-He hat alſo den Capitain Gaultier gebeten, ihm einen franzöſiſchen Namen zu geben; man hat ihm mehre genannt und er hat den Namen François gewählt. Sein Miniſter I-ta-tow, der ihn begleitet, hat den Namen Leon angenommen, welchen der Bruder des Capitains, dem er ſehr gewogen iſt, führt. Für einen Afrikaner ein ſehr bezeichnender Name!

Es kann nicht fehlen, daß bei dieſer Gelegenheit über die ſeltſamen Gebräuche und Sitten in ſeinem Vaterlande das Verſchiedenſte zum Vorſchein kommt. So wird erzählt: man könne dort ſoviel Frauen haben, als man bezahlen könne; werde eine untreu, ſo ſchicke man ſie ihrem Vater zurück und dieſer müſſe den Kaufpreis wieder herausgeben. Da wird alſo ſchon das eigne Intereſſe des Vaters ihn zum Sittenwächter der Tochter machen! — Ferner geben ſich ſehr monarchiſche Grundſätze bei jenen Völkern dadurch kund, daß nur der Fürſt ausländiſche Kleider und Schmuck tragen und daß, wenn er etwas von einem Unterthan zu haben wünſcht, dieſer unbedingt verpflichtet iſt, es ihm zu geben.

* In das Album der Taglioni hat ſich ein ruſſiſcher Künſtler in folgender Weiſe

eingezeichnet: Er hat einen kleinen hübſchen, feingebauten Fuß gemalt, der auf das zierlichſte mit einem ſeidnen Schuh und Strumpf bekleidet iſt. Das Bein verliert ſich in den Wolken. Um den Fuß lieſt man die Worte: „weshalb einem Flügel Schuh und Strümpfe anziehen?"

* Die engliſchen Blätter berichten über einen Waverleyball, der im vorigen Monat in London ſtattfand, und der von der ſchönen Welt Londons ſo zahlreich beſucht war, daß die weiten Räume, in denen er veranſtaltet worden, kaum Platz für die Anweſenden boten. Der Zweck des Balles war, durch ihn eine bedeutende Geldſumme zur Vollendung des Walter-Scott-Denkmals in Edinburgh zuſammenzubringen, und dieſer Zweck wurde inſoweit erreicht, als gegen 1000 Pf. Sterling einkamen. Der Haupttheil des Balles beſtand in einer großen Quadrille, die von den hervortretendſten Helden und Heldinnen, welche in den ein und dreißig Scott'ſchen Romanen und Gedichten vorkommen, ausgeführt wurde und zwar im Nationalcoſtüme und in der Tracht, welche den verſchiedenen Zeitaltern angehört. Die Marquiſe von Londonderry iſt die Urheberin dieſer ſinnreichen Idee.

* Man hat jetzt entdeckt, daß die berühmte Polka ein böhmiſcher Tanz von neuer Erfindung iſt. Ein Bauermädchen, welches in der Stadt Elbekoſteletz, drei Stunden von Prag, bei einem Bürgermeiſter diente, tanzte eines Sonntags zum Zeitvertreib und ſang dazu eine paſſende Melodie. Ein Muſiklehrer ſah zu und ſetzte ſie in Noten, wonach ſpäter dieſer Tanz daſelbſt öffentlich getanzt wurde. Erſt als er nach Prag kam, erhielt er den Namen Polka, von wo er nach Paris ging, um daſeldſt berühmt zu werden. Das Mädchen, die ihn zuerſt getanzt, iſt gegenwärtig in Konetor, in der böhmiſchen Herrſchaft Brandeis, verheirathet.

* Bei dem kürzlich erfolgten Uebergang des **er Stadttheaters an eine neue Direction hatte, ſo erzählt man, der alte Director bei dem neuen anfragen laſſen, ob er wohl eine Anzahl Decorationen mit übernehmen wolle? Die lakoniſche Antwort des letzteren war: „Nein! denn ich führe Gasbeleuchtung ein."

* Von dem bekannten Verfaſſer der „Randzeichnungen", Advokat Detmold in Hannover, erzählt ein engliſcher Kritiker bei Gelegenheit der Beurtheilung dieſes Buches folgende Anekdote: Es fragte Jemand den Genannten, was er wol von dem eben erſchienenen Portrait des —ſchen Finanzminiſters halte? Der Miniſter war auf demſelben in der linken Hand eine Papierrolle haltend, die rechte auf das Herz gelegt, dargeſtellt. „Es iſt ganz getroffen", erwiederte dieſer, „in der Linken hält er das Budget und mit der Rechten deckt er das Deficit."

* Im „Chemnitzer Anzeiger" beſchuldigte vor einigen Wochen eine Dame ihren ehemaligen Liebhaber der Ruhmredigkeit, indem ſie ihm vorwarf, er habe damit geprahlt, daß er ihre Hand ausgeſchlagen, während der Fall doch umgekehrt geweſen ſei. Der Beleidigte giebt nun in dem genannten Blatte folgende

„Erwiederung an C......e P...r"

Du dauerſt mich — daß Du ſo boshaft biſt —
Daß Du es wagſt, mich offen zu entehren;
Wenn Du noch einmal Dich ſoweit vergißt:
Soll wohlverdiente Strafe Dich bekehren.
Daß Du auf leere Klatſchereien hin
Als Lügner und Verläumder mich willſt ſchwärzen —
Das ſtempelt Dich ja ſelbſt zur Lügnerin
Und macht nur ſchlechte Ehre Deinem Herzen.
Du wollteſt mir ſchaden — denn was Du geſagt,
Kannſt Du vor Gott als Wahrheit nie beſchwören —
Du dauerſt mich — ſonſt hätt' ich Dich verklagt.
Dies merk' Dir hübſch — wenn Du nicht mehr willſt hören.

E. S.....t."

Wie herzlich, zart und echt poetiſch zugleich!

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

No. 67. Pariſer Moden. Kindermoden.

No. 68. Pariſer Moden. Damenmoden: breitgeſtreiftes Pekinkleid, mit ganz breiter Falbel. Genähter Strohhut. Putzanzug, graublaues Moorkleid mit weißer Damaſtſchürze.

Anzeiger. № 32.

Thier's Napoleon. 2. Auflage!

So eben erſcheint und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geſchichte des Conſulats und des Kaiſerreichs.

Von A. Thiers.

Ueberſetzt und mit der Geſchichte Napoleons vor dem Conſulat.

Von C. T. Heyne.

1. bis 4. Lieferung (16 Bogen, elegant auf ſchönes Velinpapier gedruckt, enthalten dieſelben ſoviel wie 30—40 gewöhnliche Octavbogen). Broſch. à 3¾ Ngr. = 3 gGr. = 13½ Kr.

Vielfacher Angriffe hat ſich der Verleger dieſes Werkes, daß er ſolches mit der Geſchichte Napoleons vor dem Conſulat beginnt, zu erfreuen, aber auch nicht der leiſeſte Tadel hat dieſe meiſterhafte Bearbeitung treffen können. Von Lieferung zu Lieferung haben ſich die Abnehmer ſo bedeutend vermehrt, daß ſo eben die erſte Lieferung in neuer Auflage die Preſſe verläßt.

Dieſe vollſtändige Geſchichte Napoleon's erſcheint regelmäßig fort, und wird dieſelbe 4 Bände umfaſſen. Subſcribentenſammler erhalten die erſte Lieferung gratis.

Leipzig, **Ernſt Schäfer.**

W. Scott's Werke zu ganz billigen Preiſen!

Durch Uebernahme des ganzen Vorraths der bekannten Stuttgarter Ausgabe in Stand geſetzt, offeriren wir zu beigeſetzten Preiſen:

Napoleon's Leben, 35 Bde., 1 Thlr. 11¼ Ngr. — Guy Mannering, oder der Sterndeuter, 7½ Ngr. — Der Alterthümler, 7½ Ngr. — Das Kloſter, 7½ Ngr. — Der Abt, 7½ Ngr. — Der Pirat, 7½ Ngr. — Waverley, 7½ Ngr. — Die Braut von Lammermoor, 7½ Ngr. — Das Herz von Mid-Lothian, 7½ Ngr. — Nigel's Schickſale, 7½ Ngr. — Der ſchwarze Zwerg, 3¾ Ngr. — St. Romansbrunnen, 7½ Ngr. — Das gefährliche Schloß, nebſt Scott's Leben, 7½ Ngr. — Woodſtock, oder der Ritter, 12½ Ngr. — Kenilworth, 12½ Ngr. — Ivanhoe, 12½ Ngr. — Die Chronik von Conongate, 12½ Ngr. — Erzählungen eines Großvaters aus der ſchottiſchen Geſchichte, 12½ Ngr. — Montroſe, romantiſche Sage, 7½ Ngr.

Schöne Octav-Ausgaben.

Die Chronik von Conongate, 2 Bde., (4 Thlr.) 26¼ Ngr. — Erzählungen eines Großvaters, 3 Bde., (4 Thlr.) 26¼ Ngr. — Karl der Kühne, oder die Tochter des Uebels, 3 Bde., (4 Thlr.) 26¼ Ngr. — Leben Napoleon's, 9 Bde., (16 Thlr.) 3 Thlr. — Das ſchöne Mädchen von Perth, 3 Bde., (4 Thlr.) 26¼ Ngr. — Graf Robert von Paris und das gefährliche Schloß, 4 Bde., (4 Thlr.) 26¼ Ngr. — Biographie des Herzogs von York, 7½ Ngr. —

Ferner: **Krämer**, Leben und Werke W. Scott's. 8. Velinp. 7½ Ngr.

Daſſelbe in 16. 3¾ Ngr.

Einzelne Bdchen zum Completiren à 2½ Ngr.

F. F. Haspel'ſche Buchh. in Schwäb.-Hall.

Bei **C. W. Hayn** in Berlin iſt ſo eben erſchienen und daſelbſt, ſowie in allen Buchhandlungen zu haben:

Conrad von Wallenrode.

Hochmeiſter des deutſchen Ordens.

Ein hiſtoriſcher Roman nach Quellen bearbeitet von **Ferd. von Sommer.**

In 3 Bänden. Geheftet, Preis für alle 3 Bände 3 Thlr.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

21. Auguſt — № 34. — 1844.

Ueberſicht: Der Elfin Grab, von Herm. v. Glaſenapp. — Familien-Mord, von F. Schrader. — Börne's Nachlaß. — Nachrichten.

Der Elfin Grab.

Die Elfen feiern Johannisnacht,
Der Wald erglänzt in Geiſterpracht.

Der König wiegt den Lilienthron,
Wie blitzt die Thaudemantenkron'!

„Wo bleibet Wella, die liebliche Maid,
Die ſchönſte Perle im Elfengeſchmeid?"

Da naht ſie, die holde Elfenfee,
Wohl Thränen im Auge und Liebesweh.

„O König ich hab einen Buhlen gut,
Doch ſtrömt in den Adern ihm menſchlich Blut;

O laß mich werden des Ritters Weib,
Und wandle in Staub meinen Elfenleib!"

Der König ſpricht: „Und kennſt du auch
Der Elfen Geſetz, den Geiſterbrauch?

Wenn der irdiſche Mann dir die Treue bricht,
So bricht auch der Tod dein Augenlicht,

Haſt dann keinen Theil an Unſterblichkeit —
Du weißt's? — Zieh' hin, falſche Elfenmaid!"

Und wieder iſt's Johannisnacht,
Und erglänzt der Wald von Geiſterpracht,

Doch iſt's kein Feſt — ein Trauergeleit,
Die Glühwürmer halten die Fackeln zur Seit';

Zehn Elfen tragen ſchön Wella bleich,
Zehn Elfen tragen ſchön Wella's Leich.

Der Zug zur hohen Eiche wallt,
Die öffnet den Stamm mit weiten Spalt,

Draus quillt hervor ein ſüßer Hauch,
Denn drinnen blüht ein Roſenſtrauch.

Und in der ſchönſten Roſe Pfühl
Wird Wella gebettet ſo weich und kühl;

Und die Roſe verwandelt den glühenden Schein,
Wird bleich, wie die Leiche in ihrem Schrein;

Sie faltet leiſe ihr duftig Thor,
Und wird eine Knospe wie zuvor.

Die Elfen ſind ſtille hinausgewallt,
Dann ſchließet die Eiche des Stammes Spalt.

Hermann v. Glaſenapp.

Digitized by Google

Familien-Mord.

Es war im Jahre 1743. Die Nacht hatte ihren ſchwarzen Schleier über Roms Gefilde ausgebreitet und über der alten Stadt ſelbſt ſchwebte eine heilige Stille. Alles hatte ſich dem erquickenden Schlummer in die Arme geworfen. Nur in einem Hauſe unweit der Piazza di Spagna war noch einiges Leben; dort ſchimmerte nicht nur ein ſchwacher Lichtſtrahl hinter den Gardinen, ſondern man ſah auch, daß ſich eine männliche Geſtalt in dem Zimmer hin und her bewegte. Es war Ogilvie, ein irländiſcher Wundarzt, welcher in dem Rufe großer Geſchicklichkeit ſtand und eine ausgebreitete Kundſchaft hatte. Eben erſt zurückgekehrt von dem letzten Krankenbeſuche, warf er ſich erſchöpft auf ein Lager, indem er ſeufzend wünſchte, nur einmal ungeſtört der Ruhe genießen zu können. Doch kaum hatte er dieſen Wunſch ausgeſprochen, ſo raſſelte ein Wagen die Straße daher und hielt vor ſeinem Hauſe ſtill. Man pochte und rief ſeinen Namen. Er ſtand verdrießlich auf, ſteckte den Kopf durch ein Fenſter und fragte, was man begehre.

„Um Jeſu willen, kommt ſchnell, Signor!“ entgegnete eine männliche Stimme. „Einige Reiſende haben Schaden genommen und ihre Wunden erheiſchen ſchleunige Hilfe. Darum vergeßt Eure Inſtrumente nicht.“

Ogilvie zog ſich zurück. „Welch' ein ſchwieriger Beruf iſt doch der eines Arztes“, ſagte er halblaut, warf ſeine Kleider über, ſteckte ſeine Inſtrumente zu ſich und eilte nach der Thür des Hauſes. Ihn empfingen zwei vermummte Männer; ſie erſuchten ihn einzuſteigen und als dies geſchehen, eilte der Wagen im Fluge davon. Ogilvie überfiel eine ſeltſame Ahnung und er kämpfte lange zwiſchen Furcht und Argwohn.

Kaum hatte der Wagen die Straße, in welcher er wohnte, zurückgelegt, ſo ſagten ſeine Begleiter zu ihm, er müſſe ſich die Augen verbinden laſſen, denn die Perſon, zu welcher man ihn bringen wollte, ſei eine Frau von Rang, deren Name und Wohnort durchaus verborgen bleiben müſſe.

„Aber wozu, meine Herren, dieſe Geheimnißthuerei?“ fragte verwundert Ogilvie. „Mein Beruf iſt ehrlich und wer meiner Kunſt bedarf, braucht ſich ihrer nicht zu ſchämen. Ob Bettler oder Fürſt, die Natur des menſchlichen Körpers bleibt ſich immer gleich.“

„Beſondere Umſtände, Signor, machen dieſe Vorſicht nöthig; darum laßt ohne Weigern Euch die Augen verbinden; ein Beutel mit Gold gleicht dieſe Unbequemlichkeit wieder aus.“ So ſprach man zu ihm und, ohne ſeine Antwort abzuwarten, warf man ihm eine ſchwarze Binde über die Augen, zog ſie feſt zuſammen und Keines ſprach weiter ein Wort.

Wie er deutlich merken konnte, durcheilte der Wagen der Kreuz und der Quere eine Menge Straßen, um ihn, wie er vermuthete, irre zu leiten, damit er keine genaue Vorſtellung von dem Theile der Stadt bekommen ſollte, wo er hingebracht wurde. Endlich hielt der Wagen an.

„Wir ſind am Ziele!“ ſagte einer der Vermummten. Bei dieſen Worten ſtiegen ſie aus, erfaßten ſeine Arme, halfen ihm aus dem Wagen und führten ihn in ein Haus. Auf einer engen Treppe hinauf traten ſie in ein Zimmer, wo ihm die Binde abgenommen ward.

„Hört, Ogilvie“, ſagte da Einer zu ihm, „hier wartet Eurer eine ſonderbare Kur. Ein Mädchen, das ſeine Familie entehrt hat, muß ſterben, ſo

ward es im Familienrath beſchloſſen. Der Ruf Eurer Geſchicklichkeit ließ unſre Wahl auf Euch fallen. Die Schuldige iſt auf ihr Schickſal vorbereitet, ſie befindet ſich in dem angränzenden Zimmer. Oeffnet ihr ſo ſchleunig als möglich die Adern und Ihr werdet reichlich belohnt werden."

„Jeſus! Maria! was habt Ihr mit mir vor!" rief beſtürzt und zitternd an allen Gliedern Ogilvie. „Zum Mörder ſoll ich werden? Nimmermehr!"

„Schweigt!" rief man ihm zu; „Eure Weigerung iſt umſonſt. Entweder Ihr müßt den Auftrag vollziehen, oder Ihr ſeid ſelbſt dem Tode verfallen. Und damit es Euch niemals einfallen möge, von dem zu ſprechen, was hier geſchah, ſo ſchwört auf den Leichnam des gekreuzigten Heilandes, den Vorfall für immer in Eurer Bruſt zu verſchließen."

„Nimmermehr!" antwortete Ogilvie.

Auf dieſe Weigerung des Arztes gab Einer der beiden Vermummten ein Zeichen und augenblicklich füllte ſich das Zimmer mit einer Menge bewaffneter Geſtalten, die ihn drohend umſtellten und nur auf das Kommandowort warteten, um ihn das Garaus zu machen.

Ogilvie's Standhaftigkeit war dahin. Er erhob die drei Finger ſeiner Hand und ſchwur. Die Bewaffneten entfernten ſich.

Die beiden Fremden öffneten nun eine Thür, ſchoben den Arzt hinein und machten ſie hinter ihm wieder zu. Ogilvie ſtand jetzt einem Mädchen von anziehender Geſtalt gegenüber, das, wie es ihm ſchien, noch in der Blüthe der Jahre ſich befand. Es war ganz loſe gekleidet. Ogilvie näherte ſich ihm zitternden Schrittes, und kaum noch der Sprache mächtig lispelte er: „Ihr ſeid krank, Signora, ich werde Euch zur Ader laſſen."

„O", entgegnete ſie mit ſanftem, anmuthsvollem Lächeln, „Ihr ſeid menſchlich und gedenkt damit mein Schickſal zu bemänteln. Aber ich bin auf den Tod gefaßt. Vollzieht daher das über mich ausgeſprochene Urtheil möglichſt ſchnell und geſchickt und ich werde noch im Tode Euch ſegnen."

„Iſt keine Rettung möglich, Signora?" fragte mit Theilnahme Ogilvie. „Seht hier die Fenſter, laßt uns einen Sprung wagen, vielleicht..."

Sein Vorſchlag wurde durch den Eintritt eines weiblichen Weſens unterbrochen, das ein Gefäß mit warmem Waſſer hinſtellte, Ogilvie zur Eile mahnte, und ſich ſogleich wieder entfernte.

„Eilt, eilt, Signor", bat das zum Tode beſtimmte Mädchen, „mein Todesurtheil zu vollziehen. Rettung iſt nicht zu hoffen, nur der Tod kann mein Vergehen ſühnen. Von Eurer Menſchlichkeit erwart' ich eine Kürzung meiner Leiden!"

Ogilvie ſtand noch eine Minute, wie im Traume; ihn ſchauderte, das Verbrechen auszuführen. Da mahnten ihn ſeine beiden Begleiter mit ungeſtümen Worten an ſein gegebenes Wort, nannten ihn eine feige Memme und drohten ihn augenblicklich umzubringen, wenn er noch einen Augenblick länger zögern würde.

„So muß es doch ſein!" ſeufzte er tief aufathmend, faltete die Hände zu einem kurzen Gebet, nahm dann ſeine Lanzette und öffnete die Adern des Mädchens, das, ohne einen Laut von ſich zu geben, noch eine Miene zu verzucken, unter ſeinen Händen ſein Leben verhauchte.

Nachdem die Männer den Körper genau unterſucht hatten, um ihres Todes gewiß zu ſein, bezeigten ſie Ogilvie ihre Zufriedenheit. „Hier nehmt", ſagte der Eine, und reichte ihm einen Beutel voll Zechinen zur Belohnung. Aber er lehnte jeden Lohn ab und bat nur ſchnell von dem Orte hinweg-

Digitized by Google

gebracht zu werden, an welchen er nicht ohne Schaudern denken könnte. Man gewährte ihm ſeinen Wunſch, legte ihm wieder die Binde um die Augen und führte ihn dieſelbe Treppe hinab nach dem Wagen. Dieſe war ſehr eng und, wie er zu bemerken glaubte, in ſchlangenähnlichen Windungen erbaut. Er benutzte dieſen Umſtand und ließ, ohne daß es ſeine Führer bemerkten, an einer der beiden Wände die Spuren ſeiner blutigen Finger als Merkmal zurück.

Mit derſelben Vorſicht, wie man ihn hergeführt, brachte man ihn wieder nach ſeiner Wohnung zurück. In der Nähe ſeines Hauſes angekommen, machten ihn ſeine Begleiter noch einmal auf ſeinen Schwur aufmerkſam und warnten ihn vor jeder Unachtſamkeit, welche das Geheimniß verrathen könne.

„Der geringſte Verſuch", fügte der Eine hinzu, „über das Vorgefallene Nachforſchungen anzuſtellen, koſtet Euer Leben. Denn wo Ihr auch weilen mögt, unſre Rache würde Euch ſtets zu finden wiſſen. Darum ſchweigt und nehmt den Vorgang als Geheimniß mit in's Grab!" Mit dieſen Worten entließen ſie ihn an ſeiner Thüre und eilten ſchleunigſt davon.

Der neue Morgen fand Ogilvie in einem gefährlichen Fieber. Das außerordentliche Ereigniß der vergangenen Nacht hatte einen ſo tiefen Eindruck auf ſein Herz gemacht und ſein Nervenſyſtem ſo ſehr angegriffen, daß für ſein Leben zu fürchten war. Johanna, ſeine Haushälterin und weitläufige Anverwandte, die politiſche Stürme gleichfalls von Irland vertrieben hatten, beeilte ſich, ihrem Vetter ſogleich die nöthige Hilfe zu verſchaffen. Die Kunſt des Arztes ſchien nicht umſonſt, aber alle Gefahr zu beſeitigen, lag nicht in ſeiner Hand. Der Kranke fühlte ſich auch bald ſo ſchwach, daß er einen Mönch zu rufen bat, dem er ſeine Beichte anvertrauen könne. Ein ſolcher kam auch bald.

„Lege frei und unverholen das Bekenntniß deiner Sünden ab, mein Sohn", ſagte dieſer, „und ſie werden dir vergeben werden."

Er that es und verſchwieg dabei auch ſeinen in vergangener Nacht verübten Mord nicht. Kaum hatte er ſein Gewiſſen von der drückenden Bürde erleichtert, ſo fühlte er ſich um Vieles wohler. Das Fieber ließ nach und ſein Zuſtand beſſerte ſich ſichtlich. Der Mönch freute ſich deſſen und drang in ihn, den Vorfall bei der apoſtoliſchen Kammer zu Protokoll zu geben, damit eine Unterſuchung ſtattfinden könne.

„Aber der Eid, der Eid, heiliger Vater!" wandte Ogilvie ein.

„War ein erzwungener und du kannſt ihn ohne Bedenken brechen; hab' ich dich doch von allen Sünden diſpenſirt."

Ogilvie bedachte ſich noch einen Augenblick und gab dann das Verſprechen, wenn er geneſen ſei, den Vorgang anzuzeigen. Der Mönch ſchied.

Schon nach zwei Tagen war Ogilvie wieder geſund. Er beſchloß, auf alle Gefahr hin, keineswegs Mitſchuldiger eines ſo greulichen Verbrechens zu ſein. Es war zwar mißlich, die Klage zu begründen, da er den Ort, wohin er gebracht worden war, eben ſo wenig kaunte, als Namen und Stand des getödteten Mädchens.

Am darauf folgenden Vormittag befand ſich Ogilvie auf dem Wege nach dem peinlichen Gericht. Dort angekommen bedeutete er dem Sekretär, daß ein Verbrechen vorgekommen ſei, wie die römiſche Geſchichte wohl nicht viele aufzuweiſen habe. „Doch", fuhr er fort, „mein Leben hängt davon ab, wenn die Regierung mir ihren ſchützenden Arm verſagen ſollte."

„Ihr könnt im Voraus des Schutzes der Regierung verſichert ſein, Signor Ogilvie", erwiederte der Diener der Gerechtigkeit; „iſt die apoſtoliſche Kammer doch da, um die Gerechten zu beſchützen und die Böſen zu beſtrafen. Zögert darum nicht, von dem, was Euch bekannt iſt, ein freiwilliges Bekenntniß hier niederzulegen."

Ogilvie that es und führte dabei alle einzelnen Umſtände mit der größten Genauigkeit an. „Ich zweifle nicht", fügte er ſchließlich noch hinzu, „mit Hilfe einiger Sbirren das Haus, worin der Mord begangen wurde, wieder aufzufinden und die Thäter an's Licht zu ziehen."

Kaum war dieſer Vorfall dem damaligen Pabſt, Benedict XIV. (Lambertini) angezeigt worden, als er, darüber höchſt entrüſtet, die wirkſamſten Maßregeln ergriff, um die Verbrecher zu ermitteln.

Von einer Schaar Sbirren begleitet, durchſtreifte Ogilvie am andern Morgen die Straßen von Rom, um den Ort des Verbrechens auszuſpüren. Aus mehreren Umſtänden ſchloß er jedoch, daß der Schauplatz jenes blutigen Ereigniſſes außerhalb der Mauern Roms geweſen ſein müſſe und fing an, die in der Nähe der Stadt gelegenen Landhäuſer zu unterſuchen. Nach langem vergeblichen Forſchen, gelangte er an ein palaſtähnliches Gebäude, bei deſſen Anblick ſeine Füße feſt an den Boden gefeſſelt ſchienen. Er behielt es eine Weile feſt im Auge und als er ſich jene nächtliche Reiſe lebhaft in's Gedächtniß zurückrief, überzeugte er ſich nur zu bald, daß dieſes und kein anderes Haus der Schauplatz jenes Verbrechens ſei. Daß er ſich nicht geirrt hatte, bewieſen die blutigen Spuren, welche er beim Herabſteigen der Treppe zurückgelaſſen hatte. Es war das Landhaus Papa Giulio, welches Papſt Julius III. erbaut hatte. Sein jetziger Beſitzer war der Herzog von Bracciano.

Für jeden Fall mit dem nöthigen Haftbefehl verſehen, ſtürmte die Schergenſchaar, Ogilvie in ihrer Mitte, die Treppe des Palaſtes hinauf, um das Haupt dieſer berühmten Familie im Namen des Geſetzes feſtzunehmen. Aber Bracciano mochte Kunde erhalten haben, denn er hatte ſich nach Neapel geflüchtet, wo er unter den Schutz der dortigen Regierung ſich begeben hatte und demzufolge unantaſtbar war. Man hatte indeß ermittelt, daß er und ſein Bruder den Mord gegen ihre Schweſter unternommen hatten, weil ſie ſich in ein Liebesverſtändniß mit einem Fiſcher eingelaſſen und ſo die Ehre des Hauſes Bracciano befleckt hatte.

Dieſe Begebenheit machte, als ſie bekannt geworden war, in Rom großes Aufſehen. Ogilvie wurde, wo er auch erſcheinen mochte, gleichſam umlagert, um die Einzelnheiten dieſes tragiſchen Ereigniſſes zu erzählen. Mehrmals waren ihn deßhalb Warnungen zugegangen, aber unvorſichtig genug, ſie nicht zu beachten, büßte er endlich. Er war plötzlich verſchwunden und Niemand wußte wohin, bis endlich die Tiber eines Tages einen Leichnam an's Ufer ſpülte, in dem man den Wundarzt Ogilvie erkannte. Man zweifelte nicht, daß er ein Opfer der Rache geworden war.

Für die beiden Brüder Bracciano aber verwendeten ſich mächtige Freunde, und es gelang ihnen endlich gegen Zahlung bedeutender Summen an die apoſtoliſche Kammer, für die Geflüchteten Begnadigung und die Erlaubniß zur Rückkehr zu erwirken. Beides wurde bewilligt, jedoch unter der Bedingung, über dem Kamin im Zimmer, wo das Verbrechen begangen worden war, eine Kupferplatte mit Angabe der That und Buße aufzuſtellen. Dieſe Platte mit der Inſchrift war noch vor einigen Jahren daſelbſt zu ſehen.

Wie unglaublich dieſe Geſchichte Manchen auch ſcheinen mag, ſo iſt ſie für Italien doch eben kein außerordentliches Ereigniß, wenn man bedenkt,

daß im vorigen Jahrhundert ſelbſt in Deutſchland und in andern Ländern ähnliche Scenen vorgekommen ſind. Im Allgemeinen herrſchte damals in den Familien der höheren Stände eine eiſerne Strenge und mehr als eine Perſon von hohem Range iſt in jener Zeit verſchwunden, ohne daß die Geſchichtsſchreiber jemals darüber haben etwas Näheres erforſchen können. So wurde im Jahre 1774 einſtmals der Scharfrichter von Straßburg durch einige Perſonen aus dem Schlafe geweckt, welche verlangten, daß er ſie ſogleich vor die Stadt hinaus begleiten ſolle, um einen Verbrecher von Stande hinzurichten, für welchen Dienſt er reichlich belohnt werden ſollte. Straßburg iſt zwar ſeit Ludwig XIV. ſtets ein Theil der franzöſiſchen Monarchie geweſen, aber der dortige Scharfrichter wurde, wegen ſeiner kräftigen Geſtalt und ſeiner Geſchicklichkeit in ſeinem Fach lange Zeit hindurch auch jenſeits des Rheins, in Schwaben, im Badiſchen und im Breisgau gebraucht. Es fiel ihm daher gar nicht auf, wenn er plötzlich zu einer Exekution gerufen wurde, die damals eben nicht ſelten waren. Dies war auch diesmal der Fall. Er kleidete ſich ſchnell an, umgürtete ſeine Hüften mit dem ſchweren zweiſchneidigen Schwert, warf ſich in den bereitſtehenden Wagen, und fort ging die Reiſe über die Flußbrücke nach Kehl. Hier ſagte man ihm, daß das Ziel noch weit entfernt ſei; weil aber die Perſon, welche er hinzurichten habe, dem fürſtlichen Stande angehöre und deßhalb der Zweck der Reiſe ſorgfältig verſchwiegen werden müſſe, ſo würde er es ſich gefallen laſſen, wenn ſie die nöthigen Maßregeln ergriffen, daß er den Ort, wohin er geführt würde, nicht erkennte. Der Scharfrichter willigte ein, und es wurden ihm nun die Augen verbunden. Die Reiſe hatte mehrere Tage gedauert, als man endlich vor einem Schloſſe anlangte, das mit Waſſer umgeben zu ſein ſchien. Auf ein Zeichen raſſelte die Zugbrücke nieder und der Wagen rollte in den geräumigen Schloßhof. Nach einer Weile führte man den Scharfrichter in einen hellerleuchteten Saal, wo ihm die Binde abgenommen wurde. Die Wände waren ringsum ſchwarz behangen und in der Mitte des Saales befand ſich ein ebenfalls ſchwarz behangenes Blutgerüſt, auf dem ein Stuhl ſtand. In tiefe Betrachtungen verſunken über das geheimnißvolle Ereigniß ſtand der Scharfrichter, die Arme übereinandergeſchlagen im Zimmer, als die Thür geöffnet und eine Dame in tiefer Trauer und das Geſicht mit einem dichten Schleier umhüllt, hereingeführt wurde. Die beiden Reiſegefährten waren ihre Führer. Sie beſtieg langſam das Blutgerüſt, ließ ſich auf den Stuhl nieder, wo ihr die Hände und dann die Beine mit Stricken gebunden wurden. So viel der Scharfrichter im Allgemeinen wahrnehmen konnte, mochte die Dame über die Jugendjahre hinaus ſein. Uebrigens ſchien ſie ſich geduldig in ihr Schickſal zu fügen, denn weder eine Klage noch ein Seufzer kam über ihre Lippen. Als die beiden Perſonen ſie gebunden hatten, gaben ſie dem Scharfrichter ein Zeichen. Dieſer zog mit ſeltener Bravour ſein Schwert, erfaßte ſein Opfer beim Schopf und trennte ihm mit einem Streiche das Haupt vom Rumpfe. Nur einige Minuten vergönnte man ihm Ruhe; dann ward er, reichlich beſchenkt, mit derſelben Vorſicht nach Kehl zurückgebracht und an der Brücke, welche nach Straßburg führt, abgeſetzt. Dieſe Begebenheit hat der Scharfrichter ſeinen Kindern und Freunden oftmals erzählt und ſie iſt in der dortigen Gegend ziemlich bekannt. Wer aber die hingerichtete Dame geweſen, darüber ſchwebt noch bis auf heutigen Tag ein tiefes Geheimniß, das zu enthüllen man ſchon vielfach, aber immer vergebens, verſucht hat.

F. Schrader.

Börne's Nachlaß.

Ich fühle mich bei der Lektüre dieſer zwei Bände fünfzehn Jahre, in's Jahr 1829 zurückverſetzt, und ich entdecke mit Erſtaunen, wie ſelten in der deutſchen Literatur ein reizender Stil und ein liebenswürdiges humoriſtiſches Naturel ſei. Vor fünfzehn Jahren las ich die erſten Bände von Börne mit einem namenloſen Entzücken, und ſeitdem hatte ſich mir unvermerkt die Vorſtellung ausgebildet, es ſei doch wohl hauptſächlich die Geſinnung und der Stoff geweſen, welche mich damals ſo entzückt hätten und Beides ſei nur unterſtützt worden durch Naturel und Darſtellung des Verfaſſers. Jetzt ſeh' ich deutlich, daß wir Naturel und Darſtellung des Verfaſſers viel zu gering angeſchlagen, und daß dieſe allen Meinungsſtreit überdauern werden. Ich finde in dieſem Nachlaſſe, der aus den Jahren 1819 bis 21 ſtammt ſo viel Abweichendes von meinen eignen Anſichten, beſonders wo die tiefe Frage um Werth und Weſen der Kunſt in Frage kommt, daß ich ſicherlich im Genuſſe der Schrift arg geſtört werden müßte, wenn nicht Stil und Naturel Börne's ſo überaus liebenswürdig einwirkten. Alle ſpäteren Extreme Börne's liegen hier in grünen Keimen vor, es fehlt auch nicht einer. Der Mittelpunkt aller, der tiefe Widerwille gegen Goethe tritt überall zu Tage, und obwohl ich ihn durchaus einem mangelhaften Verſtändniß, einem Mangel an höherem Kunſtſinne zuſchreiben muß, welcher natürlich das Urtheil Börne's auch nach andern Seiten hundertfach beengt, ſo ſtört er mir doch den liebenswürdigen Eindruck der Börne'ſchen Schrift ſo gut wie gar nicht. Ich finde, daß wir durch dieſe zwei Bände ſehr bereichert worden, und daß wir der Dame in Frankfurt, welche die Herausgabe veranlaßt, lebhaften Dank ſchuldig ſind.

Es ſind zumeiſt Briefe an dieſe Herzensdame Börne's. Sie beginnen im Herbſte 1819. Börne wohnte damals ebenfalls in Frankfurt; er macht kleine Ausflüge an den Rhein und beſchreibt ihr ſeine Eindrücke und Schickſale. Wunderlich muthet es uns an, vom Marktſchiffe von Frankfurt nach Mainz zu hören, und wie im Rheingau die Poſt nur zweimal in der Woche fährt und wie das Alles weit und beſchwerlich iſt und mehrere Tagereiſen erfordert, was jetzt in ein Paar Stunden zu erreichen iſt. So weit liegen die zwanzig Jahre hinter uns, und dennoch iſt des Autors Geiſt uns ſo nahe, als ob ſeit der Zeit nichts geſchehen wäre, ein ſicheres Zeichen wie ſtark dieſer Geiſt! — Goethe kommt gleich an die Reihe; mit ihm hat Börne fortwährend gerungen, denn ſein Inſtinkt hat ihn fortwährend gelehrt, daß in Goethe ein gewaltiges Etwas vorhanden ſei, das er zu eigner Genugthuung bekämpfen müſſe, wenn er ſich's nicht aneignen könne.

„Zwiſchen Höchſt und Mainz", ſagt er, „las ich in Goethe's ſchon erwähntem Buche, ein Kapitel: „Herbſttage am Rhein." Behagt mir nicht! Seine Bilder kalt wie Marmor, ſeine Empfindung nur künſtleriſch, ſo vornehm lächelnd, ſo herablaſſend zu den Gefühlen unſerer niederen Bruſt! Ich habe ihn nie leiden können. In ſeinem Werther hat er ſich ausgeliebt, abgebrannt, zum Bettler geſchrieben. Ein Profeſſor erfreute mich mit der Aeußerung, daß Goethe in ſeinem „Kunſt und Alterthum am Main", gezeigt habe, wie er von der Sache wenig verſtehe. Sammlungen und einzelne Gemälde ganz ohne Werth habe er aus Unkenntniß oder aus Artigkeit gegen deren ihm befreundeten Beſitzer angeprieſen. Ich liebe dieſen Mann nicht und höre ihn gern tadeln. Er iſt der Sänger des Fruchtbringenden, aber darum auch des Alltäglichen und überall Sichtbaren, für Jeden der Augen hat. Er giebt uns Brod, freilich geſundes ausgebackenes Brod, aber ich will Kuchen haben. Er erhebt mich nicht, er führt mich nur in der Breite weiter.

Digitized by Google

Doctor Clemens, in ſeiner an Goethe's Geburtstag im Muſeum gehaltenen Rede, die ich gedruckt mit auf die Reiſe genommen, hat dieſes, ob zwar anpreiſend, ziemlich gut auseinander geſetzt. Er nennt ihn den Dichter der Wahrheit. Jünglingen und Weibern ſagte er nicht zu. Allein, wer anders als ſolche, ſind die Urtheilsſprecher des Dichters!"

Damals iſt Görres noch in den Reihen der Liberalen und Börne beſucht ihn in Coblenz. „Dort traf ich Schleiermacher und den Profeſſor Benzenberg, einen bekannten Journaliſten. Görres ging mit uns auf die Berge, dann aßen wir bei ihm zu Mittag. Von zehn bis vier Uhr waren wir beiſammen, und während dieſer ganzen Zeit hat Görres nicht einen Augenblick geſchwiegen. Das wäre ein Mann für Sie! Belehrend, ſich verſtändlich machend, wie eine Gemſe von der Spitze jeder Betrachtung zur andern ſpringend, berührt er nie das Thal der Gemeinheit. Wie Schade, daß ſolche Höhen nicht zu allen Jahreszeiten bewohnbar ſind! Sein Geiſt wie gefrorner Wein. Scherzend, tauſend Geſchichten. Wenn Sie ihm zuhören können, ohne vor überſpannter Aufmerkſamkeit den Athem zu verlieren, ſo will ich den Kopf verlieren. Ich habe nicht ſonderlich darauf geachtet. Er meint, Bilder müßten an öffentlichen Orten, in Kirchen, Palläſten, hier und da, aber nicht beieinander hängen. „Wiſſenſchaftliche Werke (Bibliotheken) können nicht genug geſammelt, Kunſtwerke nicht genug zerſtreut werden." Die Boiſſerée'ſche Sammlung habe in Heidelberg der Kunſtphiliſterei den Hals gebrochen, und er wünſchte darum, ſie zöge in ganz Deutſchland umher. Görres iſt der altdeutſchen Malerſchule nicht allein, ſondern auch der altdeutſchen Poeſie und dem Leben und Treiben jener Zeit ganz zugethan. Er hat in ſeinen Zimmern viele Stücke, die gut ſein ſollen, wie mir die H. ſagte. Dieſe Gemälde auf Goldgrund behagen mir nicht. Görres iſt einige vierzig Jahre alt, aber jugendlicher und lockerer Haltung. Lämmermayeriſcher können Sie ſich nichts denken. Zerriſſene Stiefel, beſtaubter, altdeutſcher Rock, ohne Weſte, die nackte Bruſt durch's auseinander geworfene Hemd zeigend. Er, ſo gekleidet; Schleiermacher, klein mit ſchon grauen Haaren, ein Satyrgeſicht, ſchwarze lange Hoſen und ein altes tuchenes Mützchen auf dem Kopfe; ich, wie Sie mich kennen; ſo wir drei nebeneinander ſpazieren gehend, hätten jeden Pariſer Schneider in die Unterwelt geſchickt, durch Todauslachen. Denken Sie ſich, Verſtand, Geiſt, Gemüth, Schlauigkeit, feſten Charakter, edlen Sinn, Freundlichkeit, Gewandheit, tief philoſophiſche und Geſchäftsthätigkeit, ungeheures Wiſſen, franzöſiſche Leichtigkeit und deutſche Gründlichkeit, Plato, Sokrates und den Spötter Lucian — dieſes Alle zuſammen findet ſich in Schleiermacher vereinigt. Es war etwas Großes darin, daß er immer nur kleine Sachen bei Tiſche ſagte. Ich ſprach wenig. Görres' Frau ſcheint verſtändig, nimmt an ernſter Unterhaltung Theil und ſpricht das ihrige mit. Die Tochter eben ſo, faſt noch ein Kind, ſehr ſchön. Auch ein Sohn iſt da. So ſaßen wir ſieben an einem kleinen runden Tiſche, woran zwei Liebende bequem Platz gehabt hätten. Görres ſchnitt Brod vor, und warf jedem ſein Stück mit einer Schleuderbewegung zu, mir ohne Umſtände an den Kopf."

In Bonn beſucht er Schlegel. „Schlegel iſt wie ich mir ihn dachte und er mir geſchildert worden ... Sehr elegant gekleidet und eben ſo im Hauſe eingerichtet. Eine geſchmeidige Köchin meldete mich dem Kammerdiener und dieſer dem Herrn, und ſo ging es wieder zurück. Er iſt artig, ſpricht aber ſehr langweiliges und unbedeutendes Zeug. Sie wären recht geprellt geweſen, wenn Sie mit offenem Mäulchen, wie gewöhnlich, den gebratenen Tauben ſeines Geſprächs entgegengeſehen hätten. Unſre Unterhaltung war wie ein Schachſpiel, wir zogen langſam und bedächtig hin und her, und hörten auf, weil wir plötzlich merkten, daß wir beide

Digitized by Google

ſchon längſt matt waren. Der genialiſche Menſch iſt er nicht mehr, der er ehemals geweſen. Schleiermacher erzählte mir, daß, als er in Jena mit den Brüdern Schlegel ſtudirt, eines Abends Friedrich eine kluge Bemerkung gemacht. „Der Einfall iſt göttlich", ſagte Wilhelm, „ich will dir ihn abkaufen". Friedrich erwiederte, er brauche gerade ein Nachtkamiſol, und ſo ward der Handel geſchloſſen. Der Käufer ließ auch wirklich ſpäter den Gedanken unter ſeinem Namen drucken. — Arndt iſt ein ganz anderer Mann, oder nein ein Mann. Als ich zu ihm kam, ſaß er noch bei Tiſche und hatte ſein Kind auf dem Schooße, das er ungemein liebkos'te. Arndt ſieht aus wie ein Pächter und ſpricht auch ſo. Die Hand wurde mir beim Kommen und Gehen gar zu altdeutſch gedrückt. Er ſpricht grade heraus, ſo unbeſonnen habe ich noch keinen reden hören. Der iſt mir unausſtehlich, der iſt ein ſchlechter Kerl, ſagte er mir ganz unaufgefordert. Die That Sand's erſcheint ihm auch als etwas Großes (wie auch dem Görres) meine Nüchternheit iſt verwundert und zuckt die Achſeln."

„Arndt habe ich ein zweites Mal beſucht. Ein tüchtiger Mann! Aber mit ſeiner Staatsweisheit, auch mit der des Görres, kann ich mich nimmer und nimmer befreunden. Gediegene Menſchen, aber nicht zu hämmern. Religion — was ſie ſo nennen — bis in das Salzfaß. Nichts Griechiſches in ihnen — Heiligenſchein, Goldgrund, eckige Figuren. Franzoſe und ruchlos, iſt ihnen ſo gleichbedeutend, wie zwei und zwei. Alles ſoll feſtgegründet ſein, nichts Wandelbares; darum graben ſie nach alten tiefen Wurzeln, darum lieben ſie das hiſtoriſche Recht, nicht das lebendige friſche, das täglich neu — nicht geboren, aber geſtaltet wird. Wenn ſie herrſchten, ſtünde es ſchlimm mit deutſcher Sache. Sie haben nur eine Zentnerwaage. Ich meine, der Menſchheit gebühre des Lebens Ernſt (und dafür ſorgt das Schickſal), den Menſchen aber Luſt und Liebe und Fröhlichkeit."

Im Oktober 1819 werden, ſo ſcheint es nach dieſen Mittheilungen, die „Zeitſchwingen", welche er herausgab, verboten, und er geht zum erſten Male nach Paris. Es ſieht halb wie eine Flucht, halb wie Verzweiflung an Deutſchland aus, iſt aber von Jedem nur die Hälfte. In Paris will er Franzöſiſch-Schreiben lernen, was er ſich ziemlich leicht denkt, und für franzöſiſche Journale, die ihn jubelnd willkommen heißen, arbeiten; aber das Heimweh treibt ihn ſchon nach drei Wochen wieder zurück in die Heimath.

Dann tritt eine Pauſe ein in den Briefen bis zum Frühjahr 1820, welches er wieder mit kleinen Partieen am Rhein und mit kleinen Briefen über dieſe Partieen ausfüllt.

Im Herbſt dieſes Jahres geht er auf längere Zeit nach Stuttgart und von hier gewinnen die Briefe wieder Folge und Zuſammenhang. Er hat immer Sorge, daß er nichts Größeres ſchreiben, und von ſeiner Schriftſtellerei nicht leben könne. Darüber und über die Urſprünge und den Mechanismus ſeiner Schriftſtellerei ſagt er die reizendſten Dinge. Man kann überhaupt ſagen, daß dieſe beiden Bände ſeine Laune und ſeinen Humor am Ausführlichſten und Liebenswürdigſten zeigen. Der ärgſte Feind wird Behagen daran finden, wird ihn lieb gewinnen müſſen. Intereſſant iſt es, zu beobachten, wie die Jean-Paul'ſche Form des Humors, welche er ſich förmlich ſtudienhaft angeeignet, mehr und mehr verdrängt wird von der ihm eigenthümlichen, um Vieles reizenderen Laune. Er iſt damals in junger Mannesfriſche, er hofft noch, er iſt noch nicht verbittert, wenn er auch richtig vorausſagt wie die Verbitterung kommen werde. — Seine ſchriftſtelleriſche Produktion iſt gering und beſteht in einzelnen Aufſätzen für die „Annalen", das Morgenblatt, die Neckarzeitung und Müllner's Blatt. „Der Eßkünſtler" ſtammt aus jenem Aufenthalte in Stuttgart. In Stuttgart gefällt es ihm jetzt und ſpäter

außerordentlich, und er berechnet fortwährend, wie er mit ſeinen 400 rheiniſchen Gulden Penſion von Frankfurt und mit den unzähligen Heften der „Wage", welche er noch ſchreiben und welche ihm Cotta erſtaunlich bezahlen werde, ein glänzendes Leben führen könne. Aber er bringt kein Heft zu Stande, und ſagt vortreffliche Dinge darüber, daß er nichts zu Stande bringe. „Paris" ruft er, „ſcheint für meine Schriftſtellerart und Geiſtesbeſchaffenheit geeignet zu ſein. Die ſchöpferiſche Kraft, die ſich den Stoff ſelbſt bildet, fehlt mir, ich muß einen Stoff vorfinden, und dann kann ich ihn wohl mit einigem Talente bearbeiten. Oder um nicht ungerecht gegen mich zu ſein, ich könnte wohl auch etwas, was noch nicht da iſt, aus mir hervorrufen, ich habe aber keine Theilnahme für Geſchöpfe der Einbildungskraft, mich regt nur an, was ſchon lebendig, außer mir beſteht. Ich bin zu deutſch, zu philoſophiſch, zu empfindungsvoll, und ſo gäbe mir Paris außer dem Stoff auch die erforderliche Leichtfertigkeit im Denken und Schreiben. Zum Beiſpiel ich ſchreibe mit Ernſt und Fleiß auch nur die Wage; ich wüßte wahrhaftig nicht, mit den beſten Vorſätzen zur Ausdauer, wie ich ſie in Deutſchland im Gange erhalten könnte. Theater? Literatur? Sitten? Alles Carricatur, nichts Großes, nichts Mannichfaltiges, ſelbſt im Schlechten und Lächerlichen. Und ſoll man immer tadeln, immer ſpotten? Das ermüdet den Schriftſteller, wie den Leſer. Und gar die Politik? Man gewinnt in Deutſchland keine richtige und klare Anſicht. Selbſt ich, der ich doch beſſer bin wie viele Andere, bin doch nur ein Metaphyſiker in der Politik, den ein Franzoſe auslachen würde. Der Aufenthalt in Paris iſt auch meiner Gemüthsart geſund. Weil ich ſo ſehr leidenſchaftlich und reizbar bin, muß ich in einer Welt leben, die noch reizbarer und leidenſchaftlicher iſt als ich. Dieſes Gewimmel von allen Seiten hält mich im Gleichgewicht. Wenn es recht lärmt und tobt um mich her, dann bin ich am ruhigſten. Wenn ich in Deutſchland lebe, lebe ich nur in Deutſchland, und das nicht einmal, ich lebe in Stuttgart, in München, in Berlin. Bin ich aber in Paris, ſo bin ich in ganz Europa. Dort fühlt man eigentlich erſt, daß man keine feſtgewurzelte Pflanze iſt, ſondern, daß man Beine hat. Glauben Sie nicht etwa, daß mich Paris in der Art lockt, wie es andere zerſtreuungsſüchtige Menſchen anzieht; ich habe nie ſtiller, eingezogener und ſittſamer gelebt als dort. Mich feſſelt jenes tolle Leben, wie ſchöne Gegenden den Landſchaftsmaler, weil er ſie mit künſtleriſchem Auge auffaßt. Das iſt übrigens nur eine Theorie, die meinen Entſchluß nicht leiten ſoll. Ich werde bei allem, was ich thue, mit Zahlen rechnen." — „Meine Trägheit, das was Sie meinen Leichtſinn nennen, Ihre Klagen darüber und mein Einreden, das Alles hat mich wie Sie, ſchon oft beluſtigt, aber auch mich wie Sie ſchon ſehr gekränkt. Sie thun mir Unrecht, oder, da Sie mir ſo gut ſind, darf ich ſagen, Sie treten ſich zu nahe. Die phyſiſche Beſchaffenheit meiner Seele und meines Geiſtes iſt ſolcher Art, daß ich nicht fleißig ſein kann. Das iſt meine Schwäche, aber nicht mein Verbrechen. Sie ſollten mir darüber keine Vorwürfe machen, Sie ſollten mich eher tröſten oder vielmehr, Sie ſollten ſich freuen, daß ich keines Troſtes bedarf, und ſtark und beſcheiden genug bin, mich trotz meiner Mängel glücklich zu fühlen. Die Schwäche meines Gemüths hängt mit der meines Körpers zuſammen. Ich könnte vielleicht durch dieſe jene heilen, aber das iſt ein Helden-Unternehmen, das nur wenigen gelang, ein Unternehmen, das man bewundern mag, wenn es gelingt, das aber, wenn es fehl ſchlägt, keinem Menſchen zur Schande gereicht. Es iſt keine Kleinigkeit, täglich auf dem Seile der Entbehrung herumzuwandeln, und ſo oft man auch herabfällt, immer unverdroſſen wieder hinaufzuſteigen, und ſo fortzufahren durch das ganze Leben. Sie irren ſich ſehr, wenn Sie glauben, daß es bei mir darauf ankäme, daß ich mich anſtrenge. Jede Anſtrengung iſt mir

Digitized by Google

willkommen, aber ſie führt mich zu nichts, mir fehlt es nicht an Beweglichkeit, mir fehlt es an Ruhe des Geiſtes; ich muß mich nur immer zu mäßigen ſuchen. Wein, Liebe, Ehre, Gewinnſucht, alles was ſonſt die meiſten Menſchen zur Thätigkeit antreibt, macht mich nur matt, weil ich ſchon zu viele innere Reize habe. Wie erklären Sie ſich denn, daß ich ſo faul bin? Ich habe Sie ſchon oft ernſtlich verſichert, daß ich den größten Theil des Tages zu Hauſe bin. Und das befolge ich ſchon mehrere Jahre. Alſo Zerſtreuungen ſind es nicht, die mich vom Arbeiten zurückhalten, nur jene Schwäche thut es. Ich mache täglich den Verſuch, ob dieſe Schwäche nicht zu überwinden ſei, und da ich mich durch Niederlagen nicht abſchrecken laſſe, ſo wird es mir damit gehen, wie mit andern Fehlern, denen ich ſo oft die Thüre gewieſen, bis ſie ungeduldig geworden ſind und mich verlaſſen haben. Seien Sie ruhig, ich fühle in mir, daß ich mich noch machen werde. Fürchten Sie auch nicht, ich möchte darüber zu alt werden, denn, ob ich zwar freilich jetzt ſchon zu alt wäre, um Neues in mir zu ſchaffen, ſo wiſſen Sie doch recht gut, daß es darauf nicht ankömmt, da ich Kräfte genug beſitze, und ich nur nöthig habe, ſie nach außen zu wenden. Bringe ich es einmal zu anhaltender Thätigkeit, ſo werden ſehr ſchnell ganze Bücher zu Stande kommen, da ich ſie blos aus dem Kopfe abzuſchreiben brauche, und es wird ſich am Ende finden, daß ich nicht einmal Zeit verloren habe, durch mein Zögern."

Von Stuttgart aus geht er auf einige Zeit nach München, und hier tritt ihm durch ſeinen Vater die Verſuchung nahe, Wien zu beſuchen. Das möchte er ſo gern; aber ſein Vater iſt miniſteriell, iſt mit öſtreichiſchen Notabilitäten in Verbindung, und Börne hat Grund zu fürchten, daß es darauf abgeſehen ſei, ihn für Oeſtreich zu gewinnen. Anfangs fürchtet er nur, Unannehmlichkeiten zu haben. „Ich werde acht Tage, ich werde vierzehn Tage ſchweigen, aber am funfzehnten werde ich herausplatzen, und im gelindeſten Falle wird mich die Polizei über die Grenze ſchicken. Glauben Sie nicht, daß es in Wien ſo leicht ſei, ſich Ortgemäß zu betragen. Ueber Politik mich nicht zu äußern, das fiel mir wohl leicht, aber dort iſt alles Politik, denn alles geſchieht durch die Regierung. Theater, Straßenpflaſter, Beleuchtung, Brod, Bier, nichts darf ich kritiſiren. Was dort der niedrigſte Staatsdiener verrichtet, geſchieht im Namen des Kaiſers, und wenn ich mich über die Tanzpas eines Unteroffiziers luſtig mache, habe ich ein Majeſtätsverbrechen begangen. Dann fürchte ich immer, mein Vater geht mit dem Gedanken um, mich in öſtreich'ſche Staatsdienſte zu bringen. Denken Sie nur mein Unglück, wenn ich mich etwa durch vortheilhafte Anerbietungen, durch ſchmeichelhaftes Betragen gewandter Männer, durch das Zureden meines Vaters in ſo einen goldnen Käfig locken ließe! Welche Schande für mich, für Sie, für die ganze liberale Partei! Doch habe ich wohl mehr Stärke als ich mir zutraue, und ich würde Verführungen zu widerſtehen wiſſen, und Ehre und Freiheit nicht verkaufen; auf der andern Seite aber hat Wien ſo viel Intereſſantes, Natur, Kunſt, Volk und eben die Staatsverwaltung haben ſo viel Eigenthümliches, daß ich dieſe Gelegenheit zugleich mit meinem Vater dort zu ſein, an dem ich in jeder Noth eine Stütze fände, vielleicht benutzen ſollte."

Bald kommt aber ein noch ſchlimmerer Gedankengang: „Wenn ich mich verführen ließe, wenn ich aus Liebe zu meinem Vater nachgäbe, es könnte mich zum Selbſtmorde bringen. Wie ſtark und offen habe ich nicht mündlich und ſchriftlich meine Anſichten ausgeſprochen! Mit welcher Wuth ziehe ich nicht täglich an öffentlichen Orten gegen Oeſtreich los! Ich thue es hier, ich habe es in Frankfurt und Stuttgart gethan. Wenn ich jetzt zu meinen Feinden überträte, würden ſelbſt meine Freunde glauben, ich ſei immer ein geheimer Spion der öſtreich'ſchen Regie-

rung geweſen, und ich hätte nur gegen ſie geſprochen, um die Leute auszuhorchen. Sie ſind meine Freundin, Sie kennen mich, Sie wiſſen daß ich nicht eitel bin. Vielleicht ſind es trübe Grillen, vielleicht denkt man gar nicht daran, mich in Dienſt zu nehmen, das mag ſein, aber wenigſtens iſt es die Eitelkeit nicht die mich verblendet, und mir einflüſtert, daß man in Wien ſo großen Werth auf mich lege. Wie ich die Dinge klar erkenne, wäre mich zu gewinnen für die Oeſtreicher eine gewonnene Schlacht. Nicht zu gedenken, daß ſie außer Genz (der jetzt todtkrank, vielleicht ſchon geſtorben iſt) keinen haben, der ſo gut ſchriebe als ich, ja daß ich in mancher Beziehung noch brauchbarer wäre, weil ich die Gabe des Witzes, wodurch man auf die Menge wirkt, beſitze, und ich beſſer als ſelbſt die Ultras die ſchwache und lächerliche Seite der deutſchen Liberalen kenne — ſo wäre in mir die ganze liberale Partei geſchlagen. Es war eine ſolche Redlichkeit, eine ſolche Unbefangenheit in meinen öffentlichen politiſchen Aeußerungen, daß ich, wie ich von mehreren Seiten erfahren, ſelbſt den Wiener Ultras Achtung eingeflößt habe, obzwar keiner ſich ſo feindlich als ich gezeigt hat. Sie mußten geſtehen, daß ich es aufrichtig meinte, wenn ich auch irrte. Wem ſoll man ferner trauen, wenn ich die gute Sache verrathe? Wollte ich auch mit meinem Gewiſſen zerfallen, das wäre das größte, aber nicht das einzige Unglück, das mir in öſtreich'ſchen Dienſten bevorſtünde. Man würde mir dort nie trauen, und ich lebte in ewiger Gefangenſchaft. Genz war zwar früher auch liberal, er aber konnte Bürgſchaft geben ſeiner aufrichtigen Bekehrung, die ich nicht geben kann. Genz war ſchon viele Jahre ehe er in öſtreich'ſche Dienſte trat, an England verkauft. Er iſt ſinnlich, verſchwenderiſch, der liederlichſte Menſch im Lande, er läßt ſich jeden Vormittag eine Bouillon von 15 Pfund Fleiſch kochen. Ich bin nicht der Art, wenn ich in Wien nichts zu Nacht eſſe, werde ich ſchon für einen Carbonaro gehalten. Liebe Freundin was ſoll ich machen? Sie ſind ſchon einmal ungeduldig geworden über dieſe Zweifel; Sie werden wieder ſagen, nehmen Sie keinen Dienſt an, oder gehen Sie gar nicht nach Wien. Das iſt eben was mir Kummer macht. Mein Vater will mein Glück begründen, er iſt auch ehrgeizig, und es liegt ſo viel rührendes darin, wenn ein Vater ſich in ſeinem Sohne geehrt fühlt, daß ich ohne Schmerz nicht daran denken kann, ihm dieſen Genuß verſagen zu müſſen. Ich habe meinem Vater ſchon ſo viel Verdruß gemacht, nicht durch Bösartigkeit, aber durch meine eigenthümliche Weiſe zu denken und zu handeln, daß ich mich glücklich ſchätzen würde, ihm etwas zu Wunſche zu thun. Aber hierin könnte ich ihm nicht nachgeben. Vergebens aber wären alle meine Vorſtellungen, er verſtünde mich ſo wenig als er das Bellen eines Hundes verſteht."

„Sl. irrt ſich in mir, in ſich, und in dem Menſchen überhaupt, wenn er meint, wäre ich nur feſt in meinen Grundſätzen, könnte ich ohne Gefahr nach Wien gehen und mich dort luſtig machen. Wer die Folgen des Rauſches meiden will, muß den Wein fliehen, und es giebt ſo viele Mittel, die Seele zu berauſchen, denn jeder Nerv iſt ein Mund. Ich wäre verloren wenn ich nach Wien ginge. Ihr kennt die hölliſche Einrichtung der dortigen hohen Polizei nicht. Sie führt Buch und Rechnung über jeden Menſchen in Deutſchland der ihr verdächtig iſt, alſo auch über mich. Sie kennt mich beſſer als Ihr, beſſer als ich mich ſelbſt kenne. Sie weiß meine ſchwachen Seiten und Stunden, ſie weiß, wenn ſie da waren, wenn ſie kommen werden, die Luſt ſteht in ihrem Solde. Sie läßt mich mein Geld im Spiele verlieren, ſie läßt es mir ſtehlen, um mich in Noth zu bringen. Wenn ihr daran liegt alle Minen ſpringen zu laſſen, entgehe ich ihrer Gewalt nicht, und warum ſoll ich ein Thor ſein, es zu verſuchen, ob ihr daran liege? Ich fliehe, und ſobald als möglich nach Frankreich, wo mich meine ſtren-

gen Grundſätze keine Opfer koſten wie in Deutſchland, und wo man als freier und ehrlicher Mann Vortheil und Achtung findet."

Er flieht denn in der That nach Stuttgart zurück, und mit dieſem letzten noch einige Monate dauernden Aufenthalte in Stuttgart ſchließt der zweite Band.

Nachrichten.

Leipzig, den 16. Auguſt. Das hieſige Theater hat zu großer Genugthuung der Leipziger ein ſehr bedeutendes Opern-Enſemble entwickelt und mit der Aufführung des Don Juan alle Muſikfreunde für ſich gewonnen. Friſche, zahlreiche, wohleinſtudirte Chöre, eine ſehr gut ſingende Prima Donna in Fräulein Meier, einen ſehr gentilen Baßbuffo in Herrn v. Ullram, einen geübten Don Juan in Herrn Eicke ꝛc. Tenore ſollen außer dem Ottavio — Herrn Widemann, der auch Beifall gefunden — für alle Charakter-Nüancen im Hintergrunde neuer Opern harren. Dorn's „Schöffe von Paris", und Netzer's „Mara" werden die erſten neuen Opern ſein. Dies große Glück, welches die Oper gemacht und mit allem Recht gemacht hat, denn manches ſtolze Hoftheater hat kein ſolches Enſemble, iſt entſcheidend für die pekuniäre Zukunft der Direktion. Muſik iſt die Looſung unſrer Tage und Leipzigs im Beſonderen. Glücklicherweiſe iſt es doch auch leichter eine gute Oper als ein gutes Schauſpiel zuſammenzubringen. Stimmen giebt es immer noch in größerer Anzahl als gute Schauſpieler, und Orcheſter, Chöre und der ganze Sinnenpomp des Opernweſens hilft einen Sänger tragen. Jeder Schauſpieler aber muß ſich, ſeine Rolle und das Stück tragen, und fehlt nur eine dieſer Tragkräfte, ſo nennt man ihn mittelmäßig und behandelt ihn geringſchätzig. Endlich will noch das Schauſpiel als Schauſpiel vom Geiſte der Zuhörer getragen ſein, um Wirkung zu machen und Theilnahme zu finden — was Wunder, daß das Schauſpiel immer ſtiefmütterlich geliebt wird neben der Oper.

Dies Verhältniß iſt denn hier auch ſchon durch die erſte Theaterwoche feſtgeſtellt. Das zweite Schauſpiel, Minna von Barnhelm, ſah ſchon kein volles Haus mehr, nur ein beſetztes, was man in der Theaterſprache succès d'estime nennt. Dabei ſahen wir zum erſten Male eine ſehr hübſche und liebenswürdige junge Liebhaberin, Fräulein Baumeiſter — Minna — und einen noch etwas beengten aber mit einigen guten Eigenſchaften ausgerüſteten Liebhaber — Tellheim — Herrn André. Auch ein neuer Charakteriſtiker mit ſehr geübtem Theaterweſen, Herr Bergmann, fand als Wirth Beifall, und Herr v. Ullram, ſchon als Leporello ſehr beliebt, machte Glück als Paul Werner. Herrn Marr's Ricaud iſt berühmt und verdient dieſe Berühmtheit ganz und gar. Zunächſt werden wir im Luſtſpiele Herrn Meixner ſehn als den Bonvivant der Geſellſchaft, und in Fräulein Bernhard ein junges und ſchönes Egmont-Clärchen. Dann ſind wohl unſre Hauptkräfte entwickelt bis auf Herrn Wagner, der als jugendlicher Held erſt mit Ende Winters eintrifft. — Neue Stücke ſind nicht vor Oktober zu gewärtigen, da jetzt erſt ein verläſſiges Repertoir gebildet werden muß. „Moritz von Sachſen", „Kaiſer Friedrich", von Kühne, „Pugatſchef", „Sampiero", „Struenſee" ſind als ernſte Neuigkeiten zunächſt in Ausſicht. Herr v. Küſtner war hier von Berlin und beſah ſich die neue Jugend des Theaters, welche vor zwanzig Jahren die ſeinige war. Auch Herr v. Lüttichau und Hofrath Winkler aus Dresden waren hier zur Einweihung des neu gewordenen Theaters, welches dem Baudirektor Geutebrück und dem Wandmaler Widder dauernd Ehre macht. Es iſt jetzt einer der hübſcheſten Theaterſäle in Deutſchland.

Seit Kurzem macht in einer andern Kunſt, in der Malerkunſt und zwar im Portraitfache ein Wiener Künſtler, Namens Aigner, hier Auffehn durch vollſtändiges, intereſſantes Treffen und durch eine erſtaunliche Bravour der Technik. Er vollendet durchſchnittlich in zweimaliger, je zweiſtündiger Sitzung ein Bruſtbild in Lebensgröße und zwar — in Oel gemalt. Und ſolch ein à la prima gemalter Kopf iſt keineswegs übereilt. Solcher Bravour wird freilich der Daguerreotyp nicht gefährlich. — Fräulein Neureuther, von der Petersburger deutſchen Oper, die aufgelöſ't worden, nach dem Vaterlande zurückkehrend, hat hier eine Soirée veranſtaltet, um ſich als Sängerin hören zu laſſen. Dazu hat ſie Kunſtkenner eingeladen, und die werden nun ihr Urtheil hier oder da drucken laſſen. So erreicht ſie auf dem einfachſten Wege was ſie wünſcht: ein öffentliches Urtheil, welchem ein Gaſtſpiel und Engagement an einer großen Opernbühne folgen ſoll. Dies Urtheil ſchien ziemlich

einſtimmig dahin zu gehn: daß ſie eine wirkliche Prima Donna mit ſchöner Stimme und wohlgebildeter Schule ſei. — Dies Verfahren iſt modern; ich wüßte nichts dagegen einzuwenden.

Cirkulare ſind ebenfalls modern. Dagegen iſt viel einzuwenden. Verleger ſchicken Recenſions-Cirkulare zu gefälligem Abdrucke ein, Künſtler desgleichen. Manche Redaktion iſt nicht darauf gefaßt und es wird ihr auf irgend einem anſprechenden Wege vermittelt — ſie druckt es ab. Ich habe zehn ſolcher Gevatterdriefe in den Papierkorb geworfen, und der elfte täuſcht mich dennoch. Eine ſüddeutſche Buchhandlung ſchickt einen kleinen Artikel aus Paris, dittet nm Aufnahme deſſelben nnd verbürgt die lautere Richtigkeit deſſen, was darin geſagt ſei. Es iſt eine junge deutſche Sängerin darin gelobt, die in Paris ſich ausgezeichnet habe. Die Bürgſchaft ſah ſo bieder aus, und ich denke: Du ſollſt nicht immer mißtrauiſch ſein, und kannſt einer vielleicht abſonderlich begadten Landsmännin einen Dienſt erweiſen — ich nehme den Artikel auf. Die Leſer haden ihn in der letzten Nummer geſehn. Gleichzeitig mit der gedruckten Nummer wird mir das Frankfurter Journal gebracht, darin mein biedrer Artikel, noch ein andres Journal, darin ebenfalls mein biedrer Artikel — ich war in die Schlinge eines Cirkulars gefallen. Was wird nun der Dame die Empfehlung nützen, wenn die Redaktionen offenherzig ſagen, daß es eine Empfehlung durch Cirkular geweſen ſei? Und das mögen ſie ja unbarmherzig thun, damit dieſer zudringliche Mißbrauch der Preſſe eine Warnung erhalte.

Berlin, den 15. Augnſt. Man hat das liede Deutſchland ſo oft mit Hamlet verglichen. Man ſagte es iſt fett und kurz von Athem, es philoſophirt gern, es lacht über ſeine Thränen, und weint über ſein Lachen; es iſt nur toll bei Nordnordweſt; wenn der Wind ſüdlich iſt, kann es einen Kirchthurm von einem Leuchtpfahl unterſcheiden. In der That, Deutſchland hat viel vom Hamlet; die Geſchichte iſt ſein Vater, den man vergiftet hat. Es ſcheint mir jetzt die Zeit gekommen zu ſein, wo der Geiſt dieſer Geſchichte umgeht. Es iſt kalt, die Luft weht ſcharf; es hat zwölfe geſchlagen. In der Ferne hört man die Tafelmuſik des zechenden Afterkönigs; dann und wann dricht durch die Ariſtokratie dieſer Töne ein demokratiſches Pfeifen des Windes. In der Vorhalle ſteht Hamlet und erwartet den Geiſt. So weit ſcheint mir der deutſche Hamlet abgeſpielt zu ſein, ſo ſteht nun die Scene. Wer Augen hat zu ſehen, der ſehe; wer Ohren hat zu hören, der höre! Das Stück iſt leicht zu verſtehen, leicht zu deuten. Der Wind pfeift ſo ziemlich um alle Ecken der deutſchen Nation herum; auch in Berlin hat's gepfiffen. Erſt in dieſen Tagen wieder; es iſt nämlich hier ebenfalls ein Arbeiter-Aufſtand aufgetaucht, der vielfache Verhaftungen zur Folge gehabt hat. Der Polizeipräſident v. Puttkammer ſagt in ſeinem Erlaß darüber, nachdem er kurzweg erklärt hat, daß die Arbeiter gar keinen Grund haden Beſchwerde zu führen: „Dennoch ſind, wahrſcheinlich angeregt durch die Beiſpiele eines Nachbarlandes, ſeit einigen Tagen auch hier Arbeits-Verweigerungen in Maſſe in verſchiedenen Kattun-Druckereien vorgekommen." Der Polizeipräſident v. Puttkammer will mit den oden durchſchoſſen gedruckten Worten nichts anderes ausdrücken, als daß dieſer Arbeiter-Aufſtand eine Nachäfferei ſei; die Arbeiter-Aufſtände ſind in die Mode gekommen, will er ſagen, Berlin hat dieſe Mode mitgemacht. Und in der That, die Arbeiter-Aufſtände ſind Mode, ſie ſind die Polka des Elends. Aber man nehme ſich in Acht, das Elend wechſelt ſeine Moden nicht ſo ſchnell als der Luxus! Der Luxus tändelt mit der Mode wie die Dame mit einem Fächer, aber in der Fauſt des Elends wird die Mode etwas ganz anderes. Da wird ſie Axt, Senſe, Knüppel und Barrikade. Das Elend hat mehr Ausdauer mit ſeiner Mode, denn es hat ſeine Mode mit Schweiß, Thränen, Schwielen und Blut erkauft. Es liegt etwas furchtbar Entſetzliches darin dieſe Arbeiter-Unruhen als eine Mode anzuerkennen, denn die Mode hat ſtets etwas Dämoniſches, etwas Ueberwältigendes, etwas Beſiegendes, ſie iſt die beflügelte Ferſe der Zeit. Nicht die Zeit iſt's, die Helden und große Geiſter, die Namen und Ruhm vergeſſen und verloren macht, die Mode iſt es eigentlich; die Mode hebt und ſtürzt; die Mode iſt die Macht der Zeit. — Wie Viele ſind von dieſer Macht groß und wie Viele klein gemacht worden! Raupach z. B. hat beides erfahren, ähnliches ſcheint Schelling zu geſchehen. Schelling hat viel verloren, es wird kahl um ihn, man fängt an ihn im Winkel ſtehen zu laſſen. Es hat ihm geſchadet, daß er eine Zeit lang die offizielle und miniſterielle Philoſophie von Preußen war. Lächerlich aber iſt es, wenn er im Kataloge der hieſigen Winter-Univerſitäts-Vorleſungen Vorträge über „die Philoſophie der Mythologie" mit folgender Bemerkung „wenn es ſeine anderweitigen Geſchäfte erlauben" hat anzeigen laſſen. Für dieſe anderweitigen Geſchäfte bekommt er doch wohl nicht ſeine 5000 Thaler Gehalt? Er ſcheint ſeine Vorleſungen nur als Nebenſache zu betrachten; die hieſige Univerſität ſoll nur die Hobelſpäne erhalten, die von feiner philoſophiſchen Raſpelbank fallen. Indeß, es liegt wohl leicht etwas Anderes dieſer ſtolzen Bemer-

kung, vielleicht die Wahrnahme, wie ſich das Intereſſe für ihn verringert, zu Grunde. Dann wäre allerdings dieſe Bemerkung ein Bettler im Königsgewande. — Im Uebrigen ſind noch folgende Vorleſungen von Bedeutung für das Winterhalbjahr angezeigt: Literatur der Chineſen, von Prof. Schott; Geſchichte der orientaliſchen Literatur, von Prof. Petermann; Sanskrit, von Prof. Bopp; Die polniſche Dichtkunſt unſers Zeitalters, von Dr. Cybulski; Hartmann's Gedicht „Ereb", von Dr. W. Grimm; Triſtan und Iſolde, vom Prof. v. d. Hagen; Iſokrates, erklärt von Prof. Becker; Des Demoſthenes Rede von der Krone, von Prof. Böckh; Ueber das griechiſche und römiſche Drama, von Dr. Geppert; Aeſthetik, von Prof. Hotho; Dieſelbe von Prof. Toelken; Eine Ueberſicht der Geſchichte der bildenden Künſte in Europa ſeit der franzöſiſchen Revolution, vom Prof. Waagen; Den Fauſt von Goethe erklärt Dr. Althaus; Philoſophie der alten Kunſt, vom Dr. Märker; Muſikaliſche Compoſitionslehre vom Prof. Marx; Deutſche Geſchichte, von Prof. Stuhr; Philoſophie der Literatur oder Darſtellung der allgemeinen Literaturgeſchichte aus philoſophiſchem Standpunkte, von Dr. Mundt; Anthropologie, von Prof. Steffens; Allgemeine und ſpecielle Chirurgie, von Prof. Jüngken und Prof. Dieffenbach; Specielle Pathologie und Therapie, vom Prof. Schönlein; Die Einleitung in's Alte Teſtament, von Prof. Dr. Hengſtenberg und Prof. Batke. Die Vorleſungen der beiden letzten über einen und denſelben Gegenſtand zu hören, müßte ſehr intereſſant ſein, denn Hengſtenberg gehört zu den miniſteriellen Theologen und Batke zu den oppoſitionellen.

Friedrich Rückert wird gar nicht leſen. Er macht Gedichte und ſchimpft auf Berlin; es iſt ihm hier Alles ärgerlich: die langen Straßen, die Spree, die Theegeſellſchaften, die Leibröcke, die Komplimente nnd die vielen Menſchen. Er ſang vor längerer Zeit einmal:

Sehet hier die köſtlichen
Roſen, die ich biete!
Gebt mir euren tröſtlichen
Kohl dafür zur Miethe.

Den Kohl hat er nun zwar, aber wie es ſcheint findet er ihn nicht ſo tröſtlich, als er ihn ſich gedacht hat. Er hatte damals, als er dies Lied ſang vergeſſen, daß der Kohl Köpfe hat. — — — Baiſon hat ſein Gaſtſpiel auf der königlichen Bühne als Poſa mit vielem Beifall beendigt und iſt nach Breslau abgereiſt. Geſtern gab man den Sommernachtstraum, worin Clara Stich zum erſten Male den Puck geſpielt. Sie gab ihn friſch, keck und munter, aber nicht graziös genug. Vor allem finde ich es unſchön an ihr, daß ſie meiſt, und hier ſehr auffallend, mit krummer, gebeugter Bruſt ſpielt. Der neckiſche Uebermuth des Elſen muß ſich ſchon in ſeiner äußern Erſcheinung kundgeben, er muß leicht und frei in ſeinen Bewegungen ſein. Wenn ich früher einmal Charlotte v. Hagn in derſelben Rolle getadelt, weil ſie zu viel in dieſer Beweglichkeit gethan, ſo muß ich geſtehn, daß mir das doch angenehmer iſt, als das zu wenig. Uebrigens fand Clara Stich von Seiten des Publikums eine ſehr beifällige Aufnahme. —

Der Verfaſſer der „Myſterien von Berlin", Schubar, wird von nun an ſeinen Aufenthalt in Berlin nehmen, bis jetzt hat er in einer kleinen Stadt gelebt. Der Redakteur des Peſth'ſchen „Spiegels", Samuel Roſenthal, iſt auf einige Tage hier eingetroffen. Adolf Glaßbrenner wird ſich hier längere Zeit während der Induſtrie-Ausſtellung, die in dieſen Tagen eröffnet werden ſoll, aufhalten, um Studien für ein neues Heft ſeines humoriſtiſchen Berlins zu machen. **Feodor Wehl.**

† **Berlin,** den 15. Auguſt. Der Artikel in № 32 Ihrer Zeitung, welcher das hieſige franzöſiſche Theater beſpricht, macht hier mit ſeinem traurigen Zahlennachweiſe das gebührende Aufſehn. Erlauben Sie, daß ich ihn durch eine größere Zahl, wahrſcheinlich nur durch Berichtigung eines Druckfehlers verſtärke. Es hat das franzöſiſche Theater außer den 23,000 Thalern, welche dem Direktor baar verabreicht werden, nicht nur noch 9000 Thaler, wie in Ihrer Zeitung gedruckt iſt, an Zuſchuß verbraucht, ſondern 19,000 Thaler! Haus, Dekorationen, Requiſiten, Beleuchtung, Heizung ꝛc. frei und 42,000 Thaler baar, was ließe ſich damit unſerem Theater anthun! —

Wien, den 12. Auguſt. Ich erinnere mich noch ſehr wohl, daß Sie vor zwölf Jahren einmal von einem Schauſpieler, der in Leipzig ziemlich als Anfänger aufgetreten, ſagten: das iſt einer der Wenigen, welcher Romantik hat und ein wirklich intereſſanter Schauſpieler werden kann. Dieſer damals anfangende Schauſpieler iſt derſelbe Herr Deſſoir, welcher vor Kurzem hier auf der Burg die angenehmſte Senſation und ſich den Beinamen des romantiſchen Schauſpielers erworben hat. Im tieferen Sinne des Worts hat er wohl von allen Fremden am Eindringlichſten gefallen, obwohl er wegen Heiſerkeit nur zweimal —

Hamlet und Karl Ruf — aufgetreten iſt. Sie wiſſen, daß er in Stuttgart engagirt iſt. Andreas Schuhmacher hat ihn vortrefflich beſprochen, und bei dieſer Gelegenheit folgende beherzigenswerthen Worte über unſre Dramatiker geſagt: „Wenn dieſe nicht lange, bevor ſie Dramatiker werden, die langgedehnte Commercial-Hauptſtraße reflektirender Lyrik hinzögen, wenn ſich das Drama in ihnen als ächtes Reſultat der Lebens- und Bühnen-Anſchaunng entwickelte, ſo ſähen wir gewiß weit öfter Charaktere auf der Bühne, welche der Dichter nicht bloß beſchreibt, erläutert, rechtfertigt, ſondern geradezn durch eignes Sein und Walten darſtellt. Solche Charaktere haben das Herrliche, daß ſie dem Beſchauer wie dem Darſteller den poetiſchen Eindruck und Ausdruck gleichſam in der Seele entſpringen laſſen, anſtatt ihn von Außen hineinzureden. — Doch die mehr kritiſche als produktive, mehr ſentimentale als wahrhaft ergriffene Neuzeit läßt darin Shakſpere immer noch einzig.*)

Der Ihnen ſo freundlich bekannte Komiker Wallner hält es nicht aus bei der immerwährenden Wiederholung von Poſſen: er hat gekündigt und will wieder hinaus nach Deutſchland, und mit heiteren Charakterrollen eine neue Stellung zu gewinnen ſuchen. Sie ſehen, daß man ihn draußen angeſteckt hat mit dem Streben nach Höherem.

Eine traurige Neuigkeit iſt die in Prag vollzogene Verhaftung Rank's, welche hier das unbehaglichſte Aufſehn macht. Man ſcheint ihm wegen des Romans „Vier Brüder aus dem Volke" einen Cenſur- und Tendenzprozeß machen zu wollen, wenigſtens ſcheint — zu allgemeinem Erſtaunen und ich könnte wohl beinahe ſagen: zu allgemeiner Mißbilligung — das Verſahren kriminaliſtiſch eingeleitet zu werden. Wo man ſo viel Nöthigeres und Erſprießlicheres zn thun hätte in ſocialen Angelegenheiten, da ſollte man doch ja nicht bei einem jungen, im Weſentlichen harmloſen Schriftſteller auf Tendenzen-Erörterung appelliren, für welche unſer Kriminalamt ſchwerlich die anerkannte Behörde.

Die Kenntniß der altdeutſchen Sprache wird jetzt in einem Artikel der A. Allgemeinen Zeitung von jedem Gebildeten gefordert. Es iſt unglaublich, was Alles ſo ein deutſcher Gelehrter in der Geſchwindigkeit eines Zeitungsartikels, der ſich durch etwas zeitgemäßes zum Zeitungs-Artikel ſtempeln will, von uns verlangt! Franzöſiſch und Engliſch erläßt er uns wahrſcheinlich als Fremdes. Aber frage ſich jeder aufrichtig, ob ſeiner Bildung die engliſchen und franzöſiſchen Klaſſiker fremder ſeien als Wolfram von Eſchenbach und Gottfried von Straßburg! Unverbeſſerlich kommen wir immer wieder auf Schulphraſen zurück.

Die neue Bibel. Da iſt ſie! Unter dem Titel „Das Allbuch, eine Bibel; das iſt: Die Offenbarung des Logos. Empfangen und überliefert durch Clemens von Hamburg" erſcheint ſo eben das erſte Buch, „das Buch der Verkündigung" einer neuen, wie es auf den erſten Anblick ſcheint, naturwiſſenſchaftlichen Religion. Fünf Bände, „die fünf Bücher der Natur" ſollen folgen 1) das Buch der Schöpfung (Erſchaffung der Erde, nach Ergebniſſen der Urwelt, 2) das Buch der Geſtirne (die ordnende Kraft in dem Bau und Wandel der leuchtenden Welten), 3) das Buch der Kräfte (die Spuren des Gott-Logos in den Geſetzen der freiwilligen und unfreiwilligen Chemie, 4) das Buch der Lebendigen (organiſche Schöpfung), 5) das Buch der Menſchheit. — „Wer ſich begreift hat Gottes Plan begriffen" heißt es mit moderner Ueberſchätzung des Einzelnen in der viel zu langen, das heißt zu deklamatoriſchen Einleitung. Solches Philoſophiren thut's nicht, wenn von neuer Lehre die Rede ſein ſoll: feſt, unzweifelhaft, axiomatiſch muß das erſcheinen, was als neue Religion überwältigen ſoll. Da bin ich! Gehorcht! ſagt ein wirklicher, das heißt reifer Glaube, und man fällt nieder, oder fällt ihn an. Dieſen wird das Raiſonnement unſrer Tage benagen, und es wird übrigens weiter gehn, es wird — doch, ich will kein Vorurtheil ausſprechen, ich will mit Aufmerkſamkeit leſen und dann berichten. Nach der Vorrede geht übrigens das Buch kapitel- und versweiſe einher wie die Bibel. Dies eigentliche Buch ſoll man einfachen Leuten zu leſen geben, und ſoll hören, was ſie dazu ſagen. Wir laſſen uns durch die Form und unſre eignen Combinationen täuſchen: das Volk als ſolches braucht Nahrung und unterſcheidet unnahrhafte Dinge von nahrhaftem Brote. Der neue Apoſtel iſt übrigens Clemens Gerke aus Hamburg, welchen Herr v. Tzſchoppe einſt dem jungen Dentſchland einzuverleiben willens war, als dies junge Deutſchland noch eine fort und fort zu rekrutirende Strafkompagnie werden ſollte.

---

*) Allerdings ſehr richtige Worte! L.

Red.: Heinrich Laube. Verl.: Leopold Voß. Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hierbei: Die Mode № 34.

№ 34. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Ngr. 1844.

Moden.

In den Modehandlungen fängt man an, ſich für den Herbſt zu beſchäftigen, denn der September naht und der Auguſt iſt nicht heiß. Bis aber dieſe Vorbereitungen als neue Mode ins Leben treten, ſind die Damen zu einer Art gemiſchten Toilette geflüchtet, bei der man die modiſchen ſehr leichten Sommerſtoffe zum Kleide wählt, aber irgend eine dichtere Hülle darüber wirft, um ſich gegen die Rauheiten des ſchlechten Sommers zu ſchützen. Zu Kleidern ſind alſo noch ſehr getragen die mannichfaltigſten Barègen, meiſt mit Falbeln ausgeputzt und modern in vollblauer oder ſmaragdgrüner Farbe mit buntem Muſter gewählt. Ferner ſieht man viel Chalys mit Atlasſtreifen, Bolzarines, Ziegenhaarſtoffe, ſeidne Mouſſeline, Grenadines, lichtfarbige ſchottiſche Battiſte und gedruckte bunte Mouſſeline. Letztere ſind ſehr viel getragen, ſie haben gewöhnlich auf weißem Grunde ein farbiges Muſter. Man ſieht häufig ein buntes Unterkleid in der Farbe des Muſters darunter. Sind ſie dagegen über ein weißes Unterkleid getragen, ſo bogt oder zackt man den Beſatz mit buntem Rande. Sehr beliebt ſind auch die Cotpalys in neuen Muſtern und die Gaze de Chambéry mit bunt gegitterter Zeichnung. Alle dieſe leichten Stoffe macht man gern mit Faltenleibern und mit einem hohen Stufen- oder Schrägenbeſatz. Jedoch ausgeſchnittene Taillen und kurze Aermel tragen nur ſehr junge Damen, und die hohen Taillen und halblangen Aermel mit weißem Unterärmel ſind die beiweitem größere Ueberzahl.

Ein eleganter Hausanzug für das Land beſteht aus einem weißgrundigen Mouſſelinekleid mit buntem Muſter. Es wird mit einem halbhohen Faltenleib und halblangen Nonnenärmeln gemacht, der Rock mit zwei breiten, zwei Drittel der Rocklänge deckenden Falbeln geziert, die aber nicht ſehr weit ſind und am Rande um die flachen Bogen mit Spitzenzäckchen beſetzt ſind. Ein hohes, ringsum feingefaltetes Nonnenchemiſette umſchließt den Hals, und die weißen Unterärmel ſind ebenfalls feingefaltet und mit drei geſtickten Bündchen bis zum Ellenbogen gefaßt.

Feine feſtgeplattete Falten ſind in der Putzwäſche ſehr modiſch und verdrängen mehr und mehr die breiten Falten, die nur noch als Quetſchfalten angebracht werden. Selbſt die Hemden der Männer legt man über der Bruſt in viele feine Fältchen.

Am Rande des Beſatzes für bunte und insbeſondere für weiße Kleider ſind die Spitzenzäckchen im Augenblick unerläßlich.

Weiße Kleider trägt man ſehr viel und insbeſondre weißbrochirte Stoffe nimmt man dafür wieder auf. Zu den Putzkleidern für die Badeſalons ſind ſehr elegant die Tarlatans und Linons mit doppelten Röcken gemacht, mit bunter Stickerei verziert und à la Corinne arrangirt. Zu den Beſuchsanzügen, auf den Spaziergängen und als elegante Schloßherrin trägt man meiſt den koketten Peignoirſchnitt von ſchottiſchem Bat-

tiſt, franzöſiſchem Battiſt, Mull, Jaconnas, oder Percal verfertigt und mit Stickerei, Spitzen und bunten Bandſchleifen und Gürteln bereichert. Beſonders beliebt ſind in dieſer Art zwei Formen à la Brunoist und la Vallière.

Der Peignoir à la Brunoist iſt ein Morgenanzug von weißem Percal gemacht. Der hohe Leib deſſelben iſt in einen Gürtel gefaßt und zum Zuknöpfen eingerichtet, doch ſteht er gewöhnlich über dem hohen Unterchemiſette offen. Er hat weite, halblange Aermel, die drei große Puffen bilden und in der Mitte des Vorderarmes mit einem Bündchen endigen, an dem eine gekrauſte Spitze ſitzt. Der Rock iſt vorn offen und längs beiden Seiten mit gekrauſter Spitze garnirt und mit Weißſtickerei verziert. Ein weißer Rock mit breiten geſtickten Falbeln gehört darunter und ein elegantes Spitzenhäubchen muß den Kopf umſchließen.

Der Peignoir la Vallière iſt geputzter als der obige und iſt bei einem kleinen Diner wol angebracht. Man macht ihn mit halbhoher Taille und offnen halblangen Aermeln von brochirtem Weißzeug oder von glattem Mull, füttert ihn durchaus mit einem bunten Linon und umrändert ihn mit einer glatten Spitze. Der Rock und Leib ſind vorn offen. Der weiße Rock darunter hat drei geſtickte Kanten, die getrennt ſind durch eine Mullpuffe, durch die ein mit dem Futter gleichfarbiges Band läuft. Ein bunt gefüttertes Häubchen ſteht gut dazu, wenn auch ein wenig bunt.

Für die ſeidnen Kleider ſind am meiſten getragen die hohen Amazonenſchnitte mit Schößen, oder die glatten, halbhohen Schnitte mit einer Art Kragen, der hinten und über der Achſel Berthe bildet, aber in einem Stück vorn, wie ein Aufſchlag, in die Taille läuft. Faſt alle Kleider öffnen ſich auf der Bruſt über einem weißen Chemiſette jedoch ohne Geſchnüre; dies iſt zu allgemein nachgemacht worden, um noch neumodiſch zu ſein. Doch erſetzt man dieſes Genre durch einen glatten hohen Leibſchnitt, wo jedes Bruſttheil aus fünf großen Zacken beſteht. Die Spitzen dieſer Zacken ſtoßen in der Mitte der Bruſt mit einem Knopf zuſammen. Im Ausſchnitt dieſer Zacken zeigt ſich das weiße Chemiſette wie längliche Vierecke. Ein Beſuchsanzug beſteht aus einem rohfarbigen Kleide von Popeline, deſſen Leib in obiger Zackenform gemacht iſt. Die langen Aermel ſind eng und außen am Vorderarm auch mit Zacken ausgeſchnitten, die ſich über einen weißen Unterärmel ſchließen. Die Zacken des Leibes und der Aermel, ſowie das Vordertheil des Rockes in Schürzenform iſt mit einer Arabeskenſtickerei von türkiſchen Soutachebördchen verziert. Ein ächter Shawl liegt um die Schultern und ein weißer Crepphut mit bunten Blumen gehört zum Ganzen.

Die türkiſchen Soutachebördchen ſind auch auf weiß ſehr viel verwendet, ſowie die ſogenannten Froſchmäulchen.

Schon zeigen ſich die gezogenen Seidenhüte des Herbſtes, doch ſind ſie meiſt noch mit Blumen geſchmückt. Die Mehrzahl der Crepphüte bleibt mit bunter Verziernng und Blumen arrangirt. Auch weiße Crepphüte, bunt geſtickt und mit einer weißen duftigen Feder geſchmückt, ſind ſehr elegant zu einer Putztoilette.

Die bunten Bänder ſind ſehr geſncht, ſie ſind meiſt geſtreift und mit grellfarbigen Muſchen gemuſtert.

Unumgänglich über den leichten Sommerkleidern ſind die wärmenden Hüllen, wenn man ſich der Luft ausſetzt. Im Salon herrſcht die Echarpe und der Spitzenmantelet. Im Freien iſt der ſchöne Shawl lang oder viereckig das Vornehmſte, doch iſt der Sommerpaletot und der Dolman ſehr modiſch zu tragen. Beide Schnitte führt man in ſchillerndem Seidenzeug und halbwattirt aus. Sehr hübſch und zweckmäßig wird auch der Schnitt des malteſiſchen Spitzenmantelets in Seidenzeug verfertigt und mit einem Capüchon verſehen. Der dicke, große, wollene Shawl-Nowgorod und der Polverino ſind nur für den Wagen paßlich.

Das beiliegende Modebild Nr. 69 zeigt drei Sommeranzüge für Herren, wobei zu bemerken, daß Gehrock nnd Phataſiefrack an der Tagesordnnng ſind, daß die blaue Farbe in Röcken vorherrſcht und daß breite Streifen in den Muſtern für Beinkleider modiſch ſind. Auch muß man den Aufſchlag von Seidenzeug auf den Röcken als eine durchgehende Sommermode nennen. Der Hauptcharakter der Herrenmoden beſteht in einem großen laisser-aller und Bequemlichkeit. Dies begünſtigen die langen bequemen Taillen, die halbweiten Aermel, die Beinkleider ohne Stege. Doch gehen die Taillen und Bruſtklappen an Breite zurück.

Für die neue Form der Hüte muß auch auf das Modebild Nr. 69 verwieſen werden.

J.

Digitized by Google

Warum in Paris?

Als Börne von ſeinem erſten pariſer Aufenthalte nach Deutſchland zurückkehrte, ſchrieb er an eine Freundin folgende, jetzt erſt in ſeinen „nachgelaſſenen Schriften“ veröffentlichte Zeilen:

In Paris?... Ihre Verwunderung, liebe Freundin, iſt eine Schmeichelei; doch nein, ich glaube es verdient zu haben, daß Sie meine Anſicht überraſche. Aber wie ich ſie Ihnen früher mitgetheilt, ſo hat ſie ſich bei mir erhalten, ja befeſtigt, und ich wiederhole es: Paris iſt die Stadt, in der ich wohnen möchte, weil man dort am meiſten lebt, und dem ſchnellen Menſchen, der das Leben nicht verlängern kann, nichts übrig bleibt, als es in der Breite zu genießen. Vielleicht werden Sie jetzt, da ich wieder in Deutſchland bin, meine Gründe zutraulicher aufnehmen, als früher, da ich mich noch in dem tollen Kreiſe herumtrieb und darin, wie Sie wol dachten, befangen und eingezaubert war. Das weibliche Weib, das nur in einer frommen Häuslichkeit ſeine Welt findet nnd außer dieſer nie oder vergebens ſucht, begreift es ſchwer, was ein Mann ernſten Sinnes, der nach geſtilltem Wandertriebe der Jugend endlich in ſich ſelber wohnt und an den gellenden Mistönen, dem Flitterwerke, den ſeelenloſen Teppichfiguren und dem ganzen geſtickten Krame der großen Welt keine Freude hat — was er dabei gewinnen mag, ſich zwiſchen gemeinſchaftlichen Mauern mit einer Million Menſchen einzuſchließen, und was er in ſeinem beſchränkten ſtillen Geburtsorte entbehrt? Aber groß iſt dieſe Entbehrung.

Ich rede nicht von den gewerbtreibenden Menſchen, deren Blick ſtets auf ihr Handwerk, deren Geiſt nur auf Gewinnſt gerichtet iſt, und die mehr beſchäftigt, das Gewounene zu zählen, als zu genießen, auch in der geräuſchvollſten Stadt, ſelbſt unter den lockendſten Freuden, nie über ihren engen Kreis hinausſehen; auch von den Kanfmännern rede ich nicht, die niemals und nirgends zu Hauſe ſind, und deren Gedanken mit ihren Waaren, Geldern und Wechſeln alle Länder durchreiſen, ſondern von der denkenden Klaſſe der bürgerlichen Geſellſchaft rede ich, die entweder durch Amt oder Wahl an einen beſtimmten Gegenſtand des Nachdenkens gebunden ſind, oder in glücklicher Geſchäftsloſigkeit ihren Geiſt nach jeder reizenden Gegend der Kunſt und Wiſſenſchaft frei hinwenden. Dieſen müſſen zahlreiche, ewig wechſelnde Stoffe geboten werden, ſoll nicht die Flamme ihres Genius ſich in ſich ſelbſt verzehren; denn ſo reich und herrlich die Erzeugniſſe der ſchöpferiſchen Einbildungskraft auch ſein mögen, bleiben ſie doch nur gemalte Wirklichkeiten und vermögen den Geiſt, der auch ſeiner Ernährung von außen bedarf, nicht zu ſättigen. Wie oft, wenn ich in Paris die tauſend mannichfaltigen Erſcheinungen in einem engen Raume aneinandergereiht wahrnahm, die man außerhalb nur über ganze Länder ſpärlich zerſtreut und weit aus einander ſtehen findet; wenn ich ſah alle die mannichfaltigen Menſchennaturen, in ihrem aufſteigenden Werthe, in ihren Unter- und Nebenarten und Ausartungen; das ganze Reich der Begierden und Schmerzen; die Genüſſe, die Entbehrungen, das volle Orcheſter der Jubel- und Klagetöne, die ausführlichſte Seelenlehre, das Regiſter aller Krankheiten des menſchlichen Körpers und Geiſtes, alle Weisheit und Thorheit, jede Furcht und jede Hoffnung, die reichen Schätze der Kunſt und Wiſſenſchaft, die treueſte Geſchichte der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in einem Zauberſpiegel — wenn ich dieſes alles ſah, wie oft fiel mir da bei, zu wie vielen herrlichen Kunſtwerken würden ſolche Stoffe in der Meiſterhand eines Jean Paul Anlaß geben, nnd ich bedauerte, daß ſo edler Marmor als roher Block vielleicht Jahrhunderte lang unbenutzt im Wege liegt und halb verwittert, bis einſt der Meißel ihn berührt. Es iſt war, daß das kurze Leben eines großen Menſchen früher verliſcht, ehe der Genius, der ihn beſeelt, erſchöpft iſt, und in der Geiſteswerkſtätte eines Jean Paul fänden ſich in der Stunde ſeines Todes wol noch Stoffe für viele Werke; aber anch dieſes erwägend,

und daß der enge Lebenskreis, in welchem deutſche Schriftſteller ſich bewegen, ſie antreibt, in die Tiefe zu arbeiten und die innerſten Geheimniſſe der Dinge aufzudecken, ſo wäre es doch erfreulicher, wenn ihnen alle geſellſchaftlichen Verhältniſſe zugänglich wären, weil es größern Gewinnſt giebt, das Unverſtandene begreiflich, als das Verſtandene noch begreiflicher zu machen. .

Feuilleton.

* Eine rührende Geſchichte. Es war einmal . . . alle rührenden Geſchichten fangen ſo an . . . es war einmal ein armer Landmann, der in einer armen Hütte von dem armen Ertrage eines armen Stückchen Bodens lebte, das ſeine arme Mutter ihm in einem armen Lande hinterlaſſen hatte. Dieſer Mann hatte eine Leidenſchaft — für Uhren.

Bekanntlich hatte auch Karl V. dieſe beklagenswerthe Leidenſchaft; er legte die Regierung nieder, um ſich dem Vergnügen widmen zu können, die fünf und ſechzig Uhren aufzuziehen und zu ſtellen, die ſich in der Zelle des Bruder Karl V. im Kloſter St. Juſt befanden. Unſer Landmann ſtellte keine Uhren, ſondern verfertigte ſolche.

Es giebt genug Landleute im Schwarzwalde und den Schweizer Alpen, die dieſe Leidenſchaft theilen und die davon leben, ſie ſelbſt, ihre Frau und ihre Kinder, ihr Geſinde, ihre Kühe. Unſer Landmann lebte nicht davon, er iſt im Gegentheil im Begriff, daran zu ſterben; zu ſterben um einer Uhr willen. Und dieſe Uhr iſt ein Wunderwerk!

Man zeigt in der Kathedrale zu Lyon eine Uhr, auf der ein Hahn ſteht, der zur Mittagsſtunde zwölf Mal kräht und mit den Flügeln ſchlägt. Dem Künſtler, der dies Werk verfertigt hat, ließen die Bürger von Lyon die Augen ausſtechen, damit er nicht für eine andere Stadt eine eben ſo ſchöne Uhr und einen eben ſo ſchönen Hahn fertigen könne. Und doch findet man dieſelbe Geſchichte und denſelben Hahn in Strasburg, Tours, Köln, Rheims, Aachen, kurz überall wieder, wo es — Hähne und Dome giebt.

Als unſer Landmann ſeine Uhr fertig hatte und ſah, daß man ihm die Augen nicht ausſtach, rief er aus: mein Glück iſt gemacht! Paris hat keinen Hahn, der zu Mittag kräht; ich gehe nach Paris und man wird meine Uhr für die Kathedrale ankaufen.

Indeſſen verkaufte er das Stückchen Landes, das er beſaß, um die Reiſekoſten zu beſtreiten. Er kam nach Paris, und zeigte ſeine Uhr; man ſagte zu ihm: Sie ſind ein großer Mechaniker, aber um ihre Mühe iſt es Schade. Wir wollen keine Hähne mehr, ſondern Zifferblätter, an denen man Tag und Nacht die Stunde ſehen kann.

Er ging zu den Kaufleuten. Sie antworteten ihm: Ihre Uhr macht Ihnen alle Ehre, aber wir kaufen nur Uhren, die Ludwig XIV. und Mad. Dubarry gehörten; wollen Sie uns ſolche anfertigen, ſo wollen wir ſie Ihnen abkaufen.

Er ließ bei der Regierung anfragen; aber die Regierung kauft für ihre Sammlungen nur exotiſche Uhren. Hätte er eine arabiſche oder weſtgothiſche Uhr gehabt, ſie wäre für das Muſeum Duſommerard gekauft worden.

Der Aermſte iſt alſo mit ſeiner Uhr ſehr übel angekommen. Aber warum muß er als ſo geſchickter Mechaniker auch gerade Uhren bauen? Warum erfindet er nicht eine neue Conſtruction von Eiſenbahnwaggons, oder eine neue Art Regenſchirme?

Seine Uhr geht um zwei bis drei Jahrhunderte nach.

* Eine pariſer Schauſpielerin ſehnte ſich ſchon ſeit einiger Zeit lebhaft darnach, ſich daguerreotypiren zu laſſen; aber nicht in dem gewöhnlichen Sinne, was man ein Portrait nennt; ihre Laune war excentriſcher. Was ſie ſo ſehr wünſchte, war, ihre Memoiren zu ſchreiben. Zwar war ſie noch jung, aber ihre Erinnerungen konnten in der That den Stoff zu einer ſehr hübſchen Dichtung liefern.

Um dieſen Wunſch zur Erfüllung zu bringen, galt es zuerſt, einen Secretair zu wählen. Ihre Blicke fielen auf einen jungen Schriftſteller, der zwar bekannt, aber nicht berühmt war, und deſſen Aeußeres ihr Zutrauen eingeflößt hatte. Die Schauſpielerin ſchrieb an den zukünftigen Brantome:

„Fräulein A*** bittet Herrn ** um die Gefälligkeit, ſie morgen früh zu beſuchen.“

Der Schriftſteller kommt, die Unterhaltung

beginnt. Fräulein X*** bringt ihr Anliegen, etwas zaghaft und mit Unterbrechungen und Entſchuldigungen vor, und legt es ihm mit ſüßer, ſchmelzender Stimme ans Herz. Worauf der entzückte Schriftſteller erwiedert, daß eine ſolche Wahl im Gegentheil ſeine vollſte Dankbarkeit verdiene, ſofort um Feder und Papier bittet und erklärt, ſeine Muſe ſei bereit.

Die Erzählung beginnt.

Der Anfang war der bekannte Inhalt aller Memoiren: unſchuldige Jugenderinnerungen, Erinnerungen eines Mädchens, Erinnerungen an die erſte Liebe. Der junge Redacteur vernahm dieſelben mit Entzücken, ſie waren ſo voll Poeſie, und dann — die hübſche Erzählerin trug ſie ſo gut vor. Um es kurz zu ſagen: anſtatt ein erſtes Kapitel dieſer Memoiren zu redigiren, improviſirte der Schriftſteller das erſte Kapitel eines Romans.

Es iſt nicht indiscret, zu verſichern, daß die folgenden Sitzungen bald eine neue Epiſode für das zukünftige Werk wurden, das man darüber fortzuſetzen vergaß.

Der junge Secretair war raſend verliebt, di Schauſpielerin nicht minder. Aber Idole kommen theuer zu ſtehen, und ſo arm man ſein mag, findet die Liebe doch Mittel, verſchwenderiſch zu ſein. Unſer Liebender half ſich auf dieſe und jene Weiſe, und als es damit nicht mehr ging, harrte er, zu ſtolz, es zu geſtehen, zu dankbar für ſein Glück, um ſich zu beklagen, in ſtoiſcher Ruhe des Tages, wo ſein Glück und — ſeine Wechſel verſielen. An einem ſchönen Morgen verſchwand er, ohne ein Wort zu ſagen, gerade als wenn er untreu geworden wäre. Und doch war er nicht untreu, ſondern gefangen. Die Schauſpielerin, erſt unruhig, dann verzweifelnd, zog Erkundigungen ein, die ihr bald die ganze Wahrheit enthüllten. Sofort ſchrieb ſie ihm:

„Ich habe Ihnen meine Memoiren anvertraut, ich wünſche umgekehrt, daß Sie nun auch die Ihrigen mir anvertrauen. Ich verlange es, wenn Sie mich je wiederſehen wollen.“

Einſamkeit ſchafft Rath. Der gefangene Liebhaber begriff, daß er einen dummen Streich begangen habe, den er allein nicht wieder gut machen könne; er antwortete demüthig durch ein Geſtändniß von zehn Zeilen. Er brauchte 5000 Franks.

Den zweiten Tag darauf nahmen der junge Schriftſteller und die Schauſpielerin, er frei und weiſer, ſie weiſer aber weniger frei, verſtohlen bei einem letzten tête-à-tête ein kleines Souper in Form eines Schluſſes ein, und lachten dabei viel über ihre Memoiren, von denen ſie nur zwei Kapitel geſchrieben hatten. Aber es wurde beſchloſſen, daß es dabei verbleiben ſollte.

* Die beiden Achille. Herr von Chomandie, ein namhafter Gelehrter aus der Zeit des Kaiſerreichs, der den Degen ſo gut als die Feder führte, erzählt die letzte kriegeriſche That Talma's folgendermaßen:

Eines Abends, als ich von einer Vorſtellung der Iphigenie in Aulis zurückkam, überreichte mir mein Diener ein Billet von Talma, der mich ſehr angelegentlich bat, ihn den andern Morgen früh 6 Uhr zu beſuchen.

Ich traf den Künſtler, mit großen Schritten ſein Zimmer durchſchreitend, und in der Hand eine Nummer des Journal de l'Empire.

„Leſen Sie dieſe Infamie!“ rief er mir zu. Damit reichte er mir das Blatt.

Talma und Lafon hatten abwechſelnd die Rolle des Achilles geſpielt: der Recenſent zog zwiſchen ihnen eine Parallele und gab dem letztern den Vorzug, während er dem erſteren einige ſehr bittere, wenn auch wahre Rathſchläge ertheilte.

„Das iſt noch nicht Alles“, fuhr Talma fort. Glauben Sie wol, daß Lafon auf dem letzten Balle beim Grafen Lacépède die Unverſchämtheit gehabt hat, dieſes Pamphlet mehren Perſonen vorzuleſen und noch inſolente Anmerkungen hinzuzufügen.“

„Sind Sie deſſen gewiß?“

„Ich habe es von St. Prix erfahren, der die Wahrhaftigkeit ſelbſt iſt.“

„Sie ſollten in einer ſo wichtigen Sache nicht durch einen einzigen Menſchen ſich beſtimmen laſſen.“

„Aber das muß abgemacht werden. Darf ich auf Sie zählen?“

„Stellen Sie mich auf die Probe.“

„So gehen Sie, bitte ich, in meinem Auftrage zu Lafon, ſagen Sie ihm, daß ſein Benehmen bei dem Großkanzler der Ehrenlegion weder das eines guten Kameraden, noch eines anſtändigen Mannes ſei, und daß ich von ihm Genugthuung fordere.“

„Was denken Sie, Talma? in Ihrer Stellung!“

„Mein Entſchluß iſt unwiderruflich; ſchlagen Sie mir es ab, ſo finde ich ja wol einen beſſeren Freund.“

Ich widerſprach nicht weiter und ging zu Lafon.'

— „Hm!“ meinte er, indem er die langen Zipfel ſeiner Mouſſelinecravate in Ordnung brachte, „Achilles nimmt ſeine Rolle ſehr ernſthaft.“

„Sie nehmen alſo die Forderung an?“

„Unbedenklich. Der Tag?“

„Morgen.“

Digitized by Google

„Die Stunde?"
„Sechs Uhr."
„Der Ort?"
„Das Gehölz von Vincennes.
„Gut. Alſo bei Sonnenaufgang, morgen auf Wiederſehen!"

Am andern Morgen — es war ein prächtiger Maitag — trafen vier Perſonen am Eingang des Gehölzes zuſammen. Talma hatte mich, Lafon den St. Georges zu Zeugen gewählt. Nach tiefem Gruß und einigen Worten kalter Höflichkeit ging man tiefer in den Wald; an einer lichten Stelle wurde Halt gemacht, und in weniger als einer Minute waren die Kleider abgeworfen und die Schwerter entblößt.

Talma griff friſch und kräftig an; Lafon parirte und hieb raſch nach; aber doch brachte ihm ſein Gegner zuerſt eine leichte Wunde in der Schulter bei. Sowie wir Blut ſahen, ſprangen wir dazwiſchen und das Duell war vorbei. Wir gaben uns das Wort, das tiefſte Stillſchweigen darüber zu beobachten, und trennten uns. Aber Fouché's Polizei hatte Auge und Ohr überall: der Kaiſer wußte den Vorfall bis auf das kleinſte Detail.

Eines Tages ſagte er in Talma's Gegenwart zum Herzog von Abrantes mit einem bedenklichen Stirnrunzeln:

„Das Leben großer Künſtler, wie das der Großwürdenträger meiner Krone, gehört Frankreich. Ich liebe die Duellanten nicht."

Der Achill des Theaters und der Achill des Kampfplatzes ſenkten den Kopf. Der Stich hatte getroffen.

* Das Görlitzer Mumiengeheimniß. Unter den Sehenswürdigkeiten von Görlitz befindet ſich auch und vor Allem eine Mumie in einer gemauerten Gruft auf dem Nikolaikirchhofe. Ein Bürgermeiſter von Görlitz, der während des 30jährigen Krieges lebte, trug nämlich das abſonderliche Verlangen, verſtorbene Mitglieder ſeiner Familie dadurch zu verewigen, daß er ſie einbalſamirte. Auf dieſe Weiſe verfuhr er mit dem Körper ſeiner Frau und ſeiner Tochter: der Leichnam der letzteren blieb vortrefflich erhalten, und mit grauſenhaftem Staunen ſehen die Fremden die zweihundertjährige Mumie der Anna Margaretha Gobius, und vernehmen von dem Küſter zu St. Nicolai, der ſie ihnen zeigt, die romantiſche Lebensgeſchichte der Genannten, wie ſie mit dem ſchwediſchen Fähndrich Johannes Soeſt verlobt geweſen und auf was für geheimnißvolle Weiſe der Bräutigam umgekommen ſei.

Vor einiger Zeit langt ein Fremder in Görlitz an und nimmt ſeinen Aufenthalt daſelbſt. Niemand erräth, was der Unbekannte will. Das Stadtgeſpräch beſchäftigt ſich mit dem Gaſte. Endlich vernimmt man, der Herr ſei ein Böhme und gebe ſich für einen Nachkommen der Anna Margaretha Gobius aus. Ihm und allen andern Enkelkindern der Mumie gereiche es zum betrübenden Aergerniß, den Leichnam ihrer Ahnfrau zu einem Gegenſtande roher Neugierde gemacht zu ſehen. Deshalb verlange der Fremde die Auslieferung der Mumie vom Stadtrath. Ja, er biete ſogar eine Summe dafür. Allein der Rath habe dies Verlangen, ſowie das Anerbieten abgelehnt. Hingegen, heißt es, hat der Magiſtrat einen andern Wunſch des böhmiſchen Gaſtes erfüllt. Derſelbe habe nämlich gebeten, wenn ihm die Mumie nicht verabfolgt werden ſollte, den Leichnam ſeiner Ahnfrau in einen andern künſtlich eingerichteten Sarg legen zu dürfen. Die Deckelſchrauben des Sarges ſollten von einer Vorkehrung ſein, daß man ſie nicht öffnen könne, ohne den ganzen Sarg zu zertrümmern. Damit wollte der Fremde die Mumie allen weiteren Anſchauungen entziehen.

Margarethe Gobius iſt nun wirklich in den andern Sarg gelegt worden, der keine Eröffnung zuläßt. Allein die Verſetzung des Leichnams hat, dem Gerüchte nach, ſo unwahrſcheinlich dies klingt, eines Abends ganz im Stillen und ohne Zeugen ſtattgefunden. Die Görlitzer argwöhnen daher eine Täuſchung. Sie glauben, die Mumie ſei ihnen entriſſen, und der künſtliche Sarg nur das ſchlau erſonnene Mittel, ihnen den Verluſt zu verbergen. Wozu aber hat der böhmiſche Gaſt ſo dringend darnach geſtrebt, ſich des Leichnams zu verſichern? Auch darüber giebt das Gerücht Auskunft. Er ſoll einer Heiligſprechung zur Unterlage dienen.

Die „Roſen", denen wir dieſe Geſchichte nacherzählen, ſchließen dieſelbe mit der Bemerkung: „die Mumie — ſeit zweihundert Jahren unverſehrt — ein ſchwediſcher Fähnrich, welcher als Bräutigam ſtarb — die Auswanderung der Nachkommen der Anna Margaretha, die ſich ſpäter anderweit vermählte, nach Böhmen — wer hätte nicht ſoviel Phantaſie, aus dieſen Momenten eine allerliebſte Legende zuſammenzuſetzen?"

* Von den ſeltſamen Kunſtarbeiten im Stuttgarter Schloße führt Börne in ſeinen „nachgelaſſenen Schriften" einige merkwürdige Beiſpiele an. Ich trat in einen Saal, erzählt er, da ſprang mir ein Spitz bellend entgegen: es war ein Uhrwerk. Eine andere Uhr ſtellt eine porzellanene Frau vor in Lebensgröße und mit Lebensfarben. Der Mund ſteht ihr offen und man ſieht die zwölf Vorderzähne, die von 1 bis 12 numerirt ſind. Des Morgens um 6 Uhr iſt

der Mund zahnlos. Mit der 7. Stunde nimmt ſie aus einem Toilettenkäſtchen den Zahn Nr. 1 und ſetzt ihn ein; ſo fort alle zwölf bis Abends 6, wo der Mund voll iſt. Mit 7 Uhr Abends nimmt ſie den Zahn 1 aus dem Munde und legt ihn in ein Käſtchen links, und ſo fort alle. Morgens 6 Uhr iſt ſie wieder zahnlos. Die Uhr geht ſechs Tage. — An einer Wetteruhr kömmt, wenn es Regen giebt, ein Männchen mit einem Schirm, wenn es ſchneien ſoll, mit einem Mantel, und wenn es ein Gewitter giebt, mit einem Gebetbuche zum Vorſchein; und das 12 Stunden vorher. Eine andere Uhr ſtellt einen alten Mann vor, der jede Stunde eine Tabackspriſe nimmt, und ſo oft nieſt, als die Stunde macht. — Ein Exemplar von Büffon's Naturgeſchichte in vier und zwanzig Foliobänden habe ich geſehen, die auf milchweißen Atlas gedruckt waren. Die Kupfer waren ſämmtlich in Seide geſtickt. — Ein Saal, 50 Fuß lang und 21 breit, iſt auf dem Boden mit einem einzigen Spiegelglaſe belegt. Es iſt ſo dick und haltbar, daß man darauf tanzen kann. Die verſtorbene Königin von Würtemberg hat es von ihrem Bruder, dem Kaiſer Alexander, zum Geſchenk erhalten. Der Spiegel hat zwei Millionen Rubel gekoſtet.

* Ein franzöſiſches Blatt charakteriſirt ſieben der namhafteſten deutſchen Bäder folgendermaßen:

In Aachen weiß das Badeleben nichts von Diät: mich dünkt, man trinke dort nur, um beſſer zu eſſen und jeden Morgen verzehren die berühmten Spaziergänger von „Borcette" (Burtſcheid!) mindeſtens eben ſo viel Cotelettes als ſie vorher Becher Waſſer getrunken haben.

In Spaa iſt das Badeleben ritterthümlich: vom frühen Morgen an ſieht man nur Amazonen auf ihren Eſeln und Reiter auf langmähnigen Roſſen; die Kranken galoppiren ſich geſund; man trinkt hier viel, weil man viel Kräfte conſumirt.

In Ems iſt das Badeleben eintönig und vornehm. Hier pflegen ſich podagriſche Diplomaten und ruſſiſche Fürſten, die am Trente et quarante leiden, ihre Rendezvous zu geben.

In Homburg liegt das Badeleben noch ſehr in der Wiege und bekundet die Unſchuld ſeiner neuen Civiliſation. Ein ungeheurer Omnibus, „der Elephant" genannt, der an das trojaniſche Pferd oder an die Arche Noah erinnert, füllt ſich zur beſtimmten Stunde mit poetiſchen Kurgäſten, die von einem ſchönen Punkte zum andern ſpazieren fahren, durch die faſt jungfräulichen Wälder dieſer reizenden Landgrafſchaft.

In Kiſſingen geht die Politik merkwürdiger Weiſe mit der Geſundheitspflege Hand in Hand, und jede Kur würde für unvollſtändig gelten, wenn man ihr nicht täglich mit etwas Protokolliren nach dem erſten, und einem guten Ultimatum nach dem letzten Becher zu Hilfe kommen wollte. Kiſſingen iſt die Hippokrene der bevollmächtigten Miniſter und Geſandten.

In Wiesbaden trinkt man wenig, aber jagt deſto mehr. Die Echo's der „Platte" verkünden, welchem Herzoge man dieß verdankt.

Endlich in Baden macht man von dem Allem Gebrauch, weil man dort Alles findet: der einzige Beherrſcher dieſes Orts iſt das Vergnügen.

* „Es giebt keine Etikette mehr in Petersburg, Wien und Berlin für einen Rubini und eine Taglioni" ſagte Fürſt Metternich zur Marquiſe von Londonderry. „Ein guter Tenor und ein leichter Fuß werden an die Tafel der Kaiſer, Könige und Prinzen gezogen. Als ich 1806 als Geſandter nach Paris kam, wurde ich beim Eintritt in meine Loge von einem gepuderten Greiſe en ailes de pigeon mit einer tiefen Verbeugung begrüßt. Auf die Frage, was das bedeuten ſolle, erhielt ich die Antwort: es ſei der alte Veſtris, welcher den Geſandten im Theater die Honneurs mache."

Ueber Thalberg und Liszt äußerte Metternich: „der letztere ſpielt mit Unmöglichkeiten und iſt durchaus romantiſch, Thalberg dagegen bleibt immer klaſſiſch."

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

No. 69. Pariſer Moden. Herrenmoden: Zwei Stadtanzüge mit kurzen Gehröcken. Ein Landanzug mit dem Phantaſiefrack.

No. 70. Pariſer Moden. Damenmoden: Ein Beſuchsanzug von groß gegittertem Seidenzeug, der Rock iſt ſchräg genommen, und ein Putzanzug von weißem Tarlatan mit Spitzen garnirt.

Anzeiger. № 33.

Schriften von H. König.

Nachſtehende Schriften des beliebten Verfaſſers ſind im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die hohe Braut. Ein Roman. Zweite verbeſſerte Aufl. Drei Theile. Gr. 12. 1844. Geh. 5 Thlr.

Regina. Eine Herzensgeſchichte. Gr. 12. 1842. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Veronika. Eine Zeitgeſchichte. Zwei Thle. Gr. 12. 1844. Geh. 3 Thlr.

Die letztern beiden Romane bilden das erſte bis dritte Bändchen einer Sammlung unter dem Titel: „**Deutſches Leben in deutſchen Novellen.**“

William's Dichten und Trachten. Ein Roman. Zwei Theile. Gr. 8. 1839. Geh. 4 Thlr.

Die Waldenſer. Ein Roman. Zwei Theile. 1836. Geh. 4 Thlr.

Die Bußfahrt. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. 8. 1836. Geh. 20 Ngr.

Bei uns iſt erſchienen:

Spaziergänge
eines
Wiener Poeten.

Dritte Auflage.

Gr. 12. Broch. ¾ Thlr.

Leipzig, Aug. 1844.

Weidmann'ſche Buchh.

Bei **A. Wienbrack** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Juliens Nachlaß.

Von der Verfaſſerin von „Juliens Briefe.“

8. Geh. ¾ Thlr.

Die rühmlichſt bekannte Verf. giebt hier den Eltern, denen es wahrer Ernſt iſt, die Zukunft ihrer Töchter durch Erziehung zu ſichern, ihre vielſeitigen geprüften Erfahrungen, die ſie in der Bekanntſchaft mit geiſtreichen und weiſen Frauen geſammelt hat. Das Buch eignet ſich daher, ſeines angenehmen, nützlichen und belehrenden Inhaltes wegen zu einem paſſenden und werthvollen Geburtstags-, Hochzeits- oder Weihnachtsgeſchenke für gebildete Damen.

In derſelben Buchhandlung iſt auch vorräthig:

Juliens geſammelte Briefe.

4 Thle. 3. Aufl. 8. geh. 2½ Thlr.

Ein competenter Beurtheiler nennt dieſes Werk eines der gediegenſten, ſo von Frauenhand gekommen ſind.

Bei **A. W. Hayn** in Berlin iſt ſoeben erſchienen und daſelbſt, ſowie in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Reich der Flora.

Vom Verf. des Werkes: Der Selam des Orients

In 7 Bänd. Geh. Preis 7 Thlr.

Oder auch einzeln unter folgenden Titeln:

Bd. 1 u. 2.	Die Huldigung der Flora.	à 2 Thlr.
„ . . . 3.	Der Hain und ſeine Myſterien	„ 1 „
„ . . . 4.	Blumenſpiele	„ 1 „
„ . . . 5.	Der Schönheit Blumenflor	„ 1 „
„ 6 u. 7.	Das Blumen-Album der Liebe, Freundſchaft und Erinnerung	„ 2 „

*** **Intereſſante Neuigkeit.** ***

Bei **Ign. Jackowitz** in Leipzig erſchien ſo eben:

Das Buch der Haare und Bärte.

Humoriſtiſche Abhandlungen
für
Jedermann und — jede Frau.

Mit einem Titelkupfer.

8. geh. in Umſchl. Preis 15 Ngr. — 12 gGr.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

28. Auguſt | № 35. | 1844.

Ueberſicht: Der Bibelverbreiter in Spanien. — Novellen-Zeitung. Nachrichten.

Der Bibelverbreiter in Spanien.

Was wird nicht Alles überſetzt! Und doch wird das Werthvolle des Auslandes noch oft überſehn. Wo der Zufall Rathgeber iſt, geht's eben wunderlich her. So iſt in England ein Buch erſchienen „The Bible in Spain", von George Borrow, und hat mehrere Auflagen erlebt, und iſt doch den deutſchen Ueberſetzern bis jetzt entgangen.

Borrow iſt einer jener Bibelapoſtel, welche in ihrem Eifer alle Winkel Europas durchkriechen und in der ruſſiſchen Steppe, in den Vorſtädten Stambuls, in Liſſabon eben ſo gut bekannt ſind als in der City von London. Er iſt alſo durch Erfahrungen und Vergleichungen vortrefflich geeignet, ein eigenthümliches Land lehrreich zu ſchildern, und da er natürlich und ausführlich erzählt, ſo gelingt ihm dies auch mit der Schilderung Spaniens in hohem Grade. Dazu kommt, daß er Spanien während des karliſtiſchen Krieges bereiſ't hat, und daß er, an keiner Parteiung Theil nehmend, Vorfälle und Perſonen unbefangener ſchildert als uns bis jetzt geboten worden iſt.

Der umſichtige Buchhändler Herr Joſef Max in Breslau hat denn nun beim Erſcheinen der dritten Auflage dieſes werthvolle Buch entdeckt, und verſendet es jetzt unter dem Titel

„Fünf Jahre in Spanien" 1835—1839.

Eine Anſchauung von einem ſolchen Buche der Schilderung iſt nicht wohl anders möglich als durch Auszüge. Somit folgen denn hier einige.

„Da mein Hauptbeweggrund, warum ich die Hauptſtadt Spaniens beſuchte, die Hoffnung war, von der Regierung die Erlaubniß zu erhalten, das Neue Teſtament in kaſtiliſcher Sprache zum Behuf der Verbreitung in Spanien drucken laſſen zu können, ſo verlor ich nach meiner Ankunft keine Zeit, die Schritte, die mir nöthig ſchienen, deshalb zu thun.

„Ich war zu Madrid ganz fremd und hatte keine Empfehlungsſchreiben an irgend eine Perſon von Einfluß, die mich in dieſem Unternehmen hätte unterſtützen können, ſo daß, ungeachtet ich im Vertrauen auf den Beiſtand des Allmächtigen Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg hegte, dieſe Hoffnung doch nicht zu allen Zeiten gleich lebendig war, ſondern oft durch Wolken kleinmüthiger Verzweiflung umdüſtert wurde.“

„Mendizabal war damals erſter Miniſter Spaniens, und ward als ein Mann von faſt unbeſchränkter Gewalt angeſehen, in deſſen Händen die Schickſale des Landes lägen. Ich überlegte daher, daß, wenn ich irgendwie ihn für meine Abſichten günſtig zu ſtimmen vermöchte, ich keinen Grund haben würde von einer andern Seite her Hemmniſſe zu beſorgen und beſchloß, mich an ihn zu wenden.“

„Ehe ich indeß dieſen Schritt that, ſchien es mir rathſam, Herrn Villiers, dem brittiſchen Geſandten zu Madrid, meine Aufwartung zu machen, und mit dem Freimuth, der einem brittiſchen Unterthan geſtattet iſt, mir ſeinen Rath in dieſer Angelegenheit zu erbitten. Ich ward mit großer Artigkeit empfangen und hatte mit ihm eine Unterredung über verſchiedene Gegenſtände, ehe ich die Sache vorbrachte, die mir am meiſten am Herzen lag. Er verſicherte, wenn ich eine Zuſammenkunft mit Mendizabal wünſche, ſo wolle er mir eine ſolche zu verſchaffen ſuchen, zugleich aber ſagte er mir ganz offen, er könne nicht glauben, daß ſie von gutem Erfolg ſein würde, da er wiſſe, wie ſehr jener gegen die brittiſche und auswärtige Bibelgeſellſchaft eingenommen ſei, und jeden Verſuch, den ſie zur Einführung des Evangeliums in Spanien machen möchten, eher hindern als fördern würde. Ich blieb indeß entſchloſſen, den Verſuch zu machen, und erhielt, noch ehe ich ihn verließ, einen Empfehlungsbrief an Mendizabal.“

„Am frühen Morgen begab ich mich nach dem Palaſte, in deſſen einem Seitenflügel die Geſchäftszimmer des Premierminiſters ſich befanden. Es war bitter kalt, und das Guadarama-Gebirge, worauf man von dem Palaſte aus eine herrliche Ausſicht hat, war mit Schnee bedeckt. Wenigſtens drei Stunden lang blieb ich zitternd vor Kälte in einem Vorzimmer mit verſchiedenen Andern, die ebenfalls eine Audienz bei dem gewaltigen Manne zu erhalten wünſchten. Endlich erſchien ſein Privatſekretair, und nachdem er an die Andern verſchiedene Fragen gerichtet, wandte er ſich an mich und fragte, wer ich ſei und was ich wünſchte. Ich erwiderte, daß ich ein Engländer und der Ueberbringer eines Briefes von dem brittiſchen Miniſter ſei. „Wenn ihr nichts dagegen habt, ſo will ich ihn ſelbſt Seiner Excellenz einhändigen“, ſagte er; worauf ich ihm den Brief übergab und er ſich entfernte. Verſchiedene Perſonen wurden vor mir vorgelaſſen, endlich indeß kam die Reihe an mich und ich wurde zu Mendizabal eingeführt.“

„Er ſtand hinter einem, mit Papieren bedeckten Tiſche, worauf ſeine Augen unverwandt gerichtet waren. Er nahm von meinem Eintreten nicht die geringſte Notiz, und ich hatte alſo Zeit genug, ihn zu betrachten. Er war ein großer athletiſcher Mann, etwas größer als ich, der ich ohne meine Schuhe ſechs Fuß zwei Zoll meſſe. Seine Geſichtsfarbe war blühend, ſeine Geſichtszüge fein und regelmäßig, ſeine Naſe faſt ganz eine Adlernaſe, und ſeine Zähne blendend weiß; obwohl kaum funfzig Jahr alt, hatte er doch ſchon außerordentlich graues Haar; er trug einen reichen Schlafrock, eine goldene Kette um den Hals und Marocco-Pantoffeln an den Füßen.“

„Sein Sekretair, ein ſchöner, geiſtvoll ausſehender Mann, der, wie ich

ſpäter hörte, ſowohl in der engliſchen als in der ſpaniſchen Literatur ſich einen Namen erworben hatte, ſtand an dem einen Ende des Tiſches und hatte Papiere in den Händen."

„Nachdem ich ungefähr eine Viertelſtunde da geſtanden, erhob Mendizabal plötzlich ein paar durchdringende Augen und heftete ſie mit einem ganz beſonders prüfenden Blick auf mich."

„Ich habe", dachte ich bei mir ſelbſt, „einen, dieſem ganz ähnlichen Blick unter den Beni Israels geſehen." — — —

„Meine Audienz bei ihm dauerte beinahe eine Stunde. Verſchiedene Geſpräche wurden zwiſchen uns geführt. Ich fand, wie man mir ſchon geſagt hatte, in ihm einen bitteren Feind der Bibelgeſellſchaft, von welcher er in gehäſſigen und verächtlichen Ausdrücken ſprach, und keineswegs einen Freund der chriſtlichen Religion, was ich mir leicht erklären konnte. Ich verlor indeß den Muth nicht, ſondern machte ihm die Sache, die mich hierher führte, ſehr dringend, und es gelang mir zuletzt wenigſtens das Verſprechen zu erhalten, daß nach Verlauf einiger Monate, wo, wie er hoffte, der Zuſtand des Landes beruhigter ſein würde, mir erlaubt werden würde, die heilige Schrift drucken zu laſſen."

„Als ich wegzugehen im Begriff war, ſagte er noch: „Euer Geſuch iſt nicht das erſte der Art, das an mich gerichtet worden iſt. Seitdem ich am Staatsruder bin, bin ich fortwährend auf dieſe Weiſe beläſtigt worden und zwar von Engländern, die ſich evangeliſche Chriſten nennen und ſeit Kurzem ſchaarenweiſe nach Spanien herüber kommen. Noch in der vergangenen Woche fand ein buckeliger Kerl ſeinen Weg in mein Kabinet, während ich eben in wichtige Geſchäfte vertieft war, und ſagte mir, Chriſtus werde bald kommen. — — Und nun ſeid ihr hier und habt mich faſt beredet, mich mit der Geiſtlichkeit noch mehr in Mißhelligkeit zu ſetzen, als ob ſie mich nicht ſchon genugſam haßte. Was iſt doch das für eine ſeltſame Bethörung, die euch mit Bibeln in den Händen über Länder und Meere treibt? Mein guter Herr, nicht Bibeln haben wir nöthig, ſondern Flinten und Schießpulver, um damit die Rebellen niederzuſchießen, und vor allen Dingen Geld, um die Truppen beſolden zu können; wenn ihr jemals mit dieſen drei Dingen kommen ſolltet, ſo werdet ihr uns herzlich willkommen ſein, wo nicht, ſo könnt ihr euch eure Beſuche erſparen, wie groß auch die Ehre für uns iſt."

„Ich. Die Unruhen in dieſem unglücklichen Lande werden kein Ende nehmen, bis das Evangelium freien Umlauf haben wird."

„Mendizabal. Ich erwartete dieſe Antwort, denn ich habe die dreizehn Jahre in England nicht gelebt, ohne mich mit euren Redensarten, ihr guten Leute, bekannt zu machen. Nun aber geht, ich bitte euch; ihr ſeht, wie beſchäftigt ich bin. Kommt wieder, wenn es euch beliebt, doch ja nicht innerhalb der nächſten drei Monate. —"

Bevor er ſeine Angelegenheit mit dem ſpaniſchen Miniſterium weiter erzählt, ſchaltet er eine Hinrichtung ein, welche er in Madrid angeſehn:

„Die Verbrecher waren zwei junge Leute und zwar Brüder. Sie wurden wegen einer abſcheulichen Mordthat beſtraft, indem ſie bei Nacht in das Haus eines bejahrten Mannes eingebrochen waren, ihn ſelbſt ermordet und ſein Hab' und Gut geſtohlen hatten. Die Verbrecher in Spanien werden nicht gehenkt wie in England, noch auch guillotinirt wie in Frankreich, ſondern auf einer hölzernen Bühne erdroſſelt. Sie ſitzen auf einer Art von Stuhl, wohinter ein Pfahl ſteht, woran ein eiſernes Halsband mit einer Schraube

befeſtigt iſt. Dies eiſerne Halsband iſt dazu, um den Hals des Gefangenen zu umſchließen, und auf ein gegebenes Zeichen wird es vermittelſt der Schraube immer enger zuſammengezogen, bis das Leben erloſchen iſt. Nachdem wir unter der verſammelten Menge ziemlich lange gewartet hatten, erſchien der erſte der Verurtheilten. Er ſaß auf einem Eſel, ohne Sattel und Steigbügel, ſo daß ſeine Beine faſt bis zur Erde herabhingen. Er trug ſchwefelgelbe Kleider, und auf dem Kopfe einen rothen, koniſch zugeſpitzten Hut, der ſehr abgeſchabt war. In den Händen hielt er ein Pergament, worauf etwas geſchrieben ſtand, wie es ſchien das Glaubensbekenntniß. Zwei Geiſtliche führten das Thier am Zügel, zwei andere gingen auf jeder Seite und ſangen Litaneien, wovon ich blos die Worte: „Himmliſcher Frieden und Ruhe“ unterſcheiden konnte; denn der Miſſethäter hatte mit der Kirche ſich verſöhnt, gebeichtet und Abſolution erhalten, und ihm war der Einlaß in den Himmel verheißen worden. Er verrieth nicht das geringſte Zeichen von Furcht, ſondern ſtieg von ſeinem Thiere ab und beſtieg ohne fremde Beihilfe das Blutgerüſt, wo er auf den Stuhl geſetzt und ihm das tödtliche Halsband umgelegt wurde. Einer der Geiſtlichen begann ſodann mit lauter Stimme das Glaubensbekenntniß herzuſagen, welches der Verurtheilte ihm wörtlich nachſprach. Plötzlich begann der Nachrichter, der hinter ihm ſtand, die Schraube zu drehen, die eine ſo erſtaunliche Kraft hatte, daß der Unglückliche augenblicklich in eine Leiche verwandelt war; doch indem die Schraube ſich herumdrehte, fing der Geiſtliche an zu rufen: Pax et misericordia et tranquillitas!*) Und während er ſo rief, ward ſeine Stimme immer lauter und lauter, bis die hohen Mauern von Madrid davon wiederhallten; dann bückte er ſich nieder und hielt ſeinen Mund dicht an das Ohr des Hingerichteten, indem er immerfort ſchrie, als wollte er den abgeſchiedenen Geiſt auf ſeiner Reiſe in die Ewigkeit verfolgen und ihn unterwegs erheitern. Die Wirkung davon war furchtbar. Ich ſelber war ſo aufgeregt, daß ich unwillkürlich ausrief: misericordia! und ſo thaten auch viele Andere. An Gott ward nicht gedacht, an Chriſtus ward nicht gedacht, blos an den Geiſtlichen ward gedacht, denn er ſchien in dieſem Augenblicke das erſte Weſen zu ſein, das exiſtirte, und die Macht zu haben, die Thore des Himmels oder der Hölle, ganz wie es ihm gut dünkte, zu öffnen oder zu verſchließen. Ein ſchlagender Beweis von dem glücklichen Erfolge des päbſtlichen Syſtems, deſſen Hauptziel es immer geweſen iſt, die Gemüther des Volkes ſo weit als möglich von Gott entfernt zu halten und die Geiſtlichkeit zum alleinigen Gegenſtand ihrer Hoffnungen und ihrer Furcht zu machen. Die Hinrichtung des andern Verbrechers ging ganz auf dieſelbe Weiſe vor ſich; er beſtieg das Blutgerüſt wenige Minuten nachher, als ſein Bruder den letzten Athemzug gethan hatte.“

Vor Ablauf der drei Monate war Mendizabal geſtürzt und Iſturitz und Galiano regierten. Borrow kennt Galiano und darf von ihm Unterſtützung hoffen. „Bald nachdem das Miniſterium ſich gebildet hatte, ging ich zu ihm und ſagte: daß jetzt oder nie die rechte Zeit ſei, um zu meinen Gunſten einen Verſuch zu machen. „Ich werde es thun“, erwiderte er in einem mürriſchen Tone, denn mürriſch war er immer, gegen Freund und Feind; „aber ihr müßt noch einige Tage Geduld haben, wir ſind jetzt ſehr beſchäftigt. Wir ſind in den Cortes überſtimmt worden und beabſichtigen dieſen Nachmittag ſie aufzulöſen. Man glaubt, die Schurken werden ſich weigern, auseinander

*) Frieden und Barmherzigkeit und Ruhe.

zu gehen; aber Queſada wird an der Thür ſtehen und bereit ſein, ſie herauszuwerfen, wofern ſie ſich widerſpenſtig beweiſen wollten. Kommt mit, und ihr werdet vielleicht eine Funcion ſehen."

„Nach der Debatte von einer einzigen Stunde waren die Cortes aufgelöſt, ohne daß es nöthig war, den furchtbaren Queſada zu Hilfe zu rufen, und Galiano gab mir ſofort einen Brief an ſeinen Collegen, den Herzog von Rivas, in deſſen Geſchäftsbereich, wie er mir ſagte, es lag, die Erlaubniß zu dem Druck des erwähnten Buches zu geben oder zu verweigern. Der Herzog war ein ſchöner junger Mann von etwa dreißig Jahren; ein Andaluſier von Geburt, wie ſeine beiden Collegen. Er hatte mehrere Werke, Tragödien, wo ich nicht irre, herausgegeben, und beſaß eine Art von literariſchem Ruf. Er empfing mich mit der größten Leutſeligkeit, und nachdem er mein Anliegen gehört hatte, antwortete er mir mit einer ſehr verbindlichen Verbeugung und einer ächt andaluſiſchen Grimaſſe: „Geht zu meinem Sekretair, geht zu meinem Sekretair, — **el hara por usted el gusto.**" So ging ich denn zu dem Sekretair, Namens Oliban, einem Aragoneſen, der eben nicht ſchön von Geſicht war, und deſſen Manieren weder fein noch leutſelig waren. „Ihr verlangt die Erlaubniß zum Druck des Neuen Teſtaments?" — „Ja", war meine Antwort. — „Ich vermuthe, daß ihr es ohne Noten drucken laſſen wollt." — „Ja." — „Dann kann Se. Excellenz euch die Erlaubniß dazu nicht geben", erwiderte der aragoneſiſche Sekretair; „vom Concil zu Trident iſt beſchloſſen worden, daß kein Theil der Schrift in irgend einem chriſtlichen Lande ohne Anmerkungen der Kirche gedruckt werden darf." — „Wie viele Jahre ſind das her?" fragte ich. — „Ich weiß nicht, wie viele Jahre das her iſt", ſagte Oliban; „allein es iſt dies ein Beſchluß des Concils zu Trident." — „Wird Spanien jetzt nach den Beſchlüſſen des Concils zu Trident regiert?" fragte ich weiter. — „In manchen Punkten noch", erwiderte der Aragoneſe, „und dies iſt ein ſolcher. Aber ſagt mir, wer ſeid ihr? Seid ihr mit dem brittiſchen Miniſter bekannt?" — „O ja, und er nimmt großen Antheil an der Sache." — „Thut er das?" ſagte Oliban, „das ändert freilich die Sache. Wofern ihr mir nachweiſen könnt, daß Se. Excellenz Antheil an dieſer Sache nimmt, ſo werde ich ſicherlich mich nicht derſelben widerſetzen."

„Der brittiſche Miniſter that alles, was ich wünſchte, und mehr als ich erwartete. Er hatte eine Zuſammenkunft mit dem Herzog von Rivas, mit dem er über meine Angelegenheit vieles ſprach; der Herzog war ganz Lächeln und Artigkeit. Ueberdies ſchrieb er an den Herzog einen Privatbrief, den er mir demſelben zu überreichen rieth, wenn ich ihm das nächſte Mal einen Beſuch abſtatten würde, und, um dem Ganzen die Krone aufzuſetzen, ſchrieb er einen an mich ſelbſt gerichteten Brief, worin er mir die Ehre erwies, mich zu verſichern, daß er mich hochachte und daß ihm nichts größeres Vergnügen machen würde, als zu hören, daß ich die geſuchte Erlaubniß erhalten hätte. So ging ich denn zum Herzoge und überreichte ihm den Brief. Er war noch zehnmal freundlicher und leutſeliger als zuvor, las den Brief, lächelte ſehr gnädig, und ſodann, als wäre er von plötzlicher Begeiſterung ergriffen, breitete er ſeine Arme auf eine faſt theatraliſche Weiſe aus, indem er rief: **Al secretario, el hara por usted el gusto.** Ich eilte nun fort und zu dem Sekretair, der mich mit der Kälte eines Eiszapfens empfing. Ich theilte ihm die Worte ſeines Chefs mit, und gab ihm ſodann den an mich gerichteten Brief des brittiſchen Miniſters in die Hand. Der Sekretair las ihn ſehr bedächtig und ſagte dann, „es ſei augenſcheinlich, daß Se. Excellenz Antheil

Digitized by Google

an der Sache nehme.“ Er fragte mich dann um meinen Namen, nahm ein Blatt Papier, und ſetzte ſich nieder, als wollte er mir die ſchriftliche Erlaubniß geben. Ich war ſchon ganz entzückt, als er auf einmal inne hielt, den Kopf in die Höhe hob, einen Augenblick nachzudenken ſchien, dann ſeine Feder hinter das Ohr ſteckte und ſagte: „Unter den Beſchlüſſen des Concils zu Trident iſt einer des Inhalts . . . . .“

Kurz, das Concil zu Trident iſt in dieſer Sache, auch mit des engliſchen Geſandten und Galiano's Hilfe nicht zu überwinden. Endlich ſagt ihm Galiano, er ſolle ſich doch an Iſturitz wenden, ob er denn nicht die Bibel ohne förmliche Erlaubniß drucken und verbreiten laſſen könne.

„In der That, wenige Tage nachher hatte ich mit Iſturitz eine Zuſammenkunft im Palaſte, und, um es kurz zu machen, ich fand ihn ganz gut geſtimmt, um meine Abſichten zu begünſtigen. „Ich habe lange in England gelebt“, ſagte er, „die Bibel iſt dort frei, und ich ſehe keinen Grund, warum ſie nicht auch in Spanien erlaubt ſein ſoll. Ich will nicht behaupten, daß England ſeinen Wohlſtand der Kenntniß verdankt, welche alle ſeine Bewohner mehr oder weniger von der heiligen Schrift haben; aber eines iſt mir gewiß, daß nämlich die Bibel in dieſem Lande keinen Schaden angerichtet hat und ich glaube nicht, daß ſie dergleichen in Spanien ſtiften wird. Daher laßt ſie auf alle Fälle drucken und verbreitet ſie ſo weit als möglich.“ Ich entfernte mich, ſehr zufrieden mit dieſer Zuſammenkunft, indem ich zwar keine ſchriftliche Erlaubniß zum Druck des heiligen Buches, aber doch — was mir unter allen Umſtänden eben ſo viel galt — den Wink erhalten hatte, daß meine Verſuche mit der Bibel in Spanien geduldet werden würden, und ich hatte die lebhafteſte Hoffnung, daß, welches auch immer das Schickſal des gegenwärtigen Miniſteriums ſein würde, kein künftiges, beſonders ein liberales, es wagen würde, mir etwas in den Weg zu legen, zumal da der engliſche Geſandte mein Freund war und um alle Schritte wußte, die ich in dieſer ganzen Angelegenheit gethan hatte.“

„Zwei bis drei Dinge ſetzten mich bei der oben erwähnten Zuſammenkunft mit Iſturitz als höchſt merkwürdig in Erſtaunen. Erſtens, die außerordentliche Leichtigkeit, womit ich zu dem Premierminiſter von Spanien Zutritt erhielt. Ich hatte nicht nöthig zu warten oder meinen Namen hineinſagen zu laſſen, ſondern ich wurde ſogleich von dem Thürſteher eingeführt. Zweitens die Einſamkeit, die hier herrſchte, ſo ganz im Gegenſatze mit dem Geräuſch, dem Lärm und der Thätigkeit, die ich hier bemerkt hatte, als ich Mendizabal meine Aufwartung machte. Diesmal gab es hier niemanden, der ſich um eine Audienz bei dem bedeutenden Manne beworben hätte; in der That, ich ſah nicht einen einzigen Menſchen außer Iſturitz und dem Büreaubeamten. Was indeß den tiefſten Eindruck auf mich machte, war das Benehmen des Miniſters ſelbſt, der, als ich hereintrat, mit verſchränkten Armen auf dem Sopha ſaß und ſeine Augen zur Erde geſchlagen hatte. Wenn er ſprach, ſo lag in dem Tone ſeiner Stimme eine außerordentliche Niedergeſchlagenheit, ſein dunkles Geſicht trug das Gepräge der Melancholie, und er hatte ganz das Anſehen einer Perſon, die dem Elend des Lebens durch die verzweiflungsvollſte aller Handlungen, den Selbſtmord, zu entgehen vorhat.“

„Auch zeigte der Verlauf von einigen Tagen, daß er zu dieſen melancholiſchen Gedanken vielen Anlaß gehabt hatte; binnen einer Woche ereignete ſich ſchon die Revolution von Granja, wie ſie heißt. Die Granja oder Grange iſt ein königliches Luſtſchloß, das zwiſchen Kieferwäldern jenſeit des Guadarama-

Gebirges etwa zwölf Stunden von Madrid entfernt liegt. Dahin hatte ſich die Königin-Regentin Chriſtina zurückgezogen, um von der Mißſtimmung der Hauptſtadt entfernt zu ſein, und an dieſem abgeſchiedenen Orte, der zugleich ein Denkmal des Geſchmacks und der Pracht des erſten Bourbons iſt, der den ſpaniſchen Thron beſtieg, die Landluft und ländliche Zerſtreuung zu genießen. Es war ihr indeß nicht lange vergönnt, in Ruhe zu bleiben; ihre eigene Garde war mißgeſtimmt und den Grundſätzen der Verfaſſung vom Jahre 1823 mehr zugethan als denen einer abſoluten Monarchie, welche die Moderados in der Regierung Spaniens wiederherzuſtellen trachteten. Eines Morgens früh trat ein Trupp dieſer Soldaten, von einem gewiſſen Sergeanten Garcia angeführt, in ihr Zimmer und machte ihr den Antrag, daß ſie dieſe Conſtitution unterſchreiben und feierlich beſchwören ſollte. Chriſtina indeß, die eine Frau von großem Muthe war, weigerte ſich, auf dieſen Vorſchlag einzugehen, und befahl ihnen, ſich zu entfernen. Es erfolgte nun eine Scene von Gewaltthätigkeit und Tumult, da indeß die Regentin immer noch unerſchüttert blieb, ſo führten die Soldaten ſie endlich in einen der Höfe des Palaſtes hinab, wo ihr wohlbekannter Liebling, Muñoz, gefeſſelt und mit verbundenen Augen daſtand. „Beſchwöre die Conſtitution, du Nichtswürdige!" rief der dunkelbraunfarbene Sergeant. — „Nimmermehr!" erwiderte die muthige Tochter der neapolitaniſchen Bourbons. — „Nun, ſo ſoll dein Cortejo ſterben", verſetzte der Sergeant. „He da! meine Burſchen, macht eure Gewehre fertig und jagt dem Kerl vier Kugeln durch den Schädel!" Muñoz ward ſofort zur Mauer hingeführt und niederzuknieen gezwungen, die Soldaten richteten ihre Flinten, und in einem Moment wäre der unglückliche Wicht in die Ewigkeit geſandt worden, wenn nicht Chriſtina, über den Gefühlen ihres weiblichen Herzens alles andere vergeſſend, plötzlich mit einem Schrei vorwärts geeilt und gerufen hätte: „Halt! halt! Ich unterzeichne, ich unterzeichne!"

„Den Tag nach dieſem Ereigniß kam ich um die Mittagszeit auf die Puerta del Sol. Dort iſt um dieſe Stunde ſtets eine Menge von Menſchen anzutreffen, aber es iſt gewöhnlich nur eine ſehr ruhige und bewegungsloſe Menge, die aus ſorgloſen Müßiggängern beſteht, die ruhig ihre Cigarre rauchen, oder die gewöhnlich ſehr elenden Neuigkeiten der Hauptſtadt anhören oder wieder erzählen; aber an dem Tage, wovon ich ſpreche, war die Volksmaſſe nicht länger unthätig. Es gab da viel lebhaftes Gebärdenſpiel und Geſchrei, und verſchiedene Menſchen liefen umher mit dem Ausrufe: **Viva la constitucion!** — ein Geſchrei, das wenige Tage früher an den Schreienden mit dem Tode beſtraft worden wäre, da die Stadt mehrere Wochen hindurch der Strenge des Kriegsrechts unterworfen geweſen war. Ich hörte dann und wann die Worte: **La Granja! la Granja!** worauf jedesmal das Geſchrei **Viva la constitucion!** erfolgte. Der Caſa de Poſtas gegenüber waren etwa ein Dutzend berittene Dragoner in Linie aufgeſtellt, deren einige beſtändig ihre Mützen in der Luft ſchwenkten und in das allgemeine Geſchrei einſtimmten, wozu ſie von ihrem Befehlshaber, einem hübſchen jungen Offizier, ermuntert wurden, der ſeinen Degen ſchwang und mehr als einmal höchſt vergnügt: „Lange lebe die conſtitutionelle Königin! Lange lebe die Conſtitution!" rief."

„Das Volksgewühl nahm gewaltig zu, und mehrere Nationalgardiſten erſchienen in ihren Uniformen, aber ohne Waffen, die ihnen abgenommen worden waren, wie ich bereits geſagt habe. „Was iſt aus der Moderado-Regierung geworden?" ſagte ich zu Baltaſar, den ich plötzlich in dem Gewühl bemerkte, und zwar ſo gekleidet wie damals, wo ich ihn zuerſt ſah, in ſeinem

groben und alten Soldatenüberrock und ſeiner Stallmütze. „Sind die Miniſter abgeſetzt und andere an ihre Stelle gewählt?"

„Noch nicht, Don Jorge", ſagte der kleine ſoldatiſche Schneider, „noch nicht. Die Schufte halten noch aus, indem ſie ſich auf den wilden Bullen Quesada und einige wenige Infanterie verlaſſen, die ihnen immer noch treu iſt; indeß es iſt nichts zu fürchten, Don Jorge. Die Königin iſt unſer, Dank ſei es dem Muthe meines Freundes Garcia, und wenn der wilde Bulle ſich ſollte ſehen laſſen, ha, ha, Don Jorge, dann ſollt ihr etwas zu ſehen bekommen, — ha, ha, ich habe mich auf ihn gefaßt gemacht, ha, ha!" und mit dieſen Worten öffnete er zur Hälfte ſeinen groben Ueberrock uud zeigte mir eine kleine Piſtole, die er darunter an einem Gehänge trug, und indem er ſich ſodann mit einem Wink und Nicken entfernte, verſchwand er im Gewühl."

„In dieſem Augenblick bemerkte ich einen kleinen Trupp Soldaten, der die Calle Mayor, d. h. die Hauptſtraße, die von der Puerta del Sol nach dem Palaſte hinläuft, heraufkam. Es mochten ihrer etwa zwanzig an der Zahl ſein, und ein Offizier mit blankem Degen ging an ihrer Spitze. Die Mannſchaft ſchien in der Eile geſammelt zu ſein, da mehrere derſelben in ihren Staubröcken waren und Stallmützen auf dem Kopfe hatten. Sie kamen im langſamen Marſche heran, indem weder ihr Offizier noch ſie ſelbſt im geringſten auf das Geſchrei der Menge achteten, die ſich um ſie her drängte mit dem Rufe: „Lange lebe die Conſtitution!" außer daß ſie dann und wann finſtere Seitenblicke warfen. Sie marſchirten mit zuſammengezogenen Augenbraunen und zuſammengebiſſenen Zähnen heran, bis ſie der Kavallerie im Angeſicht waren, wo ſie Halt machten und ſich in Reihe und Glied ſtellten."

„Dieſe Leute führen nichts Gutes im Schilde", ſagte ich zu meinem Freunde D., Correſpondenten der Morgenchronik, der in dieſem Augenblicke ſich zu mir geſellte; „und ihr könnt euch darauf verlaſſen, wenn ſie Befehl erhalten, ſo werden ſie anfangen zu feuern, ohne ſich zu kümmern, wen ſie treffen. Aber was wollen denn jene Kavalleriſten hinter ihnen, die ihrem Rufen nach offenbar von entgegengeſetzter Geſinnung ſind? Warum greifen ſie nicht auf einmal dieſe Handvoll Fußtruppen an und werfen ſie zu Boden? Sind ſie einmal zu Boden geworfen, ſo wird das Volk ihnen im Augenblick ihre Gewehre entreißen. Ihr ſeid ein Liberaler, ich nicht; warum geht ihr nun nicht zu jenem einfältigen jungen Manne, der die Reiterei befehligt, und gebt ihm bei Zeiten ein Wort guten Rathes?"

„D** kehrte mir ſein breites, rothes, gutmüthiges Engländergeſicht zu, mit einem ſchlauen Seitenblicke, als wollte er ſagen: — —; faßte mich dann beim Arme und ſagte: „Laßt uns aus dieſem Gedränge herauskommen und uns irgendwo an ein Fenſter ſetzen, wo ich niederſchreiben kann, was hier jetzt vorgehen wird; denn ich ſtimme mit euch überein, daß hier nichts Gutes beabſichtigt wird." Dem Poſtgebäude gerade gegenüber befand ſich ein großes Haus, an deſſen oberſten Stock wir ein Blatt Papier angeheftet ſahen, welches anzeigte, daß hier Zimmer zu vermiethen ſeien. Wir ſtiegen ſogleich die Haupttreppe hinan, und nachdem wir mit der Beſitzerin des Stockwerkes wegen Benutzung des Vorderzimmers auf einen Tag uns geeinigt hatten, verriegelten wir die Thür, und der Berichterſtatter zog ſeine Brieftaſche und den Bleiſtift hervor, um die Ereigniſſe, die da kommen ſollten und bereits ihren Schatten vor ſich her warfen, aufzuzeichnen."

„Was für ſeltſame Menſchen ſind doch gewöhnlich dieſe Zeitungs-Correſpondenten, ich meine hier die der engliſchen Zeitungen. Gewiß, wenn es

irgend eine Klaſſe von Leuten giebt, die zu dem Namen von Kosmopoliten berechtigt ſind, ſo iſt es dieſe. Sie verfolgen ihren Beruf mit Gleichmuth in allen Gegenden, und wiſſen ſich den Sitten aller Klaſſen der Geſellſchaft anzupaſſen. Ihr fließender Stil im Schriftlichen wird blos durch ihre Sprachgewandtheit in der Unterhaltung und ihre Ueberlegenheit in der klaſſiſchen und politiſchen Literatur, blos durch ihre tiefe Kenntniß der Welt übertroffen, die ſie durch einen frühen Eintritt in den geräuſchvollen Schauplatz derſelben ſich erwarben. Die Thätigkeit, die Energie und der Muth, die ſie bisweilen in ihrem Streben nach gründlicher Auskunft entwickeln, ſind wirklich merkwürdig. Ich ſah ſie in Paris während der drei Revolutionstage unter Gaſſenpöbel und Gaſſenbuben gemiſcht hinter den Barricaden, während Kartätſchen nach allen Richtungen hinflogen und die tollkühnen Küraſſiere ihre wilden Pferde gegen dieſe ſcheinbar ſchwachen Bollwerke hinantrieben. Da ſtanden ſie, indem ſie ihre Beobachtungen in ihre Schreibtafel mit ſolcher Ruhe eintrugen, als berichteten ſie über den Verlauf einer Reform-Verſammlung in Covent-Garden oder Finsbury Square; während in Spanien mehrere derſelben die Karliſtiſchen und Chriſtiniſchen Guerillas auf manchen ihrer tollkühnſten Streifzüge und Unternehmungen begleiteten und ſich der Gefahr feindlicher Kugeln, der Strenge des Winters und der grimmigen Glut der Sommerſonne ausſetzten.“

„Wir waren kaum fünf Minuten am Fenſter, als wir plötzlich das Geklapper von Pferdehufen vernahmen, welche die Straße, welche Calle de Carretas heißt, herabeilten. Das Haus, worin wir unſern Standort genommen, lag, wie ich ſchon bemerkt habe, gerade dem Poſtamtsgebäude gegenüber, an deſſen linker Seite dieſe Straße von Norden her in die Puerta del Sol einmündet. Je lauter die Hufſchläge wurden, je mehr verminderte ſich das Geſchrei der Menge unter uns, und eine Art paniſchen Schreckens ſchien alle ergriffen zu haben. Ein bis zweimal indeß konnte ich die Worte: Queſada! Queſada! unterſcheiden. Die Fußtruppen ſtanden ruhig und bewegungslos; allein ich bemerkte, daß die Kavallerie nebſt dem jungen Offizier, der ſie befehligte, Beſtürzung und Furcht verrieth, indem ſie miteinander einige eilfertige Worte wechſelten. Auf einmal drängte ſich der Theil des Volkshaufens, der nahe am Ausgange der Calle de Carretas ſtand, in großer Unordnung rückwärts und ließ einen großen leeren Raum; und im nächſten Augenblicke ſprengte Queſada in vollſtändiger Generals-Uniform auf einem hellbraunen Engländer mit dem blanken Degen in der Hand in vollem Gallopp auf den Schauplatz, faſt auf die Weiſe, wie ich wohl einen Mancheganiſchen Stier in das Amphitheater habe hereinſtürzen geſehen, wenn die Pforten ſeines Käfigs ſich plötzlich öffneten.“

„Dicht hinter ihm folgten zwei Offiziere zu Pferde und in einer geringen Entfernung eben ſo viele Dragoner. In faſt noch kürzerer Zeit, als ich es hier erzähle, wurden mehrere Perſonen im Gewühl niedergeworfen und lagen zuckend am Boden unter den Pferden Queſada's und ſeiner Freunde; denn die Dragoner machten Halt, ſo wie ſie die Puerta del Sol betraten. Es war ein ſchöner Anblick zu ſehen, wie drei Männer blos vermöge ihrer Tapferkeit und ihres guten Reitens unter mindeſtens einigen Tauſenden Schrecken verbreiteten; ich ſah, wie Queſada ſein Pferd wiederholt in die dichteſten Maſſen des Volks ſpornte und ſich dann ſelbſt auf eine meiſterhafte Weiſe herauswickelte. Dem Pöbel war vollkommen imponirt worden, er wich und zog ſich durch die Calle del Commercio und die Alcalaſtraße zurück. Auf einmal erblickte Queſada zwei Nationalgardiſten, die zu entfliehen verſuchten,

und indem er ſein Pferd ſpornte, zwang er ſie zur Umkehr und trieb ſie nach einer andern Richtung, indem er ſie verächtlich mit dem flachen Degen ſchlug. Er rief: „Lange lebe die abſolute Königin!“ als dicht unter meinem Fenſter mitten in einem Trupp Pöbel, der ſtets ſeinen Platz behauptet hatte, ich eine kleine Flinte blinken ſah, dann gab es einen heftigen Knall, und beinahe hätte eine Kugel den Queſada zur ewigen Rechenſchaft gefordert, indem ſie ſo nahe an ſeinem Geſicht vorüberflog, daß ſie ſeinen Hut ſtreifte. Ich glaubte einen Augenblick eine wohlbekannte Stallmütze an der Stelle, von wo der Schuß gefallen war, wahrzunehmen; dann ſtürzte der Pöbel heran, und der Thäter, wer er auch ſein mochte, entging in der entſtandenen Verwirrung der Entdeckung. Queſada ſchien die Gefahr, der er entgangen war, mit der äußerſten Verachtung zu behandeln. Er blickte einen Augenblick wild um ſich, verließ dann die beiden Nationalgardiſten, die wie gepeitſchte Hunde davonſchlichen, ritt an den jungen Offizier heran, der die Kavallerie befehligte und der in dem Ausrufen der Conſtitution ſich ſo thätig bewieſen hatte, und richtete mit einer ſtrengen und drohenden Miene einige Worte an ihn. Der junge Mann ſchien vor ihm ganz zu vergehen, legte, wahrſcheinlich in Folge ſeines Befehls, den Befehl über den Reitertrupp nieder und ritt mit einer niedergeſchlagenen Miene langſam von dannen; worauf Queſada vom Pferde ſtieg und vor der Caſa de Poſtas mit einer Miene, welche der ganzen Menſchheit Trotz zu bieten ſchien, auf und nieder ging.“

„Dies war der glorreiche Tag in Queſada's Leben, ſein glorreichſter und letzter. Ich nenne dies den Tag ſeiner Glorie, denn ſicherlich trat er früher nie unter ſo glänzenden Umſtänden auf, und er erlebte keinen zweiten Sonnenuntergang mehr. Keine That irgend eines geſchichtlichen Eroberers oder Helden kann mit dieſer Schlußſcene im Leben Queſada's verglichen werden; denn wer hat wohl je durch ſeinen vereinzelten tollkühnen Muth und Ungeſtüm eine Revolution in ihrem vollen Laufe gehemmt? Queſada aber that es; er hielt die Revolution zu Madrid um einen ganzen Tag auf und brachte den aufrühreriſchen und feindlich geſinnten Pöbel einer großen Hauptſtadt zu vollkommener Ruhe und Ordnung zurück. Sein Eindringen in die Puerta del Sol war das furchtbarſte und erfolgreichſte Wagſtück, wovon ich je Zeuge geweſen. Ich bewunderte ſo ſehr den Muth des „wilden Bullen“, daß ich während ſeines ſtürmiſchen Angriffs mehrmals ausrief: **Viva Quesada!** denn ich wünſchte ihm Gutes. Nicht als ob ich irgend einer politiſchen Partei angehörte; — nein, nein! ich habe zu lange unter den Rommany Chals und Petulengres*) gelebt, um irgend einer andern Politik als der der Zigeuner zugethan zu ſein. Die Moderados indeß blieben ſich ſelber nicht treu; in derſelben Nacht noch entfiel ihnen der Muth und ſie flohen nach allen Richtungen; Iſturitz und Galiano nach Frankreich, und der Herzog von Rivas nach Gibraltar. Von dem paniſchen Schrecken ſeiner Collegen ward auch Queſada angeſteckt, der in bürgerlicher Kleidung die Flucht ergriff. Er war indeß nicht ſo glücklich wie die übrigen, ſondern ward in einem Dorfe etwa drei Stunden von Madrid erkannt und von einigen Anhängern der Conſtitution in's Gefängniß geworfen. Die Nachricht von ſeiner Gefangennehmung ward ſogleich nach der Hauptſtadt geſandt, und eine gewaltige Rotte von National-

*) Zuſammengeſetzt aus dem Griechiſchen πέταλον und dem Sanscrit kara. Wörtlich: Herr (d. i. Verfertiger) der Pferde-Schuhe; einer von den beſonderen Namen der „Schmide“, eines engliſchen Zigeuner-Clans.

gardiſten, einige zu Fuß, andere zu Pferde, und noch andere in Kabriolets, machten ſich ſogleich auf. „Die Nationalgarden kommen", ſagte ein Paiſano zu Queſada. „Nun", erwiderte er, „da bin ich verloren", und bereitete ſich ſogleich zum Tode."

„Auf der Alcala-Straße zu Madrid giebt es ein ſehr beſuchtes Kaffeehaus, das mehrere hundert Perſonen zu faſſen vermag. Dort ſaß ich am Abend des genannten Tages und ſchlürfte einen Becher kühlenden Getränks, als ich einen ungeheuren Lärm und Geſchrei auf der Straße hörte; er rührte von den Nationalgarden her, die von ihrem Auszuge zurückkehrten. Binnen wenigen Minuten ſah ich einen Trupp derſelben, Arm in Arm, je Zwei und Zwei, in das Kaffeehaus eintreten, indem ſie mit ihren Füßen wie nach dem Takte auf die Erde ſtampften und, während ſie durch die geräumigen Zimmer die Runde machten, im Chor die nachfolgende gräßliche Strophe wiederholten:

Que es lo que abaja
Por aquel cerro?
Ta ra ra ra ra
Son los huesos de Quesada,
Que los trae un perro —
Ta ra ra ra ra.*)

Ein ungeheurer Napf Kaffee ward dann verlangt und auf einen Tiſch geſtellt, um den ſich die Nationalgardiſten dann herumſetzten. Einen Augenblick herrſchte Stille, die aber bald durch eine Stimme unterbrochen wurde, welche brüllte: el pannuelo! Sogleich ward ein blaues Tuch vorgebracht, welches irgend eine Subſtanz zu enthalten ſchien. Es ward aufgebunden, und eine blutbefleckte Hand und drei oder vier einzelne Finger kamen zum Vorſchein, womit ſie den Inhalt des Napfes umrührten. „Becher, Becher!" riefen die Nationalgardiſten. —"

Novellen-Zeitung.

Während die Klage allgemein und wohlbegründet iſt, daß die Miſchgattung belletriſtiſcher Zeitungen, welche unſerm Vaterlande eigenthümlich, erdrückt werde von den politiſchen Zeitungen und von deren belletriſtiſcher Zuthat, erſcheint in Folio eine bloße Novellen-Zeitung, die wöchentlich 24 enge Spalten Erzählung zu leſen bringt. Man erſchrickt zu Anfange. Es iſt jetzt ſo viel zu leſen! Wo ſollen die Leute Zeit und Intereſſe hernehmen? Und dennoch ſcheint das Unternehmen raſchen Eingang zu finden. Der ewige Jude — der allgegenwärtige kann er eben ſo gut heißen — fehlt denn natürlich nicht, und iſt ſogar bereits illuſtrirt. Freilich koſtet der ganze Jahrgang des Blattes $2\frac{1}{2}$ Thaler. Dieſe demokratiſchen Preiſe werden mehr und mehr die alten Blätter verwüſten. Alles geht in Menge und zur Menge. Das feinere Publikum möge zuſehn, daß ſeine Sparſamkeit im Kaufen nicht bald eine gefährliche Wendung herbeigeführt: es richtet ſich Alles auf ein großes Publikum ein, und der Reiz ſchöner Literatur geht unter in groben Reizen.

Die Novellen-Zeitung bringt ein Vorwort, und in dieſem Vorworte den Verſuch, ihr Unternehmen als eigenthümlich zu bezeichnen. Sie wolle nicht bloß „unterhalten" ſondern „ein Gemälde der Zeit aufrollen". — Das will nun wohl jede Zeitung der Art, und dies auf dem Wege des blanken Novellenabdrucks aus

*) Was iſt's, das dort den Hügel herabkommt? Ta ra ra u. ſ. w. Es ſind die Gebeine Queſada's, die ein Hund trägt, Ta ra ra u. ſ. w.

allen Literaturen Europas bewerkſtelligen zu wollen, das heißt doch dem einfachen Ueberſetzungs-Geſchäfte ein zu pomphaftes Mäntelchen umhängen. Die Zerfahrenheit unſrer Literatur, die bloße Zerſtreuung unſers Publikums wird dadurch nur befördert, und das Unternehmen kann nur dann auf ein Lob Anſpruch machen, wenn es ſpäter in viel höherem Grade als dies zu Anfange geſchieht deutſche Autoren erzählen läßt. Es iſt nicht gleichgiltig, ob eine Nation die Fragen der Zeit erzählen hört von Fremden aller Gattung, oder ob dieſe Vermittelung durch Landsleute bewerkſtelligt wird. Nur im letzteren Falle entſteht eine organiſche Bildung. Ich bin nicht im Entfernteſten ein Widerſacher der Weltliteratur und ein Widerſacher der Theilnahme an fremden literariſchen Erzeugniſſen. Ich glaube im Gegentheile, heutiges Tages müſſen ſich die Nationen ergänzen. Aber das maſſenweiſe Ueberſchütten mit Ueberſetzungen, welche durch wohlfeilen Preis die Originalliteratur verdrängen, das halte ich nicht für ein beſonderes Glück. Sollen wir unaufhörlich dazu verurtheilt ſein? Kaum iſt oberflächlich ein wenig aufgeräumt worden mit den fremden Theaterſtücken, ſo nehmen auch ſchon in noch größerer Breite fremde Novellen die Stelle ein. Autoren ſollen durch aufmerkſames Studium und demgemäße Schöpfung die verſchiedenen Literaturen untereinander vermitteln. So kommen ſie zum Publikum in folgerichtiger Vermittelung. Die Aufgabe der Buchhändler iſt dies aber nicht.

Die Novellen-Zeitung verſucht nun im Vorworte eine recht geſchickte Wendung. Sie ſagt: es ſollten nur Erzählungen gebracht werden, welche zur Kenntniß des jetzigen ſocialen Zuſtandes der Menſchheit beitrügen, und das bloß Subjektive und der Geſchichte Verfallene ſolle fortbleiben. Das heißt aber entweder: die literariſche Kunſt ſoll uns nicht kümmern, oder es heißt gar nichts. Denn ein guter Roman, der ein Subjekt vollſtändig oder eine Geſchichtsepoche gut ſchildert, hat ebenſoviel ſociale Bedeutung, ja eine noch tiefere als ein Roman, der ohne Auswahl das Treiben der Gegenwart ſkizzirt.

Nehmen wir das Vorwort für das was es iſt: für den dankenswerthen Verſuch, eine buchhändleriſche Spekulation zu veredeln. Dieſer Verſuch läßt uns hoffen, daß die Auswahl der Erzählungen nicht gedankenlos ſtattfinden, und daß die vaterländiſche Literatur wenigſtens auch Berückſichtigung finden werde.

Für die erſte Nummer iſt dies auch geſchehen, und zwar durch Abdruck der Meinhold'ſchen Bernſteinhexe, wie ſie 1826 beſchaffen geweſen, und wie ſie damals keinen Verleger gefunden hat und wohl auch jetzt nach Abdruck der chronikartigen „Maria Schweidler" keinen gefunden hätte. In dieſer Geſtalt hat die vielbeſprochene Hexe keinen beſonderen Reiz. Das Intereſſanteſte daran iſt, daß Meinhold im Vorworte auf der lächerlichen Meinung beharrt, durch Täuſchung des Publikums über die Aechtheit der Chronik den modernen Erklärern evangeliſcher Geſchichte einen Streich verſetzt zu haben, und daß er ſich durch Paſtoren auf Uſedom beſcheinigen läßt, ſeine Bernſteinhexe ſei „eine reine Erdichtung". Unwahrheit neben Unrichtigkeit! Jedermann weiß, daß ſein Buch in Betreff der Chroniken-Aechtheit hinreichend bezweifelt worden iſt, ehe er ſich beeilte, es für ſeine Erfindung auszugeben, und jeder Kritiker wird den Herrn Paſtoren beweiſen, daß ſie da ſehr unbedacht etwas beſcheinigt haben, was ſie gar nicht beſcheinigen können. Sie können bloß beſcheinigen, daß ſie vom Stoff der Bernſteinhexe nichts Chronikartiges kennen, nicht aber daß Herr Meinhold ihn rein erdichtet habe. Herr Meinhold kann eine genauere Kenntniß haben als ihnen zu Gebote ſteht, und hat ſie auch. Das Thema iſt indeſſen nicht wichtig genug, um wieder aufgenommen zu werden. Der vorliegende Abdruck iſt aber jedenfalls ein intereſſantes Aktenſtück.

Digitized by Google

Nachrichten.

Dresden, den 23. Auguſt. Man erzählt hier, daß ein Bild unſers Hübner auf der Rheiniſchen Kunſtausſtellung erſtaunliches Aufſehn mache, und zwar ſtelle es ein Thema dar, welches wir von Hübner durchaus nicht erwartet hätten: Die ſchleſiſchen Weber und die Fabrikherren. — Unſre Ausſtellung iſt wiederum ſehr dürftig, aber drei Bilder verdienen, daß man von Leipzig herreiſe: ein Holländer, ein Achenbach und Graf Helfenſtein's Gang zum Tode im Bauernkriege. Letzteres, ein großes, ſehr verdienſtvolles Bild iſt von einem uns neuen Talente Namens Metz. — Das Theater bietet kein erhebliches Intereſſe ſo lange wegen Emil Devrient's Abweſenheit nichts Neues gegeben werden kann. Unter denkenden Leuten hat es faſt Aergerniß erregt, daß Oberon mit einem äußerlichen Pompe gegeben worden, der viele tauſend Thaler gekoſtet hat. Als ob es in den Dekorationen ſteckte, und als ob damit die Ausgabe für das Schauſpiel auch nur entfernt im Einklang ſtände! Uebrigens gratuliren wir uns, daß durch Herrn Eduard Devrient's Berufung zur Regie endlich mehr Ernſt und kundiger Fleiß in den inneren Organismus des Schauſpiels gekommen iſt.

Berlin, den 22. Auguſt. Am 19. iſt hier auf der königlichen Bühne „Moritz von Sachſen" von Prutz mit großem Beifall zum erſten Mal gegeben worden. Wiewohl dem Stücke Gedankenreichthum, ſchöne Sprache und wirkſame Scenen durchaus nicht abgeleugnet werden können, ſo iſt dennoch mit voller Gewißheit vorauszuſehen, daß es ſich für die Länge der Zeit auf der Bühne nicht erhalten wird. Es fehlt ihm der eigentliche Kern, der feſte Grund und Boden; es handelt von Dingen, die uns zwar genannt werden, von denen wir aber nicht erfahren, was ſie ſind, noch was ſie bedeuten. Es iſt nicht genug, daß wir erfahren, man empört ſich, man greift zum Schwert, man wagt ſein Leben; wir müſſen auch wiſſen warum man das Alles thut. Warum geſchieht nun das Vorhergenannte Alles in dieſem Stück? Weil man Deutſchlands Rechte bewahren muß, ſagt Johann Friedrich, Kurfürſt von Sachſen; weil man die kaiſerliche Gewalt in Zaum und Zügel halten muß, ſagt Philipp, Landgraf von Heſſen; weil man Deutſchlands Freiheit erkämpfen muß, ſagt Moritz von Sachſen. Das iſt alles ganz ſchön, aber welche Rechte ſind es, die Deutſchland bewahrt werden müſſen? Was für eine Gewalt des Kaiſers iſt es, die in Zaum und Zügel gehalten werden muß? Welche Freiheit muß Deutſchland erkämpft werden? Antwort, Johann Friedrich! Antwort, heſſiſcher Landgraf! Antwort, deutſcher Freiheitsheld, großer Moritz von Sachſen! — Ach was, denkt ihr, ein Narr frägt mehr, als zehn Weiſe antworten können. Fünf Akte geben nicht Zeit das Alles herzuzählen, du mußt uns glauben. Glauben! Die Zeiten ſind vorüber, wo glauben was Leichtes war, heutzutage iſt das entſetzlich ſchwer. Man verliert ſeinen letzten Glauben ſchon mit den erſten Kinderſchuhen. Glauben! Nein, ich glaube keine Geſchichte. Die Geſchichte muß bewieſen werden, wie man den Lehrſatz der Mathematik beweiſt. In dem ganzen Stück iſt aber nur ein beweiſender Charakter, das iſt der Albrecht, Markgraf von Kulmbach. Krieg, Krieg, Händel, Schlägerei ruft er, und wenn man fragt warum, ſo antwortet er, weil ich plündern will. Das iſt der einzige ganze Kerl in dem Stück, das iſt der einzige dem ich glaube und bei dem ich weiß, woran ich bin. Es iſt ſchlimm für ein hiſtoriſches Drama, wenn ich, um es zu verſtehen, die Weltgeſchichte von Rotteck mit in's Schauſpielhaus nehmen muß, damit es mir als Textbuch zur Muſik der Rhetorik diene. Auf dieſe Weiſe kann es nie in's Volk gehen, und das wird dieſer „Moritz von Sachſen" auch niemals thun, denn um überall in dieſem Stück in's Klare zu kommen, iſt es durchaus nöthig ſich wo andersher darüber Rath zu erholen. — Trotz aller dieſer Mängel aber hat dieſe dramatiſche Arbeit, wie ich oben ſchon angeführt, ſehr viel Verdienſtliches, und kann wohl Anſpruch machen, auf allen deutſchen Bühnen gegeben zu werden. Denn, wenn die Geſinnung, auf welche beſonders in dieſem Stücke getrumpft wird, im Grunde genommen auch wirklich nichts anderes iſt, als das Herausſtellen der Schlagwörter, die ſich mit trotziger Miene und derben Fäuſten durch die Bewegungen der heutigen Zeit hindurchwinden, ſo iſt es an und für ſich doch ſchon von Bedentung und aller Achtung werth, daß man es verſucht denſelben auf der Bühne Grund und Boden zu erobern. Wie ſehr unſer Pnblikum im Stande iſt dieſe Schlagwörter zu verſtehen und ihnen Anerkennung angedeihen zu laſſen, hat ſich am Abend dieſer Vorſtellung auf das allerbeſtimmteſte herausgeſtellt. Es iſt keins davon unbeachtet und ohne Beifall vorübergegangen. Daß ſich aber grade bei den einfachſten derſelben Differenzen erheben konnten, iſt leider nnr ein Beweis, wie weit wir noch davon entfernt ſind, uns als Nation zu fühlen. Es iſt wahrhaft erbärmlich nnd hat mich bis zum Zähnkniſchen ergrimmt, wenn es dentſche Tölpel giebt, die ſich aus diplomatiſchen oder humanen Rückſichten ver-

pflichtet dünken zu ziſchen, ſobald das Publikum Stellen, wie etwa: „Wir wollen die Franzoſen nicht zu unſern Gehilfen haben", oder „der Franzoſe ſoll unſern Boden nicht betreten", ſich veranlaßt ſieht zu bejubeln und zu beklatſchen. Die Beifallsbezeugungen bei ſolchen Stellen ſind keine gehäſſigen Demonſtrationen, ſie ſind das frendige Regen des Volksbewußtſeins, ſo unſchuldig wie das Lächeln des Kindes. Selbſt ein Franzoſe kann ſo etwas nicht übel empfinden; wenigſtens weiß ich von mir, daß, wenn ich in Paris im Theater ſäße, und dort das vorhinbezeichnete unter Beifallsgeſchrei und Applaus von uns Deutſchen geſagt würde, ich keineswegs im Stande wäre mich empfindlich darüber auszulaſſen. — Im Ganzen weiß ich mich lange nicht einer Vorſtellung zu erinnern, die mir Veranlaſſung zu ſo vielen Betrachtungen gegeben, als eben dieſe. Vor allem iſt mir aufgefallen, daß ſo viel geweint worden iſt. Seine Geſchichte beweinen, das kann doch anch wieder nur der Deutſche. Der Franzoſe, der Engländer und viele andre Nationen, die Geſchichte haben, werden begeiſtert und angeregt, wenn dieſelbe auf der Bühne dargeſtellt wird, denn ſie kann im höchſten Elend und Unglück tragiſch, aber nicht ſentimental werden, wie das immer bei der deutſchen geſchieht. Die ganze deutſche Geſchichte iſt ſentimental; dieſer Moritz von Sachſen iſt es auch. Er tritt auf jung, feurig, das ſtrotzende Leben in allen Adern; er hat einen Kopf, auf deſſen Stirn der Ruhm die ganze Mährchenwelt des Lorbeers träumt; man möchte wetten er ſei ein deutſcher Alcibiades, er könnte die Welt aus bloßem Uebermuth erobern. Aber wie erbärmlich verändert ſich das; er ėſt ein zu guter Hausvater; er ſtirbt, weil er eine wahnſinnige Frau aus den Händen ſeiner Feinde befreien muß. An der guten Hausväterei iſt die ganze deutſche Geſchichte zu Grunde gegangen. Die Deutſchen ſind nur da, um Frauen zu heirathen und Kinder zu haben. Wer ſieben Söhne erzeugt, hat das Recht ſeinen König zu Gevatter zu bitten. — Die Darſtellung des Stückes habe ich nicht beſonders gefunden. Nur die Crelinger als Sibylle von Cleve und Rott als Kurfürſt von Sachſen haben mir durchweg gefallen. Hendrichs, der die Titelrolle gab und am Schluſſe des dritten und fünften Aktes ſtürmiſch gerufen wurde, hat nach meiner Anſicht die Rolle gänzlich verfehlt. Nur ſein erſtes Auftreten war des Charakters getreu; das leichte, übermüthige in der Luſt Fechten mit der Reitgerte hat mich hier zu Anfang mehr befriedigt, als die ganze weitere Ausführung nachher. Er hat ſich den prahleriſchen Verſen zu ſehr geſangen gegeben, ſein ſchönes Organ ritt auf der Rhetorik Parade. Es war alles zu gewichtig, wie er es gab, zu altklug, zu heldenmäßig; Moritz von Sachſen iſt ungefähr eine Perſönlichkeit wie Egmont. Das Großartige in ihm liegt einzig in der Gewagtheit ſeiner Stellung. Charlotte v. Hagn als Anna war vortrefflich in ihren Bewegungen, in ihrem Weſen, in ihren Stellungen, aber unerquicklich in dem larmoyanten Pathos, den ſie faſt immer in der Tragödie anzunehmen für nöthig hält. Stavinsky als Karl V. war ohne alle Wirkung und mußte es ſein, ſchon ſeiner ganzen Perſönlichkeit nach. Er iſt zu fett für Karl V. Karl V. ėſt ganz wie die Zeichnung, die Shakſpere's Cäſar vom Caſſius entwirft:

„Er lieſt viel;
Er iſt ein großer Prüfer und durchſchaut
Das Thun der Menſchen ganz; er liebt kein Spiel,
Wie du, Antonius; hört nicht Muſik;
Er lächelt ſelten; — — — — — — —
Er hat einen hohlen Blick, er ſchläft wenig; er iſt hager" u. ſ. w.

Von alledem hat Stavinsky nichts in die Rolle zu legen vermocht und konnte es auch nicht ſeinem ganzen Weſen nach. Seydelmann wäre das im Stande geweſen, er hätte auch das Prononcirte in die Sprache zu bringen gewußt, was Karl V. haben muß, ſoll er dem Bilde entſprechen, das man ſich von ihm macht. — Prutz wurde nach dem dritten und fünften Akte gerufen. — Prof. Gervinus hält ſich gegenwärtig hier auf. — Die Gewerbe-Ausſtellung iſt eröffnet, im nächſten Briefe will ich darüber ſchreiben. **F. Wehl.**

Breslau, 13. Auguſt. Mit ſehr vielem Intereſſe beſpricht man jetzt in unſern höhern Zirkeln ein Ereigniß, das wie der Blitz vom heitern Himmel unter die welthiſtoriſchen Potenzen niederſchmetterte, wir meinen die neu erworbene Hunde-Meute unſers Reit-Jagd-Vereins. Sie haben wahrſcheinlich von der Exiſtenz dieſes mirakulöſen Vereins bis jetzt noch keine Notiz genommen, darum gebe ich Ihnen nachfolgend eine Lebensbeſchreibung. Die ariſtokratiſche Verſchrobenheit iſt ſein Vater, und das noble Müßiggängerthum ſeine Mutter. Das Licht der Welt erblickte er im Frühjahr in der Weinſtube bei Hanſen. Noch war er hinter den Ohren nicht trocken, als er ſchon übermüthig zu rumoren anfing und mit Sporen und Reitpeitſche in den Saal der öffentlichen Beſprechungen eindrang. Da faßten ihn die Zeitungsſchreiber auf's Korn und zogen gewaltig über ihn her. Sie nannten ihn einen Affen, der die Engländer nachahmen wolle nnd machten ihn auf die Geld-

Digitized by Google

und Leibesſtrafen aufmerkſam, die ihm bevorſtänden, wenn er fortfahre, ſich ſo übermüthig zu betragen. Das half. Er verſchwand mit einem Male aus der Oeffentlichkeit und trieb, wie alle Vagabonden, ſein Weſen im Stillen. Da — es war um die Zeit, wo das Canicular-Geſtirn heraufzog — tritt er in der Geſtalt einer Zeitungsannonce wieder hervor, und höhnt in die Welt hinaus. Wir Reit-Jagd-Vereins-Vorſtand, ſprach er ungefähr, thun kund und fügen hiermit zu wiſſen Jedermänniglichen, ſo es angeht, wie es uns gelungen, eine Hunde-Meute zu erwerben, und wie nun alles und jedes Hinderniß, ſo ſich unſerm welthiſtoriſchen Beginnen entgegenſtellte, beſeitigt iſt. Wir geben denen edlen Herren auf, ſich bei uns zu melden, wie viel Hunde und Leute ſie zu der Hatze mitzubringen gedenken. So geſchehen in unſerm Luſtorte, Ohlauer Straße, in der Weinſtube bei Hanſen. — Hiermit iſt beſagter Verein in eine neue Phaſe ſeiner Entwickelung getreten. Die Zeitungsſchreiber wollten ihm ihre Gratulationen darbringen, wurden aber durch unſern Cenſor, Herrn v. Schönfeld, der nach einem unverbürgten Gerüchte Mitglied des Vereins iſt, ab und zur Ruhe gewieſen. Hierauf ſoll der Vorſtand dem Herrn v. Schönfeld ein goldnes Hifthorn ſammt einem Schreiben überreicht haben, worin ſein jägeriſches Geſchick zur Erlegung von unſchuldigen Gedanken-Haſen gehörig belobigt wird. Wie Sie ſehen, macht unſer Junkerthum reißende Fortſchritte im Rückſchreiten, und wir würden uns darüber nicht zu tröſten wiſſen, wenn nicht auf dem entgegengeſetzten Ende der Geſellſchaft, bei den Leuten, die es ſich nicht ſauer werden laſſen, des Geldes ledig zu werden, ſondern die „angſtarbeiten", um welches zu verdienen, der ſittliche Ernſt immer erfreulicher hervorträte. Natürlich, wenn's dort ſinkt, muß es hier ſteigen. Eines Abends hatte eine zufällige Veranlaſſung einige hundert Geſellen aller Gewerke in dem Saale der goldenen Sonne verſammelt. Volksfreunde richteten herzliche Anſprachen an die jungen kräftigen Arbeiter und ließen etwas von Vereinigung, regelmäßigen Zuſammenkünſten fallen, was allen ſo ſehr aus der Seele geſprochen war, daß der Jubel darüber kein Ende nehmen wollte. Es zweifelt kein Einſichtsvoller mehr daran, daß die Pflege des Keimes, welcher in den untern Klaſſen der Geſellſchaft liegt, überſchüttet zwar von retardirendem Gerülle, und überwuchert von Schmarotzerpflanzen, aber an und für ſich geſund und vollſaftig — daß die Pflege dieſes Keimes zur Neugeſtaltung unſrer geſellſchaftlichen Ordnung den Grundſtein legen wird. Möge auch bei uns der Reit-Jagd-Verein in einer Geſellen-Aſſociation ſein Gegengewicht finden! — E. Pelz, von deſſen Verhaftung in der letzten Breslauer Correſpondenz Ihres Blattes die Rede war, iſt trotz allen Verſicherungen des Gegentheils bis jetzt noch nicht auf freien Fuß geſetzt. Pelz verdient die Theilnahme, welche ihm die Preſſe beweiſt, denn er iſt der Sündenbock, welcher für ihre Verſchuldungen hat büßen müſſen. Die Polizei ſetzt ungeſtraft die Preſſe ein; wenn aber die Preſſe die Polizei einſetzt, d. h. nicht in finſtre Löcher, ſondern in die Spalten ihrer Organe, ſo wird's übel genommen. Diejenigen Nummern der ſächſ. Vaterlandsblätter, welche den Hergang mit Pelz erzählten, ſind ſämmtlich aus allen hieſigen öffentlichen Lokalen fortgenommen worden und zwar auf Veranlaſſung des Polizeidieners oder Inſpektors Gieſe, der darin der Wahrheit gemäß als derjenige genannt wurde, der Pelz denunzirt und in's Gefängniß abgeführt hatte. Dieſer feinfühlende Mann mußte ſomit das, was er im Auftrage ſeiner Behörde gethan, für einen Schimpf halten, ſonſt wäre er ja nicht den Polizeipräſidenten Hrn. Heinke mit der Bitte um Beſchlagnahme des Blattes flehentlichſt angegangen. — Schleſien wird romantiſch. Im Namslauer Kreiſe giebt's eine förmlich organiſirte Räuberbande, die unter Anführung eines gewiſſen Joſeph Pſieg allerlei Gräuelthaten verübt. Da die Polizei weiß, daß keine Schriftſteller und Zeitungsſcribler darunter ſind, ſo ſcheint ſie vorerſt noch zu zögern mit ihrer Verhaftung.*) —

*) Sie hat unterdeß ſtattgefunden. Außer dieſer Bemerkung kann ich die Frage nicht unterdrücken, ob es wohlgethan ſei, der Demokratie um jeden Preis das große Prinzip des Liberalismus zu opfern? Wenn der Junker die nachäffende Spielerei Englands bis zum Aergerniß weit treibt, ſo ſpotte man und mache das Lächerliche lächerlich; dergleichen Wunden werden ihm wohlthätig ſein. Was das bürgerliche Moment der Reit-Jagden betrifft, ſo ſchenke man dem Luxus nicht eines Pfennigs Schaden, den er anrichtet, und rüttle die betreffenden Schutzgeſetze, an denen es nicht fehlt, aus dem Schlummer. Weiteres zu thun hüte man ſich wohl und zwar im Intereſſe der Freiheit. Was Du nicht willſt daß man Dir thue, das thu einem Anderen auch nicht. So heißt alte und neue Lehre. Gerathen wir nicht in den Jakobinismus, der nach oben das verfolgt, was er nach unten duldet und fördert. Die große Armenfrage unſrer Epoche heiſcht eine erfinderiſche Löſung; aber eine erfinderiſche. Und zur Erfindung führt es ſchwerlich, auch Tumulte begreiflich und natürlich zu finden wie die in Berlin, deren Veranlaſſer ein verhältnißmäßig ausreichendes Wochenlohn haben. Leider haben wir noch Armuth genug, bei deren Schilderung uns das Herz bluten muß, und die unglücklichen Weber in Schleſien ſtehen, wie ich aus eigener Erfah-

Von der Polizei komm ich auf's Theater, und vom Theater vielleicht wieder auf die Polizei, denn es giebt hier Vorſtellungen, wo die Rothröcke die Mehrzahl des Publikums ausmachen, wogegen übrigens unſre Schauſpieler deshalb gar nichts einzuwenden haben, weil dann kein ſolch Theaterunfug, wie Pfeifen und Ziſchen, vorkommt. Alſo vom Theater. Da giebt es nur zu berichten, daß die längſt erwartete Köſter-Schlegel endlich eingetroffen und bereits als Euryanthe aufgetreten iſt. Eine hohe, ſchöne Frau mit einer lieblich reinen, eben nicht vollen Stimme, die ſie nach dramatiſchen Anforderungen zu verwenden verſteht. Publikum und Kritik haben ſie gebührend anerkannt, nur der Michaelſon'ſche Figaro iſt noch etwas ſpröde, man ſagt, weil Madame Köſter bis jetzt nur auf ein Exemplar dieſes ehrlichen Blattes abonnirt habe. Ach die Theaterkritiker! Laſſen Sie mich ſchließen, ſonſt werde ich grob. x.

Wien, den 8. Auguſt. Ich beeile mich Ihnen eine Nachricht mitzutheilen, die ſich heute auf eine unheimliche Weiſe hier verbreitet und viele Herzen traurig macht. Rank, auf ſeinem Wege nach Leipzig, wurde an der böhmiſch-ſächſiſchen Grenze plötzlich aufgehoben, wie ein gemeiner Verbrecher nach Prag eskortirt und da dem Kriminal-Gerichte übergeben. Die Urſache iſt gewiß ſein Roman „Vier Brüder aus dem Volke", und die Anklage lautet auf Cenſur-Uebertretung und Aufwiegelei. Wer den guten, harmloſen Poeten und die öſtreich'ſchen Kriminal-Unterſuchungen kennt, wird ermeſſen können in welcher traurigen Lage ſich der „Mann aus dem Volke" befindet. Dazu kommen noch die unglückſeligen Zuſtände in Böhmen und die Unruhen in Prag, die Polizei und Regierung gewiß zu härteren Maßregeln als gewöhnlich verleiten. O wollten ſie doch einſehen, das es politiſcher ſei, die deutſchen Schriftſteller in Böhmen zu begünſtigen, als ſie zu verfolgen. Der arme, unſchuldsvolle Bauernſohn hätte ſich das nicht träumen laſſen, als er heraustrat aus dem Dunkel ſeines heimathlichen Waldes, daß Fahndung und Haft ſeiner warten. Er hat ſo harmlos Alles hingeſagt, ohne Form und Zurückhaltung, wie der Bauer in der Schenke am Sonntag Nachmittag, wenn der Krug ſeine Blicke ſchärft und der Geiſt ihn überkommt, und daraus will man ihm ein Verbrechen machen. Vielleicht wird ſein Schickſal milder, wenn die Richter ſein blondes Mädchenhaar und in ſeine Kinderaugen ſchauen, wenn ſie ſein ſchlichtes Wort hören. Schon hat er ein Verhör überſtanden. Ich hätte Ihnen noch Vieles zu erzählen von Oehlenſchläger-Feſten, von Sängerinnen und Schauſpielern und verwunſchenen Prinzen, bin aber zu traurig dazu. „Es ſind ſchwere Zeiten. Ja wohl, es ſind ſchwere Zeiten", ſagt Joſef Rank.*) **Asmodeus.**

Seydelmann's Nachlaß wird von Profeſſor Rötſcher geſammelt und ſoll mit einem Buche über des berühmten Schauſpielers Leben und Wirken herausgegeben worden. Profeſſor Rötſcher fordert zu dem Ende diejenigen auf, „welche im Beſitz von Briefen Seydelmann's, ſolche ihm entweder im Original zu überlaſſen, oder was davon zur Benutzung geſtattet werden ſoll, in genau beglaubigter Abſchrift übergeben zu wollen. Nicht minder willkommen wird die Mittheilung jeglicher Notiz aus Seydelmann's Leben, ſo wie die Ueberſendung von Kritiken aus den verſchiedenen Perioden ſeines Künſtlerlebens ſein." Der Zweck, „auf dieſem Wege der Mit- und Nachwelt ein möglichſt vollſtändiges Bild des ſeltenen Mannes übergeben und den Geiſtesreichthum deſſelben darbieten zu können", ſetzt Profeſſor Rötſcher hinzu, werde gewiß ſeiner Bitte die beredteſte Unterſtützung ſein. Adreſſe für die Sendungen iſt: Profeſſor Rötſcher, Berlin, Hofbuchhandlung von Alexander Duncker. Er bittet außerdem alle Redaktionen, dieſe Aufforderung dem Publikum mitzutheilen.

---

rung weiß, obenan. Erſt die Noth abſtellen und zwar auf dauernde Mittel der Abſtellung denken, und in ſolchem organiſchen Trachten erſt auch den Drang in's Auge faſſen, den Drang des Demokratismus. Dieſer Drang treibt eben ſo wie der Hunger; er hat ſeine natürliche Berechtigung, uns es iſt eben ſo natürlich, daß im innerſten Innern die demokratiſche Preſſe Hand in Hand mit ihm geht, und die Hungerfahne nur als Sammlungs-Standarte vor ſich herträgt. Hier iſt der Herzpunkt, und die demokratiſche Preſſe möge hier um keinen Preis der eigentlich liberalen Prinzipien vergeſſen, und möge alles Augenmerk auf organiſche Einrichtungen richten. Dieſe allein fördern zugleich indem ſie jegliche Freiheit ſchützen. Agrariſche Geſetz-Forderungen, Forderungen einer neuen Theilung des Eigenthums auf mechaniſchem Wege führen nur zu mörderiſchen Erſchütterungen und führen auch keineswegs zu einer den Armen förderlichen Umgeſtaltung der Zuſtände. Dabei wird nur der Name der Herren gewechſelt. Oder wäre etwas gewonnen, wenn die jetzt Beſitzloſen morgen die Beſitzenden, zugleich aber die jetzt Beſitzenden morgen die Beſitzloſen wären? L.

*) Neueren Nachrichten zufolge iſt Rank wieder frei. L.

Red.: **Heinrich Laube.** Verl.: **Leopold Voß.** Druck von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Hierbei: **Die Mode** № 35.

№ 35. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Ngr. 1844.

Moden.

Die der heutigen Nummer beiliegenden beiden Modeplatten faſſen noch ein Mal die Haupttheile der eben laufenden Mode zuſammen und deuten auch ſchon den Herbſtübergang an. Die beiden Haarfriſuren oben auf dem Modebild Nr. 71 zeigen die große Einfachheit derſelben, ſelbſt wenn ſie mit einem leichten Putzanzug in der Soirée auf dem Lande getragen ſind. Das Hinterhaar trägt man meiſt gedreht und mit einem kleinen Kamme halbhoch aufgeſteckt. Die Locken ſind häufiger als der Scheitel, erſtere ſieht man meiſt in einzelne, höchſtens drei dicke lange Ringe gedreht, letzterer wird wellig oder puffig friſirt, auch ringelt man oft die Enden des Scheitels in eine dicke Locke, die hinterm Ohr angeſteckt iſt.

Für die kommende Jahreszeit wichtig ſind die Hauben, und für dieſe hat man jetzt eine eben ſo kleidſame als graziöſe Form. Die Büſte links unten des Modeblattes 71 zeigt ein Putzhäubchen, ihr gegenüber ſteht eine einfache Haube fürs Haus. Beide haben genau genommen dieſelbe Form und das iſt der Schnitt aller Hauben, nur der Stoff und Ausputz beſtimmt ihre Verſchiedenheit. Alle Hauben ſitzen weit nach dem Geſicht zu, ſodaß nur handbreit die Scheitellinie des Stirnhaares unbedeckt bleibt, in der Höhe des Ohrs treten die Hauben noch mehr in das Geſicht und hängt die Garnirung handbreit nach dem Hals zu. Um das Geſicht ſitzen die Garnirungen ganz glatt und krauſen nur ganz wenig um die Rundung der Backen, von da aus aber läuft die Garnirung nach dem Hals hängend dicht gekraußt, wie ein Bart, gleichlang, rings um den Hinterkopf. Aller Ausputz der Hauben fängt an dem Ohre an und läuft nach unten hängend nach hinten. Allerliebſt ſind die Hauben in dieſem Schnitt, hinten durch drei ſtufenweis gegen einander laufende Reihen Spitzen gebildet. Wieder andere, wo der Kopf nur aus einem kleinen an der Spitze abgerundeten Halstuch beſteht und die mit Tüll von zwei Farben und aus geſchnittenem Florband ausgeputzt ſind. Dieſe letztere Form, Fanchon, iſt auch öfter ſo arrangirt, daß ſie hinten die Haarfriſur frei läßt, man bindet ſie dann entweder unter dem Kinn feſt, oder, was noch moderner iſt, man bindet ſie nicht zu, ſondern ein kleiner Spitzenbart an eine Bandrolle mit Draht durchzogen befeſtigt, geht vom Ohr aus rings um den Kopf, unterhalb der Friſur hin. Auch doppelte Spitzenbarben mit gezogenem Florband verbunden giebt eine niedliche offne Haube. Die Bänder, womit die Hauben ausgeſchmückt werden, ſind oft von greller Farbenzuſammenſtellung, ſogar ſchwarzgrundige mit grünen, gelben und ponceau Streifen ſind modiſch auf weiße Spitzenhäubchen zu ſtecken.

Die Hüte ſind im Augenblick ohne jede Neuerung. Die Crepphüte behaupten die Ueberzahl und auffallend war neulich ein filzgrauer Crepphut mit einer ſehr langen und ſehr breit, platt aufgelegten Feder ausgeputzt.

Die *Mantelet-Echarpe* der Mittelfigur auf der Platte Nr. 71 und die *malteſiſche Mantille* der Dame Nr. 72 ſind für den Spaziergang und den Salon die von allen Stoffen verfertigten, eleganteſten Schnitte. Die erſtere Mantelet-Echarpe macht man für den Herbſt auch von weißer Barège mit buntem Seidenfutter. Sie können dann auch mit Banbbeſatz garnirt ſein, doch ſind ſie noch eleganter mit weißer Seide geſtickt oder mit weißer Poſamentirarbeit verziert, die rings um ben Rand eine Schnürenſpitze bildet. Die malteſiſche Mantille wird auch von Seidenſtoff angefertigt und mit Band ausgeputzt à la vieille oder als Rüche garnirt.

Bandbeſatz aller Art iſt, überall anzubringen, ſehr modiſch. Die glatt anliegenden, ſeidnen Herbſtüberröcke der Damen haben meiſt nur eine abſtehende Bandrüche zum Beſatz, die in grader Linie von dem Halsanſatz in der Mitte der Bruſt unb in der Mitte des Vorderblattes bis zum unteren Rand des Rockes läuft. Iſt der Leib und der Rock offen, ſo ſteht ſie zu beiden Seiten längſt der Oeffnung hin. Iſt der Ueberrock in Amazonenform mit *Schößen* gemacht, was außerordentlich beliebt und kleidſam iſt, ſo iſt wiederum die Bandrüche als Verzierung wol angebracht, zieht man nicht einen Beſatz von Knöpfen vor.

Die *Knöpfe* ſind ſehr neumodiſch als Damenſchmuck. Man wählt ſie von Poſamentirarbeit, von Schmelz, von Stahl, oder vom Kleiderſtoff bezogen, wenn ſie einen einfacheren Anzug zieren, wie auf dem Modebild Nr. 71. Man trägt ſie aber von Emaille, von durchbrochener Golbarbeit, mit Perlen gefaßt und mit guten Steinen ausgelegt, wenn ſie eine Putztoilette bereichern. Sie erreichen oft die Größe eines Zweigroſchenſtückes, und die Roſettenform unter Louis XV., wo möglich auch die Art Arbeit, gilt als die eleganteſte. Ein Putzanzug, der ſehr gefiel, beſtand aus einem lichtgrünen Seidenkleide, mit halbhohem, offnem Leib und vorn offnem Rock gemacht und durchaus mit weißer Seide gefüttert. Die Vordertheile des Rocks waren handbreit umgeſchlagen, ſodaß das weiße Futter einen weißen Aufſchlag bildet, eben in der Weiſe waren die Bruſttheile nur ſchmäler weiß aufgeſchlagen. Eine dichte Reihe kleiner, dunkelgrüner Roſettenknöpfe hielt anſcheinend die Aufſchläge zurück, ſodaß die Knöpfe halb auf dem Weißen, halb auf dem Lichtgrünen ſtanden, was ſie ſehr hob. Die kurzen Aermel des Kleides waren wie etwas lange Jokeys geſchnitten, in der Mitte geſchlitzt, mit dem weißen Futter aufgeſchlagen und mit Knöpfen gefaßt. Ein weißes Nonnenchemiſette von Spitze und lange weiße, puffige Spitzenärmel waren unter dem Kleide ſichtbar, ſowie ein weißer Tüllrock mit Spitzenfalbeln. Ein weißer Hutrand von Baſt mit langer weißer Feder und Band ausgeputzt vollendete das Ganze. Dieſelbe Form wäre in lichtblau auszuführen und mit Perlenknöpfen zu verzieren.

Die *Nonnenchemiſettes* haben eine neue Zuthat erhalten, indem man ihnen, dem Bruſtarrangement entſprechende lange oder kurze Aermel zufügt. Die kurzen Chemiſette-Aermel hat man unter den Jokeys der Putzkleider hervorſehend, die langen gehören unter den orientaliſchen Aermelſchnitt der Ueberröcke. Die *orientaliſchen* Aermel ſind jetzt am häufigſten in ſeidne Kleider gewählt. Das ſind ſolche Aermel, die oben nur die reichliche Weite des Armloches haben, ſich nach unten über die Hälfte der Weite, erweitern und damit in der Mitte des Vorderarmes enbigen.

Die ſeidnen *Herbſtüberröcke* wählt man meiſt von ſchillerndem Seibenſtoff mit feinen daumenbreit auseinander laufenden bunten Strichen gemuſtert. Eine Neuerung und Aenderung der mille rays. Dieſe Art Kleider mit einer hochanliegenden Schößentaille gemacht, und vorn herunter vom Hals bis zum untern Rockrand mit einem zwei Finger breiten Bündchen beſetzt, auf dem eine Reihe Knöpfe ſtehen, die langen engen Aermel mit Jokeys und Knöpfen verziert, dazu ein weißes, weiß geſticktes Crepptuch umgehangen und den Kopf mit einer weißſeidnen Zugcapote mit bunter Feber geſchmückt, ſo iſt der elegante Herbſtanzug wohl zuſammengeſtellt.

Auch zum letzten Mal *Sommeranzüge* für Herren bringt das Modeblatt Nr. 72. — Weſentliche Neuerung iſt nirgend zu bemerken, man folgt dem eignen Geſchmack und huldigt, ſo elegant wie möglich, dem Bequemſein. Die *Weſten* ſind der einzige Luxusartikel im Augenblick, man ſtickt ſie in Seide und mit Soutachebördchen und verziert ſie mit reichen Knöpfen.

Die *Hüte* ſchwanken zwiſchen einer engliſchen Form, *Wolfs* genannt, die klein und ſchmalkrempig iſt, und einer Neuerung und Vergrößerung, die *à la Dorsay* heißt.

J.

Ein engliſches Diner.

Von einem Franzoſen geſchildert.

Der Genuß der Tafelfreuden ſcheint in England ziemlich undekannt, und das „Eſſen, um zu leben" vielmehr das Einzige zu ſein, was man dabei im Auge hat. Man kennt dort kein Raffinement in der Zuſammenſetzung der Gerichte, man urtheilt nicht einmal über ihre Reihenfolge: eine Tafel mit enormen Stücken von Speiſen zu verſehen, die nach einer ein für allemal feſtſtehenden Weiſe gekocht ſind, und ſie danu in der Unordnung, wie ſie aufgeſtellt ſind, den Gäſten vorzulegen — das iſt die ganze gaſtronomiſche Kunſt dieſes Landes.

Die gewöhnlichſte Art der Zubereitung in der engliſchen Küche iſt eine Verſchwendung von Gewürzen, die mit vollen Händen in die Saucen geworfen werden. Um deren Wirkung etwas zu mildern, ſind dafür die in Waſſer gekochten Gemüſe deſto unſchmackhafter, die man fortwährend herumreichen läßt und mit denen man die Teller überhäuft. Anch Fiſche werden ſtets in Waſſer gekocht nnd mit einer ſtets gleichen Butterſance begleitet. Die zahlreichen Geſtalten, in welchen der Fiſch in Frankreich auf der Tafel erſcheint, kennt man in England nicht. Eier kommen gar nicht auf den Tiſch, oder höchſtens iu der Schale: denn die Bereitung eines Eierkuchens mangelt noch unter den Gegenſtänden, in welchen ein engliſcher Koch unterrichtet wird. Das Geflügel iſt mittelmäßig, und dem Wildpret wird durch übertriedenes Kochen aller Geſchmack entzogen. Paſteteu ſind ſchlecht zubereitet und bieten edenfalls keine Adwechſelung dar. Die Zwiſchenſpeiſen deſchränken ſich auf eine fehr geringe Zahl von Crêmes und unſchmackhaften Gelées.

Ein engliſches Diner iſt nun folgendermaßen deſchaffen:

Fürs Erſte ſtehen auf der Tafel nur zwei Terrinen mit zweierlei Suppe: die eine iſt ſtark gewürzt, und es ſchwimmen Fleiſchſtücken darin; die andere iſt den franzöſiſchen Suppen ähnlich. Sie ſtehen an den beiden Enden des Tiſches und die Herren vom Hauſe legen davon vor. Darauf folgt eine Fiſchſpeiſe und ein Roaſtbeef, wovon man den härteſten Stücken den Vorzug giebt. Sodann wird das Voreſſen aufgetragen und die Diener reichen Gemüſe herum. Der nächſte Gang wird ohne weitere Ordnung ſervirt: jeder Gaſt langt ſich von der ihm zunächſt ſtehenden Schüſſel zu. Die Crêmes ſind oft verſchwunden, ehe man an den Braten gedacht hat, der in der Regel kalt dei dem anlangt, dem er beſtimmt iſt. Denn man tranchirt erſt auf dem Tiſche; und da man, bevor es dazu kommt, erſt jede Perſon fragt, ob ſie eiu Stück will, und bevor man vorlegt, erſt wartet, bis ein Diener gerade den Teller des Gaſtes, der davon angenommen hat, herbeibringt, ſo entſteht daraus ein beträchtlicher Zeitverluſt. Auch danert ein Diner nie kürzer als drittehald dis drei Stunden, ungerechnet die Zeit, welche die Männer bei Tafel noch nach der Entfernung der Frauen zubringen.

Vor dem Deſſert erſcheint der Salat ůnd daneben einige Teller mit Käſe. Nachdem das Tafeltuch weggenommen iſt, werden trockne und friſche Früchte und Biscuits auf den Tiſch gebracht, die ein ſehr unbedeutendes Deſſert bilden. Aber um Eleganz des Tafelarrangements kümmert man ſich in England am wenigſten; nur vor der Mahlzeit gewährt die Tafel einen angenehmen Anblick, wenn ſie blos mit dem weißeſten Tiſchzeuge und einem reicheren und anſehnlicheren Silberzeuge prangt, als man es in irgend einem Lande findet.

Nach ſervirtem Deſſert beginnt die Unterhaltung. Die Männer ſtützen den Ellbogen auf den Tiſch, um bequemer mit ihren Nachbarn zu ſprechen. Die Damen ziehen ihre Handſchuhe an, nnd bedienen ſich, um ſie nicht zu beflecken, der Gabeln beim Eſſen der Früchte. Nun geht das Trinken erſt ordentlich an: bis dahin hatte man nur mit einigen Gläſern Wein den Durſt gelöſcht, die

die Gäſte ſich gegenſeitig einſchenkten. Es iſt Sitte, Denjenigen, dem man ſeine Höflichkeit bezeigen will, zu fragen, ob er ein Glas Wein annehmen will, und ihn zu bitten, die Sorte zu bezeichnen. Dieſe Aufforderung, die nicht wol abgelehnt werden kann, legt die Verpflichtung auf, zu trinken, wenn die Andern Durſt haben. Sie erneuert ſich oft, ohne jedoch für die, welche nicht trinken wollen, Inconvenienzen herbeizuführen, da die Sitte geſtattet, daß man ſich darauf beſchränkt, das Glas blos an die Lippen zu ſetzen und damit jeder neuen Aufforderung ſcheinbar zu entſprechen. Bisweilen, jedoch ſelten, kommt auch ein Glas Bier unter dieſen häufigen Libationen vor, die, bei der Stärke des Weines, den Durſt eher reizen, als ſtillen.

Derſelbe Mangel an Ordnung, den ich bei der Vertheilung der Speiſen bemerkte, findet auch bei der der Weine ſtatt. Alle Sorten werden, ohne Rückſicht auf ihre beſondere Eigenthümlichkeit, nach einander gereicht. Die Flaſchen zu leeren und die Unterhaltung weintrunken zu machen, ſcheint der einzige Zweck zu ſein, den man dabei hat.

Auf ein von der Frau vom Hauſe gegebenes Zeichen erhebt ſich die ganze Geſellſchaft, aber die Frauen allein ziehen ſich zurück. Der Herr vom Hauſe nimmt ſeinen Teller und ſein Glas und ſetzt ſich neben den Gaſt, den er auszeichnen will. Die andern Gäſte nähern ſich einander und dann pflegen, damit man nicht mehr geſtört werde, vier kryſtallene Flaſchen herumgegeben zu werden, die Jeder, nachdem er ſich ſein Glas gefüllt hat, ſeinem Nachbar zureicht. Nun beginnt eine oft langweilige, bisweilen aber auch wegen ihrer Richtung auf Politik ſehr intereſſante Unterhaltung, die, durch die Wärme und Stärke der Discuſſion, ſich den parlamentariſchen Debatten nähert und auf die letzteren merkwürdig vorbereiten muß. Man unterhält ſich auch von Lokalintereſſen, vor Allem von Jagden und Wettrennen, worauf man in England viel Gewicht legt. Die Unterhaltung belebt ſich, kreuzt ſich von einer Seite der Tafel zur andern und wird allmälig ſehr lärmend und verworren. Nach dreiviertel oder einer ganzen Stunde wird ſie durch die Meldung, der Kaffee ſei ſervirt, unterbrochen; dann beginnt ſie wieder und dauert, ſo lange die Sprechenden Luſt dazu haben. Verläßt man endlich die Tafel, ſo kommt man wieder mit den Damen zuſammen, die man am Theetiſch trifft. Kaffee, in dem Augenblicke eingeſchenkt, wo man angezeigt hatte, daß er ſervirt ſei, und folglich kalt, ſteht zwar zur Dispoſition der Gäſte, indeſſen pflegen dieſe zwei oder drei Taſſen ſehr ſtarken Thee vorzuziehen. Die Soirée dauert bis Mitternacht oder ein Uhr.

Feuilleton.

* Zwei Vaudevilledichter, durch Witz und Freundſchaft vereinigt, bewohnten gemeinſchaftlich ein kleines Landhaus. Der eine von ihnen war verheirathet, der andere nicht. Der eine war ſchon bejahrt, der andere noch ziemlich jung; beide aber Männer von Geiſt und vollkommen verbündet, wie man ſieht, die Welt in alle Wege lächerlich zu machen; im Uebrigen die innigſten Freunde. Sie pflegten des Morgens für gewöhnlich zuſammen zu arbeiten, und den übrigen Theil des Tages in ländlicher Muße hinzubringen. Der eine, der Verheirathete, beſchäftigte ſich gern mit der Cultur ſeines Kohls; der andere hatte freilich nichts als ſeine Phantaſien zu cultiviren.

Aber das Landleben iſt verführeriſch für die Herzen junger unverheiratheter Männer. Der unverheirathete Vaudevilledichter konnte die Frau ſeines Freundes nicht lange ſehen, ohne ſie hübſch zu finden; er konnte ſie nicht ſehen, ohne ſie zu lieben, und weder die Gelegenheit noch der gute Wille, ſie zu ſprechen, mangelte ihm.

Der Weiſe, ſagt man, behauptet nichts, was er nicht beweiſt. Was unſer Liebender überhaupt wollte, war, ſeine Liebe zu beweiſen.

Digitized by Google

Glücklicherweiſe war die Dame tugendhaft, was nicht ſelten ſein ſoll; aber ſie war auch voll Geiſt, und es widerſtrebte ihr, zwei Mitarbeiter zn entzweien, indem ſie ernſthaft über ein Verlangen ſich erzürnt hätte, das vielleicht nichts weiter als — ein zn großer Mitarbeitereifer war. So kam es, daß der junge Mann zaghafte Nachſicht für Erwiederung ſeiner Liebe hielt: ſeine Leidenſchaft ſteigerte ſich, wie im fünften Akte eines Luſtſpiels, und er erlangte endlich das Verſprechen eines Rendezvous.

Es fand eines Abends in einem kleinen Park, anſcheinend fern von den Blicken aller Neugierigen, ſtatt. Natürlich ſprach er wie ein heiß Liebender, der ſeine Gluth anf das widerſtrebende Herz ſeiner Geliebten übertragen will.

„Ich liebe Sie! Ich liebe Sie! Ich liebe Sie!"

„Aber habe ich meinerſeits ein Recht, Sie zu lieben?"

„Hätten Sie das Verlangen darnach, ſo würden Sie weniger zweifeln", ſagte er.

„Sie verſtehen mich falſch" antwortete ſie.

„Ich verſtehe, daß Sie mich nicht lieben", entgegnete er.

„Alſo das wollen Sie!"

„Ach! iſt es denn meine Schuld, wenn Sie ſchön ſind?"...

„Gnt! ſehr gut!" rief auf einmal eine dritte Stimme hinter der Hecke.

Der Liebhaber verſtummte erſtaunt. Die Dame lachte laut auf und der Mann trat hervor.

„Was iſt das?" fragte endlich der Verführer.

„Ich meinte, Dn hätteſt nnſere Entwickelung ſehr gut gefaßt, und Du kannſt Dich bei meiner Frau bedanken: ſie hat Dich dabei ſehr unterſtützt. — Nimm Deinen Bleiſtift und ſchreibe raſch die letzte Scene unſeres Stückes nieder. Wir brauchen einen guten komiſchen Effect und ich zweifle nicht am Erfolge. Unſer dritter Akt kann nicht beſſer enden. Alſo:

> Der getäuſchte Ehemann iſt es nicht ſo lange, als er es ſein konnte. Seine Frau liebt ihn und ſinnt auf Rache, ohne daß es Aufſehen errege. Der davon unterrichtete Ehemann erſcheint alſo in dem Augenblicke, wo es nöthig iſt, und der betrogene Betrüger wird ſeinerſeits lächerlich. Aber da er ein Mann von Geiſt iſt, ſo geſteht er freiwillig ſeinen Irrthum.

Oder willſt Du einen albernen Trotzkopf ſpielen, der ſich widerſetzt und davon geht. Das wäre weniger hübſch, aber ich erwarte es auch nicht. Was meinſt Du?"

Der Freund verſtand die Lection und ließ ſie ſich nicht noch einmal geben.

* Ich wundere mich, daß es noch berühmte Männer giebt. Als ſie noch Nektar und Ambroſia nach Belieben hatten, mochte es gehen; es wollte noch etwas ſagen, Jupiter zum Haushofmeiſter zu haben.

Später wurde das auf den Schultern Tragen und das Pferde-Ausſpannen üblich; man führte den Ruhm anf zwei oder vier Rädern herum. Aber dieſe Ovationen ſind leider! auch merkwürdig verſchwendet worden. Muſard iſt von einer Compagnie Auslader auf den Armen getragen worden, und Fanny Elsler wurde von zweifüßigen Amerikanern gezogen.

So bleibt den großen Männern nichts mehr übrig, als — die Bewunderung, d. h. dasjenige Gefühl, das ſich am raſcheſten abnützt. Das iſt ſo wahr, daß es in der Sprache nur einen einzigen Schrei giebt, um es auszudrücken: oh! und nur einen Strich und einen Punkt, um es zu bezeichnen: ! — Das iſt ſehr wenig.

Ihr armen großen Männer! man könnte wirklich die Lnſt zum Berühmtwerden verlieren.

Glücklicherweiſe haben von Zeit zu Zeit dieſe erhabenen Menſchen, dieſe Freunde der Götter, irgend ein kleines Glück, das ſie wieder aufrichtet und ihr Herz erfriſcht. Ich will ſo einen Glücksfall erzählen, deſſen Held Herr von Chateaubriand iſt.

Gewiß, weder glänzende Lage, noch ausgezeichnetes Lob, noch die Bewunderung berühmter Männer hat dem Sänger der Märtyrer gefehlt. Und doch hat ihn kein Triumph ſo lebhaft gerührt, nichts einen tiefern Eindruck auf ihn gemacht, als folgende kleine Naivetät.

Bei Gelegenheit einer ſeiner letzten Reiſen verweilte er in Toulouſe bei dem bekannten Publiciſten Léonce de Lavergne, dem Chef des Kabinets im Miniſterium des Innern zur Zeit, als Herr von Rémuſat das Portefeuille hatte. In dem Hauſe des Herrn von Lavergne lebte eine alte Bonne, Namens Fanchette. Sie würde bei Boileau eine Rolle geſpielt haben, der ja ſelbſt an ſeinen Gärtner Briefe zu richten nicht verſchmähte.

Fanchette fühlte ſich glücklich, durch Zufall zur Bedienung dieſes Königs der Genies, dieſes Halbgotts des Ruhms zu gelangen, der Chateaubriand heißt; ſie unterließ auch nicht, dieſe Neuigkeit überall zu verbreiten, und niemals hat ein Bühnendichter nach einer glücklichen Aufführung ſeines Stückes, niemals ein Feldherr nach einer gewonnenen Schlacht eine imponirendere Sieger-

Digitized by Google

miene angenommen als dieſes Mädchen, wenn ſie ſagte:

„Herr von Chateaubriand iſt bei uns und ich bediene ihn."

Fanchette war ſo glücklich, daß, als das Kirchweihfeſt kam, ſie allenthalben ihren Freunden und Freundinnen das Glück erzählte, das ihr zu Theil geworden war. Der Triumph Fanchette's, bei allen Gelegenheiten und aller Welt erzählt, kam zu den Ohren eines benachbarten Geiſtlichen, eines guten alten Mannes.

Das Mädchen ward alsbald zu dem Geiſtlichen beſchieden.

„Iſt es wahr, Fanchette, daß Du Herrn von Chateaubriand geſehen haſt?"

„Ja, Herr Pfarrer, ich habe ihn geſehen, wie ich Sie ſehe."

„Wie? Du haſt das Glück gehabt, dieſem berühmten Mann Dich ſo nähern zu dürfen?"

„Verzeihung, mein Herr, ich war ihm ſehr oft ſo nahe, denn ich bediente ihn bei Tiſch."

„Du haſt ihn bei Tiſch bedient?" rief der Alte entzückt und bewundernd aus. „Du haſt das Glück gehabt, Herrn von Chateaubriand zu bedienen? Nun, Fanchette, Du ſollſt mit mir ſpeiſen!"

Geſagt, gethan. Ein Couvert ward aufgelegt und die alte Bonne und der alte Geiſtliche ſpeiſten miteinander.

* Ein Rechnenlehrer in Strasburg, der vor einiger Zeit ſtarb, hinterließ ein Teſtament folgenden Inhalts:

„Mein vielgeehrter Großvater, Prosperus, unterrichtete mich im Schreiben und Rechnen. Als ich kaum 8 Jahre alt war, bewies er mir einſt, daß, wenn man die fünfprocentigen Intereſſen jährlich zum Capital ſchlage, ſich daſſelbe in 100 Jahren 131 Mal vermehren müſſe. Die Aufmerkſamkeit, mit welcher ich ihm zuhörte, ſchien dem alten Mann zu gefallen; er zog plötzlich 24 Livres aus ſeiner Taſche und ſagte mit einer Begeiſterung, welche mir noch jetzt vor Augen ſchwebt: Mein Kind, erinnere dich, ſo lange du lebſt, daß mit Oekonomie und Rechnenkunſt dem Menſchen Nichts auf der Welt unmöglich iſt. Hier ſchenke ich dir 24 Livres, trage ſie zu einem Kaufmanne, meinem Freunde, der ſie aus Gefälligkeit für mich in ſeinen Handel nehmen wird. Jährlich ſollſt du die Intereſſen dazu ſchlagen, und dann einſt bei deinem Tode für die Ruhe deiner und meiner Seele eine fromme Stiftung davon gründen."

„Seinem Befehle habe ich Folge geleiſtet. Aus den 24 Livres ſind ſeit jener Zeit, von etwas über 62 Jahren, 500 Livres geworden, die ich, Kraft dieſes, in fünf gleiche Theile dividire, und verordne, daß ſie, gleich der Stammſumme meines Großvaters, immerfort zu Zinſes-Zinſen ausgethan bleiben, jedoch ſo, daß alle 100 Jahre nur ein Fünftheil gehoben und angewendet werde."

„Das erſte Fünftheil wird in 100 Jahren ſo viel betragen, daß dafür ein Moraſt, der neben meinem Geburtsorte liegt, urbar gemacht werden kann."

„Vom zweiten Fünftheil, 100 Jahre ſpäter, ſollen 80 Preiſe zur Aufmunterung der Wiſſenſchaften, des Ackerbaues u. ſ. w. geſtiftet werden."

„Vom dritten Fünftheil, 100 Jahre ſpäter, ſollen im ganzen Reiche 100 patriotiſche Leihhäuſer angelegt werden, welche jedem fleißigen und redlichen Bürger, ohne Intereſſen, Vorſchüſſe machen. Ferner ſoll man in den vornehmſten Städten 12 Kunſtſammlungen und 12 öffentliche Bibliotheken gründen, jede derſelben ſoll 100,000 Livres jährliche Renten haben, um 40 verdienſtvolle Gelehrte zu unterhalten."

„Vom vierten Fünftheil, 100 Jahre ſpäter, ſollen 100 neue Städte gebaut und jede mit 150,000 Menſchen bevölkert werden. Man könnte einwenden, daß in ganz Europa nicht ſo viel baares Geld vorhanden ſei; aber ich überlaſſe den Executoren meines Teſtaments, das Geld nach Belieben in Immobilia zu verwandeln."

„Endlich vom letzten Fünftheile, nach Ablauf von 500 Jahren, ſollen zuerſt unſere eigenen Staatsſchulden und dann, wenn es zureicht, die Schulden der Engländer bezahlt werden, aus Dankbarkeit für Newton's ſchönes Werk, die Univerſalrechnenkunſt betitelt. Die Executoren des Teſtaments, ſechs an der Zahl, ſollen aus den redlichſten Männern gewählt werden, und jeder ſoll ſterbend ſeinen Nachfolger ernennen. Für ihre Bemühung mögen ſie, bei Hebung des vierten Fünftheils, einen kleinen Bruch von 32 Millionen unter ſich theilen."

* Pariſer Geſanglehrer. In Paris iſt jetzt die Singwuth in der Mode; der bunteſte unerhörteſte Charlatanismus angelt an allen Straßenecken mit ſeinen Ankündigungen. Der Eine will den Geſang rittlings lehren, der Andere unter Fechtübungen, der Dritte, indem er ſeine Schüler magnetiſirt. Einige rathen ſogar, man müſſe, um ſingen zu können, die größtmöglichſte Anzahl Cotelettes verzehren, und um ihren Schülern zu einem guten Geſange zu verhelfen, helfen ſie ihnen, natürlich auf deren Koſten, aus Leibeskräften Cotelettes eſſen.

Einer dieſer Geſanglehrer, Hr. La R..., empfängt ſeine ſingluſtigen Zöglinge in einem

Digitized by Google

mit ſechs Matratzen verſehenen Zimmer. Kanm hat ber ſich melbenbe Schüler ſeinen Wunſch ausgeſprochen, ſo wirft ihn ber Profeſſor mit einem, deſſen körperlichen Kräften angemeſſenen Fauſtſtoße auf die Matratzen. Der Zögling will Einſprache thun, aber ein Pſt! des Lehrers bringt ihn zum Schweigen. Darauf ſtimmt Hr. La R... einen kräftigen Ton an, ähnlich dem Schrei eines Löwen, unb beſiehlt den Schülern, bie auf ben Matratzen herumliegen, ihn zu wieberholen, bis ihnen ber Athem ausgeht. Hierauf beguckt der Profeſſor burch eine Lorgnette die in voller Evolution beſinblichen Kehlen und verſichert ſich von ihrer Fertigkeit. Dieſe Kehlenparabe iſt Thatſache; Hr. La R... lehrt blos den horizontalen (b. h. auf der Matratze liegenden) Geſang; einen vertikalen giebt es nicht, d. h. er giebt nicht zu, daß man ſtehend ſingen lernen könne.

Ein anderer noch komiſcherer Lehrer iſt Herr D. Seine Methobe läßt ſich am beſten durch eine dramatiſche Darſtellung zeigen. Tritt der Schüler ein, ſo mißt ihn der Profeſſor mit einem tiefen Blicke unb unterſncht ganz ſchweigſam Schnltern und Bruſt. Nach geendigter Unterſnchung ruft er ſeinen Diener: „Themiſtokles, öffne Nummer 7!“ — Themiſtokles öffnet die Thür eines Kabinets, der Schüler erblickt barin ein ſcheußliches Skelett. Herr D. ſagt bem Erſtaunten mit ruhigem Lächeln: „Herr! hier ſehen Sie ſich! Junger Mann, wir haben zwei Lungenflügel. Der Geſang iſt aufs Innigſte mit unſerer phyſiſchen Organiſation verbunden. Schlagen Sie bas A an.“ Der Schüler intonirt heftig bas A. Herr D. kratzt ſich hinter ben Ohren. „Sie haben ben linken Lungenflügel nicht genug angeſpannt. Wieberholen Sie es!“ Es geſchieht. Nun findet Herr D. wieber, daß der rechte Lungenflügel zu wenig thälig war. Enblich giebt ber Lehrer ſelbſt als Muſter einen Schrei an, ber ſelbſt in ber Sprache ber hungrigſten Nilpferbe nicht beſteht, unb wenn man dieſen nachzuahmen vermag, ſo wirb man in bie Zahl der Adepten aufgenommen. (Sign. f. b. muſ. Welt.)

* Ueber Roccocogeſchmack unb Titelweſen macht Burdach in ſeinen „Blicken in's Leben“ folgende geiſtreiche Bemerkung:

Die Gewalt der Zeit hat die altväteriſchen ſteifen Formen aus ber Tracht und der ganzen Umgebung verbannt; doch auch in bieſer materiellen Aeußerlichkeit tritt eine ohnmächtige und kleinliche Reaction hervor: von ber erſehnten Wieberkehr ber alten geſchmackloſen Zeit ſchwärmend, weidet man ſein Auge an einzelnen geſchnörkelten Hausgeräthen nnd an der aiterthümlichen Tracht, welche, ba man ſich ſelbſt bem Gelächter nicht ausſetzen mag, von Dienern angelegt werden muß.

Auch in den Sitten unb Gebräuchen verliert das zwangvolle unb ſinnvolle Formenweſen, trotz ſeines Sträubens, immer mehr an Gebiet. Der Deutſche, deſſen bemüthiges ich gegen bas ſelbſtvertrauende I bes Engländers ſcheu zurückweicht, zeichnet ſich auch burch eine vielgliederige Scala der Titulatur aus, die im Weſten oft verſpottet wurde, aber im Oſten Anerkennung fanb. Das Wenigſte, was unſere Voreltern von einem Andern ausſagten, war, daß ſie ihn Ebel nannten, und ihre Höſiichkeit ſteigerte ſich dann burch Beifügung von Wohl, Hochwohl und Hoch; um ihn noch mehr zu ehren, bezeichneten ſie bie Art ſeiner Geburt, rühmten alſo eigentlich ſeine Mutter, was man entweder als Zeichen ber Achtung vor bem weiblichen Geſchlechte oder als Beweis ber Grünblichkeit, die überall auf den Urſprung zurückgeht, betrachten konnte. Von bieſen Formen können wir uns nur burch allmäliges Fortſchreiten los machen, indem wir die niebern Stufen ganz aufgeben unb die höhern immer breiter machen; ſo wird es endlich dahin kommen, daß jeder ehrliche Deutſche Hochgeboren iſt, wo bann dieſe Titulaturen ein Ende nehmen.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

No. 71. Pariſer Moden. Damenmoden: Zwei Haarfriſuren, zwei Hauben und ein Beſuchsanzug mit einem Creppmantelet, roſa gefüttert, und einer Creppcapote.

No. 72. Pariſee Moden. Herren- und Damenmoden: Die Herren zeigen zwei Sommeranzüge, die Dame hat ein glattanliegendes, lichtblaues Ueberrockkleid und eine malteſiſche Mantille von ſchwarzer Spitze; iſt der Capüchon zurückgeſchlagen, bildet er einen eckigen Kragen zur Mantille.

Anzeiger. № 34.

Bei **Johann Ulrich Landherr** in Heilbronn iſt ſoeben erſchienen und durch alle ſolide Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Fables

par

Mr. de Florian.

Mit grammatiſchen und erklärenden Anmerkungen, vielen Synonymen und einem vollſtändigen Wörterbuche.

Herausgegeben von

Georg Kißling.

Profeſſor in Heilbronn.

Neue wohlfeile Ausgabe.

8. Geh. Preis 36 Kr. oder 11½ Ngr. (9 gGr.)

Guillaume Tell,

ou

la Suisse libre

par

Mr. de Florian.

Mit grammatiſchen, hiſtoriſchen und geographiſchen Erläuterungen, einigen Synonymen und vollſtändigem Wortregiſter.

Herausgegeben von

Georg Kissling.

Dritte Auflage.

8. Geh. Preis 24 Kr. oder 7½ Ngr. (6 gGr.)

☞ Der vortrefflichen Bearbeitung und dem ſehr wohlfeilen Preiſe verdanken dieſe correcten Schulausgaben ihre große Verbreitung, und mit vollem Recht verdienen ſie, bereits empfohlen durch wiederholte Auflagen, allgemeine Empfehlung.

Bei **A. Wienbrack** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt:

Die Rückkehr ins Vaterhaus.

Von St. Nelly.

2 Theile. 8. 2½ Thlr.

Die Erzählung in ihren angenehmen Verwickelungen ſteigert die Aufmerkſamkeit des Leſers von Seite zu Seite und befriedigt in einfach ſchöner Aufklärung vollkommen. Die weibliche Tugend in der Entſagung glänzender Verhältniſſe, die Feſtigkeit des männlichen Charakters in der Anhänglichkeit an den einmal geliebten Gegenſtand, die waltende Hand Gottes, die das Unrecht, was einem guten Menſchen widerfahren, an ſpätern Nachkommen wieder gut macht, iſt in der gemüthlichen Weiſe des rühmlichſt bekannten Verfaſſers hier geſchildert.

Bei uns iſt ſoeben erſchienen:

Spaziergänge

eines

Wiener Poeten.

Dritte Auflage.

Gr. 12. Broch. ¾ Thlr.

Wir übergeben hiermit die Dichtungen, welche nach dem Epiloge des bekannten Verfaſſers mit dem Jahre 1835 ihren hiſtoriſchen Abſchluß erhielten, der Leſewelt in einer neuen, durchgeſehenen und vervollſtändigten Ausgabe.

Kürzlich ſind bei uns erſchienen:

Schutt. Dichtungen von **Anaſtaſius Grün.** 6. Auflage. 1 Thlr.

Der letzte Ritter. Romanzenkranz von **Anaſtaſius Grün.** 3. Aufl. 1½ Thlr.

Nibelungen im Frack. Ein Gedicht von **Anaſtaſius Grün.** 22½ Ngr.

Leipzig, 1. Aug. 1844.

Weidmann'ſche Buchh.

Vollſtändig iſt jetzt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Friedrich Schiller

als Menſch, Geſchichtſchreiber, Denker und Dichter.

Ein gedrängter Commentar zu Schiller's ſämmtlichen Werken.

von

Karl Grün.

Gr. 12. 2 Thlr. 20 Ngr.

(Auch in 5 Heften à 16 Ngr. zu beziehen.)

Leipzig, im Aug. 1844.

F. A. Brockhaus.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zeitung für die elegante Welt.

4. September **№ 36.** 1844.

Ueberſicht: Der Frühling im Salzkammergut. — Neue Bücher (l. Sternberg — Betty Paoli — Lewald). — Nachrichten.

Der Frühling im Salzkammergut.

Jeder Norddeutſche, der an den wundervollen Seen der deutſchen Alpen war, der dieſes Paradies Deutſchlands kennt, mag ſich glücklich ſchätzen, daß er im fünften Dezennium unſers Jahrhunderts lebt, denn vor 10 oder 20 Jahren wußte man nordwärts vom Taunus, vom Thüringer Wald und dem Erzgebirge nichts von den unbeſchreiblichen Reizen der ſüddeutſchen Gebirge, und wenn auch mitunter ein kühner Wanderer die Schönheit Salzburgs pries, ſo graute doch faſt Jedem vor dem langen Wege dahin und mehr noch vor den gewaltigen Beſchwerden einer ſolchen Gebirgsreiſe, die freilich ſehr übertrieben dargeſtellt werden mochten, aber auch wirklich zum Theil erſt in neuerer Zeit durch Verbeſſerung der Wege und Kommunikationsmittel beſeitigt worden ſind. Jetzt kann eine ſolche Reiſe n u r Vergnügen gewähren und wenn ich von der meinigen erzähle, ſo geſchieht es in der Hoffnung, Andre zur Nachahmung zu reizen. Es iſt wahrlich der Mühe werth; doch wer es recht genießen will, muß ſich v o r der Badeſaiſon auf den Weg machen, nicht (wie es jetzt mehr und mehr zu geſchehen pflegt) erſt in's Bad und dann in's Gebirg, ſondern umgekehrt — erſt in's Luftbad der Alpen, in's Duftbad der Wieſen und Bergſeen, dann zu den Heilquellen. Wem es gefällig iſt, weiter zu leſen, der wird ſchou begreifen, daß dieſer Rath beachtenswerth iſt.

Es war zu Anfang des Maimonds 1842, als ich mit meinen Freunden vom Niederrhein aufbrach, mit dem Dämpfer nach Mainz, dann auf der Eiſenbahn nach Frankfurt, wo eben die Aepfelbäume ihre rothen Blüthenknospen öffneten. Im höhern Speſſartwalde prangten nur die Buchen im erſten jungen Grün, die herrlichen Eichen waren noch laublos. Nürnberg kannten wir ſchon; vielleicht kennt auch der Leſer dieſe ganz und gar deutſche Stadt, die als großes, lebendiges Denkmal Albrecht Dürer's erſcheint. Wer es nicht kennt, der weile ein paar Tage bis er Dürer's Haus, die Sebaldus-

und Loreuzkirche, die ſchönen Brunnen, das alte Rathhaus und die Burg mit den köſtlichen Gemälden und Oefen, und die treffliche Gallerie altdeutſcher Bilder in der Moritzkapelle geſehen, und dicht daneben im Kuchel zum „goldnen Glöckel" in Geſellſchaft netter Bauerfrauen und ehrbarer Bürgersleute Sauerkraut und Wurſt gegeſſen hat. — Auch Regensburg iſt eines kurzen Aufenthalts werth, mehrere der Kirchen ſind ſehr intereſſant, das Innere des reſtaurirten Doms herrlich, die ſchattigen Promenaden um die Stadt ſehr anmuthig und der Tiſch in den „drei Helmen" gut, — und die Donau? — Wer den mächtigen Strom zuerſt hier in Regeusburg erblickt, wird ſich vielleicht in ſeinen Erwartungen getäuſcht finden, doch iſt die Ausſicht über die weite Wieſenfläche des Südufers überraſchend groß, ſobald man einen der Hügel erſteigt, die ſich in langer Kette am linken Stromufer oſtwärts hinziehen. Sehr hübſch ſind dieſe Hügel durch Form und Vegetation eine Stunde unterhalb Regensburg bei Donauſtauf, und dieſer freundliche Flecken muß für die Zukunft als ein Hauptpunkt für alle Reiſeude in dieſer Gegend betrachtet werden, denn hier hat, am Fuße der mächtigen Ruine der alten Staufenburg, der reiche Fürſt von Turn und Taxis ein ſchönes Schloß erbaut, und eine Viertelſtunde weiter abwärts ſteht auf abgeſonderter Hügelkuppe die Walhalla.

Am 12. Mai beſtiegen wir das kleine Regensburger Dampfſchiff „Ludwig" und fuhren in ſehr guter Geſellſchaft ſtromab, die namentlich durch den muntern Scherz eines katholiſchen Geiſtlichen ſehr angenehm belebt ward. Das Wetter war heiter, doch trieb uns ein kalter Oſtwind oft in den Salon hinab, da die Ufer zwar meiſt recht hübſch geformt und ſchön bewaldet, aber doch einförmig und wenig belebt ſind. Ueberhaupt darf man dieſen Theil der Donau im Ganzen nicht mit dem Mittelrhein, von dem wir kamen, vergleichen, denn der Hauptreiz des letztern, die romantiſche Architektur der Städte, Kirchen und Burgen, fehlt hier ganz und kann durch die reichere Vegetation an den Donauufern nicht erſetzt werden. Einzelne Punkte aber ſind in Wahrheit ſchön, ſehr ſchön; namentlich Paſſau, das von der Oſtſeite geſehen, vor den Müudungen der Ilm und Ilz an Ehrenbreitſtein erinnert, dann Burg Marsbach, und weiterhin Neuhaus. Bei Wilhering ſahen wir zuerſt die Schneekoppen der Steierſchen Alpen in weiter Ferne in der Abendſonne glänzeu, und um 8 Uhr Abends kamen wir erſt nach Linz, das alſo bei der Aukunft keinen Eindruck auf uns machen konnte.

Linz war für unſern Plan eigentlich der Anfangspunkt der Reiſe, und ſo will ich von hier an etwas ausführlicher erzählen. Wir trafen hier mit einem dritten Freunde zuſammen, der uns im „goldnen Adler" ſchon erwartete. Unſer weniges Gepäck ward auf der Mauth mit Höflichkeit und faſt nur pro forma unterſucht, und ſo konnten wir uns bald im behaglichen Zimmer des Wiederſehens und dann in den trefflichen Betten der Ruhe erfreuen. Am andern Morgen überraſchte uns die herrliche Ausſicht auf den hohen Pöſtlingberg, der unſern Fenſtern grade gegenüber lag; doch beſchloſſen wir, da noch ſo manches zu bereden war, denſelben erſt Nachmittags zu beſteigen. Welch ein himmliſcher Spaziergang; welch ein unglaublich reicher Wechſel der Landſchaften: das ſchönſte Grün in allen Schattirungen, Wieſen, Kornfelder, Birken, Buchen, Obſtbäume — zum Theil in voller Blüthe, untermiſcht mit vielen Gruppen duukler Tannen; gegenüber kahle Felſen aus dem Walde ragend, dazwiſchen die hübſchen Feſtungsthürme, reinliche Landhäuſer, groß und klein; unten die weiße Stadt mit vielen Kirchthürmen, davor der breite Strom, der weiter abwärts eine Menge von Inſeln bildet und von Süden

her die Traun aufnimmt, und nun — über die Ebene und ſelbſt über die dichtbewaldeten Hochufer hinweg — am Horizont die ganze Reihe der Steierſchen Alpen, ein wunderſchönes Panorama. Schöneres hat gewiß der ganze Rhein nicht aufzuweiſen. Ganz oben auf der Spitze des Berges ſteht noch innerhalb der Feſtung eine heitere Kirche, die als Wallfahrtsort fleißig beſucht wird. — Am folgenden Morgen ſtiegen wir am entgegengeſetzten ſüdlichen Donauufer erſt zu der uralten St. Martinskapelle, dann zur Jeſuitenkirche hinan. Unzählige Obſtbäume prangten hier in reichſter Blüthenfülle, bis weiter oben ein ſchöner Wald von Tannen und Buchen den Weg überwölbt und ſich dann rechts in dunkle Schluchten hinabzieht. Wir lagerten uns hart am Rande des ſteilen Felſenufers unter einer großen Buche, ſahen durch den düſtern Wald tief unter uns die Wogen des mächtigen Stromes in der Sonne glitzern, und lauſchten dem Echo, das mehrere Schüſſe in unſrer Nähe den ſchroffen Felswänden, bis in die weiteſte Ferne hinrollend, entlockten. Die Ausſichten von dieſem Berge ſind wohl weniger groß und weit als vom Pöſtling, aber nicht weniger reich und maleriſch.

Ich muß noch erwähnen, daß an beiden Tagen bei warmer Luft der ganze Himmel bewölkt, die Landſchaft alſo durchaus nicht durch vortheilhafte Beleuchtung gehoben war. Erſt am 15. gegen Mittag klärte ſich der Himmel auf, und dies war ſeit unſrer Abreiſe der erſte ganz helle und warme Tag. Mittags ging ich an's Ufer, um das neue öſtreich'ſche Dampfſchiff „Erzherzog Karl" zu beſehen, das ſoeben mit einer luſtigen Begrüßungskanonade zum erſten Mal von Wien eintraf. Kondukteur und Maſchinenmeiſter waren ſehr artig. Die Einrichtung und Ausſtattung des Schiffes iſt die ſchönſte, die mir noch auf Flußdämpfern vorgekommen, Herren und Damen-Salon getrennt, beide auf weißlackirtem Grunde mit den ſchönſten Gemälden tapezirt und eben ſo elegant als bequem möblirt; die langen Seitenbänke nicht wie auf den Rheinſchiffen von Holz, ſondern wirkliche Divans, ganz aus aufeinanderliegenden Polſtern beſtehend, die man Abends herausziehen und zum bequemſten Nachtlager zurechtlegen kann; außerdem allerliebſte Boudoirs und Bequemlichkeiten aller Art. Die Maſchine aber, von 100 Pferdekraft, iſt von Eſcher und Wys in Zürich nach ganz neuer Konſtruktion zuſammengeſetzt, viel leichter als die frühern, mit zwei gegeneinander geneigten Cylindern, deren Piſtons ſich oben in der Mitte kreuzen und den Umſchwung der Räder bewirken. Die Reſultate waren ſehr befriedigend; ſchon auf dieſer erſten Fahrt hatte ſich's herausgeſtellt, daß der „Karl" ſelbſt den „Stephan" übertrifft und ſomit wohl das beſte Dampfſchiff der Wiener Geſellſchaft iſt. Leider hatte ich keine Zeit, die intereſſante Maſchine genauer zu unterſuchen; als ich nach Hauſe kam, ſtand des Freundes bequemer Wagen bereits angeſchirrt vor der Thüre und wir fuhren mit zwei muntern Extrapoſtpferden ſüdwärts, dem Gebirg entgegen, eigentlich ohne allen Plan, nur mit dem Vorſatz zu verweilen, wo es uns eben gefallen würde. Die ſehr gute Chauſſée läuft Anfangs immer neben der Gmunder Eiſenbahn hin, deren zum Theil ſehr ausgefahrne, holprige Schienen durchaus nichts Einladendes für uns hatten. — Die ſteier'ſchen Alpen lagen vor uns wie ein Wolkenſaum am Horizont, doch Wolken erſcheinen oft ebenſo ſchön und noch ſchöner von Form und Farbe, als in ſolcher Ferne das Gebirg. Weßhalb erſcheint uns denn das letztere reizender? Wenn ein Blindgeborner durch eine glückliche Operation die Sehkraft erhält, ſo wagt er nicht voran zu ſchreiten und tappt mit den Händen in die Luft, weil er an Alles was er ſieht zu ſtoßen fürchtet; denn Alles liegt ihm wie

ein flaches Bild auf der Netzhaut, von Perſpektive, von Nah und Fern im Bilde hat er keinen Begriff. Aehnlich wird es dem ganz unwiſſenden Menſchen gehen, der zum erſten Male ein ganz fernes Gebirge ſieht; er hat keinen Maßſtab der Beurtheilung. Was uns aber reizt und die fernen Berge ſchöner erſcheinen läßt als Wolken, iſt nichts als unbewußte Reflexion. Wir wiſſen, was ſo hoch über alle andern Punkte des Horizonts hinausragt, muß in der Nähe nach unſerm Maßſtab ungeheuer groß ſein, und dieſe Vorſtellung erfreut uns ſchon an dem kleinen Fernbilde. Und ähnliche Täuſchungen üben ſehr oft ihren Einfluß auf uns; ein mit Blumen eingefaßter Raſenplatz kann uns ſchon aus der Ferne erfreuen; wenn ſtatt der Roſen oder Georginen grüne Büſche, mit bunten Papierſtreifen behängt, den Raſen einfaßten, könnte ſich dem fernen Auge genau daſſelbe Bild darſtellen, und doch würde es uns keinen Genuß gewähren, wenn wir wüßten, daß es nur Papier und keine wirklichen Blumen wären.

Die ſogenannte Linzer Haide, die wir durchfuhren, iſt zwar jetzt durchweg angebaut, aber der magre Boden giebt bei aller Arbeit nur dürftigen Ertrag und nichts im Ueberfluß, als treffliche kleine Steinchen für die Chauſſée, die aber an manchen Stellen ſo reichlich damit beſchüttet wird, daß das Raſſeln des Wagens ſehr unangenehm ſtört. Die reparirten Gleiſe werden nämlich nicht gewalzt, und da die Laſten auf der Eiſenbahn transportirt werden, giebt es auch kein breiträdriges Fuhrwerk, ſo daß immer wieder neue Gleiſe eingefahren werden. Etwa eine Stunde weit zu beiden Seiten der Chauſſée iſt der Boden fruchtbar, und dort ſind die Bauern nicht allein wohlhabend, ſondern auch hübſch und luſtig, wie der Poſtillon mir ſagte. Er ſelbſt war dort her und eine Beſtätigung der eigenen Bemerkung, konnte aber ſein Horn nicht blaſen, ohne die Augen feſt zuzukneifen. Nachmittags brannte die Sonne ſo ſtark, daß es uns faſt läſtig ward; aber die Gegend ward immer ſchöner, beſonders wo die Straße ſich der klaren, fiſchreichen Traun nähert. Die Lage der Schlöſſer Trauneck, und weiterhin Buchhain, iſt reizend und nun wird auch der Anblick des Gebirgs (ohne Hilfe jener Geiſtesthätigkeit) in Wahrheit ſchön, denn man unterſcheidet ſchon die verſchiedenen hintereinander aufſteigenden Höhenzüge, welche von dem noch fernern eigentlichen Hochgebirge weit überragt werden; das Auge hat alſo ſchon ſtufenweiſe Vergleichungspunkte, welche die Vorſtellung des Koloſſalen erleichtern. — Um 7 Uhr erreichten wir Vöcklabruck und fanden die Gegend zu ſchön um weiter in die Nacht hineinzufahren. Im Wirthshaus waren freundliche Zimmer mit guten Betten zu haben; ich überließ indeß den von der Hitze ermüdeten Freunden die Sorge für Quartier und Nachteſſen und eilte hinaus auf die nächſte Anhöhe, um die Alpen im Licht der untergehenden Sonne zu ſehen. Und wie ward ich belohnt; einen ſolchen Anblick hatte ich auf der ganzen Reiſe nicht wieder. Am linken Traunufer ſtieg ich einen Wieſenabhang hinan bis an den Rand eines ſchönen Waldes von Tannen und Buchen. Hier legte ich mich in's weiche Moos, über mir das auf hohen Säulen ruhende Dach der eben entfalteten Buchenblätter, vor mir die blumige Wieſe von einer dichten Reihe üppig blühender Obſtbäume eingefaßt; weiter unten, gleich hinter der Traun die freundliche Stadt; drüber hin zuerſt, als Mittelgrund, grüne Hügel mit einzelnen Häuſern und einer großen weißen Kirche; weiter, am Fuß des Hintergrundes, ein bewaldeter Höhenzug, mit einem heimlich hineingebauten Kreuzkloſter, darüber ein zweiter viel höherer Waldrücken in den mannigfaltigſten Formen und Tinten, und nun als Krone darauf — das

Gebirg, theils in ſchroffen Felsmaſſen aufſteigend, theils mit dunkelm Nadelholz bedeckt, und hoch oben ein langes Band von Eiskuppen und Schneefeldern, die beim Untergang der Sonne hinter mir im hellſten Roſenroth erglühten. Dieſes prächtige Schauſpiel ſollte ich nur das eine Mal genießen; es iſt wohl überhaupt in dieſen untern Gebirgszügen nur ſelten, und in ſpäterer Jahreszeit nie ſo prachtvoll und grandios, weil dann nur einzelne Bergkuppen noch mit Schnee bedeckt ſind. Dabei der friſche Wald- und Blumenduft und hinter mir der liebliche Abendſang der Droſſeln und Rothkehlchen, begleitet vom ſchwirrenden Gezirp unzählicher Grillen — es war göttlich! und ich feierte da den Abend des Pfingſtſonntags gewiß ſchöner und auch wohl Gottgefälliger als die Städter, die ich bei meiner Rückkehr zu den Freunden in und vor der Kirche ihre wohl meiſt gedanken- und gefühlloſen Gebete in widrig mißtönendem Chore herplappern hörte. — Wenn doch die Kirche endlich einmal aufhören wollte, den ſogenannten Gottesdienſt ſo zu verunſtalten! — Im Gaſthaus fand ich das Abendeſſen bereit, köſtliche Forellen und gebackene Händerl mit Pflaumen. Die Freunde bedauerten ſehr, nicht mit mir geweſen zu ſein — was ihnen bei ihrer größern Bequemlichkeitsliebe noch öfter begegnete —; ich aber ſchloß den herrlichen Feiertag mit einem innigen Dankgebet an den Geber alles Guten, konnte jedoch lange noch nicht ſchlafen, denn es war Königsſchießen in Vöcklabruck und bis nach Mitternacht lärmte das muntre Volk in den Straßen. Daher ſchliefen wir ziemlich lange und fuhren erſt gegen 8 Uhr Morgens weiter das Traunthal hinauf nach Mondſee.

Der ganze Weg iſt ohne Unterbrechung ſo ſchön, daß man in jedem Momente ſagen kann: dieſe Partie oder dieſe Anſicht würde den ſchönſten Park mehr zieren, als es die Kunſt je vermag. Deßhalb iſt es auch ganz unmöglich, alles Einzelne aufzuzählen, was uns entzückte, es würde ganze Bände füllen, ich will daher nur Einzelnes hervorheben. Bei Kammer, einem großen Schloſſe des Grafen Khevenhüller, beginnt eine neue Welt; es ragt nämlich unmittelbar aus dem Waſſer hervor und zwar aus der kryſtallklaren Fluth des herrlichen Kammerer-Sees, deſſen wohl zwei Stunden lange und eine Viertelſtunde breite, von Hügeln, Waldhöhen und Felſen umgebene Fläche, ſanft gekräuſelt vom warmen Frühlingswinde, im tiefſten Blau gar wunderbar abſtach gegen die hellgrünen Wieſen und Buchen. Fünf Viertelſtunden lang führt die guterhaltene Chauſſée am Ufer dieſes Landſees hin, und zwar am linken (nordweſtlichen) Ufer, ſo daß man das Hochgebirg beſtändig vor ſich und zur Seite hat, namentlich den prächtigen, von dicken Schneeſtreifen gleichſam durchfurchten Schaafberg. Dann wendet ſich der Weg rechts und ſteigt lange allmälig bergan, einem ſtarken Mühlenbach entgegen, deſſen Waſſer nordwärts und dann öſtlich dem Atterſee zufließt, bis zur Waſſerſcheide, einer unmerklich ſteigenden Wieſenhöhe, auf deren Südſeite ſofort die Quellen mit uns rannen und ſehr bald zu einem andern Mühlbach anſchwollen, der uns nun durch das immer enger werdende Thal begleitete. Hier nimmt die Vegetation einen noch reichern Charakter an; namentlich beginnt der ſchöne Ahorn die bunten Laubwälder zu zieren. Nachdem wir noch ein hübſches Gehölz von herrlichen Fichten hinter uns hatten, zeigte ſich in der Ferne und tief unter uns der Mondſee. Wohl fünfmal mußte der Hemmſchuh angelegt werden, bis wir an deſſen Ufer hinabkamen. Um Mittag erreichten wir den freundlichen Flecken gleiches Namens, mit einer ſtattlichen Kirche und dem großen Schloß des Fürſten Wrede, wo der geiſtreiche Lewin

Schücking ſich aufhält. Gern hätten wir ſeine Bekanntſchaft gemacht, hörten aber, daß er ſich nicht wohl befinde. Der Gaſthof zum goldnen Löwen iſt zwar beſſer eingerichtet und möblirt als das Wirthshaus in Vöcklabruck, liegt aber leider im Innern des Orts und geſtattet keine Ausſicht auf den See. Bald nach dem Mittagseſſen eilten wir daher hinaus, zuerſt auf eine kleine Kapelle, die neben einer herrlichen Linde den Gipfel eines Hügels vor der Stadt ziert und von wo man ſchon den größten Theil des prachtvollen Sees und ſeiner maleriſchen Ufer überſieht. Doch die wenigen Blicke in die Ferne bewogen uns, trotz der drückenden Hitze, höher zu ſteigen bis an den Rand eines dichten Hochwaldes, wo uns der Anblick einer prächtigen Gebirgsgegend in ſtets wechſelnder Beleuchtung für alle Beſchwerde belohnte; denn fortwährend zogen dichte Wolken vor der Sonne vorüber und im fernen Oſten hinter dem hohen Schaafberg zuckten Blitze aus einem Lager ſchwerer Gewitterwolken, die allmälig höher ſich thürmten, während im Weſten die Luft ſo hell war, daß man die Conturen des Geisberges und Ochſenſteins bei Salzburg deutlich erkannte. Auf näherm Weg zur Seite eines klaren, von Fels zu Fels hüpfenden Bergwaſſers kamen wir ziemlich bald nach Hauſe, doch ſo erhitzt, daß wir uns umkleiden mußten. Um 6 Uhr gingen wir noch einmal zur Kapelle an der Linde und freuten uns der reizenden Ausſicht, die ſich aber ganz verändert hatte und vor unſern Augen immer neu geſtaltete; denn das Gewitter zog heran, der Donner rollte ſchon in langen Wirbeln durch die fernen Schluchten hin, der See ward immer unruhiger und ſchwärzer, und die Felſen waren bald hier bald da durch Wolken oder Regen verhüllt; es war unbeſchreiblich ſchön und prächtig. Doch fürchteten wir abermals, wenn auch auf andre Weiſe, durchnäßt zu werden und eilten nach Hauſe.

Den 17. verließen wir Mondſee ſchon um 6 Uhr früh, um zeitig nach St. Gilgen zu kommen. Ein ſtarker Nachtregen hatte den ſchon läſtig werdenden Staub gänzlich gebunden und Alles erfriſcht, aber der Nebel lag noch auf den Höhen und namentlich der ſchöne Schaafberg und die Alpen zwiſchen dem Aller= und Gmundnerſee waren ganz in Wolken gehüllt, was unſer Poſtillon nicht aufhören konnte zu beklagen. Der Menſch ſchien wirklich bei vieler Kunde der ganzen Umgegend auch wahren Sinn für Naturſchönheiten zu haben. Die ſchöne neue Straße führt um das Weſtende des Mondſees herum und dann öſtlich unmittelbar am Felſenufer hin, grade dem Schaafberg entgegen. Wenn auch die ewig wechſelnden Anſichten bei hellem Wetter, wie der Schwager verſicherte, noch weit ſchöner ſind, ſo war es doch auch ein herrlicher Genuß, die ſteilen Felsmaſſen aus den friſchgebadeten Wieſen und Wäldern heranſteigen zu ſehen bis in die Wolken, die in ſteter Bewegung oft einzelne Steinmaſſen und Schneefelder am hohen Himmel ſchwebend durchblicken ließen. Von Mondſee aus überſieht man nur eine Hälfte des gebogenen Sees, jetzt ſahen wir auch die andre, als wir bei einem einzelnen Bauernhauſe anhielten, um Vorſpann zu nehmen. Die Felswand bildet hier einen ſcheinbar ganz geſchloſſenen Halbkreis, der die reizendſte, mit Obſtbäumen beſetzte Wieſe einfaßt, an deren offener Seite hart am See das freundliche Haus liegt. Der Eigner deſſelben beſitzt, außer einer Sennenwirthſchaft im Gebirg auch eine Anzahl ſtarker Ochſen, welche man hier als Vorſpann erhält, um den ſteilen Weg hinanzukommen, der aus dieſem Halbkeſſel durch eine den Blicken ganz verborgene Schlucht zum Grotesee hinaufführt. Dieſe neue Chauſſée windet ſich mitten durch den prächtigſten Wald um ſenkrechte, zum Theil ſelbſt überhängende Felsmaſſen hinan. Ich ging neben dem Wagen

her und ſang; — es hallte wie in einem leeren Dom, doch ohne Echo! Der Poſtillon aber ſagte, daß am vorigen Abend ein einzelner Donner in dieſen Bergſchluchten 7 Minuten lang gerollt habe; vermuthlich iſt die Zeit ihm lang geworden. Sobald man die Höhe der Straße erreicht, liegt der waldumkränzte ganz blaugrüne Groteſee (der indeß nicht groß ſondern klein iſt, an deſſen Ufer der Fürſt Wrede eben ein neues Schloß bauen läßt), unmittelbar neben dem Wege, und nun geht's wieder faſt eben ſo ſteil hinunter zur Seite einer romantiſchen Schlucht, durch welche das klare Waſſer des Sees brauſend hinabſtürzt in den Wolfgangerſee, an deſſen weſtlichem Ende St. Gilgen liegt. Es iſt mir unmöglich, den Eindruck dieſer unaufhörlich wechſelnden Zauberbilder in Worte zu faſſen; bei jeder Wendung meint man Schöneres noch nicht geſehen zu haben, und doch waren die höchſten Bergſpitzen (des Königsberges, Hochzinks, Ringkogels ꝛc.) noch immer ganz hinter Wolken verſteckt.

In St. Gilgen gab es, wie man uns verſicherte, nur ein gutes Gaſthaus, das Poſthaus, und dieſes liegt wieder mitten im Ort, ohne Ausſicht auf den See. Ich überließ daher wieder den bequemen Freunden die Sorge für's Mittagseſſen und ging gleich am ſüdlichen Ufer hin, auf der Straße nach Iſchl bis zu dem Bräuhaus von Offertin, und ſaß dort eine Weile auf der über den See hinausragenden Gallerie. Unter mir ſah ich im tiefen Grunde der klaren Fluth die Fiſche ſpielen, und ließ dann die Blicke wieder über die weite Spiegelfläche hingleiten bis zu den gegenüberliegenden Felswänden und dem fernen St. Wolfgang. Dann ſtieg ich die bewaldete Höhe hinter mir hinan, über den unterſten Felsrücken hinweg und bei dem Dörfchen Lueg wieder hinab, wo aus einem etwa 3 Fuß weiten kreisrunden Loch inmitten einer ſenkrechten Felswand ein Bach herausſtürzt und über glattgewaſchene Steinmaſſen durch Wald und Wieſen hinabſchäumt. Auch ohne dieſe Anſtrengung würde mir das Mittagseſſen und namentlich der köſtliche Saibling trefflich geſchmeckt haben; ich hatte aber doch in der brennenden Mittagshitze zuviel gethan; der eine Fuß war mir unter dem Enkel ſtark geſchwollen. Das war denn auch für die Andern ein gelegener Vorwand, Nachmittags keine Fußtour zu unternehmen, ſondern nur in einem großen Nachen auf dem ſtahlblauen See umherzufahren. Der Schiffer ſagte, das Waſſer reiche ſtellenweiſe 500 Klafter tief, der Groteſee aber gelte für ganz unergründlich. Die verſchiedene Farbe dieſer Seen iſt wunderbar ſchön und wirklich merkwürdig. Man ſtreitet viel über die Urſache dieſer Erſcheinung; hauptſächlich wird ſie doch wohl vom Boden unter dem Waſſer herrühren, und an einer Stelle war dies unverkennbar, das Waſſer war hier plötzlich anſtatt ſtahlblau, hellblaugrün, von einer mit langfaſerigem Waſſergras bewachſenen Inſel, die ſich bis etwa 3 Fuß von der Oberfläche erhebt. — Nachdem wir noch im Poſthaus einen excellenten Kaffee getrunken, fuhren wir weiter nach Salzburg. Die Straße führt anfangs wieder hoch hinauf in die Berge, und wir ließen ein paar Mal halten um uns der wunderſchönen Ausſicht auf den See und die Gebirgszüge hinter uns zu erfreuen. Als wir den höchſten Punkt erreichten, hatten ſich die Wolken ſo weit verzogen, daß wir im fernen Oſten den erſten Gletſcher, den Dachſtein, erblickten. Darauf ging es wieder bergab bis an den minder romantiſchen Fuſchlſee, deſſen Farbe ſtellenweiſe vollkommen dem Grünſpan gleicht. In Hof wurden Pferde gewechſelt und bald erreichten wir den faſt ſenkrecht aufſteigenden Ochſenſtein, auf deſſen ſpitzem Gipfel, gewiß über 1000 Fuß über dem Wege, die kecken

Bauern eben einen neuen Maienbaum aufgepflanzt hatten, was alljährig mit luſtiger Feierlichkeit geſchieht. Gleich darauf lag die weite Ebene der Salze vor uns und wir rollten raſch abwärts nach Salzburg hinein.

„Wenn's in Salzburg regnet, hört es ſobald nicht wieder auf", ſagt das Sprichwort, — und unſer erſter Tag in dieſer ſchönen Stadt war ein dezidirter Regentag. Wir tröſteten uns ſchon mit der Freiheit weiter zu fahren, wenn das Sprichwort auch diesmal ſich bewähren ſollte; allein — keine Regel ohne Ausnahme! Abends klärte ſich der Himmel wieder auf, und wenn wir auch an dieſem Tage wenig Schönes ſahen, ſo hatten wir dafür im „Schiff" ein hübſches Quartier und ſehr gutes Eſſen, und auf dem freien Platz vor unſern Fenſtern eine recht ſchöne Militärmuſik. Am 19. früh traten wir unſre erſte Wanderung an, geführt von einem ſehr angenehmen und beſcheidenen Lohnbedienten (aus Naumburg). In den bedeckten hübſchen Räumen der Reitſchule ſahen wir einige Zeit mit Vergnügen zu, wie mehreren Offizieren aus andern Garniſonen in der höhern Reitkunſt Unterricht ertheilt ward. Eine dritte offene Bahn wird an 2 Seiten von der hohen ſenkrechten Felswand des Feſtungsberges eingefaßt, und in dieſe Wand hinein ſind in 2 Reihen übereinanderlaufender Säulengallerien für die Zuſchauer hineingeſprengt, ein ſchönes, recht antik ausſehendes Kunſtwerk. Von dort gings zum alten Kirchhof des St. Peterſtifts, gegründet vom heil. Rupert (582 nach Chriſti Geburt), deſſen Grabmal in der jetzigen, 1436 erbauten Kirche gezeigt wird, wie auch ein ſchönes einfaches Monument des Michael Haydn in einer Seitenkapelle. Daneben, an derſelben Felswand, iſt ein maleriſcher Kirchhof mit vielen intereſſanten Grabmälern u. a. dem ſchönen Denkmal der Gräfin Lanscarenska, von Schwanthaler, und einer kleinen, von Rupert V. (1466 bis 95) erbauten Kirche. Merkwürdiger iſt die alte Kreuzkapelle an der Stelle des erſten Kloſters, aus welcher man in die Aegidiuskapelle jenes heil. Rupert gelangt, ſo wie aus dieſer auf einer ſchmalen Felſenſtiege in die Maximuskapelle (vom Jahre 454), wo der heil. Maximus mit ſeinen Gefährten von den Herulern überfallen und gemordet ward. Dieſe beiden letztern Kapellen ſind ganz in den Felſen hineingehauen. Dann ſtiegen wir hinauf zur Feſtung Hohen-Salzburg. Schon auf dem neuen allmälig anſteigenden Wege hat man bald die herrlichſte Ausſicht auf die üppige Thalebene und über blühende Obſtbäume hin auf den majeſtätiſchen Untersberg. Die entlegenern Höhen waren meiſt in Wolken gehüllt. Noch ſchöner ſind die Ausſichten aus den Fenſtern der alten fürſtlichen Zimmer, deren Plafonds und Wände mit wohlerhaltener Malerei und Vergoldung (vom Jahr 1501) im Styl der Nürnberger Burg gar hübſch verziert ſind, wie auch mit ſchönen alten Kachelöfen und vielen Wappen, Waffen und Schildern jener Zeit. Leider werden dieſe intereſſanten Reſte des Mittelalters nicht genug geſchont und geehrt; doch wird der in dieſer Beziehung neuerwachte Geſchmack hoffentlich auch bald in Oeſtreich Einfluß genug gewinnen, um wenigſtens das noch Beſtehende nicht weiter verfallen und verderben zu laſſen. — Vom Schloßhofe aus machten wir einen wunderſchönen Spaziergang auf dem Mönchsberge. Immer oben am Rande der ſenkrechten Felswand, unmittelbar über der Stadt, führt dieſer Weg eine halbe Stunde lang durch die ſchönſten Anlagen, zum Theil durch kleine Gehölze von köſtlichen hohen Bäumen, nach allen Seiten die herrlichſten Ausſichten gewährend. Am Ende des Felsrückens ſteht ein Luſthäuschen, wo wir uns ein wenig ausruhten; dann ging's hinab und durch das berühmte Felſenthor in die Stadt, wo wir noch im Vorbeigehen das Haus

Digitized by Google

ſahen, in welchem, wie eine Inſchrift von Metallbuchſtaben unter goldner Leier dem Vorübergehenden anzeigt, der große Mozart geboren ward. Recht ermüdet kamen wir nach Hauſe, fühlten uns aber nach dem guten Mittagseſſen und einer kurzen Sieſta hinlänglich geſtärkt, um noch nach Hellbronn, dieſem Zaubergarten der Armida zu fahren. Wahrlich die alten Erzbiſchöfe wußten ſich das Leben zu verſchönern. Der Weg dahin iſt die herrlichſte Allee, die ich je geſehen habe, faſt nirgends zwei Bäume von derſelben Gattung nebeneinander, doch jeder einzeln ein Prachtſtück. Zwiſchen den herabhängenden Aeſten und Zweigen und der bunteſten Blätterfülle rieſengroßer Buchen, Eichen, Ulmen, Eſchen, Linden und Kaſtanien hindurch überſieht man links den Fluß und die jenſeitigen Aigener Höhen, rechts die fetten Wieſen mit unzähligen Landhäuſern, begränzt von hohen Felſen. So fährt man im Trabe eine halbe Stunde lang in einer Richtung; dann wendet ſich der Weg und ein alter Förſter öffnet die Einfahrt in den (jetzt kaiſerlichen) Park. Von ihm geführt fuhren wir nun auf dem lieblichſten Wege bis gegen das öſtliche Ende hin, unmittelbar am Fuß des mit den mannigfaltigſten Bäumen üppig bewachſenen Felsrückens, der aus der Ferne wie ein kleiner Hügel erſcheint, zur Linken aber die freundlichſten Wieſen mit einem Rudel weißer Hirſche. Dann ſtiegen wir aus und gingen den Waldweg hinan zum Felſentheater, wo im Jahre 1801 zum letzten Male von Dilettanten geſpielt ward (die „Genofeva", ſagte der alte Förſter, wußte aber nicht welche). Man erſtaunt über die Felsmaſſen, die hier von prächtigen Bäumen überragt eine helle, geräumige Höhle bilden, die dann von Menſchenhänden zu einer Schaubühne umgewandelt iſt, mit Proscenium, Soufleurkaſten, Garderobe und Allem Erforderlichen. Von dort führte uns der flinke Greis von 72 Jahren munter ſpringend die Höhe hinan, wo man das reiche Panorama des ganzen Thalgrundes überſieht, und wieder hinab zum ſogenannten Monatsſchlöß'l (es ward in 4 Wochen vollendet), mit der Ausſicht auf die Stadt. Der wundervolle Baumwuchs giebt dieſem kleinen Park wirklich etwas Zauberhaftes und nun tritt man unmittelbar aus dem Walde in einen wohlgehegten altfranzöſiſchen Garten, mit einer ganzen Reihe abgezirkelter Teiche und der luſtigſten Waſſerkunſt, die Alles belebt: die Augen und Zunge eines koloſſalen Kopfes, eine Menge einzelner Figuren, groß und klein, und eine ganze Verſammlung von Gewerken aller Art, nebſt einem hübſchen Orgelſpiel; dabei ſpringt klares Waſſer aus hunderten von Genien und Thiergeſtalten, breitet ſich wie Scheiben und Glocken von Spiegelglas über bunte Bilder und Blumen, hebt auf ſenkrechtem Strahl eine goldne Krone hoch in die Luft und läßt ſie ſchwebend auf und niedertanzen, ſtrömt als Sturzregen von den Gewölben heimlicher Grotten herab und ſchießt als Kreuzfeuer unvermuthet aus den Einfaſſungen der Wege hervor. Es iſt die großartigſte Spielerei, die man ſich denken kann; welch unendlicher Scherz mag dort in der alten, naiven Zeit getrieben worden ſein. Jetzt wird das Alles nur den Fremden ganz proſaiſch für Geld gezeigt, als wohlerhaltene Antiquität, die ihre Bedeutung im Leben verloren hat; doch der alte Förſter mit ſeiner ſchelmiſchen Laune und der undurchdringlich trockene Waſſermann, der die Kunſt leitet und zeigt, bilden noch immer zwei ſehr paſſende Figuren zu den ſeltſamen Kontraſten dieſes Feenparks.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Neue Bücher.

I.

Sternberg.

Vier neue Bände ſind von dieſem Autor erſchienen: zwei Bände „Erzählungen und Novellen“, von denen einige in Journalen vor längerer Zeit flüchtig vorübergegangen, andere noch ganz unbekannt ſind; außerdem eine neue zweibändige Novelle „Jena und Leipzig“.

A. v. Sternberg iſt von einer bemerkenswerthen Produktivität. Darnach ſah es nicht aus, als er mit ſeinen „Zerriſſenen“ und „Eduard“ begann. Die Handlung darin war im Dienſte von Gedankenſkizzen, und der Organismus des Autors ſah nicht aus nach quellender Fruchtbarkeit. Im Weſentlichen hat ſich das wohl beſtätigt: Sternberg's Quelle iſt nirgends zu einem Strome geworden, aber ſie füllt doch zahlreiche Bäche. Er hat einen unabhängigen, liebenswürdigen und poetiſchen Geiſt, der in immerwährender Zankſcene begriffen iſt mit der Erziehung und dem Geſchmacke, welche Sternberg geworden ſind. Erziehung und Geſchmack nämlich ſtacheln ihn mit den kleinen Reizen der Rokoko-Zeit und Rokoko-Literatur. Sein Geiſt giebt ſich tapfre Mühe, die Porzellan-Figuren in antike Marmorbilder zu verwandeln, und manchmal gelingt ihm dies auch im Einzelnen, und er gewährt uns die Ueberraſchung, daß ein Theil des klaſſiſchen Franzoſenthums aus den Studien geiſtreicher Philologen ſtamme und wirklich einige griechiſche Gedanken wiedergeboren habe.

Von dieſer Richtung iſt's unzertrennlich, daß er auch bei der ausgeführteſten Arbeit nicht über die Skizze hinauskommen kann: Die Welt, welche er erfindet, knüpft er immer an die Welt ſeiner ihm ſelbſt zweifelhaften Ideale, und ſo hat er nicht Hingebung genug an das Ideal, nicht Hingebung genug an ſeine eigenthümliche Schöpfung, und verurtheilt ſich ſomit ſelbſt zur Skizze.

In dieſem „Jena und Leipzig“ geſchieht dies auf eine ſehr geiſtvolle Weiſe, und je mehr der Geiſt darin überhand nimmt, deſto zerſtreuter muß im zweiten Theile die Erzählung werden. Das Buch ſchildert Begebenheiten und Charaktere von Perſonen, welche aus der preußiſchen Rokoko-Zeit vor der Jenaer Kataſtrophe herüberreichen bis in die Umwandlungszeit von Jena bis Leipzig, in den ſiebenjährigen Krieg der preußiſchen Reform. Die weibliche Frivolität nur bleibt was ſie war, die phantaſtiſche Ueberſpänntheit wird bis zum Wahnſinn geſteigert, die Jünglinge trachten nach wirklichem Heroismus und durchwühlen die Lebensfragen nach den tiefſten Richtungen, des Philiſters zähes Naturel erhält ſich auch neben dem Tugendbunde, und der Wechſel der Leidenſchaften behauptet auch unter den ärgſten Kataſtrophen ſein furchtbares Recht des launenvollen Wechſels.

Dieſer Bereich iſt beſonders gegen das Ende des erſten Bandes mit Kühnheit und plaſtiſcher Kraft geſchildert und wird Wolfgang Menzel in große Verlegenheit ſetzen, da dieſer immer noch in ſäuerlichem Lobe Sternberg's einen einzigen Verbindungszipfel zu erhalten ſtrebt mit einer modernen Schriftſtellerwelt, die ihm über den Kopf gewachſen iſt.

Der Mittelpunkt des Buches iſt das große „Warum?“ welches in großen Epochen aus dem Winkel jedes Charakters hervordringt, und es wird den ernſteren Leſern von lebhafter Anregung ſein, während die Romanleſer etwas ärgerlich ſein werden über die Sprünge und über die aus Fragen und Ausrufungen erbauten langen Brücken.

Digitized by Google

Betty Paoli.

Dieſe Dame iſt oft von Wien aus mit großer Auszeichnung genannt worden. Die Auszeichnung galt vorzugsweiſe lyriſchen Gedichten, und war vielfach eine verdiente. Es iſt etwas Aechtes, Inniges, Anſpruchsloſes in ihren Verſen.

Jetzt ſind drei Bände Erzählungen von ihr erſchienen unter dem etwas geſuchten Titel „Die Welt und mein Auge", was wohl eigentlich ſagen ſoll: die Welt in meinem Auge, und was zu pretiös etwas ausdrückt, das ſich von ſelbſt verſteht.

Mit einem Liede iſt man bei leidlichem Talente in größerem Vortheile als bei einer Erzählung. Man drückt in dem Liede nur aus, was uns wirklich nahe liegt; das iſt in enge Form gefaßt und ſtellt ſich rund dar. Die Uebergänge dürfen fehlen, und dieſe Lücke trägt bei zu poetiſcher Anregung des Leſers; der Ausgang kann grell ſein, die Muſik der Form verhüllt ihn. All Dergleichen gewährt und verträgt die Erzählung nicht: hier muß der Autor auch Das ſchildern, was der einmal begonnene Gang herbeiführt, hier will Alles motivirt und der Schluß einleuchtend ſein.

In ſolchem Zuſammenhange ſind die Erzählungen Betty Paoli's, obwohl es ihnen nicht an Vorzügen feht, ſchwächer als ihre Gedichte. Ein liebenswürdiger und guter, auch vielfach geſtählter Sinn tritt daraus entgegen, und die Darſtellung iſt ziemlich frei von Phraſe, lyriſche Phraſe ausgenommen, welche einer Dichterin ſo leicht nachgeflogen kommt, und welche vielfach das Erzählungstalent der Verfaſſerin hemmt und beeinträchtigt. Den erſten Band füllt eine einzige Erzählung „des Hauſes Ehre", und doch iſt dieſer Stoff mit grellen Gegenſätzen und Motiven nur Stoff zu einer ſchottiſchen Ballade. Was ihn zu einer Erzählung hätte machen können, ſorgfältig gezeichnete und doch überraſchende Wendung der Charaktere, ſpannendes Detail des weiten Weltlebens, welches ſich beſtimmend in den Lauf der Begebenheit und Handlung eindrängt, das fehlt. Die Compoſition iſt zu abſtrakt, zu abſichtlich. — Dies tritt weniger hervor bei kleinen Erzählungen. Ueberall hat ſich die Verfaſſerin zu hüten vor zu viel engliſchen und franzöſiſchen Salonworten. Sie braucht ſie wohl nicht, um ſie zu zeigen, aber ſie zeigt ſie, um Münze zu haben, und bei den meiſten Gelegenheiten muß man Höheres haben als Münze. Eben ſo bedenklich ſind ihre oft ausführlichen Beſchreibungen der Aeußerlichkeiten, der Anzüge und Möbel. Sie erinnern zu ſehr an die etwas überladene Wiener Mode, und in guter Erzählung müſſen ſie kräftiger und kürzer ſein. — Bei alledem iſt die ſinnige Verfaſſerin den Freunden einer anregenden Erzählung gewiß willkommen.

Lewald.

Lewald bringt ſeine geſammelten Schriften in einer Auswahl, und es ſind bereits ſechs Bände erſchienen. Dieſe führen den gemeinſchaftlichen Titel „Ein Menſchenleben", und ſind wirkliche und vielfach werthvolle Memoiren. Lewald hat hineingezogen was er früher ohne ſichtbaren Zuſammenhang vereinzelt gegeben hat an charakteriſtiſchen Skizzen und Schilderungen, und was in näherer oder entfernterer Weiſe zu ſeinem Leben gehört. So hat er erreicht, daß ſeine Perſon, der er übrigens nirgends ſchmeichelt, die er nirgends ſchont, nicht beſtändig im Vordergrunde erſcheint, daß ferner ſehr mannigfaltige Elemente der Zeit herbeigezogen und zur Charakteriſtik der Zeit verwendet werden, und daß endlich manches im Einzelnen Unverſtändliche oder Geringe im großen Zuſammenhange deutlich und verdienſtlich wird. Die ganze Anlage des Buchs iſt mit einem Worte geſchickt,

geſchmackvoll und praktiſch. — Der erſte Band, Knaben- und Jünglingsjahre beſchreibend, ſpielt in Oſtpreußen, namentlich in Königsberg. Landſchaftsbilder, eine Schilderung Kant's, und intereſſante Züge aus den Kriegsgeſchichten von 1806 bis 1813 bilden den Hauptinhalt. — Der zweite Band verſetzt uns nach Warſchau, und iſt großentheils angefüllt mit einer Novelle, welche in Polen ſpielt und für den Charakter dieſer Memoiren etwas zu ausgedehnt iſt. — Im dritten Bande kommt Lewald nach Breslau und Wien. Von Breslau iſt eine gute Schilderung des damals noch jungen Karl Schall zu empfehlen. Es iſt darin ganz richtig betont, daß Schall damals eine wichtige Hoffnung geweſen ſei für das deutſche Luſtſpiel, und daß er ſeine Beſtimmung namentlich darum nicht erfüllt, weil er die Ausführung ſeiner Conceptionen zu lange verſchoben habe. Da ich ihn in ſeinen alten Tagen gekannt habe, ſo kann ich hinzuſetzen, daß der kritiſche Doktrinarismus die Schall'ſchen Luſtſpiele ſpäterer Zeit verdorben habe. Er hatte wohl nur Talent für kleine Compoſitionen, und reckte ſich aus zu tendenzvollen größeren Plänen, welche denn nach Art von „Schwert und Spindel" ungenießbar wurden. — Lewald erzählt auch viel intereſſante Details von Kotzebue's Leben und Treiben. Das Theater, welches er im vierten Bande ſelbſt betritt, iſt überhaupt ein Mittelpunkt des Buches, und für die Theatergeſchichte bis zum Jahre 1830 ſind hier viel intereſſante Beiträge geliefert. Unter Anderm auch eine Beſchreibung der berühmten Bethmann, welche von den älteren Berlinern heute noch als ein Gipfelpunkt theatraliſchen Genies bewundert wird. — Der fünfte Band iſt ganz angefüllt mit Charakteriſtiken ausgezeichneter Schauſpieler, und hat ein vollſtändiges Intereſſe in ſich allein, da Lewald, ein durchaus maleriſches Talent, ſehr geſchickt iſt, die verſchiedenartigſten Geſtalten ſorgfältig, anſchaulich und durchweg ohne Phraſe zu beſchreiben. Wer dieſen Vorzug nicht anzuerkennen weiß, und, wie das bei uns zu geſchehen pflegt, ganz Anderes bei ihm ſucht, der wird immer ſchief über ihn urtheilen. Er macht gar nicht Anſpruch auf Tiefe und Höhe des Geiſtes und fortreißende Gewalt der Compoſition, er iſt ein Schilderer und will nur ein ſolcher ſein, und als ſolcher iſt er uns von Werth. Sein einfacher und natürlicher Stil, ſeine immer friſche, unverkünſtelte Auffaſſung könnte Manchen beglücken, der aus der Fülle verworrener Gedanken nirgends zu einer anmuthigen Darſtellung gelangen, nirgends einen künſtleriſchen Punkt gewinnen kann. Dieſer „Künſtler Skizzen" werden hier ein halbes Hundert geboten, und mit Ausnahme der Engländer umfaſſen ſie ziemlich alle bedeutenden Theaternamen, welche ſeit etwa dreißig Jahren ſich auf Europas Bretern ausgezeichnet haben. — Im ſechsten Bande iſt eine Schilderung Heine's das Intereſſanteſte. Sie iſt nicht umfaſſend und erſchöpfend, Lewald nennt ſich ja ſelbſt immer einen Aquarellmaler, aber was ſie giebt iſt richtig.

Nachrichten.

Leipzig, den 31. Auguſt. Unſer Theater entwickelt ſich ganz erfreulich: Marr zeigt ſich als tüchtigen Regiſſeur und als vortrefflichen Schauſpieler. Daß einen ſolchen die Wiener Burg entbehren kann iſt ein außerordentliches Zeugniß für die großen Kräfte derſelben. Herr Meixner iſt als Luſtſpielbeweger ſchon ein Liebling des Publikums, und Fräulein Bernhard weckt große Erwartungen. Gelingt es ihr, eine ſchon zu ſichtbare Doſis Manierirtheit zu beſeitigen, ſo kann das Drama ein ſchönes Talent an ihr gewinnen. Tragödien, welche auf lebhaften und innerlichen Helden beruhn, werden wir vor Ankunft Wagner's kaum zu eindringlicher Wirkung bringen, aber das Schau- und Luſtſpiel wird

binnen Kurzem mit manchem großen Hoftheater in die Schranken treten können. Soeben iſt der „verwunſchene Prinz" von Plötz — Herr Meixner war der ſehr lobenswerthe Schuhſterprinz — zu großer Erheiterung gegeben worden. Es iſt ein allerliebſtes Stückchen, und ich war ganz entzückt, ein ſo ſolides komiſches Talent in Herrn Plötz kennen zu lernen, bis es mir aufdämmerte und immer klarer wurde, es handle ſich nur um Bearbeitung eines Holberg'ſchen Luſtſpiels — die Kritiker von Wien und Berlin haben uns die Freude nicht verdorben, und nichts davon geſagt; jedenfalls iſt auch die Bearbeitung eine ganz verdienſtliche. Ein Wiener rümpfte zwar die Naſe, daß es freilich nichts als eine alltägliche Poſſe ſei. Hat der Mann verrathen, wie ſchwer jetzt der Stand neuer Stücke iſt!

Berlin, den 29. Auguſt. Der Beſuch der Gewerbe-Ausſtellung hat mir großes Vergnügen gemacht. Wiewohl die ganze Zuſammenſtellung weniger neue und faſt gar keine bisher ungeſehene Erfindungen aufzuweiſen hat, ſo iſt dennoch das einmal Vorhandene in ſo großer Vollendung, und vor allem in einer ſo wunderbar prächtigen Anordnung aufgeſtellt worden, daß es einem im Durchwandeln dieſer Räume vorkommt, als befände man ſich im Paradies der Induſtrie, im „Tauſend und eine Nacht" der Gewerbe. Wahrhaftig, mir hat es geſchienen als feierte die Arbeit ihre Oſtern; mir wurde fromm zu Muthe, ich hätte die Hände falten mögen. Es machte einen mächtigen Eindruck auf mich, das Kleinſte und Unbedeutendſte des täglichen Gebrauchs hier ſo geputzt, ſo blank, ſo feierlich ausgelegt zu ſehn. Man hat es ſchon oft betrachtet, man hat ſich ſchon oft ſeiner bedient, es iſt einem nie eingefallen, dabei etwas zu denken oder zu empfinden. Hier in dieſer Ausſtellung geſchieht einem dies zum erſten Mal; man ſieht die Dinge mit andern Augen an, man wird gewahr, daß auch das Geringſte einen gewiſſen Werth, ja, daß es eine Bedeutung hat, daß es ſelbſt ein Gedanke, eine Empfindung iſt, der oder die gehämmert, gemeißelt, gehobelt, geſchmiedet und gegoſſen worden iſt. Bei einer Scheere, bei einem Leuchter, bei einem Taſchenmeſſer kann man ſtehen bleiben und im Nachſinnen verſinken, denn in allem offenbart ſich ein Bewußtſein, das in dieſer Produktion ſein Daſein feiert. Die Gewerbe-Ausſtellung iſt der Muſen-Almanach des Fleißes, in dem ich mit größerem Intereſſe ſtudire, als in dem der jüngſten Poeten, den der große Friedrich (Steinmann nämlich) vor längerer Zeit herausgegeben und dem er ſein Portrait als Aushängeſchild der Langenweile hat vordrucken laſſen. Wirklich, in einem gußeiſernen Topfdeckel habe ich mehr Poeſie entdeckt, als in dem ganzen vorherbenannten Buche, meinen eigenen Beitrag mit eingerechnet, und nur den von Alfred Meißner ausgenommen. In der That aber iſt die Gewerbe-Ausſtellung bei dem fortwährend ſchlechten Wetter für jetzt meine liebſte Promenade geworden. Es wird mir wohl in den großen Räumen, in denen ich im Stande bin auf Stunden ſo manches zu vergeſſen, was mir ein Aergerniß iſt. — Zu meinen neueſten Aergerniſſen gehört die Taktloſigkeit der hieſigen Behörde. Es wird mir jeder auf's Wort glauben, wenn ich ihm verſichere, daß ich eden nicht zu den Anhängern des Miniſteriums gehöre, aber dennoch muß ich geſtehn, habe ich ſo viel ärgerlichen Patriotismus in mir, daß ich mich erboße, ſobald er etwas gethan hat, worüber man ihn auslachen muß. Neuerdings hat man nun die weitere Aufführung des Prutz'ſchen „Moritz von Sachſen" verhindert, unter dem Vorwande, der plünderſüchtige Culmbach ſei mit dem hohenzoller'ſchen Hauſe verwandt; im Grunde genommen aber nur deswegen, weil das Publikum das Stück oder vielmehr die Schlagwörter der heutigen Zeit, die, wie ich ſchon in meinem vorigen Briefe bemerkt habe, darin auf die Bühne gebracht worden ſind, mit ſo großem Antheil aufgenommen hat. Wenn in dieſer Verhinderung ſchon eine große Furchtſamkeit liegt, ſo liegt doch noch eine viel größere Thorheit darin, weil es unnöthig war das Stück zu verbieten; es wäre von ſelbſt gefallen und zwar ganz in der Stille. Jetzt aber wird es Aufſehen machen, weil man vielfach darüber ſprechen und ſchreiben wird. Das muß ja ein merkwürdiges Stück ſein, wird es heißen, das muß den Nagel auf den Kopf treffen, das muß zu fürchten geweſen ſein, daß man es ſo ſchnell und ohne weiteres in Berlin unterdrückt hat, unter einer Regierung, die damit anfing den „Egmont", „die Räuber" und „Wilhelm Tell" für die Bühne freizugeben. Ah! wird der Eine ſagen, Eh! Ih! Oh! Uh! die Andern; durch das ganze Alphabet wird man ſich wundern wie der Schreiber Vanſen im „Egmont" ſagt, und das Alles nur, weil man ungeſchickt iſt und einen Skandal weniger ſcheut als anderthalb Wahrheiten. Man fängt ſchon an in den Zeitungen das Stück zu fordern, es kann kommen daß es das Publikum unter Lärmen und Toben am Schluß jeder Vorſtellung für den nächſten Abend verlangt. Das Aufſehen über das Verbieten dieſes Stückes wird noch dadurch vermehrt, daß dem bekannten Hofrath in der „Preußiſchen Allgemeinen" nicht einmal verſtattet worden iſt darüber herzuziehen. Die Gedanken-Kettenhunde ſeiner ſervilen Geſinnung haben die ganze Vorſtellung über im Parterre herumgebellt, und nun hat er ſie nicht einmal loslaſſen dür-

ſen, was, wie ich verſichern kann, ihn gewiß nicht mehr zu ſchmerzen vermag, als mich es ſchmerzt. Ich ſah dem Referat mit Neugier entgegen. Es macht mir Vergnügen zu ſehen, wie jenes Dingelchen, von dem der Oberſtlieutnant v. Treskow ſagte, daß es ein jeder in ſeiner Hoſentaſche trage, aufwartet, dient und das Pfötchen giebt. — Es iſt eine ſchlimme Zeit, man kann an nichts eine Freude haben, nicht einmal am Leſen ſtiller Bücher. Da finde ich neulich, als ich in den Erlebniſſen von Dorow blättere, einen Ausſpruch von dem damaligen Kammergerichtsrath Eichhorn, dem jetzigen Miniſter, der mich ebenfalls geärgert hat, weil er mir zeigt, wie Zeiten und Umſtände im Stande ſind Meinungen und Anſichten umzukehren, als wären es lederne Handſchuhe. Der Staatskanzler ließ ſich über das zu freie Weſen der Studenten aus, das, wie er ſagte, ſich ſogar in der Art ihre Kleider zu tragen auf das Auffallendſte kund gebe. „Am Ende wird man den Studenten noch vorſchreiben was ſie für Kleider tragen ſollen; ihr Leben, ihre Studien ſind wahrlich ſchon genug beſchnitten“ äußerte ſich damals Eichhorn. Damals, als er noch Kammergerichtsrath war, jetzt freilich — — iſt er Miniſter. Hätte er ſich doch dieſes Ausſpruches erinnert als er kürzlich die Univerſitäten-Reform in Anregung brachte. Der Ausſpruch hat — „Worte! Worte! Worte!“ ſagt Hamlet, und der Shakſpere'ſche Narr in „Was ihr wollt“ meint „Aber wahrhaftig Worte ſind rechte Hundsfötter, ſeit Verſchreibungen ſie zu Schanden gemacht haben.“ Wenn ich nicht ſo entſetzliches Kopfweh hätte, ſo wollte ich hier wohl Gelegenheit finden, mich über dieſes und jenes noch weitläufiger auszulaſſen. Da mir aber meine Gedanken wie im hitzigen Fieber liegen, ſo will ich es lieber für diesmal aufgeben und nur auf die Angriffe gegen meinen Brief über das Attentat noch bemerken, daß Dr. Elsner wohl Recht hatte zu ſagen, unſrer Preßfreiheit ſei nichts ſo feindlich als die Geſinnung der Schriftſteller, welche gegen jede Ungewöhnlichkeit und Selbſtändigkeit die Polizei zu Hilfe rufen. Ich bin nach reiflicher Ueberlegung noch immer überzeugt, es hätte ſich nach der Art, wie ich dieſe Sache anſehe und glaube, daß ſie angeſehen werden muß, nichts Anderes darüber ſagen laſſen. Es ſcheint mir durchaus der deutſchen Preſſe unwürdig ſich auf den Markt der Oeffentlichkeit hinzuſtellen, und, was ſie faſt in allen ihren Organen gethan, bloß wie ein Fiſchweib auf den Königsmörder hineinzuſchimpfen. Damit iſt nichts gethan; tas kann der Straßenjunge, der eben unter meinem Fenſter den gräßlichſten Lärm verführt, durchaus nicht ſchlechter. Es kommt darauf an bei ſo ernſten Gelegenheiten ein ernſtes, unterſuchendes Wort zu reden, und ebenſoſehr ich überzeugt bin, daß dies Andere viel beſſer gekonnt haben würden als ich, ebenſoſehr bin ich aber auch davon überzeugt, daß ich es nicht beſſer und nicht würdiger thun konnte, als es geſchehn. — Im Theater iſt nichts von Bedeutung. Geſtern wurde im königlichen ein ſchlechtes Luſtſpiel aus dem Franzöſiſchen „der verfolgte Witwer“ gegeben, das ohne Beachtung vorüberging. Ich hörte, Hr. v. Küſtner ſei Willens dieſe ſeichten Ueberſetzungen von der Bühne zu verbannen; es ſetzt mich daher in nicht geringes Erſtaunen, dieſe, die zu den ſeichteſten gehört, dennoch aufgeführt zu ſehen. — Fräul. Jazedé vom Stadttheater zu Hamburg gaſtirt in der königlichen Oper mit vielem Beifall. Das nächſte Mal mehr von ihr. **Feodor Wehl.**

* **Berlin,** den 25. Auguſt. Herr v. Küſtner hat wirklich in der Deutſchen Allgemeinen Zeitung ein Plätzchen gefunden, die Thaten des hieſigen Hoftheaters in günſtiges Licht zu ſtellen! Dies beſchleunigt wie immer die nur zu gerechte und bereits faſt allgemeine Oppoſition in geharniſchten Ausbrüchen. Man iſt im Weſentlichen darüber einig, daß es ſo nicht fortgehn könne, und wenn es ſich beſtätigt, daß wir mit der Acquiſition Hendrichs zufrieden ſein müſſen und eine weitere Ergänzung des Perſonals nicht zu gewärtigen haben, keine Ergänzung für die Fächer Seydelmann's und Eduard Devrient's, keine Heldin, kein jugendliches Mädchen zu erwarten iſt, dann wird das jetzige Grollen zu einem Lärmen anwachſen, der auch vom Könige gehört werden und Entſcheidungen herbeiführen wird. Denn wenn auch der König kein beſonderes Intereſſe am Theater nimmt, ſo iſt es ihm doch nicht gleichgiltig, ſein Theater ſo in den Hintergrund geſchoben und allmälig ausgeſchloſſen zu ſehn von den Entſcheidungen über neue Sachen. Einhundertundfünfzig Tauſend Thaler Zuſchuß! und ſolche Reſultate und daneben größere Aufmerkſamkeit auf kleine Pachttheater gewendet zu ſehn, welche mit ihren kleinen Mitteln wuchern müſſen, kleinere Hoftheater wie Dresden viel reichlicher ausgerüſtet zu ſehn, das ſetzt den Berliner doch am Ende außer ſich, und entgeht dem Könige auch im größeren Zuſammenhange auf die Länge nicht. Selbſt die alte Ausrede, es fehle an Talenten, gilt für abgenutzt, ſeit man Hoppé und Baiſon geſehen, und von letzterem erfahren hat, er ſei ſogleich bereit in's Engagement zu treten. Daß man die Gage für ihn geſcheut hat, weil einige ſeiner Rollen bereits hinreichend beſetzt, andere doch beſetzt ſeien, das hat uns zu tief in das Syſtem der alltäglichſten Sparniß hineinſehen laſſen. Iſt das ein Standpunkt für das Hoftheater in Berlin? Jetzt darf nur

noch hinzukommen, unb man erwartet es faſt zuverſichtlich, daß eine Erſparung in dem bewilligten Zuſchuſſe wiederum kaufmänniſch ſtolz zum Vorſchein kommt, dann iſt der Standpunkt vollſtändig enthüllt, Ihre „Tantièmen=Täuſchung" und die klägliche Ausſtattung nener Stücke iſt erklärt und wir wiſſen, um was es ſich handelt. Jedermann harrt nun auf den eigentlichen Beginn der Saiſon; man iſt vorſichtig geworden und will keinen Schuß unnütz verſchießen — kommt aber der November wieder ohne nen erworbene Kräfte, erſcheinen neue Stücke wie bisher in wirkungsloſer Beſetzung nnd Zurüſtung, bleibt der ganze mechaniſche Schlendrian derſelbe, wie er jetzt ſeit Jahren eingeriſſen iſt ohne geiſtiges Leben, ohne höhere Leitung, dann wird ſich Publikum und Preſſe ſo dagegen erheben, daß Herrn Hofrath Rouſſean's ſüßliches Geſchwätz wunderlich daneben ausſehen nnd der Ruf um Reform auch an die entſcheidende Stelle bringen wird. Und der Kampf gegen Mittelmäßigkeit wird in einer Stadt wie Berlin kein Kampf gegen Windmühlen ſein.

Bingen tritt nun formell in die Reihe immatrikulirter Badeorte. Es iſt ein Buch darüber erſchienen mit Stahlſtichen, Gegend= und Kurbeſchreibung nnd Analyſen der einfachſten Dinge wie Rheinbäder, Dampfbäder, Trauben= und ſonſtiger Kur. Der Proſpektus für eine neue Zeitung iſt wie das erſte Buch über ein neues Bad: die Abonnenten ſind geladen. „Das Helenen=Bad" heißt das Buch und die Anſtalt in Bingen der ruſſiſchen Großfürſtin zu Ehren. Etwas ſpecifiſch Bingener finde ich an dieſem Bade nicht weiter als den „Wisper=Wind", der hier wehen und die Luft beſonders reinigen ſoll. Dieſe Entdeckung iſt nicht ohne Geiſt.

Aus der Geſellſchaft. Unter dieſem Titel wird ſo eben eine Geſammt=Ausgabe der Romane von Ida Gräfin Hahn=Hahn angekündigt. Die Anzeige iſt von folgendem Vorworte der Verfaſſerin begleitet:

„Als ich grade jetzt vor ſieben Jahren das kleine Buch ſchrieb, welches ich gleichgültig und anſpruchslos „Aus der Geſellſchaft" nannte, konnte ich freilich nicht wiſſen, daß ich eine ganze Reihe von Büchern folgen laſſen würde, die ſich in derſelben Sphäre bewegen nnd denen folglich dieſelbe Bezeichnung zukommt. Das iſt nun geſchehen, und darum taufe ich jenes erſte Buch bei Gelegenheit dieſer neuen Ausgabe einfach in „Ilda Schönholm" um, und gebe dem Ganzen den allgemeinen Namen."

„Indem ich nun ſo auf dieſe ſieben Jahre meiner kleinen literariſchen Laufbahn zurückblicke, klopft mir das Herz vor Freude, denn es iſt ein ſeliges Gefühl ſich zu ſagen: Du hilfſt mitarbeiten im Reich der Geiſter. Arbeit! Arbeit iſt meine Sehnſucht, mein Durſt, meine Beſtimmung, mein Beruf: darin iſt mir wohl, dabei fühl' ich mich auf meinem Platz und in meiner Sphäre, und daher habe ich nie jene Entmuthigung, Unzufriedenheit, Mißvergnügen, gar Verzweiflung gekannt, von denen man ſo oft als von unzertrennlichen Gefährten dieſer Lanfbahn reden hört. O das iſt gewiß nicht wahr, wenn man ſich aus Liebe, mit vollem Herzen und ohne Nebenabſicht auf ſie wirft! Ich habe nur *einen* Zweck: das Ringen nach Wahrheit in den Seelen fördern zu helfen. Das will ich, unb es gelingt mir. Bürgſchaft für das Gelingen meines Strebens liegt in der lebhaften Zuſtimmung und in dem heftigen Widerſpruch — in den warmen Anhängern und in den eifrigen Gegnern — in der tiefen Liebe und in der ſchneidenden Abneigung, welche meine Schriften erwecken. Solche Sympathien unb Antipathien werden nur durch eine *Macht* hervorgerufen, während ſich die *Unmacht* gelinden, allgemeinen, unwirkſamen Beifalls erfreut. Nicht auf meinem Talent unb meiner Feder beruhet jene Wirkung, ſondern auf meinem Beſtreben den Menſchen in ſich ſelbſt zurückzuführen, damit er aus ſeinem Innern bas Material zum Fundament ſeines äußern Lebens hervorhole. Jetzt, wo die ganze Welt ſich nach außen zu verflüchtigen ſcheint, und ſelbſt mit ihren edleren Beſtrebungen in der Weite und Breite nur ſich bewegt — jetzt iſt die Anforderung, den forſchenden Blick in die Tiefe des eignen räthſelvollen Seins und Weſens zu ſenken, doppelt an der Zeit, ja dreifach, wenn dieſelbe noch nicht in's allgemeine Bewußtſein getreten iſt. Jeder Blick in die Tiefe kann für Perſonen, die zum Schwindel geneigt ſind, gefährlich werden. Bücher, welche die Menſchenſeele kämpfend in und mit dem Ozean der Leidenſchaft zeigen, hat man häufig ſo genannt; auch die meinen. Wenn ich ſage, daß ſie dies Schickſal mit der Nouvelle Héloïse, mit Werther, mit Childe Harold theilen, ſo geſchieht das nicht, um neben dieſen glorreichen Namen den meinen zu nennen, ſondern nur um anzudeuten, daß etwas Alltägliches ſchwerlich ein ſolches Loos hat; das Unalltägliche aber iſt für Viele ſtörend, unbequem, bedenklich; ich begreife das — aber auch zugleich, daß es uns wenig fördern würde, wenn wir immer bei dem Alltäglichen ſtehen blieben, ohne einmal einen Schritt heraus zu wagen aus dem Bann, mit dem es nns friedlich einlullt. Ich *will* nicht die Lente oberflächlich durch kleine niedliche Geſchichten oder buntaufgeputzte Hiſtorienfabeln unterhalten; ich *will* nicht der kleinen

menſchlichen Eitelkeit durch erträumte, unwahre Helden und Heldinnen ſchmeicheln; ich will nicht aus meinen Büchern Amüſementsmaſchinen für Erwachſene und Schulbücher für Kinder machen. An's Herz des denkenden Menſchen will ich mit ihnen klopfen und ſprechen: Nun? hab' ich Recht oder Unrecht? Denk' nach, wie es in Dir ausſieht, was Du dazu ſagſt. Beſtreite es oder ſtimme mir bei, thue was Du willſt, aber denke ſelbſt nach. Anregen will ich zum Kampf gegen die Lüge, die Gemeinheit und die Heuchelei der Welt, die ſich in uns Allen breit zu machen ſtrebt. Ja, das will ich, und dabei iſt mir ſo ernſt zu Sinn, daß ich zum Schluß nur ſagen kann: Amen.

Ida Hahn-Hahn."

Dresden, Julius 30. 1844.

Eine willkommnere Gelegenheit für den Spott hat lange nicht ein Autor geboten, und die Tageskritik wird nicht ermangeln, nachzuweiſen, daß ſo große Zuverſicht und ein feierliches Amen für kapriciöſe Einfälle etwas zu viel ſei.

(Eingeſendet.) **Prof. Viſcher und Dr. Merz.** In dem neueſten (ſiebenten) Hefte der Grenzboten findet ſich ein Aufſatz von dem Dr. phil.*) Heinrich Merz, überſchrieben: „Shakſpeare und kein Ende." Der Aufſatz ſelbſt hat glücklicherweiſe ein Ende und an dieſem wird ſich jeder denkende Leſer fragen: was nun eigentlich mit all den vielen Worten geſagt ſei? Es wird ihm nicht gelingen aus der Fluth pretiöſer Wendungen einen klaren, faßbaren Gedanken herauszufiſchen, und der Endeindruck wird ſein, daß der ganze Artikel nur die Oppoſition gegen den von Viſcher zum Zwecke haben müſſe. Freilich wird man eben hierüber ſich wundern. Viſcher's Abhandlung iſt von einer allgemein anerkannten Vortrefflichkeit; wie kommt daher Hr. Merz zu einer ſo zudringlichen und plumpen Polemik? Zudem ſtand die Abhandlung in Prutz's literarhiſtoriſchem Taſchenbuch, bei welchem — man weiß nicht wegen welcher Leiſtungen — auch Hr. Merz unter den Mitarbeitern figurirt; woher alſo dieſe literariſche Taktloſigkeit? Wer mit den Perſonen und Verhältniſſen etwas näher bekannt iſt, dem liegt die Abzweckung von Hrn. Merzens Aufſatz offen zu Tage. Nicht zwar daß der Grund darin läge, daß Hr. Viſcher über Hrn. Merz den treffenden Witz gemacht hat, er ſollte ſich jetzt billig April nennen und ſchreiben; dieß iſt nur ein einzelner untergeordneter Punkt. Hr. Merz iſt ſeit längerer Zeit von der Seite des Fortſchritts auf die des Conſervatismus und der Reaktion übergetreten und ſetzt das auf jener begonnene Geſchäft, ſeine Partei durch Maß- und Taktloſigkeiten zu blamiren, in größerem Maßſtabe auf dieſer fort. Um nämlich aller Welt die wichtige Mittheilung zu machen, daß er nicht mehr ſei der er war, drängt er ſich allenthalben vor, lobpreiſend diejenigen, welche er früher mit Koth bewarf, und ſchmähend auf die, welchen er früher Weihrauch ſtreute. Zu den Glücklichen der letzteren Sorte gehörte auch Hr. Viſcher; daher jener Aufſatz. Ganz dieſelbe Aeſthetik, welche früher von Hrn. Merz geiſtreich, friſch und geſund und alles mögliche Herrliche genannt wurde, heißt jetzt bei veränderten Umſtänden (nämlich des Hrn. Merz) „altbacken". Nächſtens wird nun die Reihe an Dr. Baur kommen, den Hr. Merz in den deutſchen Jahrbüchern gleichfalls geprieſen hat, und dem Prof. Mayer in Tübingen, ſeinem jetzigen Meinungsgenoſſen, ſollte er doch nicht länger ſäumen, öffentliche Abbitte zu thun für die injuriöſe Art wie er ihn ebendaſelbſt behandelt hat. Auch mögen ſich die „Grenzboten", weiche Hrn. Merz ſo treulich die Hand bieten, um ſeine Fortſchritte im Glauben und in der Buße zu dokumentiren, wohl in Acht nehmen: meinen ſie, der Panegyrikus auf L. Feuerbach, den Hr. Merz ihnen früher geliefert hat, könne unzurückgenommen bleiben? Es ſcheint faſt, Hr. Merz habe bei Gelegenheit ſeiner Wiedergeburt den Kopf eingebüßt; ſonſt würde er nicht ohne alle Veranlaſſung ſich ſo oft als möglich an Männern reiben, welche ſeine Antecedentien ſo genau kennen; ſonſt hätte er nicht die Abſurdität begehen können, einen Mann, vor deſſen Charakter auch ſein erklärteſter Gegner die unbedingteſte Hochachtung haben muß, den Dr. Zeller in Tübingen öffentlich einen „Stellenjäger!" zu heißen; ſonſt hätte er auch dieſe unmotivirte Provokation von Viſcher unterlaſſen. Oder gehört zu den bedungenen Manifeſtationen der neuen Chriſtlichkeit nicht blos die Beräucherung der früheren Feinde, ſondern auch das Schmähen auf die ehemaligen Freunde?

K. B. v. B.

*) Denn das iſt er, nicht Dr. theol. wie die Grenzboten, vielleicht aus der Haltung von Merzens Aufſätzen ſchließend, beharrlich angeben. Als ſeinen genaueſten Titel giebt Merz ſelbſt in Rheinwald's Kirchenzeitung an: „Dekanats- (Stadtpfarrei-?) Verweſer in Aalen."

Red.: Heinrich Laube. Verl.: Leopold Voß. Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hierbei: Die Mode № 36.

№ 36. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Ngr. 1844.

Moden.

Da es jetzt keine neuen Moden giebt, ſo ſieht man ſich die alten an, um von ihnen zu lernen unb zu gewinnen. Das heißt, man betrachtet die alten guten Bilder und findet, daß den derb fleiſchigen Frauen des Rubens das Roth, das Orange und die goldſchimmernden Stoffe zugetheilt ſind, daß hingegen dem ſatten italieniſchen Teint ein Guercino und andere Meiſter, außer dem Roth, vollbraune und dunkelgrüne Gewänder gemalt haben. Carlo Dolce aber hat für die weichliche Bildung unb nordiſch weiße Hautfärbung ſeiner Madonna lichter rethe und grell blaue Drappirung für nothwendig gehalten. Daraus mögen Blondinen und nordiſche Frauen mit ſehr weißem Teint abnehmen, daß die lichten grellen Farben ſie pikanter erſcheinen laſſen, indeß der dunkler gefärbten Hautfarbe und dem braunen Haar die ſatten Farben mehr zupaſſen. Die mehrfach ſchillernden Stoffe der neuen Mode ſind nur in ſehr einzelnen Zuſammenſtellungen maleriſch und künſtleriſch ſchön; dahin gehört braun mit Goldſchimmer, grau mit roſa Schein u. ſ. w., aber die modiſchen, unſichern, drei- und vierfarbigen Schiller ſind eigentlich unſchön, ſowie alles ſogenannte modefarbige. Die maleriſche Schönheit der Tracht in Farbe und Faltenwurf begünſtigen ſtets die Wintermoden mehr durch dichte und reichere Stoffe, und ſchon jetzt zeigen einige Modehandlungen dieſes ernſtere Genre wieder, ja ſelbſt in den Bädern ſind hohe Kleider von Moor und von chinirtem Pekin an der Tagesordnung. Außerdem ſind ſeidne Stoffe mit breiten Atlasſtreifen ſehr beliebt unb man nimmt darauf Beſätze von Sammt, von Poſamentirarbeit oder von ſchwarzen Spitzen. Ein Atlaskleid von gelblichbrauner Farbe, wie ein welkes Blatt, war mit violetten Guirlanden von Sammt brochirt und ein anderes Atlaskleid war breit geſtreift, ein Strich roth und grün ſchillernd und der andere Strich aprikoſengelb und roſa ſchillernd; dieſe beiden Muſter gelten für die erſten Neuigkeiten des nahenden Winters. Solche reiche Kleider macht man ganz ohne Beſatz, doch wird man dabei für den Anfang des Winters die offnen Taillen und fliegenden Röcke oft anwenden. Palmira, die berühmte pariſer Schneiderin, hat kürzlich ein lichtgraues Seidenkleid mit roſa Poſamentirarbeit verziert. Dieſe Schnürenarbeit war zu beiden Seiten des Rocks angebracht, lief vom untern Rande deſſelben nur bis an die Hälfte der Rocklänge nach oben und war in der Mitte des Rocks mit Schlingen und Eicheln vereinigt. Die Taſchen umſchloß derſelbe Beſatz und er wiederholte ſich auf den Bruſtaufſchlägen und Ueberärmeln. Einen Uebergang von der Sommertoilette zum ſchwereren Anzug zeigte kürzlich ein hübſcher Phantaſieanzug. Dieſer beſtand aus einem weißen Organdikleid mit vielen ſchmalen Falbeln beſetzt und mit einem halbhohen Leib gemacht wie ein Nonnenchemiſette. Ueber dieſes weiße Kleid war ein ganz vollſtändiges blauſeidnes Kleid gezogen, was nur im

Rock ⅜ Elle kürzer war als das weiße, eine ausgeſchnittene Taille hatte, ſodaß die halbhohe weiße handbreit zu ſehen war, und die kurzen blauen Aermel bildeten nur eine Art Ueberärmel zu den weißen langen Puffenärmeln.

Die Reitanzüge der Damen beſchäftigen jetzt öfter die Mode, da das Reiten derſelben immer allgemeiner wird. Sind für die Amazone ſchwere Stoffe, als Tuch, Thibet, ja Sammt, auch paßlicher, ſo bringt doch der Sommer ſtets Reitkleider von lichterem Zeug, wie z. B. ein rohfarbiger Muſſeline=de=laine Rock zu einer weißen Taille von Jaconnas und ein Strohhut mit buntem Schleier auf dem Lande ſehr häufig getragen wurden. Der Herbſt verlangt entſchieden die Tuchkleider zurück und dieſe haben zwei Formen des Leibes, denn der gleich lange, weite Rock erleidet keine Veränderung. Der erſte Schnitt hat das Anſehen einer türkiſchen Weſte; es iſt dies ein hoher Leib, der nicht zu eng ſchließt und rings um die Taille anliegende Schöße hat, die ungefähr eine Viertelelle breit ſind. Das Eigenthümliche des Schnittes beſteht darin, daß vorn die Bruſttheile und Schöße aus einem Stück gemacht ſind, in der Taille nicht ſcharf einſchneiden, ſondern abgerundet offen ſtehen und das weiße Unterchemiſette ſich unten zeigt, indeß zwei Knöpfe über der Bruſt geſchloſſen ſind. Dieſe Form in dunkelgrünem Tuch ausgeführt und dazu ein runder ſteiriſcher Hut von grauem Filz mit einer langen Feder verziert, ſieht ſehr gut aus. Der neueſte Schnitt der Amazonenkleider beſteht aber in der ſehr annähernden Form an einen Phantaſiefrack. Die Schöße deſſelben ſind natürlich klein, jedoch groß genug, um Hüftentaſchen zu geſtatten. Die Bruſttheile ſind wie ein gerader Herrenrock geſchnitten und bleiben auch wie dieſer willkürlich offen oder geſchloſſen. Manche Damen tragen zu dieſem Schnitt auch eine Art bunter Unterweſte, was ſehr gut ſteht. Die Handſchuhe zum Reiten haben kleine Stulpen, gegen die ſich die kleine Damenhand ſehr vortheilhaft abzeichnet.

Zu wiederholen iſt immer wieder die Vorliebe der Damen für Schößentaillen an allen feſten Kleidern. Sogar Canezous ſind dieſem Geſchmack gefolgt, daher canezous-basquine der neueſte Schnitt derſelben heißt.

Am Morgen ſind die Taſchentücher mit bunt geſtickten Vignetten am meiſten getragen oder auch ganz weiße Tücher mit zwei glatten Säumen umrändert und mit meiſterhafter Stepperei verziert. Zur Toilette ſind die florartigen Batiſttücher mit mattgeſtickten Kanten verſehen, in denen der Wappenſtich mit Durchbrochenem, von verſchiedenen ächten Spitzen eingeſetzt, abwechſelt.

Der allgemein getragene Phantaſiefrack der Herren wird vorn im Rock immer weiter und unterſcheidet ſich faſt nur durch den Ausſchnitt in dieſer Form ∧ von dem Gehrock. Auch mit gekreuzten und zugeknöpften Bruſttheilen zeigt ſich der Phantaſiefrack meiſt auf der Promenade, nur zu Pferde ſind die Schöße zurücktretender und eine Reihe Knöpfe paßlicher.

Beſondere Aufmerkſamkeit wendet man den Jagdanzügen zu, worin ein Coſtüm des Herzogs von Nemours großes Aufſehen machte. Es beſtand aus einem galonirten rothen Phantaſiefrack mit dunkelblauem Futter, einer dunkelblauen Schoßweſte, kurzen weißen Hoſen und Stulpenſtiefeln und einer ſchwarzſammtnen Jokeymütze. Ein anderer einfacherer und praktiſcher Jagdanzug war ſo zuſammengeſtellt. Ein Phantaſiefrack, der bis oben hinauf zu ſchließen, war von dunkelgrün melirtem Tuch gemacht, die gerade Schößenweſte von chinirtem Caſimir geſchnitten ging unter dem Frackausſchnitt in der Taille vor. Dazu trägt man entweder eine kurze Hoſe von granitfarbigem Hoſenatlas, mit Stiefeln, oder einen Pantalon von wollenem Leder, nußfarbig mit Gamaſchenſchuhen. Die Mütze iſt von Seekalbfell gemacht.

Die neuen Stoffe für den Herbſt ſind ſehr ſtark und meiſtentheils dunkelfarbig. Sie ſind auf chinirten, oder getigerten, oder jaspirtem Grunde, breit geſtreift oder mit feinen Linien gemuſtert.

J.

Die Londoner Saiſon.

Aus dem Briefe einer Dame.

London, Anfang Auguſt 1844.

Wenn Sie dieſen Brief erhalten werden, iſt die Londoner Saiſon längſt vorüber: denn ſie wird ihren letzten Seufzer den 20. des laufenden Monats aushauchen, wo die Oper definitiv geſchloſſen wird. Aber der vergangene Monat war deſto reicher an Allem, was die Saiſon hier bietet.

Am 8. Juli fand der Waverley-Ball ſtatt. Denken Sie ſich alle die bedeutendſten Perſonen, die „der große Unbekannte" geſchildert hat, in Quadrillen ſich durcheinander bewegend, die Lucia's di Lammermoor bei ihren Edgardo's, das bunte Gewirr zu verſtohlenen Zuflüſterungen benutzend; die Diana di Vernon, die Rebekka, die Flora Mac Ivor, die Roſa Bradwardyne, alle dieſe Heldinnen unter obligater Begleitung ihrer Helden, nnd Sie werden einen noch ſchwachen Begriff von der dem Andenken Walter Scott's hier getanzten Huldigung haben. Ich kann Ihnen verſichern, daß gegen vier Uhr Morgens, als alle dieſe Perſonen ſich zum Polkatanzen anſchickten, die Säle von Willis das pittoreskeſte Durcheinander, das man ſich nur denken kann, darſtellten. Am andern Tag traf ich einige dieſer hübſchen Tänzerinnen ſehr ermüdet in Apsley-Houſe wieder, bei der Hochzeitsfeier, die bei Sr. Gnaden dem Herzog von Wellington, Vater des Lord Karl Wellesley, ſtattfand, der ſich mit Miß Pierrepont vermählte. Die Sitte erheiſcht zwar, daß dieſe Feier bei den Eltern der Braut ſtattfindet, aber der hohe Rang des edeln Herzogs hatte diesmal die Anforderungen der Sitte verſtummen gemacht.

Sonnabends den 13. Juli fuhr ich ungeachtet heftigen Regens nach Chiswick zur letzten Ausſtellung der londoner Ackerbaugeſellſchaft. Auf dem ganzen Weg war ein fortdauernder Zug, ein wahres Longchamps von Wagen, die die ſchöne Welt nach Chiswick führten. Man wußte, daß die ſchönen Gärten des Herzogs von Devonſhire in dieſen Tagen dem privilegirten Publikum offen ſtanden, und dies war ein doppelter Reiz. Ungeachtet Regen nnd Wind waren mehr als viertauſend Perſonen dort. Es giebt nichts Prachtvolleres, als dieſe Blumenausſtellung: die Erika's, die Archimenes, die Fuſchia chevalieri, die Pelargonien wetteiferten mit Roſen und Nelken von allen Farben und von dem lieblichſten Dufte. Ungeheure Früchte zogen neben den Blumen die Aufmerkſamkeit auf ſich. Am reizendſten erſchien mir das Oncilium Papilio, eine Blume, die ganz die Geſtalt eines Schmetterlings hat, der eben fortfliegen will. Seine Flügel mit den brennenden Farben, ſeine Fühlhörner, ſeine kleinen Beine, ja bis auf ſeine Augen hat die Blume nichts unterlaſſen, um das Inſekt nachzuahmen: die Bewegung allein mangelt ihr und ein leichter Windhauch, der das Blatt bewegt, kann die Illuſion vollſtändig machen. Vier Muſikchöre von verſchiedenen Regimentern ſpielten abwechſelnd, meiſt ſolche irländiſche Melodieen, wie die, denen Thomas Moore neues Leben gab, als er ihnen ſo zu ſagen die Seele ihres Körpers, die bezanbernde Melodie ſeiner Verſe, ſchuf.

— — Wie billig, ſtattete ich auch dem Tunnel meinen Beſuch ab. Ich mußte dieſes wahrhaft römiſche Bauwerk bewundern, konnte mir aber doch nicht verhehlen, daß es im Grunde nichts als ein koloſſales Kraftſtück ſei, gebaut mit ſchönem baaren Gelde. Es wäre gewiß beſſer geweſen, den Platz von Trafalgar-Square zu vollenden, als dieſen nnterirdiſchen Weg zu bahnen, der ſtets nur einen ſehr zweifelhaften Nutzen haben wird, vorausgeſetzt, daß, um ihn fahrbar zu machen, man die unerhörten Koſten aufwendet, die man eines Tages — aber freilich ſchon vor langer Zeit — darauf zu wenden gedachte.

Ungefähr drei Meilen von London iſt ein zoologiſcher Garten (Surrey-Garden), der in dieſem Augenblicke das Publikum anzieht.

Außer einigen recht hübſchen Pflanzen und einigen ziemlich ſeltenen Thieren iſt hier jeden Montag, Dienſtag, Mittwoch und Donnerſtag Abend ein — wie ſoll ich ſagen? — hiſtoriſches Feuerwerk zu ſehen: die Darſtellung der ſchrecklichen Feuersbrunſt, welche 1666 London verheerte. Gemalt von Danſon und Talbin auf eine Leinwand von 303,000 Fuß Dimenſion macht dies ungeheure Panorama auch bei Tage einen merkwürdigen Eindruck. Das iſt ganz das alte London, wie man es in den alten Chroniken beſchrieben findet. Da iſt die alte Brücke über die Themſe, und die pittoresken Thürme und dieſe Feuerwerkerwerkſtatt, die ſo treffend bei der größten Stärke der Feuersbrunſt das Auswerfen von Bomben, das Steigen von Raketen, Kanonenſchlägen und andern dergleichen Dingen motivirt. Herr Southby, der Feuerwerker des Surrey-Garden, der Ruggieri von London, entwickelt ein wahrhaft ausgezeichnetes Talent in der Vorführung ſeiner Kunſtwerke und in der Anwendung von Mitteln, die die zahlreichen Zuſchauer in die Illuſion, einer wirklichen Feuersbrunſt beizuwohnen, verſetzen. Der Augenblick, der dem Feuer vorhergeht, wo in Mitten der Dunkelheit das alte London mit ſeiner armſeligen Beleuchtung erſcheint, macht einen mächtigen Eindruck auf die Einbildungskraft; das iſt wirklich die Ruhe einer Stadt, am Abend vor einem ſchrecklichen Erwachen!

Die kleineren Theater wetteifern, um ſich ein gefülltes Haus zu verſchaffen, aber mit wenig Erfolg; die Oper allein iſt es, wo das Haus die Zuſchauer nicht mehr faßt. Und warum? Weil die Mode dort ihren Wohnſitz aufgeſchlagen hat und weil die Künſtler dort Griſi, Perſiani, Moriani, Mario, Fornaſari, Lablache — vor Allem Fanny Elsler und Cerito heißen. Bei ihren Benefizvorſtellungen, die vor Kurzem ſtattfanden, haben dieſe letzteren beiden ein Applaudiſſement gehabt, von welchem der Saal einzuſtürzen drohte; die Bühne war mit einem wahren Gußregen von Blumen, und daneben von Kronen und mehr oder weniger aufgeputzten Verſen bedeckt. So ſehr behauptet auch hier der Tanz die Oberhand über die Muſik, und wenn er der letzteren den Vorrang einzuräumen ſcheint, indem er ſie das Schauſpiel eröffnen läßt, ſo iſt dies weniger Höflichkeit als egoiſtiſche Berechnung, um deſto ſicherer, vollſtändiger und maſſenhafter den Beifall der Zuſchauer zu erlangen, den er bis zum höchſten Point zu ſteigern weiß.

Unglücklicherweiſe haben dieſe Darſtellungen gar kein Ende. Die Vorſtellung, die am letzten Donnerſtag Abends ſieben und ein halb Uhr begann, endigte am Freitag halb zwei Uhr Morgens. Man kann in London jetzt ohne allen Anſtoß zu jeder Zeit des Tages oder der Nacht nach Hauſe kommen. Vor dreihundert Jahren war es nicht ſo; ein Haus, das dieſes ehrwürdige Alter, aber ſonſt nichts Ehrwürdiges hat, zieht gegenwärtig die Aufmerkſamkeit des Publikums auf ſich. Vor acht Tagen wurde in Weſtſtreet ein Haus eingeriſſen, in welchem ſich Verſtecke, unterirdiſche Kerker und dergleichen mehr, auch weithin führende Gänge aller Art fanden. — Eugen Sue wäre glücklich, wenn er die rieſenhaften Ueberreſte dieſer Räuberhöhle ſähe, die den wohlklingenden Namen des Wirthshauſes zum rothen Löwen führt; das wäre ein Luſtſchloß für ſeine Chourineurs, ſeine Morocks und andere Helden von gleichem Adel!

Feuilleton.

* Man weiß gar nicht — ſchreiben franzöſiſche Blätter — was im Jahre des Heils 1844 ein Haſe koſtet! man kennt die Gefahren nicht, die ein Rebhuhn unter dem Geſetzbuch verbirgt, das die Nimrods der Deputirtenkammer gemacht haben.

Einſt war das Wild der Menſchen Freund; es ſtellte ſich dem Anblick der erfreuten Sterblichen in der Geſtalt eines Haſenkleinfricaſſée oder Ragouts dar. Aber gegenwärtig iſt es der eingefleiſchteſte Feind des Menſchengeſchlechts. Sonſt ließ es ſich verſpeiſen, jetzt läßt es ſich bezahlen.

Der Eridaniſche Eber, die Lernäiſche Schlange, der Nemäiſche Löwe, alle die ſchrecklichen Thiere, deren Andenken in der Geſchichte oder der Mythologie lebt, waren nur Lämmer neben den franzöſiſchen Kaninchen.

Die Zahl ihrer Opfer bedeckt den Boden von ſechs und achtzig Departements. Wie rächen ſie ſich jetzt an den Schlingen, die man ihnen gelegt hatte! Kann ſo viel Haß in der Seele einer wilden Ente Raum finden?!

Man kann kein Zeitungsblatt mehr in die Hand nehmen, ohne von den Repreſſalien zu leſen, die ſie überall begehen. Die Jagdzeitung wird bald nur noch eine Märtyrerliſte für Frankreich ſein. Die ſchwarzen Panther von Java ſind weniger ſchrecklich als die Wachteln der Normandie. Mit einem Tiger kann man kämpfen, aber vor einer Lerche muß man fliehen.

Hier ſehen wir einen Arbeitsmann angeſchuldigt und verurtheilt, weil er einem Haſen von zartem Alter die Gaſtfreundſchaft bewieſen hat, die bei dem Landmann nur ein Geſchenk, nie für Geld feil iſt.

Es iſt wahr, daß das Lokal, welches er dem jungen Flüchtling anwies, in einem Caſſerol beſtand. Alſo — fünfzig Franken!

Dort iſt ein Fuhrmann feſtgenommen und auf das feuchte Lager des Kerkers geworfen worden, weil er ein Rebhuhn aus den Dornen eines garſtigen Strauches befreit hatte, die es feſthielten. Das Thier ſeufzte; der Fuhrmann ergriff es mitleidsvoll und ſetzte ſeinen Leiden ein Ziel.

Es iſt wahr, daß dieſe ſchöne Handlung zum Zweck hatte, den Mittagstiſch des Fuhrmanns um ein Gericht zu vermehren. Aber wollte nicht Heinrich IV., daß jeder Bauer Sonntags ſein Huhn im Topfe haben ſollte? Unſtreitig hatte der Fuhrmann gemeint, unter dem Huhn ſei auch ein Rebhuhn verſtanden. Dieſe Auslegung des königlichen Wortes wurde mit fünfzig Franken vom Gerichte beſtraft.

Ferner iſt da ein ehrbarer Grundbeſitzer, der ein halbes Dutzend müde Wachteln ſich in ein Netz begeben ſieht; er zieht das Netz zu, nimmt die Wachteln und ſchickt ſie einem ſeiner Nachbarn, der ſich viel mit Ornithologie beſchäftigt. Dieſe Aufmerkſamkeit koſtete gleichfalls fünfzig Franken.

Und ſo geht es weiter: die Geldbußen wachſen unter dem Tritte des Wildes gleich Pilzen in die Höhe!

Seit dieſer Zeit haben die Jäger ein Sprichwort für ihren beſondern Gebrauch gemacht. Es lautet:

„Sage mir was Du jagſt, und ich will Dir ſagen, was Du bezahlſt.“

* Aus dem Schreiben eines katholiſchen Miſſionairs theilt die Revue de l'Orient Notizen über die Religion der Chineſen mit, denen wir folgende entnehmen:

Außer den allgemeinen Göttern hat jede Familie, jedes Handwerk, jeder Stand ſeine eigenthümlichen Götzen, die in einer engen Sphäre einen beſtimmten Einfluß ausüben und ſpeciellen Intereſſen und Bedürfniſſen entſprechen. Z. B. zur Zeit der Trockenheit wendet man ſich an den Gott der Gewäſſer, daß er die Wolken eröffne; wenn aber der Regen nach mehrtägigen Anrufungen und Bitten nicht kommt, nachdem man viel Weihrauch und heiliges Papier verbrannt hat, ſo geht man von der Anbetung zum Hohne über:

„Du Dieb! gewähre uns, um was wir bitten, oder gieb uns zurück, was wir dir angeboten haben. Deine Eitelkeit findet Gefallen an unſern Huldigungen und darum läßt du dich bitten. Aber ſiehe, die Bittenden haben jetzt den Stock in der Hand. Laß regnen oder ....“

Und dann peitſchen ſie ihn wie ein eigenſinniges Kind.

Was die Hausgötzen betrifft, ſo iſt die Sache noch merkwürdiger. Wenn die Geſchäfte ſchlecht gehen, oder ein Unglück die Familie trifft, ſo iſt der Götze Schuld daran und der Proceß iſt ihm bald gemacht: man nimmt ihn von ſeinem Piedeſtal herunter, man erklärt ihn aller Ehren verluſtig, man verweiſt ihn in irgend einen Tempel, wo die unthätigen, trägen Götter aufbewahrt werden, oder man kündigt ihm den Gehorſam etwa in folgender Weiſe auf:

„So viele Jahre ſchon beten wir dich an; wir haben vor deinem Altar ſo und ſo viele Pfund Weihrauch verbrannt, wir haben uns jeden Tag ſo und ſo oft vor dir niedergeworfen, wir haben ungeheuere Summen ausgegeben, um dir zu gefallen, und doch hat uns die Anbetung deiner Gottheit noch nicht eine Sapeke eingebracht. Wiſſe alſo, daß wir nichts mehr von dir erwarten, und daß wir jetzt auf deine Gunſtbezeugungen verzichten; wir ſuchen uns jetzt einen freigebigern Gott. Um aber als gute Freunde zu ſcheiden, erzeigen wir dir die letzte Ehre.“

Bei dieſen Worten wirft ſich die ganze Familie mit dem Kopf zur Erde nieder und ſo endet das Lebewohl.

Digitized by Google

* Ein Literat, ein Mann von vielem Geiſt und vielen Schulden, bemerkte eines Tages im Theater, am Ende der Reihe, wo er ſich befand, die unglückliche Geſtalt ſeines Schuhmachers. Vor dem Feinde fliehen iſt ſehr ſchimpflich, iſt höchſtens einem Novizen von Schuldner zu verzeihen. Wie aber dem ſicher drohenden Angriffe ſeines Gläubigers entgehen?

Ein Gedanke! ſagt der ſinnreiche Mann bei ſich ſelbſt: ich werde die Haltung und Miene des berühmten —e— nachahmen, dem ich ſo ähnlich ſehen ſoll.

Geſagt, gethan. In der That läßt ſich auch der Schuhmacher täuſchen und dennoch nähert er ſich ihm.

„Ah! Herr —e—! wenn werden Sie mir nun endlich meine zwei Paar Stiefel bezahlen?"

Der Schuldner war mithin ſo, und ſo gefangen.

Dieſe Anekdote erinnert an eine ähnliche mit einem Schauſpieler beim Vaudevilletheater in Paris vorgefallene. Dieſer Schauſpieler gab viel auf ſeine große Aehnlichkeit mit Lafont. Jemand, der dieſer ſeiner Eitelkeit ſchmeicheln wollte, gab, als er einmal ſehr nahe an ihm vorüberging, ihm rücklings einen Fußtritt. Erſchreckt und zornig kehrt ſich der Schauſpieler um.

„Mein Herr!" ruft er drohend,...

„Ach! entſchuldigen Sie", ſagte der Andere; „bitte tauſendmal um Verzeihung: ich hielt ſie für Herrn Lafont."

„Oh! mein Herr! dann hat es nichts zu ſagen!" erwiederte der Künſtler mit einem Lächeln der vollſten innern Zufriedenheit.

* Bei der Aufmerkſamkeit, die ſich jetzt den Zuſtänden im Kaiſerreich Marokko zuwendet, möge einiger Eigenthümlichkeiten des Lebens der dortigen Mauren gedacht werden, wie ſie der ehemalige ſchwediſche Conſul daſelbſt, Graberg von Hemſö, ſchildert:

Die Frauen, ſagt derſelbe, küſſen den Männern, beſonders ihren Gatten, zum Gruße die Hand. Dies iſt indeß bei weitem nicht die einzige der unſrigen widerſprechende mauriſche Sitte. Wir z. B. bitten einen Beſuchenden, zuerſt ins Zimmer zu treten; der Maure geht ſeinem Gaſte voraus.

Wir weiſen dem, den wir ehren wollen, die rechte Seite an; der Maure gerade umgekehrt.

Wir entblößen aus Achtung das Haupt; der Maure die Füße.

Wir küſſen anderer Leute Hände; der Maure ſeine eigenen.

Wir nähern die flache Hand dem Geſichte, wenn wir Jemandem ein Zeichen geben wollen, nahe zu kommen; der Maure bewegt ſie mehrmals gegen den Boden hin.

Wir laſſen die Pferdemähne auf die linke Seite hinunterfallen; der Maure auf die rechte, auf der er ebenfalls zu Pferde ſteigt.

Verlaſſen wir einen Fürſten oder einen Oberen, ſo wenden wir ihm, ſo lange es angeht, das Geſicht zu und entfernen uns langſam und ehrerbietig; die Mauren drehen ihnen dagegen ſogleich den Rücken und rennen weg, als flöhen ſie vor dem Feuer.

Wir ſtehen aus Ehrerbietung auf; ſie bleiben niedergekauert ſitzen.

Im Allgemeinen haſſen die Mauren das Stehen ſo ſehr, daß, wenn zwei oder drei Perſonen zuſammentreffen, und einige Minuten miteinander zu reden haben, ſie ſich ſogleich an der erſten Mauer niederſetzen, die ſie finden, um ſich nach ihrer Bequemlichkeit zu unterhalten.

* In London beſteht die Laſtträgerzunft aus etwa 1200 Individuen. Die Gaſtwirthe der City verſuchten vor einigen Jahren, ſich von dem durch dieſe Zunft aufgebürdeten Joche dadurch zu befreien, daß ſie ihre eigenen Wagen durch ihre Fuhrleute abladen ließen, was, wie ſie vorausſetzten, Niemand ihnen verweigern könne. Der Common-Council belehrte ſie jedoch eines andern, indem er ihr Verfahren als eine Anmaßung der Rechte der Laſtträgerzunft qualificirte. Auch die 4000 bis 5000 Themſeſchiffer bilden eine eigne Zunft.

Die ſtädtiſchen Beamten in London ſind ſehr gut bezahlt, der Stadtſchreiber allein erhält jährlich 24,000 Thaler, wofür er ſich einige Unterſchreiber halten muß. Der Lordmajor koſtet der Stadt Jahr aus Jahr ein weit über 130,000 Thaler. Bei der Einſetzung des letzten Lordmajors beliefen ſich die Koſten des trocknen Mittagseſſens auf gegen 8000 Thaler. Dazu kamen noch 42 Dutzend Flaſchen Portwein mit circa 1100 Thaler, 23 Dutzend Flaſchen Xeres mit 450 Thaler, 10 Dutzend Flaſchen Madeira mit 200 Thaler, 16 Dutzend Flaſchen Rheinwein mit 400 Thaler, 21 Dutzend Flaſchen Bordeaux mit 700 Thaler und 63 Dutzend Flaſchen Champagner mit 1600 Thaler. Angenommen, daß bei dieſem Gaſtmahl 500 Perſonen betheiligt waren, was jedenfalls die größte Zahl iſt, welche angenommen werden kann, ſo kommen auf jeden Kopf 4½ Flaſchen Wein, was einen guten Begriff von der Trinkfähigkeit der Hauptperſonen der Stadt London giebt.

* Vor einiger Zeit gab man in London auf dem Theater der Königin das Ballet „Ondine"; die Vorſtellung vereinigte alle Leiden und Unannehmlichkeiten eines Provin-

zialtheaters. Zuerſt vergreift ſich eine Dame, die eine Najade vorſtellen ſoll, im Coſtüm und nimmt den Anzug einer Türkin, welche darüber ergrimmt und einen fürchterlichen Lärm macht, in welchen das Publikum mit einſtimmt.

Eine Viertelſtunde ſpäter ſoll der Mond aufgehen, der in dem Stück eine Hauptrolle ſpielt; er geht nicht auf, denn der Dirigent deſſelben iſt nicht auf dem Platze, ſondern betrunken. Natürlich wird es dadurch rein unmöglich, daß die Cerrito den berühmten Schattentanz ausführen kann, mit welchem ſie jedesmal ungeheueres Furore macht. Das Publikum pfeift, trommelt und ſchreit, der Director erſcheint, er muß ſich aber zurückziehen, ohne zum Wort gekommen zu ſein. Die Cerrito und Perrot wagen ſich nicht auf die Bühne, das Toben wird immer heftiger. Da riskirt es Perrot, tritt bis vor an die Lampen, grüßt dreimal ehrerbietigſt das fortlärmende Publikum und bittet durch eine Handbewegung um das Wort. Endlich wird Ruhe und Perrot läßt ſich alſo vernehmen:

„Meine Herren und Damen, die Mondsmaſchinerie iſt von ihrem Führer verlaſſen worden, das iſt ein Unglück für uns, aber Sie, Verehrungswürdige, erhalten dadurch die ſeltene Gelegenheit, eine vollſtändige Mondsfinſterniß im Theater mit anſehen zu können.“

Das Publikum klatſcht, ruft dem Sprecher Beifall zu und das Ballet kann ohne Unterbrechung zu Ende geſpielt werden.

Ohne Unterbrechung? Noch nicht, das Ende ſetzt dem Tage die Krone auf. Im Finale tanzen nämlich Perrot und die Cerrito, und noch ehe ihr Tanz endigt, fällt der Vorhang, wobei glücklicherweiſe nichts weiter paſſirt, als daß Perrot vor demſelben und die Cerrito dahinter ſteht. Das Publikum will nach Hauſe, es kann auch nicht, die Beefſteaks bleiben wie angenagelt und wollen berſten vor Lachen.

(Sign. f. d. muſ. Welt.)

* Die Zahl der Abonnenten des Conſtitutionel iſt von 3428, mit denen die jetzigen Eigenthümer ihn übernahmen, auf 16,120 geſtiegen. Das ſind die Segnungen des „ewigen Juden“!

* Auf folgende Weiſe, ſagt Joubert in ſeinen Maximen, ſollte man den Handel der Nationen nach ihren verſchiedenen Charakteren eintheilen:

Der Spanier Juwelier, Goldſchmied, Steinſchneider; der Engländer Fabrikant; der Deutſche Papierhändler; der Holländer Victualienhändler; der Franzoſe Modehändler.

Auf dem Meere iſt der erſte thätig, der zweite geſchickt, der dritte kenntnißreich, der vierte gelehrig und der fünfte tollkühn.

Auf dem Schiffe muß der Capitain ein Spanier, der Pilot ein Engländer, der Bootsmann ein Deutſcher und der Matroſe Holländer ſein; der Franzoſe reiſt nur für eigne Rechnung.

Dem erſten muß man einen Sieg, dem zweiten ein Unternehmen, dem dritten eine neue Entdeckung, dem vierten Gewinn und dem fünften einen kühnen Streich vorſchlagen.

Der erſte will große Reiſen, der zweite wichtige, der dritte nützliche, der vierte einträgliche, der fünfte ſchnelle.

Der eine ſchifft ſich ein, um das Meer zu befahren; der andere, um thätig zu ſein; der dritte, um zu ſehen; der vierte, um zu gewinnen, und der fünfte, um anzukommen.

Das Meer iſt für den Spanier ein Lebensweg, für den Engländer ein Aufenthaltsort, für den Deutſchen ein Studirzimmer, für den Holländer ein Transportmittel und für den Franzoſen eine Poſtchaiſe.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

No. 73. Pariſer Moden. Damenmoden: Zwei Stadtanzüge; das gegitterte Kleid mit einer breiten Falbel und Zeuggekraus verziert und mit Pagodenärmeln verſehen. Der grüne Crepphut iſt geſtickt. Das blaue, geſtreifte Kleid iſt von Sommerpekin gemacht.

No. 74. Pariſer Moden. Damenmoden: Zwei Beſuchsanzüge. Ein blau geſtreiftes Barègekleid und ein blau gefütterter Tüllhut, und ein grün und lila glacirtes Foulardkleid, ein Crepphut mit Spitzen bedeckt und ein Mantelet von geſticktem Mull.

Digitized by Google

Anzeiger. № 35.

Auguſt Lewald's
geſammelte Schriften.
In einer Auswahl.

Zwölf Bände.

Zweite Lief., oder vierter bis ſechster Band.

Gr. 12. Geh. Jede Lief. 3 Thlr.

Der ſiebente bis zwölfte Band dieſer Geſammtausgabe der Schriften des beliebten Verfaſſers erſcheinen im nächſten Jahre.

Leipzig, im Sept. 1844.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **Johann Ulrich Landherr** in Heilbronn iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neues
Weberbild- u. Muſterbuch
zur Beförderung der
edlen Leinen- u. Bildweberkunst
und zum Nutzen und Vergnügen angehender Meiſter und Geſellen, auch anderer Liebhaber der Weberkunſt,

auf 74 neu revidirten Kupfertafeln

herausgegeben und mit dienlichen Anweiſungen und deutlichen Erklärungen verſehen von

Johann Michael Kirschbaum,
Webermeiſter zu Heilbronn am Neckar.

Sechſte Original-Auflage.

Folio. Fein Kupferdruckpapier. Preis 4 Fl. 30 Kr. oder 2 Thlr. 17½ Ngr. (14 gGr.)

Sechs ſtarke Auflagen, welche dieſes in Deutſchland einzige ſchön in Kupfer geſtochene Original-Weberbuch erhalten hat, überheben uns jeder weitern Anpreiſung; ſie beweiſen, daß es von vorzüglicher Brauchbarkeit iſt, und wir ſchmeicheln uns, daß hier für die Bild- und Leineweberkunſt die ausführlichſte, gründlichſte und empfehlenswertheſte Anweiſung gegeben iſt, wornach ſich ein Jeder, der die Weberkunſt praktiziren will, ausbilden kann.

Die innere und äußere Ausſtattung dieſes Buches laſſen bei dem niedrigſten Preiſe nichts zu wünſchen übrig.

Im Verlage von **Fr. Hofmeister** in Leipzig sind erschienen:

Neue Tänze von Jos. Labitzky

f. Pf. zu 2 und zu 4 Händ., im leichten Arr. f. Pf., f. 1 Flöte, f. Orchester:

Vereinigungstänze. Walzer. Op. 98.
Erinnerung an Gieshübel. Quadrille. Op. 103.
Natalienwalzer. Op. 104.
Mazurka. Op. 105.
Almacks-Polka, Adelaiden-Polka, Norfolk-Polka. Op. 106.

Die französische Revolution.
Eine Hiſtorie
von
Thomas Carlyle.
Aus dem Engliſchen
von
P. Feddersen.
Drei Theile.

Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

Dieſe Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, baſirt auf das gründlichſte Quellenſtudium, erhält durch die anziehende Form, die Carlyle ihr verliehen, zugleich alle Vorzüge eines unterhaltenden Leſebuchs.

Leipzig, im Juli 1844.

Brockhaus & Avenarius.
Buchhdl. f. deutſche u. ausländ. Literatur.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

11. September **№ 37.** 1844.

Ueberſicht: Der Frühling im Salzkammergut (Fortſetzung). — Neue Bücher (U. Spindler — Holtei). — Anſicht von Braunſchweig, von Merx. — Nachrichten.

Der Frühling im Salzkammergut.

(Fortſetzung.)

Der 20. Mai war wieder ein halber Regen- und Ruhetag; wir beſahen nur den Garten des Schloſſes Mirabel und den großen Kirchhof mit Säulengängen ringsum und ſehr vielen Marmor-Monumenten, auch den Grabmalen des Parazelſus und der jüngſt erſt verſtorbenen Witwe Mozart's und ihres zweiten Gemahls Niſſen. Wir beſchloſſen indeß keine gute Stunde mehr ungenutzt zu kaſſen, und da es am nächſten Morgen, bei zwar bewölktem Himmel, nicht mehr regnete, fuhren wir um 10 Uhr nach Glaneck und von dort zum Fürſtenbrunnen am Untersberg. Der Weg führt durch eine große Moorfläche, die aber faſt durchgängig kultivirt und gut angebaut iſt. Bald wird die Anſicht der waldigen Höhen, denen man ſich nähert, immer lieblicher, und Glaneck hat ſchon eine reizende Lage. Am Fürſtenbrunnen, wo man die wilde Glan vom Felſen herabſtürzen hört, ſtiegen wir ab und beſahen zunächſt eine Menge kleiner Mühlräder, unter welchen in kreisrunden Sandſteinrinnen aus kleinen Marmorſtückchen jährlich über 30,000 Kügelchen (Demmer) geſchliffen und in Fäſſern weit verſandt werden. Dann ſtiegen wir mit langen Bergſtäben verſehen zu den Marmorbrüchen hinan; die Wolken hatten ſich ſchon meiſt verzogen und oben freuten wir uns des freien Ueberblicks der großen, reichen Thalebne, mit den unzähligen Waldhöhen, Ortſchaften und einzelnen Gebäuden aller Art — Alles im hellen Sonnenſchein. Es war eben Mittag, daher ſahen wir keine Arbeiter in den Brüchen, aber wohl die Reſultate ihres Fleißes, eine große Menge ſchöner viereckiger Marmorblöcke von allen Dimenſionen, die zum Theil roh verſandt, zum Theil auf der Mühle im Thal durch große Sägeblätter und herabrieſelnden Sand und Waſſer in Platten zerſchnitten (½ Fuß in 12 Stunden), einzeln auch geſchliffen werden, welches letztere jedoch gewöhnlich in Salzburg

geſchieht. Beide Brüche, der alte und neue, ſind an drei Seiten von hohen ſenkrechten Marmorwänden umgeben, die noch auf lange Zeit reiche Ausbeute verheißen. Dicht neben dem alten Bruch, auf einer vorſpringenden Felſenplatte ſtehen zwei Monumente: eines für Franz I., der 1807 dort oben war, das andere vom Jahr 1827 für Ludwig I., mit der Inſchrift „Aus Dankbarkeit von den Steinmetzen des Unterberges". Der König von Baiern hat nämlich hier den Marmor für die Walhalla brechen laſſen, und ſeitdem iſt der faſt verlaſſene Bruch wieder in vollem Gange. — Von hier führt ein ſchmaler Steg durch den Wald, immer an der Höhe hin zum Urſprung des Fürſtenbrunnens, welcher etwa 400 Fuß hoch über dem Hauſe, wo wir abſtiegen als ein ſtarker Mühlſtrom unmittelbar aus dem Felſen hervorquillt und in die Schlucht, die er ſich ausgewaſchen, mächtig brauſend hinabſtürzt. Der ſchmale Brückenſteg, der am Eingang der Grotte zur gegenüberliegenden Felswand der Schlucht führt, war ganz überſchwemmt, es gab daher naſſe Füße; aber die waren bald vergeſſen beim Anblick des prachtvollen Waſſerfalls, der ſich mit gewaltigem Ungeſtüm durch die Felsmaſſen drängt und dann wieder, faſt in Schaum verwandelt, wo die Sonnenſtrahlen das Dunkel des Waldes durchdringen, wie lauter Edelſteine in allen Farben glänzt und funkelt. Unten erwartete uns die freundliche Müllerin mit Pantoffeln und ſchlechtem Kaffee, der indeß doch willkommen war. Um ſo beſſer war das Diner im „Schiff". Nachmittags zog ein Gewitter heran, doch war der Himmel bald wieder hell, und um 5 Uhr fuhren wir bei hellem Sonnenſchein nach Aigen, dem berühmten fürſtl. Schwarzenbergiſchen Schloß und Park am Fuß des Geisberges. Die Straße dahin führt durch die Vorſtadt Stein, die mit ihren engen Straßen und fünf Stock hohen Häuſern neben ſenkrechten Felswänden recht lebhaft an das afrikaniſche Conſtantine (nach Ott's ſchönen Zeichnungen) erinnert. Darauf hat man zur Rechten den Fluß, zur Linken die ſchöne Felswand des Kapuzinerberges, und gelangt dann durch heitere Felder und Hügel zum Gaſthaus hinter der freundlichen Kirche, wo der Park beginnt. Die Anlagen ſind herrlich; ſtets der überraſchendſte Wechſel von Wald und Feld, düſtern Schluchten und hellen Wieſenabhängen, mit weiten Ausſichten auf Stadt und Feſtung, auf Hellbronn und drüber hin auf den Staufen, Untersberg, Walzmann, Alles in der ſchönſten Beleuchtung und das ganze Hochgebirge noch mit Schnee bedeckt, was den Hintergrund in dieſer frühen Jahreszeit unendlich verſchönert. Kurz vor Sonnenuntergang gingen wir in das ſogenannte Schloß, d. h. in das Wohnhaus des Erzbiſchofs (jetzigen Kardinals) Fürſten Schwarzenberg, ein hübſches geräumiges Haus, auch bequem von Bauart, aber durchaus ohne Pracht und Eleganz, und die drei Zimmer, welche der Fürſt ſelbſt bewohnt, ſind von wahrhaft rührender Einfachheit. Ja ſelbſt zur eigentlichen Bequemlichkeit iſt darin nichts zu gewahren als ein Lehnſtuhl, der vor ſeinem Schreibtiſche ſteht und von dem man durch das Fenſter daneben die Ausſicht auf das Gebirge hat. Hier warteten wir den Sonnenuntergang ab, der ſehr hell war, doch ohne merkliche Strahlenbrechung in den Schneebergen. Eine alte Wärterin, die uns umherführte und ſchon 42 Jahre im Hauſe gedient hatte, gefiel uns ſehr wohl, und ihre ganze Art und Weiſe ſprach für die Wahrheit des Rufes der muſterhaften Tugend, die der noch junge Fürſt ſich überall erworben hat.

Am andern Morgen (den 22.) waren wir ſchon früh auf dem Wege nach Golling, der von Hellbronn ab ſüdlich hinüberläuft zu einer großen, der Kurfürſtin Leopoldine von Baiern gehörigen Brauerei, am Fuß eines

reichbewaldeten Berges, der hoch oben in zwei kahle, ſchroffe Felsſpitzen ausläuft. Auf der höchſten, ſcheinbar unzugänglichen Spitze bemerkten wir (wie auf dem Ochſenſtein) ein kleines Stöckchen, — es war ein großer Maienbaum, eben erſt von den Burſchen der Umgegend errichtet. Der Lohnbediente verſicherte, daß dieſe hier in jedem Dorfe herrſchende Sitte durchaus keine lebendige Bedeutung mehr habe; es ſei einmal ſo herkömmlich und werde ſich auch wohl erhalten, weil die Schenkwirthe dabei intereſſirt wären, denn es gebe da immer Tanz und Gelage. In der Regel iſt indeß ein ſogenanntes Kirchweihfeſt, das gleichfalls ſeine Bedeutung verloren hat, damit verbunden. Dann führt der Weg durch die Salzſtadt Hallein mit ſeiner freundlichen Umgebung von hübſchen Landhäuſern, und durch einen lichten Nadelholzwald den hohen Bergen immer näher, die bei Golling ſelbſt das Flußthal ſchon ziemlich eng umſchließen. Von hier gelangt man auf kleinen leichten Wägelchen bis zum Fuß des großen Waſſerfalls, der mit Recht für einen der ſchönſten der öſtreich'ſchen Monarchie gelten mag, wenn auch das Wörlein „groß“ eine relative Größe iſt. Wer den Rheinfall oder gar den Trollhättan kennt, wird den Fall bei Golling nicht eben groß nennen, denn das wird ein Waſſerfall hauptſächlich durch die herabſtürzende Maſſe, und hier iſt's kein Strom, ſondern nur ein Flüßchen, das fällt; und ſelbſt die Höhe von etwa 300 Fuß giebt dieſem Fall nichts eigentlich Impoſantes, oder gar Furchtbares, da man wegen der vielen Windungen der Felsſchlucht immer nur einzelne Theile des Sturzes, nirgend das Ganze in einem Bilde erblickt. Aber ſchön und maleriſch iſt er, wie wenige, durch die prächtigen Felſen, den herrlichen Baumwuchs und den kühnen, theils in den Stein gehauenen, theils von Holz erbauten Treppenweg, der im Zickzack bis zur Quelle hinaufführt. Hier ſtrömt die Schwarbach aus einer tiefen dunklen Höhle hervor und fällt faſt ſenkrecht etwa 40 Fuß tief in ein großes Becken, vor welchem ein herabgeſtürzter ungeheurer Felsblock ein natürliches Thor gebildet hat, hinter welchem dann der zweite breitere Sturz beginnt. Von oben herab ſieht man ſchöne Regenbogen in dem die ganze Schlucht füllenden Waſſerſtaube, während zur Seite aus einem wagrechten Felſenſpalt das Waſſer in unzähligen Silberbändern und Demantketten hinabrinnt; weiter unten aber ſieht man durch das Felſenthor hinauf zu dem erſten Sturz, deſſen weißer Schaum durch ewig wechſelnde graue Dunſtwolken zauberhaft verhüllt wird und wieder hervorſchimmert. Die mannigfaltigſten Bergpflanzen umgeben, üppig wuchernd dieſes ewig feuchte Reich, namentlich rankt ſich die ſchöne Clematis, jetzt ſchon mit ihren blauen Blumen geſchmückt an Steinen und Bäumen hinan. Auf dem Rückwege ſahen wir noch das kleine einfache Monument des Fürſten Ernſt Schwarzenberg (des Begründers von Aigen), mit einer recht hübſchen Dank-Inſchrift, weil er die Treppenwege angelegt und dadurch die ſchönſten Punkte der Schlucht erſt erreichbar gemacht hat. Nachdem wir das vorherbeſtellte Mittagsmahl in Golling eingenommen, beſchloſſen wir die heißeſten Stunden zu ruhen, mir war es aber „zu eng im Schloß“ und ich ſuchte mein Lager auf dem weichen Moos eines reizenden Waldhügels, den Fenſtern unſres Zimmers gegenüber, mit herrlichen Ausſichten in die Berge und nach Salzburg. Als ich erwachte, hatten eine Menge Bauermädchen in ihrem Sonntagsſtaat den Hügel erſtiegen, wie es ſchien ohne beſondern Zweck, nur ſich dort zu ergehen, während die Männer und Burſchen alle unten im Ort vor den Häuſern ſaßen und ſchwatzten; ſpäter mögen ſie ſich wohl zuſammengefunden haben. Um 4 Uhr fuhren wir bis zu dem Punkte der Gaſteiner Chauſſée, von wo man

auf künſtlichem Fußſteige zu den ſogenannten Oefen gelangt. Muß man ſchon auf dieſem Wege die Kühnheit der Menſchen bewundern, die an ſolchen Felswänden hinab und über ſolche Schluchten hinweg hölzerne Stege, Treppen und Brücken bauten, zu keinem andern Zwecke, als den Genuß der Menſchen (beſonders der Reiſenden) zu erhöhen (die freilich ohne ſolche Hilfe nie hinunterkommen würden), ſo fühlt man ſich unten überwältigt von der Macht, die ſolchen Wunderbau durch Zertrümmerung geſtalten und Jahrtauſende erhalten konnte, und man muß unwillkürlich zurückdenken an den furchtbaren Kampf der Berg- und Waſſergeiſter, der dieſem Bau vorhergegangen ſein muß, bis die letztern Ruhe und Muße gefunden, die Höhlen und Niſchen für ihre Nixen in die Felswände hineinzuſpülen. Und dennoch ſieht man, ſelbſt unten in der Schlucht, noch immer tief unter ſich im Abgrunde den zürnenden Strom dahinbrauſen, als wolle er den längſt bewältigten Steinmaſſen noch weitern Raum abgewinnen. Den Freunden ward es dort unten beklommen und faſt bänglich zu Muthe; ich wäre gern den ganzen Tag in dieſen Schluchten und Niſchen herumgeklettert, die man — Gott weiß warum — die Oefen nennt. — Wo man aus dieſen halbunterirdiſchen Regionen wieder hinauf kommt an den freien Himmel iſt Alles zwar noch von hohen Bergen umgeben, aber heiter und freundlich. Friſche Wieſen ziehen ſich den ſanften Abhang hinan bis zum Kirchlein am Bruneck an der Chauſſée, wo neben einer großen Linde eine Quelle hervorſprudelt, die ihres köſtlichen Waſſers wegen ſelbſt in dieſer quellenreichen Gegend berühmt iſt, und von wo man hineinſieht in den Paß-Lueg, deſſen nur 55 Fuß breite Kluft der Salzach kaum Raum läßt ſich neben der Felſenſtraße durchzudrängen. Links ſieht man dort zwei neuerbaute Blockhäuſer, zur Vertheidigung des Paſſes, rechts eine Felſenhöhle, das Kroatenloch genannt, weil 1742, alſo vor 100 Jahren, im öſtreich'ſchen Erbfolgekrieg die Kroaten von dort aus den Paß vertheidigten; aber auch im Jahre 1809 gelang es an derſelben Stelle wenigen Oeſtreichern ein franzöſiſches Truppenkorps aufzuhalten. — Es war ziemlich ſpät, als wir nach all dieſen Fahrten und Wanderungen ermüdet, aber noch weit mehr erfreut nach Salzburg zurückkamen.

Am 23. war es ſo ſchwül, daß wir uns im Hauſe mit Schreiben ꝛc. beſchäftigten und die beſchloſſene Abfahrt nach Berchtesgaden bis 5 Uhr Nachmittags verſchoben. Der Weg dahin geht anfangs grade auf den ſchönen Untersberg zu, dann in eine Felſenſchlucht hinein und immer im Thal der rauſchenden Alm hinauf, hohe doch freundliche Berge zu beiden Seiten. Bald kommt man zum baier'ſchen Grenzpaß „am hangenden Stein" und dem an einem alten Wachtthurm ſehr hübſch gelegenen Zollamt. Hier überſchritten wir alſo die Zollvereinsgränze, der humane Mauthner aber begnügte ſich mit unſrer wahrhaften Erklärung, daß wir nichts Zollpflichtiges bei uns führten. Dann gehts noch anderthalb Stunden zwiſchen dem Untersberg und dem hohen Göll hin, bald rechts, bald links von der Alm, bis man nach einer plötzlichen Wendung des Weges das freundliche Berchtesgaden dicht vor ſich, und dahinter den ſchönen, mächtigen Watzmann erblickt. Im Gaſthof Neuhaus, neben dem Schloß, fanden wir erwünſchtes Quartier, und ſahen noch lange zum offenen Fenſter hinaus auf das kleine Thal zu unſern Füßen und die herrlichen Felſenhäupter jenſeits, hinter welchen eben der Vollmond ſich erhob und Alles erleuchtete, — ein durchaus magiſches Bild voll halbverſchleierter Reize. Die Nacht aber war ſehr unruhig; grade unter uns gaben Kaufmannsdiener einem ſcheidenden Freunde das Abſchiedsgelag und ſangen

oder brüllten bis gegen Morgen. Da war es denn begreiflich, wenn die bequemen Freunde den verſäumten Schlaf in den Morgenſtunden nachholen wollten; mich bewog jedoch ein Blick aus dem Fenſter in die Morgenlandſchaft zu dem Entſchluß, alsbald eine der Alpen zu beſteigen. Leider bedurfte es dazu, wie ich meinte, eines Führers und der kam erſt um 9 Uhr und hatte allerlei Bedenklichkeiten, weil er die Mittagshitze ſcheute; es half ihm aber nichts. Eine gute halbe Stunde lang gings im reizenden Thale hin, über die Ache, die ſich hier in die Alm (den Ausfluß des Königsſees) ergießt, bis an den Fuß der Keitel-Alp, wo das eigentliche Steigen beginnt, zuerſt durch einen Wald von lauter prächtigen Ahornbäumen auf grünem Weidegrund, dann ſteil hinan in einer wilden Felsſchlucht, in welcher von allen Seiten das Waſſer an den faſt ſenkrechten Wänden herabrinnt, während der Hauptbach im Hintergrunde der Schlucht wohl 80 Fuß hoch hinunterfällt, dann wieder durch einen Wald von Nadel- und Laubholz und zuletzt, faſt eben ſo ſteil hinan auf einem quellenreichen Wieſenhang, auf deſſen Rücken wir nach zweiſtündigem Steigen die erſte Sennenhütte (Herrenreunt) erreichten. Hier ließ ich meinen unangenehm ſchwätzenden Führer ſitzen und ſtieg, durch Bier und Butterbrod geſtärkt, an einer zweiten Sennenhütte vorbei und durch ein Tannenwäldchen mit wildumhergeworfenen Felsblöcken noch eine halbe Stunde bis zum Gipfel der Alpe. Ich hatte mich abſichtlich nur wenig umgeſehen und erfreute mich nun um ſo mehr des wunderherrlichen Gebirgspanoramas, das mich auf der Höhe umgab. Im Norden des Untersberg mit ſeinen ſchön geformten koloſſalen Felſenwänden, dann links herum: der Dreiſeſſelberg, der Stauf, der Hochkalter, und im Süden der prachtvolle Watzmann, der höchſte in der ganzen Umgegend und hier zugleich der nächſte; dann weiter herum: die Schönfelderſpitze, der Jenner, das Brett und der hohe Göll, berühmt wegen ergiebiger Gemſenjagd. Zwiſchen dieſem, oder vielmehr dem niedrigern Liebfrauenberge und dem Untersberg öffnet ſich weithin das Felſenthal der Alm, das wir Tags vorher durchfuhren; im Vordergrunde aber ſieht man den weißen Strom und Berchtesgaden mit ſeinen Hügeln und Thälern ringsum ſo aus der Vogelperſpektive, daß alles dort unten wie eine Ebene erſcheint. Dieſer grandioſe Rahmen von Felſen und Schneebergen um die grüne Alp herum auf der ich ſtand, ließ mich die Beſchwerde des Steigens in der brennenden Mittagshitze bald vergeſſen; doch oben wehte vom Watzmann herab ein kalter Wind, der mich an den Rückweg mahnte. Dabei hielt ich mich etwas ſüdlicher auf dem freien Weideland, voll von Quellen und herrlichen Kräutern und überſäet mit Sauerklee, Butterblumen, Veilchen, Primeln und Genzianen und unzählichen mir unbekannten niedlichen Blümchen. Ich erwähnte ſchon bei Vöcklabruck der blumigen Wieſen und ich kann wohl ſagen, in Norddeutſchland hat man gar keine Vorſtellung von dem Reiz dieſer Gebirgswieſen im Frühling. Oft ſind ſie ſo bunt, daß alles Grün verſchwindet, hier ganz blau, dort ganz roth oder gelb und dann wieder in allen Farben geſtreift wie der ſchönſte Teppich, und dabei ſo friſch und duftig — es iſt zum Entzücken ſchön. Auf der Alp aber war es mir doch unangenehm zu ſehen, wie die Sennenwirthſchaft ſo gar nachläſſig betrieben wird. Der unglaubliche Quellenreichthum auf der Höhe giebt zwar den Kräutern ſtets Nahrung, aber die Menſchenhand hat auch gar nichts gethan um für gleichmäßige Bewäſſerung und gute Gras- und Kräuterzucht zu ſorgen. Alles iſt hier primitiv; nur der Schmutz in unmittelbarer Nähe der Sennerhütten iſt als Zugabe des Menſchen zu betrachten, und ſo kann es nicht befremden, wenn die Milch-

wirthſchaft nichts taugt und die inländiſchen Käſe ſo ſchlecht ſind, daß man ſie in keinem leidlichen Wirthshauſe den Reiſenden vorſetzen mag. — Die Freunde, deren einer ſich leider nicht wohl befand, erwarteten mich zum Mittagseſſen, das mir trefflich ſchmeckte. Dann legte ich mich ein wenig ſchlafen, ward aber bald von einem ſtarken Donner geweckt, der prächtig in den Bergen verhallte. Das Gewitter zog grade über uns hin und Regen und Hagel fielen ſo dicht, daß alsbald alle Bäche aus den Betten traten und ſelbſt die Straßen des Ortes in Bäche verwandelt wurden. Spät Abends erſt kam der freundliche Mond wieder zum Vorſchein.und gab uns Hoffnung auf einen guten Tag.

Am 25., nach dem Frühſtück, gingen wir zuſammen auf den Kalvariberg, in Begleitung zweier kleinen, hübſchen Bauermädchen, welche Milch zur Stadt gebracht hatten und nun Mehl wieder hinauf in ihre Wohnung trugen. Beſonders die eine, Notburga genannt, war ein allerliebſtes Kind von 15 Jahren, mit edler Geſichtsbildung und fein gebaut, gar nicht bäueriſch. Auch die ältern Frauenzimmer in den ſchön gelegenen Wohnungen auf der Höhe waren recht hübſch. Nicht weit davon ſahen wir einen Marmorbruch, wo fleißig gearbeitet ward. Dann gingen wir oben auf der zum Theil bewaldeten Höhe hin bis an die Chauſſée, die nach Reichenhall führt, auf dieſer etwas zurück zu einem kleinen Fußpfad, und dann auf einem an der halben Höhe einer ſenkrechten Felswand in der Luft ſchwebenden Breterſteg mit ſtarkem Geländer, neben einer Röhrenleitung hin, durch welche die Salzſole aus dem Bergwerk jenſeits der Alm bis nach Reichenhall hin geleitet wird. Von dieſem ſchwebenden Stege aus ſieht man immer frei herab auf den Marktflecken und das grüne Thal mit dem weißen Bergſtrom, an deſſen Ufer wir Nachmittags hinabgingen zu dem erwähnten Salzbergwerk. Der Steiger führte uns ſehr höflich in ein geräumiges Zimmer des neuerbauten Amthauſes, das, wie alles was König Ludwig anordnet, nicht allein hübſch, ſondern auch ſolide aufgeführt iſt und zwar ganz aus groben Marmorquadern vom Steinbruch des Kalvariberges, deſſen nützlichen Betrieb die Umgegend gleichfalls dem König verdankt. Hier wurden uns Bergmannskleider angeboten, wir begnügten uns aber mit den Kappen und ließen uns dann in den zu ebener Erde horizontal einlaufenden ſchönen Stollen führen, der Anfangs, ſo weit das Erdreich locker war, mit Marmorblöcken überwölbt iſt und dann erſt in dem harten und ziemlich trockenen Salzſtein ohne Bekleidung weiter fortläuft. Am Ende dieſes Stollens erreichten wir den erſten ſogenannten Saal, d. h. einen ſehr großen kreisrunden freien Raum, etwa 10 Fuß hoch, mit ganz horizontaler Decke ohne alle Stütze. Der Boden dieſes Saales iſt früher, wegen der Reichhaltigkeit des Salzſteins, zu einer tiefen Grube ausgehöhlt worden, welche, wie der Saal ſelbſt, mit Lichtern beſetzt war, um Tiefe und Umfang überſehen zu können. Auch wurden durch Schwefelfäden zwei Sprengſchüſſe losgebrannt, was in dem unterirdiſchen Raume einen erſchütternden Schall gab, tief und ſtark wie der Knall eines 36-Pfünders, nur viel dumpfer nachhallend. Von dort aus gehen die Stollen weiter in verſchiedenen Richtungen zu andern Sälen und ſtehen durch mehr als 100 Schachte mit noch andern in vier Etagen übereinanderliegenden Sälen in Verbindung. Der Führer meinte, um das ganze Werk in allen Theilen zu begehen, brauche man 5 bis 6 Tage. Der Zweck dieſer Säle iſt aber folgender. Von der Höhe des Berges wird friſches Quellwaſſer in dieſelben hineingelaſſen (nachdem zuvor die Ausgänge in die Stollen mit fetter Erde feſt

Digitized by Google

verſchloſſen worden) und zwar ſo lange bis der ganze Raum voll iſt und das Waſſer die große horizontale Salzſteindecke berührt. Hier löſ't ſich nun allmälig das Salz aus dem Geſtein auf und die übrigen erdigen Theile fallen zu Boden, ſo daß alſo der ganze Saal bei längerm Gebrauch immer ein wenig höher in den Berg hinanſteigt. In etwa 4 bis 6 Wochen iſt die Waſſermaſſe zu einer geſättigten Sole geworden (27% Salz haltend), von welcher je 2 Eimer durch Verſieden 1 Zentner Salz geben. Die Sole wird dann mittelſt Röhren, welche durch Hähne verſchließbar ſind, in die verſchiedenen Salinen geleitet, und zwar zunächſt in die Berchtesgadener, dann aber durch zwei einfache Druckwerke in einer 101,796 Fuß langen Röhrenleitung nach dem Städtchen Reichenhall. Die Druckwerke ſind von dem berühmten Reichenbach conſtruirt, und die Sole wird durch das erſte 311, durch das zweite aber 1200 Fuß hoch gehoben. — Als wir aus dem Berge wieder zu Tage kamen, überraſchte uns die warme Luft, denn es war drinnen recht kalt und dann ein ſo mannigfaltiger Geſang von Vögeln, beſonders Motacillen, daß man nur die Augen zu ſchließen brauchte, um ſich in das Wohnzimmer des alten Bechſtein verſetzt zu glauben. (Schluß folgt.)

Neue Bücher.

II.

Spindler.

Spindler's Vergißmeinnicht iſt bereits erſchienen, und zwar in ganz neuer Geſtalt. Die alte Form der Taſchenbücher mit den geleckten Erzählungen und Bildern ſcheint vorüber zu ſein. Ich glaube zwar nicht, daß die Mehrzahl der Stiche und Holzſchnitte, welche der Verleger in großer Menge dem „Vergißmeinnicht" eingeheftet, eine beſonders glückliche Neuerung ſind. Denn die Mehrzahl iſt nicht beſonders gerathen, und die Bildermaſſe, welche ſich der jetzt graſſirenden Paſſion für Illuſtrationen anſchließt, hat natürlich für die Literatur keinen Werth. Aber Spindler ſelbſt hat ſehr viel gethan, die Form des Taſchenbuches neu zu beleben. Das Weſentliche ſeiner Reform liegt ſchon im neuen Titel ausgedrückt, er heißt jetzt: „Taſchenbuch der Liebe, der Freundſchaft und dem Familienleben des deutſchen Volkes gewidmet".

Auch das Vergißmeinnicht alſo nationaliſirt. Und was Spindler anfängt, das hat Hand und Fuß; es iſt in ihm ein ſchöpferiſcher Kern und eine kraftvoll bildſame Gabe, die ſich unterſcheiden von unſern hundertfachen Begriffsſchatten wie ſaftige Oelgemälde von Bleiſtiftſkizzen.

Was er im „Vogelhändler von Imſt" gethan, das ſetzt er hier fort, beſonders in den „Erzählungen beim Licht": er bringt einfache Erzählungen im Volkstone, Erzählungen, welche eine Landſchaft oder Ortſchaft portraitkräftig ſchildern, oder welche wenigſtens den Punkt des Ausganges und den Punkt der Einkehr in irgend einem heimathlichen Kreiſe nehmen und halten.

Dieſe überall hervorbrechende Reaktion des Wirklichen, Maſſenhaften und Derben gegen die geſteigerte Abſtraktion im philoſophiſchen Kreiſe iſt eine merkwürdige, immer unverkennbarer hervortretende Erſcheinung. Die ſchöne Literatur verwandelt ſich mehr und mehr in den Antäus, der um jeden Preis in unmittelbarer Berührung mit der Erde bleiben und dadurch Halt und Kraft bewahren will.

Wie nachdrücklich dies Spindler vermag wiſſen wir bereits aus dem „Vogelhändler“. In den zwölf Erzählungen dieſes Taſchenbuches bewährt er dieſe Kraft auch für kleinere Rahmen.

Von größter Wichtigkeit iſt Ausdruck, Sprache und Stil in dieſen Novellen. Der provinzielle Ausdruck, der Volkston marſchiren unſern zierlichen künſtlichen Stil, unſre ſchattenhaften Bezeichnungen geradezu über den Haufen, und gewinnen eine dramatiſche Kraft, eine blutvolle Lebendigkeit und Unmittelbarkeit ohne Gleichen.

Wie zum Spott gegen mögliche Vorwürfe geht Spindler auch über die Zuſtände des Dorfes und Städtchens hinaus, und ſchildert in der Erzählung „Benzenweiler“ modernes Badeleben, ja Badeleben mit den modernſten Vorfällen. Gleich als wollte er ſagen: Da ſeht, wie ſich Euer künſtlichſter Geſelligkeits-Plunder ausnimmt in der natürlichſten Form. Ich habe mich inſofern vollſtändig fangen laſſen durch dieſe Erzählung, als ich bis über die Mitte hinein geleſen habe ohne zu bemerken, daß mich Spindler einſpinne in das Gewirr einer allbekannten Begebenheit. So geſchickt in leiſen Wendungen, ſo überraſchend in plötzlich markigen Strichen, ſo meiſterhaft in eigentlicher Erzählungskunſt iſt er: daß man ſich unverſehens inmitten der Göler-Haber'ſchen Affaire befindet, und faſt erſchreckt forſchend weiter eilt, wie weit er uns führen werde. Seine Abſicht iſt aber damit ſchon erreicht: die Ziererei der Badenſchen Geſellſchaft iſt entwickelt, die Piſtolen knallen in der Ferne, und der Vorhang fällt vor dem angelegten Gemälde nieder.

Der Verleger dieſes „Vergißmeinnicht“ hat ſich außerdem zu dem wohlfeilen Preiſe herbeigelaſſen, welcher jetzt eine Lebensbedingung ſchöner Literatur zu werden ſcheint, und ſo iſt's nicht zweifelhaft, daß dies Taſchenbuch das größte Publikum finden werde.

Holtei.

Der dritte und vierte Band der Holtei'ſchen Memoiren „Vierzig Jahre“ genannt, iſt ſoeben erſchienen. Dies Buch ſteht in naher Verwandtſchaft mit derjenigen Literatur, welche ohne philoſophiſche Zuthat in naiver Schilderung von Thatſachen ſeinen Werth ſucht. Da es eine Lebensbeſchreibung iſt, ſo vertrüge es vielleicht eine größere Doſis von Gedanken-Entwickelung, und bei Wendepunkten wie ſie im dritten und vierten Theile vorkommen, mag man eine ſolche gradezu für unerläßlich halten. Dieſe Wendepunkte liegen da, wo der Autor im Beſitz einer liebenden und geliebten Gattin plötzlich die alltäglichen Wege der Untreue betritt und wandelt, und da, wo er nach dem plötzlichen Verluſte dieſer Gattin durch den Tod gleich aus dem erſten Paroxysmus des Schmerzes in eine ausgelaſſene Lebensweiſe überſpringt. Die Beſorgniß vor allzugroßer Ausführlichkeit des Buches mag ihn hier bei ſo klaffenden Stellen zur Eile der Darſtellung und zum Sprunge über die an Fragezeichen ſo reichen Abgründe verleitet haben.

Peinliche und kleinliche Freunde, das Weſen des Buches verkennend, haben ſich auch bemüht, ihm die aufrichtige Darſtellung der Begebenheiten und innerlichen Motive zu verleiden, und ſo hätte es leicht kommen können, daß dieſe Fortſetzung den Mangel an philoſophiſcher Grundlage beibehalten und den Vortheil naiver Geſtändniſſe verloren hätte. Einige Andeutungen bei Beginn des dritten Bandes, veranlaßt durch Rückſicht auf rigoroſe Freunde, gingen gerades Weges los auf dies leere Ziel. Aber Holtei's geſunde Natur hat doch im Verlaufe der Schrift wieder obgeſiegt, und auch dieſe beiden Bände bieten wiederum die offenherzige Schilderung eines Menſchenlebens, welches mit wichtigen Dingen und Perſonen des Jahrzehnts von 1820 bis 1830 in Berührung kommt.

Ein Anlaß zu gerechter Einwendung war meines Erachtens nur dadurch

gegeben, daß in den erſten Bänden wohl auch eine noch lebende Perſon zu deutlich bezeichnet worden war bei Schilderung eines leichtſinnigen Streiches. Die nähere Bezeichnung war unnöthig, da es ſich nicht um etwas Charakteriſtiſches handelte, und ſie war zu tadeln, da ſie die jetzigen Lebensverhältniſſe jener Perſon nachtheilig berühren konnte. Das iſt nun glücklicher Weiſe nicht der Fall geweſen, weil die betheiligten Perſonen Unbefangenheit und geſunden Sinn in hinreichendem Maße beſeſſen haben, einer längſt überlebten Jugendwallung keine weitere Bedeutung beizulegen. Und Holtei hat in der Fortſetzung keine Indiskretion ſolcher Art begangen. Geſchrieben iſt aber die Fortſetzung wiederum ächten, lebendigen Stils, ſo wie in lebendiger Literatur geſchrieben werden ſoll.

Der dritte Band bewegt ſich um Holtei's wirklich begonnene Schauſpieler-Laufbahn. Er tritt in Breslau auf, er wandert umher und ſpielt bei kleinen Truppen. Den größten Eindruck macht ihm Ludwig Löwe. „Ich hatte ſchon" — ſagt Holtei — „Künſtler geſehen, einige *große* ſogar; ich hatte *gute* Schauſpieler geſehen, recht viele ſogar, ich hatte darüber gedacht und verglichen und meine Theorieen an der Praxis geſchliffen; aber nichtsdeſtoweniger hatt' ich noch keinen Schauſpieler geſehen, der mir vor Augen geſtellt hätte, wie es einen Grad künſtleriſcher Vollkommenheit geben kann, der ſich als reine, natürliche Wahrheit darſtellt. Kraft und Feuer, durch weiſe Beſonnenheit geleitet, hatt' ich ſchon bewundert. Vollkommene Deklamation, dem mimiſchen Ausdruck auf's Innigſte verſchmolzen, hatt' ich ſchon gehört. Aber niemals war mir ein Tragiker vorgekommen, der, ohne aus dem tragiſchen Tone, aus der poetiſchen Haltung zu fallen, doch die Saiten der Naivetät, der treuherzigen Derbheit, des ſcherzhaften Humors angeſchlagen. Niemals war mir ein Tragiker vorgekommen, der mich ſo gleichſam mit der Naſe darauf hinſtieß, daß in dieſer Art, und *nur* auf dieſe Weiſe manche Schöpfungen Shakſpere's, die ich bis dahin unbegreiflich gefunden, möglich würden. Es war eine Jugendfriſche in dieſem Manne, ein inneres und äußeres Leben, eine Hingebung der edelſten Kräfte, eine Gluth und Begeiſterung! — Mag Oehlenſchläger den „Correggio", den ich für ein ſehr ſchönes Gedicht zu halten wage, unbekümmert um noch ſo viele hochgezuckte Achſeln, geſchrieben haben; — für die Bühne, mindeſtens für die *Deutſche*, neu gedichtet, *reproduzirt* im vollen Sinne hat ihn Ludwig Löwe. O! ſie hatten ihn überall und Alle ſehr, ſehr geſpielt: mit gelockten Haaren und ſeidenen Tricots; mit runden Armen und auswärtſen Füßen; mit pathetiſchem Jammer und predigender Weisheit. Sie hatten ſich Alle bemüht, einen berühmten Maler in ſeiner Glorie zu trageriren. Und da kam Meiſter Ludwig, als Sohn des Dorfes, mit ſchlichter, einfacher Wahrheit, ein unſchuldiges Kind, ein gläubiger Held, und lachte durch die Thränen. — Nein, *das kommt nicht mehr wieder!* Nicht weil ich damals jung war, erſchien es mir ſo. Umgekehrt: wenn es mir noch einmal erſchiene, würd' ich wieder jung werden. Und ich bin es wieder geworden, wenn ich ihn jetzt noch, in ſeinen beſten Rollen, auf dem beſten deutſchen Theater, vor dem beſten Publikum Deutſchlands, in *Wien* ſah. Und ich werde wieder jung, wenn ich ſeiner denke; wobei ich nur Eines immer neu bedaure: daß ich nie dazu gelangen konnte, von ihm den „Heinrich Percy" zu ſehen. Ich kann mir keinen Andern vorſtellen in dieſer Rolle, als ihn."

Kurz vorher hat er die erſte genauere Bekanntſchaft mit Shakſpere's vaterländiſch-hiſtoriſchen Dramen gemacht, welche, ſagt er, — „der Wahrheit die Ehre — einen ſehr üblen Eindruck auf mich machten. Zwiſchen dem Entzünden, welches einzelne Stellen hervorbrachten und dem Mißfallen, welches die willkürlich-ſcheinende Formloſigkeit des Scenenbaus mir erregte, ward ich empfindlicher hin- und

hergeworfen, als durch die ſtoßenden Schwankungen des Wagens, der häufig auf entblößte Baumwurzeln gerieth. Vorzüglich widerten mich die drei Theile „Heinrich des Sechſten" an. Meine Anſichten über hiſtoriſche Dramen mögen ſeitdem, mit reiferen Jahren und beſonnenem Nachdenken wohl reifer und beſonnener geworden ſein; aber ſo weit bin ich, trotz meinem beſten Willen, doch immer noch nicht gekommen, in jedem geſchichtlichen Ereigniß, jedem Thronwechſel, Parteienkampfe und Schlachtlärm, blos deshalb, weil ſich dergleichen wirklich ereignete, paſſende Vorwürfe für dramatiſche Schöpfungen zu erblicken. Ein dialogiſirtes Epos ſcheint mir von einer Tragödie noch immer himmelweit verſchieden und die unbezweifelte Wahrheit irdiſcher Erfolge und Ausgänge kann mir nichts deſtoweniger poetiſch höchſt unwahr vorkommen. Den Bannfluch, den ein ſo unbefangenes Geſtändniß mir zuziehen wird von vielen unerbittlichen Kunſtrichtern, welche ſämmtliche hiſtoriſche Schauſpiele Shakſpere's für vollendete, abgerundete, in klarer Weisheit durchgeführte Dramen erklären, muß ich in Demuth ertragen."

Daran ſchließt ſich, was er bei Gelegenheit ſeines witzigen Freundes Junge erzählt. Im Munde Holtei's, des eifrigen Shakſpere-Vorleſers iſt die richtige Aeußerung beſonders intereſſant: „Junge zitirte häufig einzelne, ſchlagende Witz- und Scherzworte aus Shakſpere, brachte dieſelben ſo treffend und natürlich an, daß ich, von ihrer Wirkung auf unſre Zuſtände wie elektriſirt, mich veranlaßt fühlte, ſie nachzuleſen, wo ſie mir denn ganz anders vorkamen als früher. Das iſt's aber nicht, was ich bekennen wollte; das wollt' ich nur erzählen; denn dies würde nur beſtätigen, daß mit einundzwanzig Jahren nicht jeder Menſch reif iſt, und daß einem jungen Magen gar oft die derbere Koſt in kleinen Biſſen vorgeſchnitten werden muß, wenn er ſie verdauen ſoll. — Nein, was ich bekennen wollte iſt: daß ich noch heute, wo mir Niemand die Reife abſprechen wird (denn ich bin ſo reif wie nur irgend ein Apfel ſein kann, der drei Monate nach Weihnachten auf Stroh liegt), häufig einen Junge brauchen könnte und mir einen ſolchen herbeiwünſche, wenn ich eben im Shakſpere auf Scherze ſtoße, die mir immer noch keine ſind, über die ich aber ſehr viele pflichtgetreue Verehrer des großen Dichters jauchzen höre. Ich mag mich anſtellen wie ich will, über „die luſtigen Weiber" kann ich nicht lachen; und wenn ich auch nichts dagegen einzuwenden wage, daß die Muſikantenſpäße in „Romeo und Julie" mit großer Weisheit hingeſtellt ſind, wo ſie ſtehen, heg' ich doch unabänderlich den Wunſch, ſie möchten ein kleines, kleines Bischen ſpaßhafter ſein. Doch hör' ich nun und ſeh' ich, wie ſo viele Perſonen um mich her, — z. B. in einem Kreiſe bei Tieck, — dieſe und ähnliche Dinge „himmliſch" finden, ſo ruft es in meinem Innern: „Iſt kein Junge da?" Obſchon ich befürchte, daß für Manches dieſer Art auch mein alter Freund Junge nicht ausreichen dürfte. Denn ſo weit ich mich erinnere, wußte dieſer ſehr wohl die Spreu vom Waizen zu ſondern."

Er macht Immermann's Bekanntſchaft, er hört Tieck den Othello leſen, und auch Hegel iſt unter den Zuhörern. „Tieck's Abſicht bei Verſinnlichung des Jago ging ſichtbar darauf hinaus, dieſen gemeinen Geſellen keinesweges zum ſchlauen feinberechnenden Propheten zu machen, der das ganze Spiel vorher durchſchaut, ſondern vielmehr zum plumpen Schurken, der nur Rache üben, nur Böſes thun, nur ſchaden will, der erſt mitten in der Aktion einſieht, wie ſehr das Schickſal ihm zu Hilfe kommt, und der eben nur um ſeiner Plumpheit willen oft in einen groben, biederherzigen Ton verfällt, welcher treuherzig klingt und zu täuſchen vermag. Dieſe Abſichten ſchienen mir aus Tieck's Auffaſſung des Jago hervorzugehen. Als der Vortrag beendet war und jeder der Hörer ſeinen ſchuldigen Beitrag in die Kollektenbüchſe geſelligen Dankes ſtecken zu müſſen glaubte, näherte ſich auch Hegel

dem Leſer, und docirte in die Rede, die er hielt, komiſcher Weiſe gerade die *entgegengeſetzte* Anſicht des Jago'ſchen Charakters hinein, Tieck preiſend, mit wie unendlichem Geiſt er die Freiheit des vom erſten Auftritt geſponnenen Gewebes enthüllt u. ſ. w. Ich ſtand wie verſteinert. Denn ohne von dem hochberühmten Manne etwas anderes zu kennen als ſeinen Namen, kannte ich doch eben dieſen und ſeinen Ruhm. Tieck's Gegenrede war — ich will nicht ſagen: tückiſch, — doch tieckiſch; verbindlich-ironiſch. Ich müßte ſehr irren, wenn es nicht *dieſer* Abend geweſen wäre, von dem der Groll herrührte, den der Philoſoph ſo lange gegen den Dichter bewahrte."

Steffens, Pius Alexander Wolf, Anſchütz, Schreyvogel kommen in Rede, und bei letzterem, dem berühmten Dramaturgen des Burgtheaters ſucht er zu erklären, warum dies Theater ſtets den erſten Rang in Deutſchland einnehme. Nicht weil es um jeden Preis immer nach Beſitz der beſten Kräfte im Perſonal getrachtet, „ſondern einfach deshalb, weil dieſe Anſtalt die einzige war (und Gott ſei Dank, *das* iſt ſie geblieben!) die lediglich und *ausſchließlich* dem rezitirenden Drama gewidmet, ihren ernſten, ſchönen Weg, ungehindert und ungeſtört durch Triller und Querſprünge verfolgen durfte, weil nur Tragödie, Schauſpiel und Luſtſpiel ſich ablöſeten; weil kaiſerliche Opulenz und Freigebigkeit nicht auf Schaugepränge und Statiſtenkram, vielmehr auf Bezahlung der theuerſten und beſten Talente verwendet werden durfte; weil Schreyvogel nur *ein* Ziel kannte: die Ehre ſeiner Bühne in artiſtiſcher Richtung! und weil er Kraft, ja nöthigenfalls Grobheit in Vorrath hatte, um Einwirkungen hinter und ſchlechtem Geſchmack vor der Bühne zu begegnen. Er ließ ſich das Parterre nicht über den Kopf wachſen. Er wich auch nicht vor dem Vierkreuzer-Publikum. Und weil konſequente Ausdauer dem Publikum ſtets imponirt, ſo war das Publikum im Burgtheater eben ſo das beſte Publikum, wie das Burgtheater das beſte Theater in Deutſchland war.

Was Schreyvogel zugleich als Bearbeiter ſpaniſcher und engliſcher Originale gethan, ſchließt ſich der Würdigung ſeiner Verdienſte um's Burgtheater innig an. Er war nicht in einſeitiger Manie befangen, die ihn verhindert hätte, einzuſehen, daß auch an ewigen Meiſterwerken die Form fremd werden oder veralten kann, und daß, wenn dieſe ohne Gefahr für's Ganze nicht zu ändern wäre, das Ganze beſſer unterbleibt. Er hätte weder „Antigone" noch den „Sommernachtstraum" auf die Bretter gebracht, dafür ſteh' ich. Er ſprach es ferner unverholen aus: wer in Shakſpere's Dramen die dramatiſchen Mängel und Gebrechen nicht erkennen mag oder kann, dem trau' ich auch nicht zu, daß er die Schönheiten fühlt, wie *ich* ſie fühle, und mit einem Solchen kann ich gar nicht ſtreiten. Dabei aber, welch' tiefe ſinnige Achtung für die inneren Abſichten großer Dichter!"

Nach dem Tode ſeiner Frau in Berlin kommt er bald an die Schilderung der Sonntag-Zeit am Königſtädter Theater und mancher Berliner Perſönlichkeit. Ein bezeichnendes Wort über Raupach iſt mir aufgefallen. Raupach war eben aus Petersburg gekommen und hatte Clauren's „Bräutigam aus Mexiko" im Berliner Theater geſehn. Holtei findet Clauren's Stücke abſcheulich, und bedauert Raupach, daß er gerade ſolch eine Komödie zuerſt mit anſehn müſſe. „Raupach nahm eine Priſe und erwiderte: „Nun, ich weiß nicht! Mir war dies Stück und der Beifall, den es erwirbt, ſehr lehrreich. Ich bin hierher gekommen um den Weg kennen zu lernen, den ich einſchlagen ſoll, um auf das deutſche Theater Einfluß zu gewinnen. So lang' ich in Petersburg lebte, war das nicht möglich. Bei Allem, was dem Publikum behagt, muß man im Stande ſein, die Gründe aufzufinden, warum dies geſchieht? Und iſt man erſt darüber klar, ſo gewinnt man auch die Mittel, das nämliche Ziel zu erreichen, wenngleich auf anderem Wege!"

Dieſe mit Feſtigkeit und vollkommener Ruhe geſprochenen Worte frappirten mich ſehr. Aber ſie erhielten für mich erſt ihre ganze Bedeutung, als Derjenige, welcher ſie, ſeiner Sache ſo gewiß, ausgeſprochen, ſich bald nachher der deutſchen Bühne von Berlin aus bemächtigte, und ſie durch die Kraft ſeines Wollens länger als ein Jahrzehend beherrſchte."

Es folgt der Saphir'ſche Kampf und mit Erſtaunen leſen wir, daß Hegel darin handelnd auftritt, und zwar als Cartellträger Saphir's, welcher mit Schall ein Duell zu regeln oder zu beſeitigen hat. Als ächter Philoſoph beſeitigt er es. — Dann folgt ein Aufenthalt Holtei's in Paris, welcher ſehr anſprechend geſchildert iſt, dann Holtei's erſter Aufenthalt in Weimar. Den zweiten, längeren werden wir im fünften Bande erhalten, und wir dürfen zahlreichen Aeußerungen Goethe's entgegenſehn. Holtei verſichert, er habe ſie damals regelmäßig niedergeſchrieben.

Außerdem haben wir eine geſammelte Ausgabe der Theaterſtücke Holtei's zu erwarten. Sie ſoll in einem Bande, welcher in drei Abtheilungen getheilt iſt, erſcheinen und jedes Stück ſoll von den Notizen begleitet ſein, welche das Entſtehen und Schickſal deſſelben, die Geſchichte deſſelben kurz ſchildern. Er fordert in einem ſehr liebenswürdig geſchriebenen Cirkular die Theaterfreunde im Süden und Norden auf, Subſkriptionsbeſtellungen an die Schulz'ſche Buchhandlung in Breslau einzuſenden, da dieſe über die ungefähre Auflage verſichert ſein und die Namen der Subſkribenten vordrucken wolle, ein Rendezvous für die alten und jungen Theaterfreunde im Vaterlande. Das ganze Buch wird etwa 3 Thaler koſten und nicht bloß für Liebhabertheater auch für die Geſchichte des deutſchen Theaters einen mannigfachen Werth haben.

Anſicht von Braunſchweig.

Es giebt ein altes plattdeutſches Lied, welches zuerſt in einer Oper vorkam und ſich nachher gewiſſermaßen zum Range eines Braunſchweigiſchen Volksliedes emporgeſchwungen hat. Sein Urſprung gehört einer frühern Periode der Operndichtung an. Dieß läßt ſich ſchon daran erkennen, daß weder von „Liebe" und „Triebe", noch von „Bruſt" und „Luſt" die Rede iſt. Das Lied verbreitet ſich über materiellere Gegenſtände der Phantaſie. Sein Anfang lautet:

Bronſewiek, du leibe Stadt
Vor veel tuſend Städten,
Dei ſau ſchüne Mumme hat,
Wo man Worſt kann äten,

und in dieſem Tone geht es fort. Alſo Wurſt und Bier waren die hohen Ideale, denen der Sänger ſeine Begeiſterung zuwandte. Nimmt man hierzu noch den dritten im Bunde, den ſüßlockenden Honigkuchen, ſo hat man die drei Dinge, die auch jetzt noch den Ruf der Welfenſtadt über ſeine Grenzen hinaus nach Nord, Weſt, Süd und Oſt verbreiten. Denn wer gedenkt nicht bei dem Namen Braunſchweig unwillkürlich — und, iſt er ein in der Fremde weilendes Landeskind, mit wehmüthiger Rückerinnerung — des Dreigeſtirns: Braunſchweiger Wurſt, Braunſchweiger Mumme, Braunſchweiger Honigkuchen. Schade, daß Goethe nie in Braunſchweig geweſen iſt; unbezweifelt hätte er ihm in ſeinem Fauſt einen ähnlichen Denkſtein geſetzt, wie dem glücklichen Leipzig, welches ſich nun für ewige Zeiten mit dem Epitheton Klein-Paris brüſten kann.

Hiernach ſollte man glauben, daß Braunſchweig ausſchließlich die Stadt des materiellen Genuſſes ſei. Dieß iſt jedoch nur halb wahr. Unſre Reſidenz mit

ihren 40,000 Einwohnern hat auch noch einiges Andere aufzuweiſen, welches die Rechtfertigung liefert, wenn Jemand die Feder ergreift, um von ihrem ſtillen Vorhandenſein ein Wörtchen zu reden.

Wer Braunſchweig zum erſten Male betritt, dem fällt zunächſt zweierlei auf: die krummen Straßen und die ſchlanken Bewohnerinnen. Beides bildet die hervorſtechende Phyſiognomie der Stadt, beides iſt der Stolz des Braunſchweigers; denn bei ſeinen krummen Straßen denkt er zurück an das Heldengeſchlecht, welches ſie erbaute oder hier hauſte, an die Zeiten, als es noch einen Heinrich den Löwen gab, — und bei der Damenwelt fallen ihm die ſchmeichelhaften Zugeſtändniſſe der Fremden ein, daß es doch niegends eine ſo holde weibliche Bevölkerung gebe, wie hier. Es ſcheint etwas keck, zu behaupten, daß es unter den Beaunſchweigerinnen keine einzige Häßlichkeit gebe — keck, aber wahr! Ein geiſtreicher Beobachter ſtellte den Satz auf: von zehn hieſigen Damen ſind neun hübſch und die zehnte glaubt es zu ſein, weil ſie eine Braunſchweigerin iſt. Auch hierdurch wird die eben angeführte Behauptung nicht umgeſtoßen; denn eben die ſüße Einbildung, ſich hübſch zu wiſſen, giebt ſelbſt dieſer zehnten eine Sicherheit des Benehmens, eine Grazie, welche die Natur erſetzt. Verzeih' mir, gütiger Leſer, daß ich mich von dieſem Kapitel nicht ſo ſchnell trennen kann; dafür trage ich dir im Voraus meine volle Indulgenz an, wenn du mich irrthümlicher Weiſe für einen verliebten Panegyriker halten ſollteſt. Führt dich einmal dein Weg durch das holperige Braunſchweig, ſo gedenke meiner Worte und du wirſt ihnen Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Ja, ihr lieblichen, ſchlanken, graziöſen Braunſchweigerinnen, wer will mir widerſprechen, wenn ich behaupte, daß ihr alle geborne Königinnen ſeid? Euer Gang iſt das Schweben der Sylphide, euer Wuchs ein Traumbild Canova's, euer Teint der matte Widerſchein der Abendröthe — und eurer Rede Zauberfluß —! — Hier breche ich ab, denn ein jugendlicher Ehemann, der eben hinter mir ſteht, könnte leicht eiferſüchtige Demonſtrationen machen.

Zu welchem Gegenſtande aber liegt der Uebergang näher, als zum Theater, dem Lieblingsaufenthalte der hieſigen Frauen! Vom Theater kann man ſagen, daß es dem ſtillen Veilchen gleich im Verborgnen blüht. Denn Niemand in der Ferne wird mir Glauben ſchenken, wenn ich behaupte, daß Braunſchweigs Bühne mit den erſten in Deutſchland wetteifert. Findet man doch davon nichts in den Berliner, Leipziger, Wiener, Dresdner und andern Blättern, höchſtens einmal eine verunglückte Beurtheilung im Hambueger Correſpondenten. Wie haben die Berliner ſich gewundert, als ihnen vor Kurzem aus Beaunſchweig ein gewiſſer Hoppé zukam! Als obſcures Haus langte er bei ihnen an und ging mit dem Lobe wieder fort, daß ein noch nicht ganz zur Reife gelangter Seydelmann in ihm ſtecke. Bei uns wußte man dieſes ſchon länger; aber die Braunſchweig'ſche Kritik pflanzt ſich nur als Tradition von Munde zu Munde fort und braucht daher etwas Zeit, ehe ſie zur Verbreitung und Anerkennung gelangt. Der Grund dieſer literariſchen Nichtbeachtung unſers Theaters liegt theils in dem Umſtande, daß hier keine belletriſtiſche Zeitſchrift erſcheint (beiläufig: auch keine politiſche Zeitung), theils darin, daß man alle Beſprechung der Theaterangelegenheiten in öffentlichen Blättern höchſten Orts nicht wünſcht, vielleicht auch in einer gewiſſen Scheu des Braunſchweigers vor allem Kunſtraiſonnement. Aber Leute vom Fach, wie z. B. Laube, der vor Kurzem eines ſeiner Stücke hier aufführen ſah, finden ſich überraſcht, wenn ihnen hier mehr geboten wird, als von einem gewöhnlichen Provinzialtheater. Betrachtet man zunächſt das Publikum, ſo muß man ihm die Anerkennung laſſen, daß es ein dankbares iſt, daß es mit ziemlich ſicherem Takt das Mittelmäßige von dem Ausgezeichneten zu unterſcheiden verſteht und letzteres durch unverholene

Theilnahme unterſtützt. Einzelne Ausnahmen können nicht als Regel gelten. So läßt ſich z. B. die kühle Aufnahme des anerkannt ausgezeichneten Wallner dadurch entſchuldigen, daß der gemüthliche *Wiener* Humor dem *Braunſchweig'ſchen* etwas zu fern liegt. Wohl nirgends iſt die Gefühlserregbarkeit des Publikums ſtärker als bei dem unſrigen, und ein Darſteller, der die Saiten zu treffen weiß, welche bei unſrer ſonſt nicht eben ſentimentalen Bevölkerung Sympathie erwecken, kann eines großartigen Erfolgs ſicher ſein. Wer zählt die Tauſende von Thränen, die unſre Größer fließen machte! Mad. Größer und Mad. Schütz, beiden dankt wohl jeder Braunſchweiger ſchöne Stunden. Letztere im Luſtſpiel, erſtere im Tragiſchen ausgezeichnet. Die Schütz iſt eine der wenigen *großen* Schauſpielerinnen und das Schoßkind des Publikums. Eine ungewöhnliche Beobachtungs- und Darſtellungsgabe, eine ſeltene Conſequenz und der glücklichſte Humor vereinigen ſich mit einem höchſt lieblichen Organ und vollendeter Grazie, um allen ihren Darſtellungen einen eigenthümlichen Reiz zu geben. Ihr ſteht eine andere Hauptſtütze unſers Luſtſpiels zur Seite: Hr. Bercht, ein Komiker, von dem ſich ſo viel ſagen läßt, daß ſeine Erſcheinung auf der Bühne ſtets von der ungemeinſten Heiterkeit begleitet iſt, obgleich er nicht für die Gallerie ſpielt, auch ſcheinbar nicht für das übrige Publikum, ſondern wie abſichtslos zu ſeinem eignen Ergötzen.

Bei dem hervorragendſten Talente unter unſern recitirenden Künſtlern, bei Hrn. Hoppé, muß ich etwas länger verweilen. Jedem, der Seydelmann geſehen hat, iſt erinnerlich, daß dieſer zuweilen auf der Bühne ſtand, ohne ein Glied zu rühren, ohne eine Falte des Geſichts zu bewegen, ein Bild der kälteſten Ruhe, und daß ſich gerade dann das innerſte Ergriffenſein der Zuſchauer durch die lautloſeſte Stille kund gab. Solche Augenblicke wirkten elektriſch und bleiben unvergeßlich. Sie ſind gewiß nicht die Wirkungen eines künſtleriſchen Calcüls, ſondern halb unbewußte Aeußerungen des Genius — und Hr. Hoppé *hat* ſolche Augenblicke. Bei Döring erinnere ich mich nicht, ſie gefunden zu haben. Dieſer iſt größer in der Bewegung als in der Ruhe, und wohl auch deßhalb größer im Humoriſtiſchen als im Tragiſchen. Hoppé iſt ein vollendeter Sprachkünſtler. Unterſtützt durch ein äußerſt kräftiges, ſonores und biegſames Organ, hat er die Fähigkeit, allein durch die Modulationen ſeiner Stimme zu feſſeln. Seine Bewegungen ſind immer edel, ungeſucht und ausdrucksvoll und um ſo wirkſamer, da er die übergroße Beweglichkeit vermeidet, welche zuweilen bei Döring's Spiel ſtörend wirkt. Bewundernswerth iſt Hoppé's Conſequenz in Durchführung eines Charakters und die Fähigkeit, ſich und ſein Gefühlvermögen ſo in denſelben zu verſenken, daß er innerlich ſelbſt erlebt was er ſpielt. Es ſei ferne von mir, *jetzt* ſchon dieſen tüchtigen Schauſpieler einem Seydelmann oder Döring an die Seite ſetzen zu wollen. Hoppé iſt oft da Copie, wo jene die Originale waren, und die Originale, die er ſelbſt giebt, ſind nicht alle ſo großartig aufgefaßt und ſo nach allen Seiten hin detaillirt. Aber ſein Stern iſt noch nicht auf dem Culminationspunkt angelangt.*) Ueber Muſik, Oper und dergleichen werde ich dir nächſtens einmal berichten, günſtiger Leſer!

Merx.

*) Und Sie haben Kettel, Schütz, Höfler den anmuthigen Liebhaber noch nicht genannt, und haben *Köchy's* nicht gedacht, eines in Wahrheit ſehr einſichtigen, gründlich gebildeten und geſchmackvollen Dramaturgen, welchen das Braunſchweiger Theater voraus hat vor ſo viel größeren Hoftheatern!

Nachrichten.

Berlin, den 5. September. Es thut mir von Herzen leid, daß meine Korreſpondenzen den Leuten ſo oft ein Aergerniß geben, aber, weiß es Gott, ich kann mir nicht helfen. Ein alter Denkſpruch ſagt: Du mußt Pfeifen ſchneiden ſo laug du im Rohr ſitzeſt. Und im Rohr ſitz' ich nun einmal, nämlich im Rohr der Tagesbegebenheiten, das da aufſchießt am Strome der Zeit, hoch, dünn, gelbgrün, mit ſcharfſchneidigen, langfaſrigen Blättern, darin der Wind der Geſchichte geheimnißvoll hin und wider rauſcht. Manchmal klingt es wie übermüthiges Kichern, dann und wann aber wie Seufzen und Stöhnen, wie einſames Weinen und verhaltenes Jammergeſchrei. Mitten darinnen nun ſitz' ich und ſchneide Pfeifen. Was ſollte ich Beſſeres thun? Du mußt Pfeifen ſchneiden ſo lang du im Rohr ſitzeſt, ſagt der Denkſpruch, und der Denkſpruch iſt weiſe. Daß die Pfeifen aber dann und wann einen gellenden, das Ohr zerſchneidenden Ton laut werden laſſen, wahrhaftig, das iſt nicht meine Schuld. Es ſind keine künſtlichen Inſtrumente, es ſind eben nur Pfeifen aus Rohr, die ich allerdings dem zärtlichen Seladon Servilismus nicht anrathen mag, ſeiner Donna Abſolutismus damit Abends unter dem Fenſter ein Ständchen zu bringen. Sie haben nichts Ariſtokratiſches dieſe Töne, wie es die von wirklichen Rohrpfeifen auch nicht haben; ſie klingen nach Schweiß und ſchwieligen Händen, aber was mich anbetrifft, ich liebe ſie doch. Es liegt ſo viel Wehmuth in ihnen, ſie ſind die Proletarier der Muſik, ſie gehen baarhaupt und baarfuß, ausgeſtoßen und einſam; die Töne eines andern Inſtrumentes geſellen ſich nie dazu. Ich habe heut eine Pfeiſe, auf der ich die herzbrechendſten Weiſen ſpielen könnte. Wahrhaftig, es ſollte mir nicht ſchwer fallen, Alle, die mich hören, bis zu Thränen zu erſchüttern, aber ich haſſe die Rührung, denn die Rührung iſt die Tochter der Geduld, die der Mutter im Schoße weint. Geduld und Rührung aber haben unſre deutſche Geſchichte zu Grunde gerichtet. Pfui! darüber! Ich will die Sache einfach erzählen, in dürren Worten. Es thut mir leid, daß der Hunger wieder die Grundlage derſelben iſt. Ich weiß, man hört dieſes Wort nicht gern; man erinnert ſich dabei jener Rede, die der erſte Bürger in der erſten Scene des Shakſpere'ſchen „Coriolanus" hält, und die mit den Worten ſchließt: „Denn das wiſſen die Götter! ich rede ſo aus Hunger nach Brot und nicht aus Durſt nach Rache". Aber ich kann den Leuten dieſe Erinnerung nicht erſparen. Der Hunger iſt die Ahnfrau im Grafenhauſe der Nationen. Es deutet Unheil, wenn er zu ſehen iſt. Aber es iſt feig, ſich wegzuwenden; man muß ſtehen bleiben und mit dem Finger darauf weiſen; man muß ſagen: da iſt er, da lehnt er bleich und geſpenſterhaft an der Säule! Das thu ich. Nach dieſer Einleitung mögen gewiß Viele fürchten, ich werde von Empörungen und Revolutionen ſprechen, dann ſind ſie aber im Irrthum, ich will von einem jungen Dichter reden. Es iſt der Verfaſſer des kürzlich hier bei Alex. Duncker im Verlag erſchienenen Romans „Drei Vorreden, Roſen und Golem-Tieck"; er heißt Otto v. Skepsgardh. Er gehört zu denjenigen Perſonen, auf die ſich das Unglück capricirt zu haben ſcheint: es mißglückt ihm Alles. Er iſt einer von jenen Unglücklichen, die das Leben mit zwei linken Händen handthieren. Er zerſtößt, zerknittert, zerfällt es; keine einzige gute Empfindung trägt er ganz durch's Daſein; er zerſchlägt ſie an der nächſten Ecke des Schickſals, des Zufalls oder der Laune. Sein eigenes Talent weiß er nicht zu halten, es fällt herüber und hinüber, es hat nirgends einen feſten Anhalt. Aus Liebe und Verehrung zu Ludwig Tieck ließ er es in die Rumpelkammer der Romantik kriechen, und als es eben im beſten Rumor darin war, riß er es wieder heraus, weil er ſich von Tieck gekränkt, verunglimpft oder ich weiß nicht was, gehalten hat. Der vorbenannte Roman war die Frucht dieſer romantiſchen Periode. Sie ſollte ihm Geld verſchaffen, er hungerte. Aber es wollte ſich kein Buchhändler finden der es in Verlag nahm, er hungerte. Endlich ließ ſich Duncker in das Unternehmen ein. Skepsgardh glaubte, nun ſei er gerettet, nun werde er nicht mehr zu hungern brauchen, nun werde er Geld haben und Ruhm. Aber es blieb beides aus: ſein Roman machte kein Aufſehn, er wurde wenig beſprochen. Er hatte kein Geſchick ſich literariſche Claqueure zu verſchaffen. Duncker allein friſtete ſein Leben in dieſer Zeit. Er wollte Arbeit, er ging zu Miniſtern und hochgeſtellten Perſonen, er reichte dem König eine Bittſchrift ein, aber er that alles ungeſchickt, alles linkiſch; Niemand achtete auf ihn. So ſetzte ſich nach und nach der Wahn in ihm feſt, die ganze Welt ſei gegen ihn verſchworen. Ich kenne ſie, ſagte er, alle, die einen ſchiefen Blick haben, ſind gegen mich in eine Verſchwörung getreten. Sie wollen mich nicht aufkommen laſſen. — Nun iſt es aber merkwürdig, daß er ſelbſt dieſen ſchiefen Blick hat, und in der That iſt er auch ſelbſt dieſe Verſchwörung, von der er ſpricht, er ſelbſt will ſich nicht aufkommen laſſen. Gegenwärtig liegt er gemüthskrank ſchwer darnieder.

Digitized by Google

Aufſehen hat es hier in der literariſchen Welt erregt, daß die beiden Grimm's Anderſen nicht gekannt haben, als derſelbe ſie aufſuchte, um ſich ihnen vorzuſtellen und ihnen ſeine Huldigung darzubringen. Sie verſicherten mit trockenem Ernſte, ſie hätten ſeinen Namen noch niemals nennen hören. Dies iſt wieder ein Zeichen, wie ſich dieſe beiden bedeutenden Geiſter immer mehr und mehr aus der Gegenwart hinaus verlieren. Sie ſtellen ihre großartige Gelehrſamkeit wie eine chineſiſche Mauer um ſich her, dahinter ſie die allerabenteuerlichſten Porcellan-Schlöſſer und die allerkünſtlichſten Glasthüren der deutſchen philoſophiſchen Spekulation aufbauen. Ihr deutſcher Geiſt geht darin als Kaiſer von Japan herum, in zierlichen Pantöffelchen und aus großen Meerſchaumpfeiſen rauchend. Der Verſtand trägt den Sonnenſchirm, und das Gemüth den Fliegenwedel. Die Gedanken ſind die Verſchnittenen, ſie tragen rothe Halsbänder und Klingeln auf den Mützen. — — Wenn's nicht zum ärgern wär, wär es zum Lachen! — — Zum Lachen aber iſt es, wie man hier Goethe's Geburtstag gefeiert hat! Man hat natürlich gegeſſen und getrunken, das war aber noch das Paſſendſte. Vorher hat man Reden gehalten über „Wörter, die Luther in ſeiner Bibel-Ueberſetzung zum erſten Mal angewendet, und welche jetzt eine andre Bedeutung haben", dann über „den heiligen Rock zu Trier", und endlich, ich weiß nicht mehr über was, aber es war auch ſo etwas ähnliches. Es ſtellt ſich dabei wieder recht heraus, wie der deutſche Michel bei jeder Gelegenheit alle ſeine ſieben Sachen auskramt, nur die rechte nicht. Er wird nächſtens einmal die deutſche Freiheit feiern und dabei eine gelehrte Abhantlung über die ruſſiſche Knute halten. — Hendrichs hat hier den Egmont zum erſten Male gegeben. Wenn er etwas feſter in der Rolle geweſen wäre, ſo würde er unübertrefflich darin zu nennen ſein. Nächſtens einmal mehr über ihn. — Von Th. Mundt iſt bei Schepeler ein „Kleines Skizzenbuch", und bei Simion die erſten Lieferungen einer Sammlung von „Martin Luther's politiſche Schriften", die er veranſtaltet, im Verlag erſchienen.

Feodor Wehl.

Lenau's Don Juan ſoll beendigt ſein. Er iſt dramatiſch behandelt und geht aus von dem alten Don Juan der ſpaniſchen Sage, mit Lebensübermuth beginnend und zur verzweiflungsvollen Blaſirtheit gelangend, welche mit tragiſcher Kraft ausgedrückt ſein ſoll. Ueberraſchend heißt es ſoeben, der ernſte Sänger, welcher eine Reiſe durch Norddeutſchland vorhatte, habe in Frankfurt eine Liebe und eine Braut gefunden.

Redaktionen. „Sie gingen nach Skandinavien, ich übertrug die „Grenzboten" und ging nach Italien; Kold geht nach Belgrad, Altenhöfer nach Oſtende, Liſt nach Paris — ſo ſind die jetzigen Zeitungsredakteure!"

Theaterkritik. Vor Kurzem war es noch fraglich, ob ſie überhaupt in den Journalen zuläſſig ſei, jetzt überſchwemmt man uns mit Kritik der Kritik. Lokal-Referate über das Leipziger Theater werden wieder kritiſirt! Mein Gott, Hobelſpäne noch einmal bearbeitet! Iſt das nicht ein recht ſicherer Weg zum Geſchwätz?

Der verwunſchene Prinz bietet eine intereſſante Veranlaſſung zu einer Definition, inwieweit ein Stück, welches nach älteren Stücken bearbeitet iſt, auf den Titel und Preis der Eigenthümlichkeit Anſpruch machen könne. Ich habe Holberg's „Jeppe vom Berge", welches außer dem Zwiſchenſpiel in Shakſpere's „bezähmter Widerſpenſtigen" und außer einem neueeen dramatiſchen Mährchen „Haſſan" das nächſte Vorbild des Stückes iſt, nachgeleſen, und bin der Meinung, daß die Plötz'ſche Bearbeitung im Weſentlichen als ein ſelbſtändiges Stück erachtet werden kann. Die moderne Form iſt frei, friſch, gemüthlich und verarbeitet einfach und wirkſam das alte Thema, welches in der alten Form durchaus nicht mehr genießbar wäre. Sind nicht auch die meiſten Shakſpere'ſchen Stücke auf ähnliche Weiſe entſtanden? Und wie lächerlich wäre es, ihnen deshalb Originalität abzuſprechen. Form und Geiſt beſtimmen das Eigenthum in der Literatur, nicht der Stoff. Der Stoff gehört Jedermann und wird nur durch hinzutretende Eigenthümlichkeit beſonderes Eigenthum. Iſt alſo ein neues Stück eigenthümlich, ſo gehört es auch mit altem Stoffe dem neuen Autor.

Heine's Buch der Lieder, fünfte Auflage, und ein Band neuer Gedichte ſind ſoeben aus der Preſſe gekommen. Heine ſelbſt iſt noch in Hamburg, wohin er zum erſten Mal ſeine Frau mitgebracht. Leider hat dieſe raſch nach Frankreich zurückkehren müſſen, weil ihr Nachrichten von ſchwerer Erkrankung ihrer Mutter nachgeeilt ſind. Auch Heine's Aufenthalt wird wiederum nur der eines Beſuches ſein, welcher vorzugsweiſe ſeiner betagten Mutter und ſeinem Oheim, dem ebenfalls hoch betagten, würdigen Herrn Salomon Heine gilt.

Red.: **Heinrich Laube.** Verl.: **Leopold Voß.** Druck von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Hierbei: Die Mode № 37.

№ 37. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Ngr. 1844.

Moden.

Der Jagdanzug des Herzogs von Nemours gefällt ſo ſehr und findet ſo viel Nachahmung, daß wir ihn als eine Jägermode auf dem beiliegenden Modeblatt Nr. 76 mittheilen. In dem Arrangement dieſes ſchönen Coſtüms für einen Privatmann wählt man ſtatt des rothen Leibrocks einen graugrünen oder braunen und verwandelt die Goldborden in paßliche Seidenborden. Die Weſte behält man in einer beliebigen bunten Farbe ebenfalls mit Seidenborden verziert in demſelben Schnitte bei. So kleidſam nun auch dieſer eben erwähnte Anzug iſt, ſo iſt er doch mehr ein Phantaſieanzug und der ächte Jäger macht es ſich gern bequemer. Darum trägt dieſer meiſt einen gekreuzten Rock, der hinten in bequem langer Taille dem Gehrock gleicht und vorn in der Bruſt ganz geſchloſſen werden kann. Die Schöße vorn ſitzen aber in der Taille an jeder Seite handbreit von der Mitte zurück und deuten damit den Frackſchnitt an, obgleich ſie wie am Gehrock ganz grade hinunter geſchnitten ſind. Der Rock iſt ſehr kurz und läßt wohl noch zwei Hände breit über dem Knie frei. Das breitgeſtreifte Beinkleid zu dieſem Jagdrock iſt ſehr weit in Zuckerhutform und ohne Fußriemen gemacht. Gamaſchenſtiefeln und die Jokeimütze dürfen zum Ganzen nicht fehlen.

Ueber die Herrenmoden im Allgemeinen läßt ſich ſo wenig neues und ſicheres ſagen wie über die Damenmoden. Man ſteht an der Pforte der neuen Jahreszeit und behilft ſich für die letzten ſchönen Sommertage mit einer freien Wahl und Zuſammenſtellung in den bekannten mannichfachen Formen der Sommermoden. Bequeme Phantaſiefracks mit etwas fliegenden und ſehr breiten Schößen. Bequeme Gehröcke mit kurzen und ſehr weiten Röcken. Alle Röcke mit breit und hohl zurückgeſchlagenen Bruſtklappen, mit einem niedrigen nicht zu breiten Kragen verſehen. Die Weſten ſehr lang, auf der Bruſt tief und breit offen gemacht und unten in einer unter der Rocktaille ſich zeigenden Spitze geendigt. Das Beinkleid weit geſchnitten und faltig und breit deckend auf den Stiefel fallend. Dies ſind die Herrenmoden oder vielmehr das iſt der Typus derſelben, der ſich im behaglichen Gehenlaſſen darſtellt. Der Winter wird freilich größere Sorge und Genauigkeit zurückbringen und man fürchtet daher für die bequeme überlange Taille, den über der Hüfte ſcharfen Einſchnitt aller Röcke eintauſchen zu müſſen, wie ihn der Ceremoniefrack immer beibehält.

Die Stoffe zu Beinkleidern und Weſten für den Winter ſind fertig und theilweiſe ſchon ausgeſtellt, ſobaß man mit Sicherheit ſagen kann, die Streifen und Gitter halten ſich und zwar ſind alle Muſter ſehr groß und grell gezeichnet, ſie werden daher den guten Geſchmack gefährlich auf die Probe ſtellen. Für Weſten wird der bunte Sammt ſein Vorrecht behaupten. Die Bronzefarbe in allen Abſchattirungen wird in den Tüchern zu Röcken am meiſten beſtellt. Die

Halsbinden bleiben lang und ſind von glattem oder gemuſtertem Atlas ſehr häufig getragen.

Die Handſchuhe von Reh- oder Damhirſchleder gehören zum Reitanzug und die ſtrohgelben Glacéehandſchuhe vervollſtändigen die ſorgſame Toilette.

Den Kinderanzügen wendet man große Aufmerkſamkeit zu, ihnen kommt die große Freiheit in allen Moden ſehr zu Statten und ſo ſieht man darin die reizendſten Phantaſieen ausgeführt. Für kleine Kinder bis zum fünften Jahr ſind die weiten Blouſen mit ſehr kurzen Aermeln und tiefem Halsausſchnitt das Kleidſamſte und Bequemſte, man laſſe ſie ganz frei fliegend tragen oder faſſe ſie mit einem Schnallengürtel. Die elaſtiſchen Strümpfe dürfen dann nur bis Mitte der Wade gehen und kleine Stiefelchen müſſen den Fuß fein abzeichnen. Den Mädchen vom fünften bis zum vierzehnten Jahre giebt man kurze Röcke und weiße Pantalons, die unten mit geſticktem Einſatz oder drei geſtickten, ſchmalen Falbeln beſetzt ſind. Man findet zu dieſer Art Anzug weiße Taillen mit bunten Röcken ſehr hübſch. Im Sommer ſind dieſe Röcke von bunten leichten Zeugen, im Winter von Sammt oder Wolle. Im Sommer ſind es hohe oder halbhohe weiße Taillen mit kurzen Aermeln von Jaconnas oder Mouſſeline gemacht, im Winter läßt man die Kleider mit Taillen machen und thut ein weißes Canezous darüber, das dieſelbe Form macht. Die Knaben vom fünften bis zehnten Jahre, das heißt bis zu der Zeit, wo der Knabe ſtraffes Beinkleid, Weſte und kurze Jacke trägt, ſind in ihren Anzügen ganz beſonders der Phantaſie der Mutter verfallen. Der ſchottiſche Geſchmack macht ſich bei dieſer Art Anzüge am meiſten geltend. Sei es eine ſchottiſche Blouſe, an der Seite bis herunter mit Knöpfen geſchloſſen über weiße oder Nankinghoſen, oder ſei es eine Art von Ritterkleid dem Schnitte nach, von braunem Sammt gemacht, das unter den weiten Aermeln und dem eckigen Halsausſchnitt das weiße gefältelte Hemd zeigt und zu dem der Knabe Gamaſchenſtiefelchen trägt und ſchottiſche Strümpfe, die unter dem Knie anſchließen, das Knie aber bloß laſſen, da die weiße unter dem Rock nicht zu ſehende Hoſe nur den oberen Theil des Beins bedeckt.

Die Damen wenden ſich ſchon entſchieden den Herbſtmoden zu, und die Capoten von Seidenzeug, nur mit einem Bandgekrans um den Kopfanſatz verziert oder Creppcapoten mit Blumen geſchmückt, ſind an der Tagesordnung. Auch die beiden Creppcapoten auf den beiliegenden Modebildern № 75 und 76. beſtätigen den ernſteren Charakter der Moden, ihre langen Federn haben faſt etwas winterliches. Sehr hübſch ſind Capoten aus Streifen von weißen Atlas und weißem ungeriſſenen Sammt zuſammengeſetzt und innen im Schirm mit halbgeöffneten Roſen verziert. Eine andere Neuigkeit ſind die Capote-Hortenſe, dies iſt eine kleine abgerundete Form von roſa Atlas gemacht und mit ſchwarzer Spitze bedeckt die zu beiden Seiten Schleier bildet. Der Ausputz beſteht aus Bandſchalen von ſchwarzem Sammt, roſa geſtreift, die hängenden Enden des Sammtbandes ſind roſa gefüttert und fallen auf die ſchwarze Spitze. Der innere roſa Schirm iſt auch mit ſchwarz verziert. Auch ſind Creppcapoten von zwei verſchiedenen Farben zuſammengeſtellt ſehr beliebt.

Es bleibt immer ſehr modiſch, dieſelbe knapp anliegende Form der Ueberröcke mit Aufſchlägen zu verſehn und mit Poſamentierarbeit oder Sammtbändchen zu verzieren, ſie ſind entweder mit einem Gürtel mit Schnalle geſchloſſen oder mit einer abgerundeten Schneppe gemacht. Die Seidenſtoffe mit breiten abſchattirten Atlasſtreifen werden für den genannten Schnitt viel verwendet. Die irländiſchen und ſchottiſchen Popelines ſind zur Halbtoilette ſehr geſucht und zwar haben ſie grelle Farbenzuſammenſtellungen, wie z. B. perlgrau mit amaranth geſtreift, oder franzöſiſch blau mit goldgelb gegittert.

Geht man aus, um Einkäufe zu machen, ſo nimmt man eine Taſche von ſchwarzem Sammt mit Stahl geſtickt mit, in der ſich der Geldbeutel von Filet mit reichem Schloß und Eicheln verſehen befindet und das weiße einfache Battiſttuch mit drei Säumen und künſtlichen Steppnähten verziert. Das Taſchentuch mit weiß oder bunt tamburirter Stickerei verziert, mit Bogen umrändert, gehört zum Negligée.

Außer den weißen und ſchwarzen wirklichen Spitzen, die, wenn es möglich, immer neumodiſcher, zu jedem Anzug unentbehrlicher werden, ſind auch die bunten Sammt- oder Chenillespitzen außerordentlich beliebt. Ebenſo oft verwendet wird die buntſchattirte byrinther Spitze, die feinſte Art von Poſamentirarbeit und für den Winter ſind die venetianiſchen Spitzen mit Gold und Silbergrund ſchon häufig beſtellt.

Dreierlei Knöpfe ſind beſonders zu nennen, die Marquiſenknöpfe von Seide, die Richelieuknöpfe, die Roſetten von Seide mit Schmelz verziert bilden, und die großen, platten Macaronsknöpfe. J.

Zimmer zu vermiethen.

Zeige mir, wo Du wohnſt und ich will Dir ſagen, wer Du biſt.

Es iſt intereſſant, ſich aus der äußern Erſcheinung der Zimmer eine Anſicht über Stand und Verhältniſſe der Bewohner zu bilden: wollte man ein wenig weiter gehen, ſo würde man darnach ſelbſt Gewohnheiten, Geiſt, Alter und andere Eigenthümlichkeiten derſelben beurtheilen können. Der Fremde, der eine zu vermiethende Wohnung in Augenſchein nimmt, thut dadurch Blicke in das Heiligthum, in das Geheimniß des Glückes und des Schmerzes ihrer Bewohner: ein vergeſſenes Band kann jenes ausplaudern, ein thränenfeuchtes Tuch neben einem unvollendeten Briefe kann dieſen verrathen. Wie viel der Art bemerkte ich nicht, als ich dieſe Woche in einer Hauptſtraße verſchiedene Wohnungen nacheinander anſah.

Hier hat gewiß ein junges Mädchen, glücklich und unbeſonnen, ſich aufgehalten: denn hier liegen die ganzen Notenhefte vor dem Pianoforte am Boden mitten unter Blumen, die ſie mit der ſorgloſeſten Freude angenommen zu haben ſcheint; ſie muß lebhaft und dabei leichtſinnig ſein, daß ſie beim Hinausgehen aus dem Zimmer ihre Hutſchleife an den Franzen des Thürvorhangs hat hängen laſſen; und wer bis zu ihrem Schlafzimmer kommt, und hier die Schuhe in verſchiedenen Ecken zerſtreut, ein zerriſſenes Halstuch, eine nicht aufgezogene Uhr ſieht, der wird mit Recht glauben, daß ſie niemals eine ſorgſame Hausfrau werden wird.

Dieſes andere Zimmer hier muß von einem jungen Mann bewohnt werden, der nichts als luſtige Freunde, ſorglos hinlebende Künſtler bei ſich ſieht: denn überall erblickt man hier Dantan'ſche Statuettten, Gavarni'ſche Skizzen, Albums, Antiken, Piecen aus den neueſten Opern, Tapeten, Divans, und das alles durchzogen von dem Dufte des Tombuki, des ariſtokratiſchſten Tabaks der Levante.

Hier in dieſer Wohnung zeigt nun alles den innern Frieden an; es iſt Mittag, die Zimmer ſind in Stand geſetzt und das Déjeuner iſt mit holländiſcher Nettigkeit ſervirt. Nicht eine einzige verſchobene Falte in den Vorhängen, nicht ein einziger Flecken auf dem Parquet; alles war ſo geordnet, ſo an ſeinem Platze, daß ich mich ſchon fragte, wo denn wol die Bewohner ſich aufhalten möchten, als ich aus einer Tapetenthür drei Knaben treten ſah, die ein Bedienter in die Schule führte. Der Herr vom Hauſe, ein Mann von ſehr angenehmem Aeußern, ſaß in einem Lehnſtuhl bequem ausgeſtreckt und las Zeitungen, als eine hübſch kleine Fra- die ſich mit dem Durchzählen einer Reihe von Confiturentöpfchen beſchäftigte, ihn mit den Worten unterbrach: „Siehſt du, lieber Mann, von dreihundert Aprikoſen haben wir dreißig Pfund Marmelade bekommen!" — Ich fand in allen dieſen Anzeichen häuslicher Tugenden ein ruhiges, patriarchaliſch-glückliches Leben. Ich ſchätzte es ſehr, aber die Wohnung ließ mich kalt. Ich ging fort.

Bald erblickte ich neue Ankündigungen von Miethwohnungen und wendete mich an den Portier mit der gewöhnlichen Frage: wo ſind die Wohnungen, die hier zu vermiethen ſtehn? worauf ich die Antwort erhielt: es iſt nur noch die der Madame *** unvermiethet.

Dies war der Name einer der berühmteſten Damen unſerer Zeit.

Entzückt von der Gelegenheit, einen Blick in das Privatleben dieſer Dame thun zu können, welche die Welt mit ihrem erhabenen Geiſte erfüllt hat, begab ich mich erwartungsvoll in ihr Zimmer.

Es war ausnehmend einfach. In einem Arbeitscabinet ſtand eine Tafel, auf welcher Manuſcripte in buntem Gewirre durcheinander lagen. Mich intereſſirte der Anblick dieſer maleriſchen Unordnung, dieſer Papiere, dieſes Tiſches, an dem die Hand thätig geweſen war, die ſo ſchön ſchreibt, dieſes kleinen Heiligthums, in dem ſo viel Schöne und

Digitized by Google

ſchmerzliche Gedanken zu Tage gekommen waren. . . .

Und ſie, wo war ſie, dieſe Frau der Skepſis, mit dem gefährlichen Talente der feinſten Menſchenkenntniß? Ich ging durch ihr Beſuchszimmer, durch ihr Wohnzimmer, und fand ſie endlich im Speiſeſaal, rohen Salat eſſend, ganz wie ihn die Engländer und die — Kaninchen genießen. Sie hatte einen großen ſchottiſchen Shawl um die Schultern geworfen, ſaß in Pantoffeln da und unterbrach ſich von Zeit zu Zeit, um ihrer Köchin Befehle zu geben. . . .

Kein Held bleibt Held, wenn man ihn bis in ſein Cabinet verfolgt; es giebt Momente, in denen der Helm des Achilles zu einer Baumwollenmütze wird. Ich war ärgerlich, dieſe ſo poetiſche Frau ſo gefunden zu haben, ſie ſo von ihrer wunderbaren Höhe zur Hausfrau herabſteigen zu ſehen. Man glaubt nicht, wieviel man verliert, wenn man ſich ſo in die Enge des Privatlebens einläßt. Wie viel Enthuſiasmus ſchwindet bei einem einzigen vulgären Worte! wie oft ſchwindet die Liebe vor der Ueberraſchung im Morgennegligée, vor einer unangenehmen Coiffüre, vor einem zufälligerweiſe lächerlich gewordenen Bande! — Ich ging.

In der nächſten Wohnung, die ich mir anſah, hielt ich mich lange auf; hier fühlte ich mich behaglich. Die Miethwohner waren abweſend, und ich konnte mich mit dem Ausdruck bequem identificiren, den ich im Styl dieſes Salons, in dieſem fantaſtiſchen Mobiliar, in ſeiner Vertheilung und ſeinem Charakter fand, der ebenſo allen Zeiten, wie die Zierrathen deſſelben den verſchiedenſten Geſchmacksrichtungen angehörte.

Hier gab es Muſik, Malerei, Literatur, Künſte aller Art; — eine reizende Unregelmäßigkeit in den Bronzen, den Gemälden, den italieniſchen Marmorſachen, den chineſiſchen Porzellanfiguren, den reichen Koſtbarkeiten des Orients, neben denen Geräthſchaften der Wilden von den Marqueſas-Inſeln ſtanden. Alles zeugte von dem originellen Geſchmack, der Vielſeitigkeit und der glücklichen Unabhängigkeit in den Lebensverhältniſſen der Bewohner. Auf den Tiſchen lagen eine Menge Journale, Brochuren und beſchriebene Blätter offen da — Anzeichen eines freien Naturells, das mit dem Vertrauen beſeelt war, welches aus Herzensgüte und Wohlwollen entſpringt.

In vielen von dieſen kleinen Details fand man auch geheime Gefühle enthüllt. Hier lagen Kieſel, die ohnſtreitig von einem theuren Orte herrühren; — dieſer vertrocknete Myrthenzweig auf dieſer weißen Marmorſtatuette iſt vielleicht von Virgil's Grabe; — einer Ruysdael'ſchen Landſchaft gegenüber hing ein Rahmen von derſelben Größe, aber ohne daß ein Gemälde darin war: über der grünen Seide, die den Hintergrund bedeckte, ſtand Salvator Roſa's Name. Ohne Zweifel ein Pendant zu Ruysdael: aber war er daraus verſchwunden, oder erwartete man dies Gemälde? ſollte es erſt kommen, oder war dieſe geheimnißvolle Leere nur das Symbol von ſo viel Freuden und Hoffnungen, die mitten auf dem Weg geſcheitert waren? Lag in dem allen ein Glück oder ein Schmerz?

In einem kleinen Körbchen bemerkte ich eine angefangene weibliche Arbeit, eine Blumenſtickerei; aber die Blumen waren ſchon verblichen, noch ehe ſie vollendet waren. Ich ſchloß daraus, daß die Arbeit ſchon vor langer Zeit begonnen worden war.

Auf einem kleinen Tiſch am Fenſter lag ein Armband, an dem ſich eine Reliquie befand, ein aufgeſchlagenes Buch, ein türkiſches Tuch; — es war leicht zu errathen, daß den Abend vorher eine Frau allein an dieſem Fenſter geſeſſen hatte. Die Reliquie zeigt mir, daß ſie nicht glücklich war: denn die Glücklichen denken nicht an Reliquien.

. . . .

Ich will nichts mehr über dies Zimmer ſagen, weil ich, ſeit ich dieſe Zeilen niederſchrieb, erfahren habe, wer es bewohnte.

Ich weiß jetzt, daß dort Jahre voll Freude und Annehmlichkeiten verfloſſen ſind; ich weiß, daß alle Leidenſchaften der Welt dort in den reizendſten Phaſen durchlebt worden ſind; ich weiß, daß alle Nüancen der Liebe, von der, die mit dem Kinde groß wird, bis zu der, die mit der Jugend untergeht, von der, die der Welt ihre unzarten Trophäen zeigt, bis zu der, die ihr reines Glück unter der Maske der Thorheit verbirgt, dort ihren Theil von der großen Täuſchung, die man Glück nennt, gehabt haben.

Ich weiß, daß alles, was es an glänzendem Tand der Phantaſie und an erhabenen Tugenden der Seele giebt, Schmerzen der Eiferſucht und Zauber des Entzückens, lächerliche Prätentionen und zarte Sympathien, daß alle dieſe wechſelnden Eindrücke des Lebens in dieſem kleinen Raume ausgebeutet worden ſind; daß es dort viel glückliche Tage gab, dem Vertrauen, der Freundſchaft, ſüßen Hoffnungen geweiht, und auch viel prachtvolle Nächte, belebt durch den Reiz der Künſte, durch die Schönheit der Frauen, durch den Zauber aller der Freuden, die ſo lange als der Glanz der Lichter dauern.

Ich weiß, daß von dem allem in dieſen Mauern ein Duft des Glückes und in der Luft gleichſam eine Atmoſphäre der Hoffnung geblieben iſt, deren Weihe ſich vielleicht auf alle übertragen wird, die dort nachmals wohnen werden.

. . . .

Oh! wer es verdient, glücklich zu ſein, der wähle dieſe Wohnung und erfreue ſich der reizenden Erbſchaft von allem, was ſie an Freude und Hoffnung in ſich ſchließt: — denn die Perſon, welche ſie jetzt verläßt, nimmt von dem allem — nichts mit ſich.

Feuilleton.

* In dem reizenden Jardin des plantes in Paris iſt neuerlich viel Unglück vorgekommen — bei dem Elephanten und bei den Löwen.

Der Elephant — aber ich will erſt erzählen, nicht was ich ſah, ſondern was ich vermuthe. Unſtreitig träumte er einſtmals von der Zeit, wo er mit ſeinem noch jungen Rüſſel einen blühenden Cocosnußbaum entwurzelte, den er ſofort ſeiner Vielgeliebten anſtatt eines Blumenſtraußes offerirte; aufgeregt durch dieſe ſüße Erinnerung fing er an zu tanzen; die Wärter ſahen ihm mit Erſtaunen zu und ſagten: „es iſt wunderbar, wie ſehr der Tanz unſeres Elephanten der Polka ähnelt!“

Auf einmal that der Elephant einen falſchen Schritt und fiel auf die Seite. O Unglück! o Schrecken! ein Elephant, der hinfällt, erhebt ſich nicht allein wieder; wie ſoll man ihm die Hand reichen?

Am andern Morgen befragt man Herrn Lebas, den Architekten, der den Obelisk von Luxor aufgerichtet hat; Dank demſelben Apparat, er hat auch den Elephant wieder aufgerichtet. Möchte dieſes Ereigniß ihn der Polka entſagen lehren!

Ich habe ihn nach dieſem Fall geſehen: er trug Rüſſel und Ohren geſenkt, ſein großes Auge hatte etwas Trauriges.

Es war um die Stunde, wo die Thiere gefüttert werden: ich hörte den Tiger brüllen, die Hyäne, den Leopard, die Unze, den Panther: eine einzige Stimme fehlte in dem Concert: die des Königs der Thiere.

„O Himmel!“ rief ich, „wie kommt es, daß die Löwen ſich nicht hören laſſen?“ — Wenn man ſtets tugendhaft iſt, hört man die Löwen gern brüllen.

Das Geſchrei eines Schakals war die einzige Antwort auf meine Frage.

Ich erkundigte mich bei dem Wärter, ob die Löwen ihre Stimme verloren hätten. Ich hatte gerade ein Stückchen Bruſtbonbon bei mir.

„Nein!“ war die Antwort, „wir ſind es, die die Löwen verloren haben.“

„Wie! Sie waren?“

„Wo waren ſie?“

„Ich will damit ſagen, ſie ſind todt!“ — es iſt dies ein Latinismus, den tugendhafte Leute im Munde führen.

„Ach! mein Herr, wir können keinen einzigen davon erhalten; das kümmert mich ſo; man wird mich zuletzt der Nachläſſigkeit beſchuldigen, man wird mich abſetzen, und ich lebe doch blos von den Löwen.“

Ein Jardin des plantes ohne Löwen iſt eine wahre Anomalie. Man weiß noch nicht, wem man die Krankheit zuſchreiben ſoll, die alle Löwen im königlichen Garten befällt. Die Einen vermuthen, daß es eine Epidemie ſei, die Andern argwöhnen ein gaſtriſches Fieber; factiſch iſt nur, daß ſie — ſterben.

Man wartet, um ſich andere Löwen zu

verſchaffen, den Friedensſchluß mit Marokko ab. Die Diplomatie wird dafür Sorge tragen, daß eine Entſchädigung von dreißig Löwen, ſpeſenfrei in den Jardin des plantes zu liefern, darin ſtipulirt werde.

* Ein pariſer Blatt entwirft von einem Journalbureau folgende frappante Schilderung:

Nach den Anſichten der Departements iſt ein Journalbureau ein Ort, wo eine erſtaunliche Menge von Geiſt conſumirt wird: ein Saal, wo das Kunſtfeuerwerk der Phantaſie in Einem fort ſpielt: ein Zimmer, wo die Sybariten des Feuilletons ſich in Champagner und Calembourgs begeiſtern.

So viel Worte, ſo viel Irrthümer.

Unſere Stellung hat uns leider! erlaubt, oft und genau das Innere eines Journalbureaus zu betrachten. Zur Erbauung des Publikums möge hier die moraliſche und materielle Beſchreibung eines ſolchen folgen. Man leſe und glaube!

Ein Journalbureau beſteht in der Regel aus drei oder vier Piecen. Dieſe Piecen ſind ſtets ſchlecht tapezirt und ſchlecht gehalten.

In der einen derſelben befindet ſich der Laufburſche: erlauben es die Mittel des Journals, ſo ſind deren zwei oder drei da. Der Laufburſche iſt mager; wenn er nicht Bogen aufſchneidet, ſo ſchläft er: bisweilen ißt er Kirſchen. Sein Freund iſt eine Katze oder ein Hund.

Hinter Gittern ſitzen ein, zwei, drei oder vier Expedienten. Der Expedient iſt mürriſch und verdrießlich: er haßt den Redacteur, den er einen Nichtsthuer nennt.

Dieſer Haß und dieſes Beiwort kommt daher, weil der Redacteur oft erſt um ein Uhr Morgens zu Bett geht, während er, der Expedient, pünktlich um fünf Uhr das Bureau verläßt.

Eine der Piecen des Bureaus iſt für die Redaction beſtimmt; ſie iſt mit alten Stühlen und einem Ofen ausgeſchmückt. Was man am ſeltenſten dort ſieht, iſt der Redacteur.

Weiter hin iſt das Cabinet des Gérant.

Allgemeiner Grundſatz: der Gérant iſt nie darin.

Der Packer iſt in dem letzten Zimmer: er packt und denkt nach.

Man hört nichts, als den Lärm der Abonnenten, die mit den Expedienten ſich unterhalten; bisweilen ruft der Packer den Laufburſchen, um Holz in den Ofen zu werfen.

Vergeblich würde man Federn oder Papier in einem Journalbureau ſuchen. Und nach dem Papier und den Federn iſt das, was man am ſeltenſten ſieht, eine Nummer von dem letzten Blatte.

Ein Journal iſt wie ein großer Mann: es iſt für ſeine Kammerdiener nicht da.

* *Eine Geſchichte aus dem vorigen Jahrhundert.* In einer großen Garniſonſtadt fand ſich ſeit einiger Zeit ein reiſender Engländer täglich an der Table d'hôte eines beſuchten Hotels ein und jedes Mal, bevor er ſeinen Platz einnahm, legte er mehre Goldſtücke neben ſein Couvert, welche er aber nach beendigter Tafel ruhig wieder in ſeine Börſe ſteckte.

Anfänglich glaubte man, er wolle damit ſeine Zeche bezahlen, auch aß und trank er tüchtig darauf los, als ſolle dieſe Summe darauf gehen; da man aber auf Erkundigung vom Wirth erfuhr, daß er auf Rechnung ſpeiſe, ſo nahmen ſich die militairiſchen Gäſte dieſer Wirthstafel vor, ihn hierüber zur Rede zu ſetzen und nöthigenfalls bewaffnete Rechenſchaft abzufordern. Die Gelegenheit fand ſich ſchon den folgenden Tag und einer der Marsſöhne ſagte zu ihm:

„Mein Herr, Ihr Benehmen mit dem Gelde beleidigt uns und ich fordere ſie im Namen ſämmtlicher Gäſte auf, es uns zu erklären und" — legte dabei die Hand an den Degen.

Ruhig zog unſer Engländer ein paar Piſtolen aus der Taſche und ſagte:

„Hier wählen Sie, mein Herr, ſie ſind beide ſcharf geladen; aber im Voraus muß ich Ihnen ſagen, daß ich mein Ziel nie fehle; Sie wären nicht der Erſte, den ich dieſerhalb ſchon in die Ewigkeit expediren mußte; ich laſſe mir nie etwas abtrotzen! — Sollten Sie es aber vorziehen wollen, mich um eine Erklärung zu *erſuchen*, ſo ſoll ſie Ihnen werden."

Der beſonnene und ruhige, aber auch entſchloſſene Ton des Fremden bewog die Herren, gelindere Saiten aufzuziehen, man umringte ihn und *bat* von allen Seiten. —

„Aber nur unter Einer Bedingung, meine Herren," ſagte der Sohn Albions, „Sie müſſen mir insgeſammt Ihr Ehrenwort darauf geben, daß Sie mich um dieſer Erklärung willen nicht auf's Neue in die Nothwendigkeit verſetzen wollen, *dennoch Jemand erſchießen zu müſſen*.

Als man ſich auch hierzu verſtand, ſagte er:

„Meine Herren! Ich habe einen großen Theil der Welt durchreiſt und habe vieler Herren Länder geſehen; auch habe ich ſtets, wo thunlich, immer an der Wirthstafel meinen Platz genommen, wo ich auch faſt überall immer einige Herren vom Militair vorfand; dabei habe ich bemerkt, daß in allen Ländern die Unterhaltung dieſer Herren ſich

ſtets um Hunde und Pferde, oder Mädchen und Gewehre drehte; ich habe mir daher vorgenommen, wenn ich je eine ſolche Geſellſchaft finden ſollte, wo dieſe vier Dinge nicht zur Sprache kämen, 10 Louisdor für die Ortsarmen zu geben und halte ſie daher ſtets in Bereitſchaft. Bis zur Zeit aber, meine Herren, haben die Armen noch nichts erhalten und" — hiermit verneigte ſich der ſpleenigte Mylord und ging zur Thür hinaus.

* Glaßbrenner giebt in ſeinem neueſten Hefte komiſcher Schilderungen folgende Charakteriſtik von Leipzig:

Leipzig iſt größer als andere Städte, die mehr Einwohner haben, weil Leipzig mehr Seelen hat. Viele andere deutſche Städte haben auch mehr Häuſer, aber in Leipzig wird am meiſten gebaut. Leipzig hat die meiſten Preſſen und duldet am wenigſten Druck. Leipzig hat die meiſten Krebſe und ſchreitet doch immer vorwärts; Leipzig hat keine Ariſtokratie und iſt doch eine der vornehmſten Städte; Leipzig iſt ſeiner Meſſen wegen berühmt und handelt doch am bedeutendſten außerhalb der Meßzeit; Leipzig hat ein altes Geſicht und einen jugendlichen Geiſt; Leipzig hat keinen großen Fluß, aber die größte Strömung und Verbindung; Leipzig liegt nicht ſchön und legt ſich doch immer aufs Schönſte, und endlich: bei Leipzig wurde die deutſche Freiheit errungen und doch kämpft es noch täglich um dieſe.

* Unterthänigſte Bittſchrift
des Wörtleins Ich an Wir und Man.

Ich

armes, verſtoßenes Geſchöpf weiß nicht, wo ich mein Haupt niederlegen ſoll; möcht' in mich ſelber hinein kriechen, wenn das anging. Weiß wohl, daß es ſich nicht ſchickt, ſo gleich mit Ich anzufangen, thu' es aber doch. Da ſteht in der Zeitung: „Friſche Stockfiſche habe erhalten, Johann Dreibein." Wo blieb' denn Ich? Ich meine, bei den Stockfiſchen konnt' man ein ſolch kleines Ich ſchon unterbringen, Herr Dreibein.

Ein Kaufmann ſchreibt: „Ihre Zuſchrift vom 2. hujus habe erhalten." Stände Ich nicht geſcheuter da, als das hujus?

Am meiſten ärgert's mich, daß das landläufige „man", von dem Niemand weiß, wer und woher es iſt, mich überall wegdrückt. Der Joachim ſteckt den Feuerſtein in die Pfeife und den brennenden Zunder in den Sack, und da ſagt er: „Man iſt doch oft gar zu dumm." Nein! da gehöre Ich hin, Ich bin dumm, muß er ſagen, und nicht „Man."

Und wenn ich meine, jetzt können ſie mich gar nicht mehr neben hinausſetzen, jetzt müſſen ſie mich nehmen: der Bürgermeiſter hat 'was zu befehlen, oder ein Zeitungsſchreiber 'was zu wünſchen, ich würd' mir eine Ehre daraus machen, wenn Ich dabei auftreten könnt' — aber nein, da heißt es gleich: „das Bürgermeiſteramt, die Redaction", oder es kommt gar der hoffährtige Burſche, der „Wir", und ſtellt ſich ellenbreit hin, und Ich werde wieder heimgeſchickt.

Die großen Leute ſollten doch wiſſen, was Ich zu bedeuten habe. Freilich, vor Gericht und wenn's ſonſt 'was zu läugnen giebt, da ſagen ſie ſchön: „Ich ... Ich ... weiß nichts, Ich ... Ich ...", daß ich mich ſchämen muß; aber wenn's 'was Gutes giebt, kennen ſie mich nicht, da thun ſie oft, wie wenn Ich gar nicht da wäre. Freilich, es giebt viele Leute, die ſind nicht einmal das Pünktchen auf dem i, viel weniger ein ganzes Ich, die können meinetwegen „wir" ſagen, oder auch „man", ich brauche ſie nicht.

Am meiſten freuen mich die Engländer, bei denen bin Ich immer groß angeſchrieben, ſie ſchreiben immer „I" und ſtellen mich ſtolz hin.

Darum meine ich jetzt: Wir Deutſchen dürften wol auch anfangen, Ich zu ſagen, und recht ſchön wäre es, wenn ich immer groß angeſchrieben wäre. Ich hoffe, daß man mir in Zukunft Recht werden läßt und verbleibe allezeit dienſtfertiges

Ich.

(Nach Berth. Auerbach in ſeinem Volkskalender.)

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

No. 75. Pariſer Moden. Damenmoden: Ein Stadtanzug, von Sommerpekin der Ueberrock, der Hut von Crepp. Ein Anzug zu kleiner Geſellſchaft, das Kleid von Barège, mit Stufen und mit geflochtener Poſamentirarbeit verziert, und ein Spitzenhäubchen mit Bandſchlingen ausgeputzt.

No. 76. Pariſer Moden. Herren- und Damenmoden: Die Dame trägt einen roſa und grau glacirten Ueberrock; der Herr den Jagdanzug des Herzogs von Nemours.

Digitized by Google

Anzeiger. № 36.

In der **A. B. Trantwein**'ſchen Buch- und Muſikalienhandlung (J. Guttentag) in Berlin iſt ſoeben erſchienen:

Die Königskugel.

Gedicht von Heinr. Boltze für eine Singstimme mit Begleitung des Piano

componirt von

F. W. Jähns.

Preis 5 Sgr.

Das Lied hat bereits am Verlagsorte in den erſten drei Tagen nach ſeinem Erſcheinen eine ſo allgemeine, außergewöhnliche Theilnahme gefunden wie wol ſeit Jahren kein anderes.

Bei **Friedrich Baſſermann** in Mannheim ſind erſchienen:

Nachgelaſſene Schriften

von

Ludwig Börne.

Herausgegeben von den Erben des literariſchen Nachlaſſes. I. und II. Band. Briefe und vermiſchte Aufſätze. Aus den Jahren 1819, 1820, 1821, 1822.

Mit Börne's Bildniß.

Preis der zwei Bände 2 Thlr. 15 Ngr. (12 gGr.) (4 Fl.)

Toni,

ein

Gemälde aus Ungarns Gegenwart

von

Anton Vilney.

Nicht mit einem gewöhnlichen Romane, ſondern mit einem Werke, welches dem Leſer einen tiefen Blick in das Leben und Treiben, den Bildungsſtand, die Sitten, Denk- und Handlungsweiſe des eigentlichen Ungarnvolkes, nicht des auf der Oberfläche glänzenden Adels eröffnet, tritt der Verfaſſer, ein Sohn Ungarns, vor das deutſche Publikum. An eigene Erlebniſſe und der Wirklichkeit entnommene Perſönlichkeiten knüpft ſich, belebt durch wechſelvolle, raſche, die Theilnahme immer mehr ſteigernde Handlung, eine Reihe der merkwürdigſten und anziehendſten Schilderungen politiſcher und ſocialer Zuſtände, die in Deutſchland faſt gar nicht bekannt, jedenfalls noch nie mit ſolcher Friſche und Treue, in ſo genialer Weiſe dargeſtellt worden ſind. Ein reich begabter Geiſt, eine poetiſche Natur, ſpricht aus dieſem Buche und regt die tiefſten Gefühle des Menſchen an: ſelbſt die Eigenthümlichkeiten des Styls haben einen eigenen Reiz, die eingeflochtenen Lieder ſind größtentheils ausgezeichnet und wir ſind überzeugt, daß eine unbefangene Kritik dem Buche das Lob einer ſeltenen und höchſt werthvollen Erſcheinung zollen wird.

Urania.

Taſchenbuch auf das Jahr 1845.

Neue Folge. Siebenter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Schwanthaler's.

8. Auf feinem Velinp. Eleg. cart. 2 Thlr.

Inhalt: I. Eduard Montaane. Novelle von **Th. Mügge.** — II. Die Selbſttaufe. Von **K. Gutzkow.** — III. Die Luiſenhütte. Novelle von **W. Martell.** — IV. Scholaſtika. Von **A. von Sternberg.**

Von frühern Jahegängen der Urania ſind nur noch einzelne Exemplare von 1831, 1834—38 vorräthig, die im **herabgeſetzten Preiſe** zu 15 Ngr. der Jahrgang abgelaſſen werden. Von der Neuen Folge koſten die Jahrgänge 1839 und 1840 jeder 1 Thlr. 15 Ngr., 1841—44 jeder 1 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im Sept. 1844.

F. A. Brockhaus.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

18. September **№. 38.** 1844.

Ueberſicht: Der Frühling im Salzkammergut, von —r. (Schluß). — Neue Bücher (III. Breslauer Publiciſten — Scherr — Hormayr's Taſchenbuch — Lamping's Erinnerung aus Algier). — Nachrichten.

Der Frühling im Salzkammergut.

(Schluß.)

Den 26. Mai, Morgens 7 Uhr, verkündeten die Glocken die Feier des Frohnleichnamsfeſtes, und auf allen Wegen ſtrömten die Bewohner der Umgegend herbei. Gleich nach 8 Uhr begann die Prozeſſion und zog aus der nahen Kirche grade unter unſern Fenſtern vorbei, wo ein Altar an der Mauer des Hauſes errichtet war. Eröffnet ward der Zug von fünf Bergleuten, die eine große rothe Fahne trugen, aber nicht wie gewöhnlich ſchwarz gekleidet waren, ſondern ganz weiß, nur mit ſchwarzem Schurzfell und ſchwarzer Schirmmütze, mit blau und weißem Federbuſch und Eichenlaub geſchmückt; nach ihnen kamen mehrere Züge benachbarter Ortſchaften oder Gemeinden, mit Fahnen, Heiligenbildern, Gefäßen uud vielen hohen Stangen, worauf geſchmückte Englein als Lichthalter ſaßen; dann folgte ein großer Zug von Bürgern, jeder ein brennendes Licht in der Hand und nun erſt die Kirchendiener — 12 Männer in Weiß mit Blau und 16 in Blau mit Weiß — mit drei blauen Fahnen, welche vor unſerm Hauſe Halt machten, während die höhern Geiſtlichen in ihren bunten Meßgewändern unter einen großen Baldachin an den erwähnten Altar traten und bei Blasharmonie und recht gutem Choralgeſang von weißgekleideten jungen Mädchen den Gottesdienſt verrichteten, nach deſſen Beendigung ſich der Zug, unter Muſik und rings an den Bergen wiederhallendem Kanonendonner von Neuem in Bewegung ſetzte. 18 Bergleute, gleich den erſten gekleidet, jeder ſeine Axt im Arm, gingen zu den Seiten des Baldachins, wie eine Ehrenwache; dieſen folgten zunächſt die verſchiedenen Beamten des Orts in ihren Uniformen, dann wieder ein Zug Bürger mit breunenden Lichtern, darauf eine große Menge von Bauern, meiſt in abgetragenen braunen Oberröcken oder Kitteln, und ſchließlich in noch größerer Zahl die Frauen, Mädchen und Kinder, durchſchnittlich

etwas beſſer gekleidet. Aber die weibliche Tracht iſt ſehr unvortheilhaft: runde Filzhüte, zum Theil mit goldenen Quaſten, bunte ſeidene Halstücher, ſchwarze Spenzer, enge Röcke von buntem Kattun und helle Schürzen, ebenfalls eng anſchließend. Dabei ſind die meiſten auch plump gebaut und recht häßlich von Geſichtszügen; hübſche ſah man unter der großen Menge nur ſehr wenige und darunter unſere Notburga. Manche wohlhabendere Mädchen trugen, ſtatt des garſtigen runden Hutes, eine kleine runde Scheibe, grün und roth mit breitem Goldrand, ganz hinten am Kopf; einzelne auch große Goldhauben, die aber, wie man uns ſagte, immer ſeltener werden, vermuthlich weil ſie zu theuer ſind. Als die ganze Prozeſſion vorüber war, machte auch ich mich auf den Weg, aber nicht in die Saline, wohin jene zog, ſondern nur in's Flußthal hinab bis zur nächſten Brücke über die Alm, und dann gleich die gegenüber liegenden Hügel hinan, durch ein ſteiniges Tannenwäldchen. Hier ſtieß ich bald auf einen neuerrichteten Pfahl mit einer Tafel, worauf ein Oelbild geklecksſt war: ein Schneeberg mit Tannenbäumen und mehreren kleinen Schlitten, auf jedem ein Bauerburſch, mit den Füßen lenkend wie bei uns die Knaben auf den Rutſchbergen, doch nicht zum Vergnügen bergabfahrend, ſondern um hintenangebundene Baumſtämme auf dieſe Weiſe raſch in's Thal zu fördern; ein Schlitten war leer, und zur Seite im Schnee lag ein Burſche mit einem rothen Kreuz am Kopf. Darunter ſtand geſchrieben:

„Den 27. Jannuar 1842 iſt der Johann Nebamug Bunz in Trimerzihen unglücklich worden; hat ihm die Spir gelaſſen und unter den Schliden komen und hat in hart gedrückt und dann Abend zu Hauſe ſein Leben geendet. In 19 Jahr ſeines Alters ſtarb er dahin. Liber Leſer beht führ in.“

Etwas weiter hinauf fand ich unter einer breitaſtigen Linde eine kleine hölzerne Kapelle, mit einer Bank davor; da ſaß ich lange und betete für ihn und Andere und auch für mich. Dann ſtieg ich weiter zu Berg, über Weiden mit herrlichen Buchen-, Eichen- und Ahornbäumen und ſah von einer gelichteten Stelle herab tief unten im Thal die Prozeſſion vom Bergwerk zurück in die Stadt ziehn. Wie erſchien ſie von dieſer Höhe herab ſo winzig klein zwiſchen den gewaltigen Bergen und Felſen: — ſo iſt aber alles Menſchenwerk, ſobald es ſich äußerlich darſtellen will, es ſchwindet in Nichts zuſammen gegen die Wunderwerke der Natur — ſelbſt auf dieſer kleinen winzigen Erde. Groß iſt nichts, als Gottes allwaltende Liebe und der Gedanke, die Empfindung dieſer Gottheit in unſrer eigenen, ewigen Seele. Weiter oben kam ich in einen großen Tannenwald, der bis an die Spitze des Berges, des Schwarzorts, reicht; aber unweit der Felsſpalten, in denen der Schnee noch lag, ward es ſehr kalt (die Blätterknoſpen der einzelnen Eichen hatten ſich kaum geöffnet), und mir ward ſo flau, daß ich umkehrte, eine menſchliche Wohnung zu ſuchen. Ich brauchte nicht lange zu ſuchen; gleich am Rande des freien ſüdlichen Berghanges lag eine ſaubere Bauernhütte vor mir. Im Hofe am Brunnen war ein rundliches Mädchen beſchäftigt ſich zu waſchen; ſowie ſie mich ſah ſprang ſie ſchüchtern in's Haus, doch als ich von der vordern Seite eintrat, kam ſie mir freundlich entgegen und fragte: „Was willſt Du?“ Sie ſah nicht hübſch, aber friſch, derb und treuherzig aus. — „Ich bin hungrig“, ſagte ich, „habt Ihr nichts zu eſſen?“ — „Nein, wir haben nur Milch.“ — „Nicht auch etwas Brod?“ — „Ja.“ — „Dann bitt' ich Dich, mir etwas zu geben.“ — Sie ging und ich ſetzte mich auf die ſchmuck gewaſchene Bank vor dem Hauſe, zwiſchen lauter Bienenſtöcken.

Bald kam ſie wieder und führte mich in die Stube, da war aber eine ſolche Ofenhitze, daß ich's nicht aushalten konnte. Ich ließ mir daher die Schale Milch mit Brodſchnitzeln drin hinausbringen und gab dem Mädchen ein Sechskreuzerſtück (1 1/7 Neugroſchen). „Viel zu viel" ſagte ſie. — „Dann behalte das Uebrige für Dich." — Sie ſah mich verwundert an und ſchien mich nicht zu verſtehen; als ich meine Meinung ein paar Mal anders ausgedrückt hatte, lief ſie in's Haus und holte ihre alte Mutter, oder Großmutter, und als ihnen nun klar ward, daß ich den Reſt, alſo die paar Kreuzer, wirklich der Tochter ſchenken wollte, da war des Dankens und Händedrückens kein Ende. Die Alte aber ging wieder hinein und holte mir ein kleines Schälchen mit trefflicher dicker Milch und Obes. Die guten, lieben deutſchen Weiber! Es ſchmeckte mir köſtlich. Nun begann ich mit der Mutter über ihre Wirthſchaft zu ſprechen, erfuhr aber nur, daß ſie zwoa Kühe habe, nichts als Hafer bauen könne, und im Winter manchmal durch Schnee von aller Welt abgeſchieden ſei. Ich ſuchte ihr begreiflich zu machen, daß ihre Weidewirthſchaft ſchlecht ſei, daß ſie Gräben ziehen müßte, und zeigte dabei auf das viele Moos und den wilden Sauerampfer, mit dem Bemerken, das fräßen die Kühe nicht. Doch ihr Dialekt war mir zu fremd, ich konnte mich durchaus nicht verſtändlich machen. Nach herzlichem „Gott grüß dich" trat ich geſtärkt den Rückweg an, immer das herrliche Thal mit der heitern Stadt und all den einzelnen, großen und kleinen Landhäuſern vor mir, dahinter die höhern Weiden, die Laub- und Nadelhölzer und dann hoch oben als Hintergrund die prächtigen Felſenwände, an welchen weiß und graue Wolken langſam vorüberzogen. Es war wunderſchön! — Die Freunde hatten ſich inzwiſchen auf einem kleinern Spaziergange im Thal ergötzt, doch nach dem Eſſen und der Sieſta gingen wir zuſammen zum kleinen Lochberg, deſſen bewaldeten Felſengipfel man bequem in einer halben Stunde erreicht. Wir ließen uns indeß Zeit, erfreuten uns, oft ſtillſtehend, der unglaublich wechſelnden Landſchaft, und ließen uns durch einen leichten Regen nicht abhalten, weiter zu gehen, — eine Heldenthat, die reichlich belohnt ward. Oben auf der Höhe ſteht eine breite Bank, von welcher man faſt ſenkrecht in's Thal hinabſieht und drüber hin auf den Schwarzort, den hohen Göll und die ganze Schneebergkette. Während wir dort ſaßen und die Sonne ſich dem Untergang neigte — das feuchte Gebüſch hinter uns mit ihren zitternden Strahlen nicht vergoldend ſondern verſilbernd, ſtieg uns gegenüber aus der Tiefe des Thals ein breiter Regenbogen ganz langſam empor; endlich ſtand er in ſeiner hohen Wölbung vollendet da, als prachtvoller Rahmen der reizendſten Landſchaft, ſo unendlich reich in Vorder-, Mittel- und Hintergrund, daß ich Stunden gebrauchen würde, nur das Einzelne aufzuzählen, was das Auge hier mit einem Blicke überſieht. Wir waren ſehr glücklich dort oben, machten dann noch einen Umweg, an einer Felſenſchlucht des großen Lochbergs mit einem hübſchen Waſſerfall vorbei, und kamen etwas naß und ermüdet, aber höchſtbefriedigt nach Hauſe.

Am 27. Mai frühmorgens war der Himmel wieder ſehr bewölkt, wir wollten aber die beſchloſſene Tour zum Königsſee nicht aufſchieben und fuhren um 9 Uhr, obgleich es tüchtig regnete, mit Poſtpferden dahin ab In der Nähe des See's nimmt das Almthal einen ganz andern, eigenthümlichen Karakter an; Berge und Hügel ſind mehr zuſammengedrängt, dichter bewaldet, beſonders mit herrlichem Ahorn und zuletzt gleichſam überworfen mit einzelnen ſehr großen Felsblöcken. Das anderthalb Stunden von Berch-

tesgaden entfernte Dörflein Königſee liegt hart am Ufer des Sees, der hier flach und ganz hellgrün iſt, von dem man aber, wegen der vorſpringenden Felswand am Fuß der Keitelalp, nur einen kleinen Theil überſieht. Kaum hatten wir in dem geräumigen Waſſerſchoppen unter den vielen Nachen einen recht großen ausgewählt, mit feſtem Regendach über den Sitzbänken, als der Regen aufhörte. Bald waren auch unſre Schiffer, zwei Männer und zwei Frauen bereit, und die Fahrt begann. Und welch' eine Fahrt! — Zuerſt erfreuten wir uns an dem Anblick der einen Schifferin, die mit ihren ſchönen großen Augen, den feinen Zügen, dem weißen Nacken, der ſchlanken Taille, dem zarten Gliederbau und der graziöſeſten Haltung und Bewegung bei dem ziemlich anſtrengenden Geſchäft des Ruderns etwas ſo diſtinguirt Coquettes hatte, daß eine genaue Zeichnung dieſer ganzen Erſcheinung in einer Novelle leicht für übertrieben und unnatürlich gehalten werden möchte. Sie war etwa 30 Jahre alt und vor 10 Jahren ohne Zweifel eine ſeltene Schönheit. Das andere Frauenzimmer war alt und häßlich, und die beiden Männer, Brüder der hübſchen Trautel, waren ihr allerdings ähnlich, zumal der eine, aber doch von unangenehm gemeinem Aeußern. Wir fuhren nun an der reizenden kleinen Inſel St. Johann vorbei und erreichten ſehr bald das Ende der vorſpringenden Felswand, Falkenſtein, worauf das ungemein klare Waſſer des nun tiefen Sees eine ſchöne dunkelblaugrüne Farbe annimmt. Jetzt auch überſieht man erſt den länglichen, an beiden Seiten von ſteilen Waldbergen und ungeheuren Felsmaſſen eingefaßten See in ſeiner ganzen Länge von zwei Stunden, und grade am Ende ragt die hohe Schönfelderſpitze in die Wolken. Weiter hin ſahen wir links den Königsbach von großer Höhe herabfallen, doch war die Waſſermaſſe zu gering um irgend Effekt zu machen; dann ließen uns die Schiffer durch Abfeuern ihrer Piſtolen ein ungewöhnlich ſtarkes Echo hören. Bald darauf landeten wir an demſelben öſtlichen Ufer unter prächtigen Bäumen und gingen auf künſtlichen Treppenwegen in den ſogenannten K e ſ ſ e l, eine wilde Felſenſchlucht, in welcher der Keſſelbach einen ſchönen Waſſerfall bildet. In einer kleinen Einſiedelei hatten ſich junge Zieglein gelagert und das Böckchen lief uns meckernd nach, als wir hinabgingen um uns wieder einzuſchiffen. Jetzt hatten ſich die Wolken ſchon mehr verzogen. Die Schneehöhen und einzelne Theile der niedern Berge erglänzten in hellem Sonnenlicht, der Watzmann mit ſeinen tiefhinabreichenden ſchneegefüllten Klüften trat zwiſchen den nähern kahlen Felswänden und Waldhöhen hervor, hinter dem freundlichen Jagdſchloß St. Bartholomä zeichneten ſich die Konturen eines wunderſchön geformten Felſenberges ſcharf gegen die entferntern Schneeberge ab, und dieſe ganze prachtvolle Landſchaft ſtrahlte umgekehrt faſt noch klarer aus der Tiefe des Sees herauf, der ſtill und ruhig, von keinem Lüftchen bewegt, wie ein ungeheurer Chryſolithſpiegel vor uns lag. — Nur zu bald landeten wir an dem Schloſſe, das dem Könige gehört und von einem Förſter und Fiſchereiverwalter bewohnt wird. Es liegt unmittelbar am Waſſer auf einer breiten ziemlich weit vorſpringenden Ebene, der einzigen im ganzen Umfang des Seeufers, beſtehend aus einer flachen, mit Gras und blühenden Kräutern üppig bewachſenen Wieſe, die landwärts etwas anſteigend in den herrlichſten Ahornwald mit bemooſtem Untergrunde übergeht. Hinter dieſem ſteigt das Land etwas ſteiler an, dicht beſetzt mit Laub- und Nadelholz verſchiedener Art, bis es zur wildeſten Maſſe durcheinandergeworfener Felsblöcke wird, an deren Seiten die ungeheuren Berge ſchroff gen Himmel ſteigen. Dicht vor dem Schloſſe ſtehen Tiſche und Bänke, beſchattet von einigen Reihen

wilder Kaſtanien, und wer von hier aus das Panorama des Sees in günſtiger Beleuchtung überblickt, der wird gewiß, gleich uns, den Wunſch hegen, längere Zeit in dieſem ringsabgeſchloſſenen Paradieſe weilen zu können. Im Winter aber mag eben dieſe Abgeſchloſſenheit den Bewohnern nicht behagen, da man, ausgenommen auf der Straße von Berchtesgaden von keiner Seite her zu dem See gelangen, und alſo vom Schloſſe aus nur zu Waſſer mit der übrigen Welt kommuniziren kann. In den Kellern des Schloſſes ließen wir uns die großen Fiſchbehälter zeigen, worin namentlich eine Menge von Saiblingen munter umherſpielten. Einige wurden indeß ſofort mit einem Netze herausgenommen, und in kurzer Zeit ſtanden ſie gekocht in dampfender Schüſſel auf unſerm Tiſche unter den Kaſtanien und ſchmeckten in Wahrheit deliciös. Geräucherte Saiblinge, unter dem Namen Schwarzreuter bekannt, waren nicht vorräthig, wir wünſchten ſie aber auch in dieſer Geſtalt kennen zu lernen und beſtellten uns einige Pfund. Dann machte ich mich auf den Weg zur ſogenannten Eiskapelle, dem niedrigſten aller Gletſcher wie man ſagt, am Fuße des Watzmann. Eine lange ſchnurgerade Allee führt durch den Wald bis zu der uralten Peter- und Paulskapelle am Ufer eines der wildeſten Bergwaſſer, das dem Gletſcher entſtrömt und deſſen Bett von Steingeröll umlagert iſt, wie ich es ſonſt nur in Schweden geſehen. Die ältern Leute der Gegend verſichern, daß ſie dieſe Kapelle (einen Wallfahrtsort) manchmal Nachts hell erleuchtet geſehen und darin ein lautes Singen und Beten vieler Männerſtimmen vernommen hätten, obgleich in ſolchen Nächten doch kein Lebender aus der Umgegend dahin gekommen wäre. Das wären die Männer von Karls des Großen Gefolge aus ſeinen Palläſten am unterirdiſchen See im Untersberge, welche von dort aus unter der Erde und unter den über 100 Klafter tiefen Königsſee weg, von Zeit zu Zeit dahin wanderten um ihren nächtlichen Gottesdienſt zu verrichten. Früher hatte uns ein alter Förſter, in Bezug auf dieſe von Maßmann in München bearbeitete Sage vom Untersberg geſagt: „Wir haben ohnehin halt Aberglauben genug und brauchen den nicht auch noch dazu". Von der Kapelle führt ein Fußweg den wilden Waldberg hinan, zur Rechten den ſchäumenden Bach, und unmittelbar dahinter eine ungeheure faſt ſenkrechte Felswand, bis zum Fuß des Watzmann, wo dieſe endet, um in einer breitern Schlucht dem Gletſcher Raum zu machen. Von dem Eiſe und der Grotte darin war aber nichts zu ſehen, alles war noch hoch mit Schnee bedeckt und bald trieb mich ein empfindlich kalter Zugwind zum Rückmarſch. Der Fall einiger Steine von jener ſteilen Felswand zog meine Blicke da hinan und hier ſah ich auf einem ſchräg hinlaufenden ſchmalen Grasſtreifen, kaum 400 Schritt von mir etwas Braunes das ſich zu bewegen ſchien. Ich begriff zwar nicht wie etwas Lebendiges ohne Flügel dahin gelangt ſein könnte, nahm aber raſch meinen Stecher aus der Taſche und ſah einen herrlichen Gemsbock vor mir ſtehen — in einer Stunde den erſten Gletſcher und die erſte Gemſe, das war in der That Glück, zumal da auf dieſer Seite des Sees die Gemſen nicht eben häufig ſind. Das Thier ſtand lange unbeweglich, wie aus Stein gehauen, unverwandt auf mich hinabſchauend und nur dann und wann, wie die Ziegen, den kurzen Schwanz ſchüttelnd. Endlich drehte er ſich — obgleich ſcheinbar kein Platz zum Drehen war — ſchob die ſtarken, unten ſchwarzbehaarten Hinderbeine dicht neben die Vorderfüße und hüpfte graziös über einen weiten Spalt auf einen andern grünen Fleck, wo nur eben ſeine vier Füßchen Raum hatten. So blieb er wieder eine Weile ſtehen, bis es ein wenig zu regnen begann, worauf er in zwei großen Sätzen aufwärts einen horizontalen kaum 3 Fuß weiten Felſen-

ſpalt erreichte, deſſen obere Steinfläche dachartig vorſprang; dort legte er ſich nieder und gähnte, ich aber eilte durch den Wald, an einem artigen Gebäude vorbei, wo im Winter die Hirſche gefüttert werden, zum Schloſſe zurück. Leider ward der Regen ſtärker, wir fuhren aber doch in unſrer Gondel weiter bis an's Ende des Sees, den hübſchen Schrammbach-Waſſerfall ziemlich weit rechts laſſend, daß er ausſah wie ein ſchönes Silberband auf dunkelgrauem Grunde, links dagegen näher am ſogenannten Staubbach vorbei, von dem eigentlich nichts zu ſehen war als in außerordentlicher Höhe ein ganz kleiner Waſſerſtreifen, deſſen Staub ſich dann mit dem Regen miſchte. Ganz am Ende des Sees macht man noch eine kleine Wendung links und landet am flachen Ufer der ſogenannten Salatalpe, an deren Weſtſeite eine einſame Sennenhütte liegt, und welche offenbar nur durch einen ungeheuren Bergſturz entſtanden iſt, der den See eine Viertelſtunde weit mit Felſentrümmern ausgefüllt hat; denn die ganze Wieſenfläche iſt mit großen Steinen und Felsblöcken dicht überſäet, welche mit den dazwiſchen hervorragenden Sträuchern und Bäumen dem Ganzen das Anſehen eines wunderbarwilden und doch wieder freundlichen Hühnenkirchhofs geben. Wir ſtiegen aus und gingen trotz des zunehmenden Regens bis an das andre Ende dieſes Flachlandes, wo der viel kleinere ſogenannte Oberſee beginnt, und hier hatten wir wahrlich Urſache uns des Regens zu freuen, denn nur den dichten Wolken verdankten wir die unbeſchreiblich ſchöne Beleuchtung der verſchiedenen Felſenufer. Hinter uns am Königsſee, mit ſeinen an ſich ſchon dunklen Felswänden und Tannenwäldern, war alles wie mit dichten Schleiern überzogen und nur grau in grau ſchattirt, während vor uns die nicht minder ſteilen und hohen, aber kahlen Wände des Oberſees, von hellem Marmorgeſtein, mit einer Einfaſſung von dunklen Tannen am Fuß des jenſeitigen hellgrünen Seeufers, und die darüber in den Himmel ragende Schneekuppe der Alpe Fiſchunkel, von welcher aus gewaltiger Höhe der Röthenbach im prachtvollſten Waſſerfall ſenkrecht herabſtürzt, vom hellſten Sonnenſchein beleuchtet war. — Auf dem Rückwege trafen wir in dieſem Labyrinth von Steinen und Bäumen eine große ſchöne Buche, die oben auf einem ganz mit Moos überzogenen, etwa 20 Fuß hohen Felsblock entſtanden war und dieſen mit ihren ſtarken, in den Wieſengrund hinabreichenden Wurzeln rings umarmt hat, während die volle Krone des Baumes nach allen Seiten weit darüber hinausragt. Auf der Rückfahrt über den See ſchützte uns das Gondeldach vor dem ſtrömenden Regen, doch wir hatten Stoff genug zur angenehmſten Unterhaltung, um uns die Zeit zu kürzen. Im Dorfe harrte unſer Wagen, und um 8 Uhr Abends waren wir wieder in Berchtesgaden.

Es war unſtreitig einer der ſchönſten Tage unſrer ganzen Reiſe, und ſo will ich mit dieſem Tage auch meine Erzählung ſchließen. Unſre Zeit war ohnehin bald abgelaufen, wir konnten nicht mehr weiter in's Gebirg vordringen um wie bisher überall wo es uns gefiel zu verweilen, und von der Rückreiſe würde weniger zu berichten ſein, was nicht von Andern oft ſchon beſchrieben wurde. — Doch muß ich noch einmal den Wunſch ausſprechen, daß meine Leſer, wenn ſie überhaupt dieſe Reiſe oder eine ähnliche unternehmen wollen, ſich entſchließen möchten, es gleich uns im Mai zu thun, um ſich auch den göttlichen Frühling mit ſeiner Blüthenfülle und ſeinen buntgeſtickten Wieſenteppichen um einige Wochen zu verlängern, und nicht zu warten bis die Wieſen ihren duftigen Reiz, die Blumen, und die meiſten Berggipfel ihren ſchönſten Schmuck, die Schneekronen, verloren haben.

— r.

Digitized by Google

Neue Bücher.

III.

Breslauer Publiciſten.

Vor einigen Jahren erhob ſich einmal eine lebhafte Entgegnung, daß ſich heutiges Tages Jeder der einen Zeitungsartikel ſchreibe Publiciſt nenne. Einweihung in's Staatsrecht und vorzugsweiſe Beſchäftigung mit demſelben ſei erforderlich für das Weſen eines Publiciſten. — Dieſe Entgegnung iſt wirkungslos geblieben. Der Kreis politiſcher Schriftſtellerei iſt dergeſtalt erweitert, daß die alten Abzweigungen nur noch mit vielfacher Erweiterung und Ausnahme angewendet werden können, und namentlich die Abzweigung „Publiciſt" wird nirgends mehr beachtet. Eine Sammlung Zeitungsartikel erſcheint ſoeben unter dem Titel „Beſtrebungen und Leiſtungen Breslauer Publiciſten in den Jahren 1842, 1843 und 1844. Sechszig Aufſätze von Dr. Ottomar Behnſch, Dr. Moritz Elsner, Carl Auguſt Milde, Friedrich v. Sallet, Dr. Leopold Schweitzer, Auguſt Semrau, Dr. Julius Stein und Robert Werner, geſammelt und herausgegeben von Dr. Leopold Schweitzer.

Der Herausgeber ſagt, er habe die ſeit 1842 erſchienenen Artikel von Bedeutung, durch welche ſich die ſchleſiſche Tagespreſſe hervorgethan, in einen gewiſſen Zuſammenhang bringen wollen. Es gewähre ſolch eine Sammlung „gleichzeitig auch einen Rechenſchafts-Bericht, in wieweit die ſchleſiſche Preſſe, vertreten durch den größeren Theil Breslauer Publiciſten, bald der Ausdruck und Träger, bald der Hebel des öffentlichen Lebens in Schleſien geweſen ſei. — Er ſetzt hinzu, daß unter den jetzigen Umſtänden, das heißt unter den Umſtänden einer wiederum ſtrenger gewordenen Cenſur und einer verworrenen Anklage gegen ſogenannte ſchlechte Preſſe, als welche man jegliche Oppoſition bezeichnet, die Sammlung auch gewiſſermaßen eine Vertheidigungsſchrift der ſchleſiſchen Preſſe heißen könne. Die Anordnung iſt nur eine chronologiſche, damit die „allmälige Entwickelung deſſen, was die ſchleſiſche Preſſe erſtrebt hat, in größerer Klarheit veranſchaulicht wird, als wenn die innere Verwandtſchaft der einzelnen Aufſätze zum Eintheilungsgrunde gewählt worden wäre".

Ich bin ſonſt kein Freund von derlei zuſammengeſetzten Büchern, welche für mich gewöhnlich keine Bücher ſondern nur Bände ſind. In dem vorliegenden Falle aber gewinnt eine ſolche Sammlung ein geſchloſſeneres Weſen und eine Buchberechtigung, weil ſie das politiſche Trachten einer Landſchaft im Auszuge darſtellt. Ja, ich möchte wünſchen, dieſer Vorgang Schweitzer's mit Schleſien fände Nachahmung in andern Provinzen. Es iſt nicht möglich, allen Provinz-Zeitungen zu folgen, und durch ſolche Sammlungen erlangt man nicht nur eine Ueberſicht, ſondern die Hauptthemata werden auch einander nahe gerückt und der Entſcheidung näher gebracht. Es entſtünde eine Art Appellations-Senat über den erſten Journalinſtanzen. Solche Sammlungen über zwanzig Bogen genießen außerdem der Cenſur-Freiheit. Würde nun noch durch Merkmale bezeichnet, was die Cenſur zurückgewieſen, ſo entſtünde gleichzeitig ein lehrreicher Nachweis über das verſchiedenartige Cenſurverfahren.

Aus Schleſien wird neuerdings wieder ſtärker als je geklagt über die Cenſur. Dies Buch ſelbſt iſt ein Beweis für die erhöhte Klage. Ich erinnere mich, daß der Herausgeber vor zwei Jahren der guten Ausſicht war, man könne ſicheren Vertrauens und unter vorherrſchender Zuſtimmung mit der Regierung gehn. Jetzt aber zeigt ſeine Einleitung, daß ſich dies völlig geändert hat.

Ich vermiſſe in dieſem Bande Zeugniſſe von originellen Köpfen, von eigenthümlicher Spekulation, die doch ſonſt unter den raſch denkenden Schleſiern nicht fehlt. Dieſe Bemerkung iſt aber freilich von keinem Belang einem Bündel von Zeitungsartikeln gegenüber, welche dem großen Publikum und dem augenblicklich dringenden Bedürfniſſe dienen müſſen. Die Originalität wäre da nicht eben am Platze, und würde mehr verwirren als nützen. Dies vorausgeſchickt kann ich meine lebhafteſte Freude ausdrücken über den großen Fortſchritt in Ernſt, Tüchtigkeit, Umſicht und Gewandheit, welcher ſich hier bethätigt im Vergleich zu den Kräften, welche vor zwölf Jahren in der Hauptſtadt meiner Heimath vorhanden waren. Damals wäre es unmöglich geweſen, neun ſolche Schriftſteller aufzufinden. Auch die Mannigfaltigkeit, wenn auch nicht der Standpunkte, denn ſie ſind alle Demokraten, doch der Auffaſſung iſt werthvoll. Der Eklektiker Schweitzer neben dem Hegelianer Elsner, der erfahrene Milde neben dem intereſſant ſchreibenden Semrau, der ruhig, billig und klar unterſuchende Behnſch neben dem uns leider ſo früh entriſſenen vollblütig über das Cenſuredikt ſprechenden Sallet, neben dem praktiſch rathenden Stein, neben dem fachmäßig und ſpeciell prüfenden Werner, ſie bilden einen achtungswerthen Ausſchuß einer Landſchaft.

Durch den erſten Aufſatz des Bandes „das Verbot der deutſchen Jahrbücher" von Elsner wurde ich nicht eben eingenommen für dies Buch. In dieſem Aufſatze nennt er kühlen Blutes unter den Denuncianten, welche das Verbot der Jahrbücher herbeigeführt, neben Leo und Hengſtenberg die — Jungdeutſchen. Es ſcheint mir überflüſſig, gegen ſo unbedachte und unwahre Aeußerung etwas Ernſtliches zu ſagen. Ich finde darin nur eine Beſtätigung, daß eine formelle philoſophiſche Bildung die Partei-Verblendung nicht überwindet. Welcher Dünkel, uns als ſo betroffen von ungünſtigen Beurtheilungen in den Jahrbüchern darzuſtellen, daß wir perſönlicher Rache bedurft hätten! Welch eine Denunciation, uns nachzuſagen, wir hätten die Jahrbücher dem Staate verdächtigt, um den Vorwurf des Jungdeutſchthums von uns abzuwaſchen! Dergleichen unterzulegen iſt kein Preis des Gedankenganges deſſen, dem ſolche Motive leicht bei der Hand ſind. In dieſem Journale zum Beiſpiele haben die Leſer vor und nach jenem Verbote die entſchiedenſte Oppoſition gegen den Standpunkt gefunden, welcher eine mißfällige literariſche Richtung durch Verbot beſeitigen will, und zwar Oppoſition auch grade gegen jenes Verbot ſo lange es drohte und als es eintrat. Nur die Parteiung weiß nicht zu ſondern, daß man einer Richtung in den Intereſſen der Religionsanſicht und der Kunſt aus vollem Herzen widerſprechen und dieſer Richtung doch das Recht, ja den Nutzen der Exiſtenz in alle Wege zuſprechen kann.

Scherr.

Mit dieſem Autor hätte ich ganz perſönlich zu rechten. In einem Bande „Poeten der Jetztzeit in Briefen an eine Frau", welcher ganz intereſſante Charakteriſtiken giebt über moderne Schriftſteller, erledigt er uns immer noch ſogenannte junge Leute ziemlich obenhin, und ich ſchmeichle mir namentlich, daß er Bücher von mir kurzweg abgefertigt, die ihm ſo gut wie unbekannt geblieben ſind. Aber eben weil dies nichts mit Prinzipien gemein hat, erlaube ich mir nur zu ſagen: ich hätte mit ihm zu rechten! Das Buch, leicht und anſprechend geſchrieben, kann denen willkommen ſein, welche ſich über den äußerlichen Gang der Literatur-Ereigniſſe ſeit 1830 und über einzelner Schriftſteller Leben und Wirken ſummariſch unterrichten wollen. Geſchildert wird zuerſt Mickiewicz. „Adam Mickiewicz iſt ein Kind Lithauens, alſo eines jener unglückſeligen Länder, auf welchen der Fluch

Digitized by Google

fortwährender Drangſal und Beknechtung zu ruhen ſcheint, ein Fluch, den erſt die Mongolen und Tartaren realiſirten, dann die Deutſchritter, endlich die Ruſſen. Die Aeltern des Dichters gehörten dem Adel ſeiner Heimath an und zwar dem unbemittelten, welcher Umſtand ſie indeſſen nicht abhielt, für die Ausbildung ihres Sohnes möglichſt Sorge zu tragen. Er bezog die Schule zu Nowogrodek, dann das Gymnaſium zu Minsk, 1815 die Univerſität Wilna. Hier war Lelewel, der große polniſche Patriot und Hiſtoriker, der jetzt zu Brüſſel im Elend lebt, ſein Lehrer in der Geſchichte, außer welcher Mickiewicz beſonders Mathematik und Naturwiſſenſchaften zum Vorwurf ſeiner wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen machte. Als Wilnaer Student legte er auch bereits den Grund zu ſeinem poetiſchen Ruhm nicht allein, ſondern zur Reform der polniſchen Literatur ebenfalls. Nach beendigten Studien erhielt er ein Lehramt an der Schule zu Kowno. In dieſer Zeit mußte auch er den Kelch leeren, der wohl noch an keinem Dichter vorüberging, den bittern Kelch: unglückliche Liebe. Seine beſchränkten Vermögensumſtände geſtatteten ihm nicht, die Erwählte heimzuführen, ſie folgte als Braut einem Andern, Mickiewicz rief ihr das ſchöne Lied nach, welches mit den Worten beginnt:

Mir aus dem Blick! — ich folg' mit banger Seele.
Mir aus dem Herzen! — es gehorcht der Pflicht.
Aus dem Gedächtniß mir! — nein! dem Befehle
Gehorchet mein und dein Gedächtniß nicht.
Wie eines Baumes Schatten ſtärker breitet
Den Trauerkreis, fällt aus der Ferne er;
So wird mein Bild, je ferner es entgleitet,
Umnachten dein Gedächtniß mehr und mehr.
An allen Orten und zu allen Zeiten,
Wo ich getheilet Leid und Glück mit dir,
Stets, überall wird dich mein Geiſt begleiten,
Denn überall blieb ja ein Theil von mir —

und ſang dann ſeine Pein in der Dichtung „Dziady (Todtenopfer)" aus, welche ſich aber ſchon weit über die Hingabe an ſelbſtiſche Schmerzen erhebt und, indem ſie die Liebeswunde des Dichters ausbluten läßt, zugleich mit herber Trauer die große Wunde des Vaterlandes beklagt. Die Liebe hatte ihm nur Schmerzen und Täuſchungen gebracht, bald ſollte ihm der Patriotismus Verfolgungen bringen. Als Mitglied eines Vereins polniſcher Literaten, die allerdings auch in politiſcher Beziehung gute Polen waren, treffen ihn die Proſkriptionsmaßregeln, welche von Seiten der ruſſiſchen Regierung 1823 gegen die Univerſität Wilna verhängt werden. Nach längerer Kerkerhaft wird er mit mehreren Landsleuten in die Steppenländer des innern Rußlands verbannt. Das iſt ſo die gewöhnliche Correktivmaßregel der ruſſiſchen Regierung, ſchlägt ſie nicht an, ſo muß zur Abkühlung heißer Herzen das ſiberiſche Eis herhalten. Während dieſes Exils bereist er die Krim und bringt als Ausbeute die wunderſchönen „Sonette aus der Krim" mit, welche von einem ſeiner Freunde auch in's Perſiſche übertragen wurden. Durch Vermittlung des Fürſten Gallitzin aus der Verbannung zurückgerufen, geht er nach Petersburg, wo er ſeinen Dichterruhm durch die Gabe der Improviſation, die ihm in hohem Grade zu eigen, vermehrt und 1828 durch die Veröffentlichung ſeines „Konrad Wallenrod" zum nationalen, zum europäiſchen macht. Nun gelingt es den Bemühungen ſeiner Freunde endlich, ihm die Erlaubniß zu einer Reiſe in's Ausland zu verſchaffen. Er durchzieht Deutſchland, Frankreich, Italien. In letzterm Lande ereilt ihn die Nachricht von der Schilderhebung ſeines Volkes am 30. November 1830, von jener glorreichen Schilderhebung, die gleichſam nach dem Takt eines ſeiner

Geſänge vor ſich ging. Dieſe Nachricht zieht ihn natürlich über die Alpen zurück, aber ſchon in Dresden begegnen ihm die Trümmer des polniſchen Heeres.*) Seither iſt er Mitglied der polniſchen Emigration. Im Jahre 1832 giebt er von Paris aus eine vermehrte Auflage ſeiner zehn Jahre früher zum erſtenmal erſchienenen Gedichtſammlung, verfaßt in Proſa, in bibliſchem Ton „die Bücher des polniſchen Volkes und der polniſchen Pilgrimſchaft", eine vom echteſten Patriotismus diktirte Schilderung der Beſtimmung Polens in Vergangenheit und Zukunft, und läßt ſeinen „Herr Thaddäus" erſcheinen. Nachher geht er für einige Jahre als Profeſſor der lateiniſchen Sprache an die Akademie nach Lauſanne und gegenwärtig befindet er ſich wieder als Profeſſor der ſlaviſchen Literatur, deren Geſchichte er zuletzt geſchrieben, in Paris, als Dichter- und Gelehrter die Intereſſen, den Ruhm und das Unglück ſeines Volkes vertretend."

„Man hat Mickiewicz den polniſchen Byron genannt, man hat viel von den Einflüſſen deutſcher Literatur auf ſeine Poeſie geſprochen. In der That hat letztere offenbar bedeutend auf ihn gewirkt und ſein Genius ſteht in Wahrheit mit dem des großen Lord in inniger Wahlverwandtſchaft. Aber deſſenungeachtet iſt es die primitive Kraft, welche vor Allem an dem polniſchen Dichter anzuerkennen iſt, jene Kraft, welche alle Ausſtrahlungen moderner Bildung in dem Brennſpiegel einer durchaus originellen Weltanſchauung zu vereinigen vermochte, einer Weltanſchauung, deren Grundelement die ſlaviſche Nationalität. So iſt Mickiewicz durch und durch ein Poet der Gegenwart nicht minder, als er durch und durch Nationaldichter iſt. Die Verjüngung, welche zur Zeit des Auftretens unſers Dichters durch die Romantik in die Literatur Europas kam, fand in ihm in Bezug auf die polniſche Poeſie ihren Herold."

Auch die pietiſtiſche Wendung iſt am Schluſſe erwähnt, welcher Mickiewicz neueſter Zeit in Paris verfallen iſt und welche ſich in einem panſlaviſtiſchem Prophetenthume äußert. Aber nur erwähnt. Dieſer Zuſtand des immer exaltirten Sängers umſchließt einen Abgrund von Fragen des Dichterthums überhaupt und unſrer Zeit insbeſondre.

Der zweite Artikel ſchildert den italieniſchen Dichter Leopardi und unſern Platen, zwei Todte. Jener unglückliche patriotiſche Sänger Italiens hat eine Zeitlang neben unſerm Dichter in Italien gelebt. Die Schilderung Platen's iſt etwas karg gehalten, aber in dieſer Kargheit doch richtiger als die überſchätzenden Artikel, welche ihm jetzt die Allgemeine Zeitung widmet. Scherr ſchließt: „Mit ruhigem, ernſtem Sinn und gebildetem Ohr ſoll man die Werke Platen's in ſich aufnehmen. Sie haben nichts Pikantes, nichts Verführeriſches und man muß die ſtrenge Schönheit ihrer Form überwunden haben, bevor man die Holdſeligkeit derſelben zu begreifen und zu genießen fähig iſt. Nur wer des Dichters Frage: Wer belauſcht tiefernſtes Lied? ſeinerſeits bejahend beantworten kann, der

Möge nah'n, auftretend ſacht und ohne Geräuſch. Er behorcht
Keines Lehrlings rohen Verſuch. Des geübten
Schleifers Fuß dreht leicht den befeuchteten Stein:
Alſo wälzt auch meines Geſangs
Rad ſich fort, und vielbetone, nicht bloß das Erhabene pflegt er,
Auch der Anmuth Flüchtigkeit,
Streut dem Baum gleich Früchte ſammt unzähliger Fülle des Laubs."

*) Meines Wiſſens iſt er noch während des Kriegs in Polen geweſen. Wenigſtens heißt es, er habe nach dem Falle Warſchaus bei Plock vorgeſchlagen, man ſolle in Haufen kämpfen bis auf den letzten Mann, und Rybinski habe erwidert: Sie müßten aber als allerletzter übrig bleiben, um es zu beſingen. L.

Die folgenden Artikel ſind „Schwäbiſche Dichter“, „Heinrich Heine“, der im Ganzen ſehr richtig gefaßt iſt, „Jung-Deutſche“, „Immermann“, „Grabbe“, „Rückert“, „Dichtertrias aus Oeſtreich“ (Grün, Lenau, Beck), „Dichtende Frauen“, ein ganzer Korb voll, „Trelawney“, „Freiligrath“, „Moſen“, „Schefer, Sallet, Duller“, „Karl Spindler“, „Politiſche Lyrik“ — dazu noch ein Ueberblick über moderne franzöſiſche Dichter, in welchem er mit banaler Redensart den alten franzöſiſchen Dichtern Unrecht thut. Er berührt alſo ziemlich Alles was jetzt „gut und theuer“ im Intereſſe der lebendigen Leſer webt und ſchwebt. — Der Autor iſt dieſem Buche nach jung, aufmerkſam, ſinnig. Wahrſcheinlich begegnen wir ihm bald wieder.

Hormayr's Taſchenbuch.

Ueber dies Taſchenbuch für vaterländiſche Geſchichte, welches jetzt — für 1845 — zum vierunddreißigſten Male ſchon erſcheint, eine Kritik zu ſchreiben, das wäre übel angebracht. Dieſer Autor bringt Materialien, und zwar Materialien im Großen. Dichter mögen darunter treten und ſich ausſuchen. Selbſt in den ſo gefürchteten „Lebensbildern aus dem Befreiungskriege“, welche der alten Politik ſo ſaure Nächte bereiten durch ein unauslöſchliches Gedächtniß, ſelbſt dort fehlt es nicht an den pikanteſten Scenen für künſtleriſche Augen.

In dieſem Jahrgange des Taſchenbuches hab' ich mir eine Scene ausgeſucht, welche unweit Insbruck ſpielt. Eh' ich ſie aber citire, will ich erwähnen, daß der Maler Carl Ruß, welchen Dr. Eduard Melly ſo eben auch in einer Broſchüre geſchildert, und Caroline Pichler diesmal neben dem Geſchichtſchreiber Franz Kurz die Lebensgeſchichten des Taſchenbuches bilden, und daß in Betreff der Pichler folgendes Auffallende ſich darſtellt. Hormayr iſt ein intimer Freund im Pichler'ſchen Hauſe geweſen von dreißig Jahren her, und in freundlichem Verkehr geblieben mit Frau Caroline bis zum Tode derſelben. In den Denkwürdigkeiten derſelben erſchienen aber ungünſtige Ausfälle gegen ihn. Dieſen Widerſpruch zu erklären deutet er auf faſt namentliche Weiſe an, daß dieſe Ausfälle nach dem Tode der Frau Caroline in die Denkwürdigkeiten hineinkommandirt worden ſeien.

Nun zur Scene. Max Emmanuel von Baiern iſt 1703 während des ſpaniſchen Succeſſionskrieges zum Rückzuge genöthigt von Insbruck nach der bairiſchen Seite auf der kürzeſten Linie über Zirl, an der Martinswand hin und der Scharnitz. Zirl ward den Flammen geopfert, wie ohnehin rechts und links des Inn die Dörfer brannten. — „Begierig dem Kurfürſten, der noch nicht in Zirl, ſondern erſt mit der Nachhut von Insbruck abgegangen und diesſeits Kranabitten war, den Weg zu bahnen, hatte der Graf Ferdinand Arco die Exceſſe, namentlich auch die argen in der Dorfkirche, die Abbrennung der Brücke wegen des nachdringenden Landſturms der niedergebrannten Orte Völs, Afling, Kemmaten, Ferklehen, Axams, Oberperfues und Ranggen noch angefeuert, wobei das inmitten der Brücke geſtandene Crucifix kurzweg in den Inn geſchleudert ward. Das Crucifix ſchwamm auf dem Innſtrome fort, Insbruck und Hall vorbei und nahte dem Ufer beim Dörfchen Pill außer der Kreis- und Bergſtadt Schwatz. Es ward von einem Bauern, der am Ufer Weiden hieb, Caſpar Norrer, mit Stricken geangelt und vollends an das Geſtade gezogen. Er und fromme Nachbarn vereinigten ſich und bauten eine hölzerne Kapelle darüber, die ſpäter ein gemauertes Gotteshaus erſetzte. Von damals hieß das Kirchlein Heiligkreuz bei Pill.“

„Der tapfere und ſeinem Herrn innig ergebene Graf Arco überlebte jene Aufwallung wilden Kriegszornes in Zirl kaum dritthalb Stunden. Das bairiſche Geſchütz nahe der Martinswand, auf dem ſogenannten Martinsbühel auf dem linken

Innufer aufgeführt, ſäuberte das rechte Ufer von den Aufſtändiſchen. Auch das Jägerhaus, von deſſen Dach Kaiſer Max oft auf die Gemſen an der nahen Wand gegenüber geſchoſſen, auch das Martinskirchlein, waren in Rauch aufgegangen, in welchem 1526 Ferdinand, des Ahns Max auf der Martinswand gedenkend, aus der Hand ſeines Kanzlers, des Cardinals von Trient, Bernard von Cleß, der Schweſter Maria Trauerbrief mit dem „Verderben von Mohàts und der Freudenpoſt des Anfalls von Ungarn und Böhmen" erhielt. — Der Martinsberger Revierförſter Anton Schandel, ein weit berühmter Tell, flüchtete mit ſeinem Kameraden Martin Zeiler von Telfs über den ſchmalen Fahrweg auf den nahen Berg zwiſchen Gebüſch und herabgewälzten Felsblöcken, unfern der alten öden Ritterburg Fragenſtein ſich verſteckend, voll Rachgier, in der Hoffnung wohl den Fürſten ſelbſt zu erlegen, der, wie Alles, hier auf Kernſchuß-Diſtanz vorbeipaſſiren mußte. Er hatte Max Emanuel nie geſehen. Dieſer, eben von einer Plänkerei an der Mühlauer Innbrücke zurückgeeilt, ſtrebte den Weg nach Seefeld und nach der Scharnitz mit Gewalt zu öffnen. Sein Kammerherr, Graf Arco in gallonirter Uniform ritt zufällig zur Rechten des Fürſten, der in ſeinem ſtaubbedeckten blauen Reitermantel, eben ſo zufällig ein paar Schritte zurück war, weshalb auch die zwei ſtets vorantretenden italieniſchen Läufer vor Arco's, nicht vor des Kurfürſten Pferde gingen. So hielt Schandel ohne Weiteres Arco für den Fürſten, zielte, drückte los und Arco ſtürzte tödtlich verwundet vom Pferde. — Durch alle Bauern und in der nächſten Stunde nach Insbruck hinein, flog das Gerücht: der Kurfürſt ſelber ſei geblieben, das unbegreiflich genug auch in Flugblätter überging und in Deutſchland eine Weile geglaubt wurde (23. Juli 1703)."

„Einhundert und ſechs Jahre darauf, am 13. Auguſt 1809, eröffnete der kriegsgebildete, tapfere und unermüdbare Oberſt Graf Max Arco die Bahn für den von Mittewald und Prutz bis Insbruck zurückgetriebenen Herzog von Danzig. Bei Wattens, bei Colſaß, ja den von Speckbacher wohlbeſetzten dominirenden Weerberg vorüber, ſchien Alles ruhig, kaum daß bei den Seitenpatrouillen einige verlorne Schüſſe fielen. Da trat, nahe am Dörfchen Pill, das ſtark bewaldete Gebirge wieder ganz nahe an die Straße und an den Inn hervor. Hier ſteht, ganz einſam, die Heiligkreuz-Kapelle mit jenem im baieriſchen Einfall beim Kirchenſturm in Zirl in's Waſſer geworfenen und hier angeſchwommenen Crucifix. Die Avantgarde ſtieß auf einen Verhau. — Der Oberſt Graf Max Arco ritt auf dieſe Meldung raſch vor. Ein Kernſchuß in die Stirn ſtreckte ihn, ohne einen Laut, vom Pferde. Den Degen feſt in der Rechten, die Züge noch voll Muth und Zorn, lag er, wie plötzlich vom Schlaf übermannt, maleriſch am Boden. Von ärztlicher Hilfe war keine Rede. — „Haſt Du's gſöchn? haſt es gſöchn, wie'n (geſehen, wie ihn) s' Crucifix g'ſchnackelt hat?" brüllte der Schütze dem jetzt über Stock und Stein daher rennenden Speckbacher entgegen."

Lamping's Erinnerung aus Algerien.

Dies ein wenig nachläſſig geſchriebene Büchlein giebt ein treues Bild des Lebens und Krieges in Algier. Der Verfaſſer hat den wilden Krieg eine Zeitlang mitgemacht und iſt ziemlich weit herumgekommen in der Provinz Titeri. Intereſſant iſt beſonders, was er über die verdächtigte Affaire von Mazagran ſagt, und was die dreiſten Behauptungen der engliſchen Journale: die Affaire von Mazagran ſei eine Fabel, zur dreiſteſten Lüge ſtempelt. Er ſchreibt aus Moſtaganem Folgendes: „Eine Stunde von hier liegt das Fort Maſſagran, berühmt durch die heldenmüthige Vertheidigung durch den Capitain Lièvre. Ich habe von Augenzeu-

gen, welche die Medaille von Maſſagran trugen, den Hergang der Sache erzählen hören, und es iſt mir durchaus nicht zweifelhaft, daß dieſe Vertheidigung eine der ſchönſten Waffenthaten in dem ganzen Kriege iſt, obgleich die franzöſiſchen Berichte in den Blättern Manches übertrieben haben mögen. Das Fort, welches ziemlich hohe und ſtarke Mauern hat, liegt auf einem Plateau, welches nach der Nordſeite zu ſehr ſchroff abfällt, und hier alſo nicht anzugreifen iſt. Das Dorf Maſſagran liegt etwas tiefer als das Fort und konnte nur indirekt vertheidigt werden. — Der Capitain Lièvre hatte zu ſeiner Dispoſition eine Kompagnie Disciplinairs von etwa 150 Mann und ein paar Kanonen. Mehrere Tage hintereinander wurde das Fort von einem Schwarm von 6—8000 Beduinen, zu Fuß und zu Pferde, angegriffen, die es zu wiederholten Malen verſuchten, die Mauern zu erſtürmen. Allein mit der kaltblütigſten Entſchloſſenheit wurden alle Angriffe abgeſchlagen, bis endlich das Fort von Moſtaganem aus entſetzt wurde. Die Beſatzung hatte freilich den Vortheil der ſtarken Mauern und der Kanonen, allein wer weiß, wie gewaltig und betäubend eine ſo unverhältnißmäßig überlegene Maſſe von Feinden auf die Menſchen wirkt, der wird nicht verkennen, daß ein ſeltener Grad von Kriegserfahrung und Muth dazu gehörte, hier keinen Augenblick den Kopf zu verlieren. — Die ganze Kompagnie Disciplinairs, welche die Beſatzung gebildet hatte, wurden ſogleich wieder in die Reihen der Regimenter eingereiht, und jeder Soldat erhielt als Auszeichnung eine eigends dazu geprägte Medaille. Der Kapitain Lièvre wurde zum Major (Kommandant) befördert und erhielt das Offiziers-kreuz der Ehrenlegion. — Der Kommandant Lièvre iſt bekannt in der Armee als ein tapferer und ausgezeichneter Offizier. Er kommandirte ein Bataillon vom 53. Regiment (wenn ich nicht irre), welches bei unſrer Kolonne mobile ſich befand und faſt alle Expeditionen bis Juli 1842 mitgemacht hat.*)"

Nachrichten.

Leipzig, den 12. September. Wir haben eine neue Oper eines deutſchen Komponiſten gehabt, die in Deutſchland wohl noch ziemlich unbekannt geblieben, obſchon ſie nicht mehr jung iſt, den „Schöffen von Paris", von Heinrich Dorn. Ich glaube, ſie iſt nur in Riga und Cöln gegeben worden, an zwei Endpunkten deutſcher Welt, deren öſtlicher leider nur noch durch das Theater in unmittelbarem Zuſammenhange mit dem literariſchen Treiben Deutſchlands ſteht. Vielleicht iſt ſie auch in Königsberg und Danzig geweſen. Beide haben nicht die Mittel, ein Theaterſtück geltend zu machen, und Cöln ſcheint dieſe Mittel ſelbſt nicht geltend machen zu wollen. Am ſchönen Rhein findet die deutſche Schauſpielkunſt nirgends einen würdigen Mittelpunkt; das berühmte öffentliche Leben ſcheint im Gegentheile nur Abbruch zu thun. Wenigſtens iſt das Wirthshausleben gewiß der Theilnahme am Theater nicht förderlich.

Inſofern kann die erſte Aufführung des „Schöffen" in Leipzig als ein Debüt der Oper in Deutſchland betrachtet werden. Ich fürchte, es ſei kein hinreichend günſtiges geweſen. Man hat die Oper ziemlich kühl aufgenommen, und ſie wird ſich kaum auf dem Repertoir

---

*) „Als ich im Herbſt 1842 auf meiner Rückreiſe durch Paris kam, ſah ich vor einem Buchladen eine Carrikatur aushängen, welche die Vertheidigung von Maſſagran darſtellte. Ein Haaſe in der Offiziersuniform, mit einem Kaskette auf dem Kopfe ſteht auf den Mauern der Feſtung und iſt gerade im Begriff ein paar Beduinen zu verſpeiſen. Am Fuß der Mauer ſieht man Tauſende von Beduinen, die vor Entſetzen außer ſich ſind bei dem Anblick dieſer unerhörten That. Unter dem Titel ſtand:

Le Lièvre est un fameux lapin. —

Daran erkennt man den echten Pariſer, auf Alles macht er Carrikaturen und Chanſons."

erhalten. Das liegt am Texte, was man auch gerechter Weiſe an der Muſik ausſetzen mag. Letzteres wird darauf hinausgehn, daß die Muſik nicht eigenthümlich genug ſei und zu wenig Muſik enthalte. Die Reminiscenzen, das ewige Wort der Dilettanten, welche mit dieſem Worte ihre eigne Kenntniß muſikaliſcher Literatur ſtreicheln, die Reminiscenzen! ſpielen eine Hauptrolle bei den Ausſtellungen. Da iſt Mozart, da iſt Weber, da iſt Boieldieu! Ich glaube, darauf iſt nicht viel zu geben. Einfache Weiſen zu ſuchen in Mozart'ſchem Stile iſt ja ganz lobenswerth, und chevalereskes Weſen durch Rhythmen auszudrücken, welche im Johann von Paris ſo lockend eingeführt ſind, das iſt ja faſt unumgänglich. Gerade dieſe Partieen ſcheinen mir maaßgebend für Dorn's muſikaliſche Zukunft zu ſein: Kriegeriſches, Ritterliches, Raſches verſinnlicht er ſehr gut, nnd eine gewiſſe praktiſche Energie, die ihm eigen zu ſein ſcheint, wirkt da ganz günſtig. Nach dieſer Seite hin wird er am Erfolgreichſten ſeine Texte wählen. Der Text dieſes Schöffen iſt ein Blender und hat wohl auch den Komponiſten getäuſcht: er enthält nämlich ein Material, welches einen guten Text zu bilden ſcheint, welches ihn aber verbildet. Karl VII. belagert Paris, welches von den Engländern beſetzt iſt, und deſſen Schöffe es mit den Engländern hält. Dadurch ſchon erhält dieſer Schöffe eine zu wichtige und zu unangenehme politiſche Stellung, als daß er eine komiſche Figur werden könnte. Text und Muſik beſtehen aber darauf, daß er eine ſelche ſei nnd hierin liegt der Todeskeim des Stücks. Laune iſt unter ſolchen Umſtänden für die Hauptfigur nicht zu erwirken, und ſo wird ſie, als ihm die Studenten die Brant entführen, als der inkognito in Paris anweſende König entdeckt wird und der Schöffe nicht weiß ob er ihn arretiren oder ſalutiren ſoll, als durch das vorzeitige Leuchtſignal der Sturm auf Paris veranlaßt und die Stadt im Handumkehren den Engländern entriſſen, der Schöffe alſo zum Fußfalle genöthigt wird, ſo wird dieſe Figur des Schöffen viel mehr Fratze als komiſche Figur, und die „komiſche" Oper wird unmöglich. Herr Ullram als Schöffe hätte ſich zerpflücken können, es wäre ihm nicht gelungen, komiſch zu wirken. Er muß dieſe vorgeſchriebene Abſicht fallen laſſen und ſich mit Charakteriſtik begnügen. Dann kann vielleicht noch dem Anſpruche einer „heitern" Oper genügt werden. Es that auch der Wirkung Eintrag, daß der erſte Tenor, welcher die vortrefflich einſtudirten Studentenchöre zu leiten hat, nicht ſtark genug an Stimme iſt. Ausſtattung und Anordnung verdienen das größte Lob: dafür war in treuer und ſchöner Koſtümirung, in paſſender und intereſſanter Scenirung und Dekoration, in Belebung der Maſſen und Gruppen Außerordentliches gethan.

Außerdem haben die letzten Wochen auch mehrere kleine Stücke gebracht, die uns neu waren: zwei Poſſen von Benedix, der Liebestrank und der Weiberfeint, und eine Poſſe nach dem Franzöſiſchen „Korſiſche Blutrache", welche letztere durch Herrn Meixner's luſtiges und friſches Spiel Glück machte. Benedix hat ein wunderliches Schickſal gehabt: der einaktige Weiberfeind, das oft behandelte Thema — eine junge Frau macht einen überſpannten Weiberfeind dnrch Koketterie verliebt und nöthigt ihn zu dem Schluſſe, er ſei ein Eſel — gefiel, und der dreiaktige Liebestrank, der auf eine eigenthümliche und mit mancher neuen Zuthat verſehene Idee geſtellt iſt, wurde ausgepocht. So wenig nützen auf der Bühne einige pikante Abſichten, ſo viel thut die Faſſung. Ein alter Knabe will durch einen in Thee geſchütteten Liebestrank die Neigung und Hand einer Witwe erobern. Von dieſem Thee trinken aber noch drei andre Frauenzimmer und er glaubt ſich nun von vierfacher Liebe bedroht. Dies kleine, ganz pikante Poſſenthema ſollte ſich nun raſch verſchlingen, damit man über die Unwahrſcheinlichkeit hinwegkäme, ſtatt deſſen dehnt es ſich über zehn Figuren und zwanzig Scenen, in welchen ab- und zugelaufen wird wie in einem Paßbüreau. Die nächſte Verſchlingung wäre wohl, daß die Frauenzimmer dem alten Sünder auf die Schliche kämen und ihm zuſetzten mit allerlei Aengſtigung. Darauf iſt der Autor nicht gekommen. Die Charaktere, die hier nicht nöthig wären, haben übrigens in groben Strichen moderne Zeichen, aber dem ſchlottrigen Gliederbau des Ganzen iſt nicht zu helfen, auch wenn feinere Beobachtungen hinter jenen Zeichen zu ſuchen wären.

Bosko hat eine erſte Vorſtellung hier gegeben, um für die folgenden während der Meſſe einzuleiten. Ich habe ihn ſelbſt in ſeiner behaglichen Dicke und launigen lingua franca unterhaltend gefunden; ſeine Kunſtſtücke waren für mich unter ſeinem Rufe. Sie waren gut ausgeführt, aber von gewöhnlicher Art, und eine Maſſe Pulver verknallt er dabei wie dies ſchon vor zwanzig Jahren nicht mehr guten Tones war bei einem eleganten Taſchenſpieler. Vielleicht hat er nur ſehr mäßig einleiten wollen, um Steigerung übrig zu behalten. Das wäre aber auch nöthig, ſonſt würde er nicht beſtehn neben der Erinnerung an Herrn Philipp, der in früheren Meſſen hier Aufſehn machte.

Berlin, den 12. September. Es freut mich heut ordentlich, daß ich wieder einmal einen Brief mit dem Ausruf anfangen kann: ich weiß nichts, es giebt nichts neues! Ich

will meinen Leſern von den Wolken im vorigen Jahr erzählen, daran wird hoffentlich niemand ein Aergerniß nehmen, nicht einmal die preußiſche Cenſur. Die preußiſche Cenſur iſt nämlich ſeit den neuerlichen Ereigniſſen lächerlich ernſthaft geworden, oder auch ernſthaft lächerlich, wie man es nehmen will. Sie kommt mir vor wie der franzöſiſche Schauſpieler Dúgazon, der in der Schreckenszeit Nationalgardiſt war, und der, wie Cúſtine in ſeinem Werk „La Russie" erzählt, eines Tages als er Patrouille machte, zu einer Aepfelverkäuferin mit den Worten herantrat: „Ouvre moi tes pommes". — „Pourquoi faire?" fragte die Verkäuferin. „Ouvre moi tes pommes!" wiederholte Dúgazon pathetiſch. „Qu'est-ce-que tu leur veux donc à mes pommes?" rief die erſtere mit dem größeſten Erſtaunen. „Je veux voir si tu n'y-as-pas caché des canons!" erklärte der letztere mit der ernſthafteſten Miene von der Welt. So macht es die preußiſche Cenſur auch. Sie ſucht nach Kanonen in Aepfeln, und ich wette, ſie findet umgekehrt oft Aepfel in Kanonen. Ich kenne viele ſolche Kanonen, die große Namen tragen und auf der höchſten Zinne der Zeit ſtehen. Es ärgert mich kleinen Kolbenſtock, der ich unten im Winkel lehne, wenn ich ſie oben in den Sonnenſtrahlen blinken und dieſe leichten Dinger auswerfen ſehe, die in den meiſten Fällen noch obenein ſtinkig ſind. Aber was ſoll man thun? Ludwig Börne hat Recht, wenn er ſagt: in Deutſchland muß man nur Schuſter oder Schneider werden. Manchmal wünſche ich herzlich, daß ich ſo bedachtſam wäre, wie der Wahnſinnige im hieſigen Irrenhaus, der ſich für eine Erbſe hält. Er ängſtigt ſich über die Straße zu gehn, weil er fürchtet die Tauben freſſen ihn auf. Der Mann iſt gewiß ein großer Politiker. Ich will mir ein Beiſpiel an ihm nehmen und wieder anfangen lyriſche Gedichte zu machen. Hol der Teufel das Raiſonniren! Ich weiß nicht wie es kommt, bei dem Wort „Raiſonniren" fällt mir jedesmal der Krückſtock des alten Fritzen ein, den er von Friedrich Wilhelm I. herab geerbt hatte. Es ſcheint mir beides ſo nah beieinander zu liegen, wie der Knüppel beim Hunde. So viel aber iſt wahr: bei Friedrich Wilhelm I. war der Krückſtock das Raiſonnement, bei Friedrich dem Großen aber das Raiſonnement der Krückſtock. Friedrich Wilhelm I. wurde ein großer Mann durch die Philoſophie des Krückſtocks, Friedrich II. durch den Krückſtock der Philoſophie. Ich will darüber nicht weiter reden, es ſind dies ein paar Einfälle, die meinem Briefe nur ſo nebenbei in die Arme gelaufen. Sie ſind ſo unſchuldig wie Roſinen und Mandeln, die man bei Tiſch zum Deſſert aufträgt. Ich habe eben nichts beſſeres auszukramen, man muß vorlieb nehmen damit. — Da fällt mir ein, daß ich ſchon recht lange von Berlin nicht geſprochen, d. h. von der Stadt im wahren Sinne des Worts. Sie wird täglich ſchöner; ich verliebe mich immer mehr und mehr in ſie. Man hat ihr mehrfach einen Tadel daraus gemacht, daß ſie ſich ſo weit nach außen hin ausdehnt und ſo wenig nach innen zuſammenzieht. Man hat ihr gewöhnlich Paris, London und andre große Städte entgegengehalten, dabei aber vergeſſen, daß eine große Stadt, die ſich eben erſt jetzt anfängt großartig auszubilden, das anders anfangen muß, als dies früher bei andern der Fall geweſen. Daß Berlin ſich ſo weit nach außen hin ausdehnt, iſt eben nur ein Zeichen, daß es groß wird, wie es die heutige Zeit durchaus nothwendig macht. Es hat ſich Alles erweitert, unſre Bedürfniſſe, unſre Anſichten, unſre Lebenserfahrungen, unſre Köpfe, unſre Herzen und unſre Rockſchöße auch. Die neue Zeit braucht Raum. Berlin liegt nichts als die neue Zeit in den Gliedern. Es kann ſich nicht ſo übereinanderſtülpen wie Paris, London und andre alte Städte, die groß geworden ſind, ehe die Eiſenbahnen, die Gaserleuchtungen, die Dampfmaſchinen und die breiten Pflaſterſteine erfunden waren. Berlin muß auf andre Weiſe groß werden das liegt in den Umſtänden, wie es in den Umſtänden liegt, daß man heut zu Tage eine große Reiſe anders macht, als man ſie vor hundert Jahren gemacht hat. Es hat Alles ſeine Mode. Man wird jetzt anders berühmt als Goethe berühmt geworden iſt; ſo wird eine Stadt jetzt auch anders groß, als es Paris, als es London geworden. — Die Theater bieten wenig Intereſſantes. Die Jazedé aus Hamburg hat ihre Gaſtrollen auf der königlichen Bühne beendet. Sie hat eine hübſche, weiche Stimme und ſchöne, angenehme Bewegungen, was bei ihr um ſo mehr verdienſtlich iſt, weil ihre Körperformen grade nicht die leichteſten und feinſten ſind. Sie erinnert in ihrer Erſcheinung an die van Haſſelt-Barth. Auf dem Königsſtädtiſchen Theater gaſtirt der Komiker v. Lehmann, ebenfalls aus Hamburg. Ich werde im nächſten Briefe Gelegenheit nehmen auf ihn zurückzukommen.

Feodor Wehl.

Pelz und Oconnel. Man vergleiche den Rechtsſchutz, welcher dieſen zwei ſo verſchiedenen Männern gewährt wird. Dieſer, der grandioſeſte Aufrührer wird durch Formen, welche über Alles empfindlich ſind gegen die geringſte Antaſtung perſönlicher Freiheit, von den Engländern ſelbſt geſchützt, obwohl ſie ihn haſſen bis auf's Blut. Dieſer iſt nur bekannt als ein Schriftſteller beſcheidenen Stils. Wir wiſſen alle nichts von ſeiner Gefährlichkeit,

wir wiſſen noch weniger etwas von ſeiner Strafbarkeit. Er wird zu Aller Ueberraſchung in's Gefängniß geworfen; bald heißt es, er ſei wieder frei, bald heißt es, er ſei in ſtrengerer Haft, er ſei in Kriminalunterſuchung. Es vergeht lange Zeit, man erfährt nichts über ihn, und das in einer Epoche, welche ſich überall der öffentlichen Gerichtsbarkeit bedürftig erklärt. Jetzt endlich erſcheint ein miniſterieller Brief an die Gattin des Unglücklichen. Was erfahren wir daraus? Es iſt nicht möglich dieſen Inhalt wiederzugeben, man muß dieſes Ja und Nein und Nein und Ja wörtlich nachleſen, und mit den Formen vergleichen, welche in England die perſönliche Freiheit ſchützen. Es heißt: er iſt nicht in polizeilicher Haft, ſondern es ſind hinreichende Verdachtsgründe zu kriminaliſtiſcher Haft vorhanden. — Hat er geſtohlen, betrogen, gemordet? Das Alles kann gemeint ſein und den Ruf des Mannes durch dieſe allgemeine Bezeichnung bedrohen. Darüber braucht nichts geſagt zu werden. Gut. Wie heißt es weiter? Es heißt, er könne wohl gegen Caution entlaſſen werden. Nun, fehlt es an den Mitteln zu dieſer Caution? Es ſcheint nicht. Aber man hält es nicht für rathſam, ihn gegen Caution zn entlaſſen. Man habe deshalb an den Juſtizminiſter und hierhin und dahin berichtet. Was iſt das nun? Gilt Caution und gilt dieſer oder jener geſetzliche Punkt nur wenn man will und ſonſt nicht? Oder iſt dieſer miniſterielle Brief eine unklare, ungenügende Darſtellung? Jedenfalls, ſchließt er, möge die Gattin darüber ſicher ſein, daß ihr Gatte nicht mehr in *polizeilicher* Haft ſei — dies iſt ein merkwürdiges Dokument, welches uns gleichzeitig mit dem Berichte über Oconnel zukommt, und welches wohl Juriſten veranlaſſen wird, Logik und Vergleichung zu handhaben.

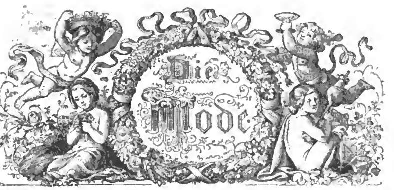
Die Jeſuiten. Die Todten reiten ſchnell, beſonders wenn ſie wieder aufgeweckt werden. Wer hätte es vor zwanzig Jahren für möglich erachtet, daß im Intereſſe der Jeſuiten im Texte der Allgemeinen Zeitung Reklamation erhoben werden könne, Reklamation in Betreff des Königsmordes! Jetzt geſchieht's, und es ſieht ſo harmlos aus, als ob ſich das von ſelbſt verſtünde. „Von der Donau" wird mit Entrüſtung gegen norddeutſche Stimmen geeifert, welche Ravaillac und Clement und Damiens immer mit dem Princip der Jeſuiten in Verbindung brächten. Seien nicht Staps und Tſchech Söhne proteſtantiſcher Prediger, heißt es, und was würdet Ihr ſagen, wenn wir deshalb dem proteſtantiſchen Predigerthume königsmörderiſche Prinzipien anfolgern wollten! Iſt dieſe Wendung nicht meiſterhaft jeſuitiſch? Jedermann weiß, was es für eine Bewandtniß hat mit den Grundſätzen eines Ordens, und wie die untereinander ſo himmelweit verſchiedenen Staps und Tſchech zu den Grundſätzen des proteſtantiſchen Predigerthums ſich verhalten — aber für Leute an der Donau iſt ſolch eine täuſchende Schlußfolgerung immer etwas werth, und beſonders wenn ſie in der Allgemeinen Zeitung ſteht! So ſehen ſie aus, die ſchmalen, unſcheinbaren Fußwege. Und es iſt wahrlich hohe Zeit, daß nun endlich auch von Preußen aus dem Guſtav-Adolph-Vereine der Weg zu einem mächtigen Ganzen erleichtert wird. Wir verlieren Tag für Tag an Boden, denn wir dociren und Jene erobern.

Der Wunderrock. Der Name Droſte-Viſchering ſteigert ſich. Erſt vertrat er nur die ſtarre Hierarchie, nun vertritt er auch die handgreiflichen Mirakel. Gräfin Droſte-Viſchering iſt kontrakt zum heiligen Rocke in Trier gekommen, und auf der Stelle geheilt worden. Das geht nun doch allmälig zu weit. Man läßt eine Weile auf ſich trommeln und den Aberglauben Poeſie nennen oder Religion, aber die toleranteſte Geduld hat doch ein Ende, wenn die poetiſchen Geberden mitten in einer nüchternen Zeit auf handgreifliche Wundermätzchen hinauslaufen. Die Vorſtellung von den Rheinlanden beſonders erleidet von Tag zu Tage ſtärkeren Wechſel durch Dergleichen — wenn dies des Pudels Kern wäre, dann blieben unſre hoffenden Blicke doch mit verdoppelter Zuverſicht auf dem geſunden Oſtpreußen haften, welches ſoeben in Königsberg einen ſo erquickenden Anblick gewährt.

Oberon. So eben erſcheint eine Prachtausgabe des Wieland'ſchen Oberon, welche der Aufmerkſamkeit des Publikums empfohlen zu werden verdient. Die ſtets Gutes bringende Weidmann'ſche Buchhandlung, welche ſich fortwährend frei erhält von dem jetzt leider ſo ausgedehnten „Verlagsſtrudel um jeden Preis", hat dies Hauptwerk Wieland's mit Stahlſtichen und Holzſchnitten und dem ſchönſten Druck und Papiere ausgeſtattet. Einem Zauber-Epos ſteht ſolcher Luxus allerdings ſehr gut zu Geſichte, und wie weit auch die andern Schriften Wieland's allmälig in den Hintergrund treten, der Oberon bleibt immer jung und wird Wieland's Namen immer populär erhalten.

Red.: **Heinrich Laube.** Verl.: **Leopold Voß.** Druck von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Hierbei: **Die Mode** № 38.



№ 38. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Ngr. 1844.

Moden.

Die kühlen Herbſtwinde und die früh einfallenden Abende machen in der Stadt wie auf dem Lande eine ſchützende Hülle über den noch leichten Damenkleidern unentbehrlich. Der vielgetragene Shawl-Novgorod iſt nur im Wagen brauchbar, der vornehme Cachemirſhawl iſt theils nicht für Jedermann erlangbar, theils paßt er nicht zu jedem Anzug und ſo ſind außer den perſiſch gemuſterten viereckigen Shawls die Paletots und Sommermäntel an der Reihe. Die Sommermäntel ſind meiſt von leichten, buntgedruckten Wollenſtoffen gemacht, als ſchottiſchem Cachemir, Thibet, ja ſelbſt Mouſſeline de laine. Sie ſind mit ſehr abſtechender Seide gefüttert und halbwattirt. Man giebt ihnen gern den Schnitt des wallachiſchen Mantels, wie man ihn im Winter trug, oder auch die gewöhnliche Aermelmantelform; dann ſind ſie hinten in der Taille gezogen, haben ſehr weite Aermel und einen großen eckig geſchnittenen Kragen. Auch die Echarpe maltaiſe wird jetzt zu gleichem Zweck von ſchillerndem Seidenzeug mit Futter verſehn angefertigt. Iſt dieſe Echarpe von weißem Cachemir gemacht und mit Poſamentir-Guipüre umrändert, ſo giebt ſie eine ſehr elegante Theaterhülle.

Der bekannte Schnitt des Damenpaletots hat keine bedeutende Veränderung erlitten, nur muß er vorn in Bruſtklappen und Kragen ganz das Anſehn eines Herrenrocks haben, ja ſelbſt hinten ſucht man ſo viel wie möglich die überlange Taille der Herrenröcke anzudeuten. Man macht ſie von Seide, von einfarbigen wollenen Zeugen und von buntem Sammt, füttert ſie reich und wattirt ſie ein wenig. Eine für größere Damen allerliedſte Neuigkeit ſind kleine Sammtwamſe mit Schößen, die bis über die Hüfte gehen. Man nennt ſie Justaucorps Louis XIII. Sie ſind mit einer eng anſchließenden hohen Taille und engen Aermeln gemacht und haben fünf glatt angeſetzte Schöße. In der Taille haben ſie keinen Gürtel, ſondern ſind mit zwei länglichen Knöpfen und Schnüren geſchloſſen, wenn ſie nicht offen ſtehen ſollen. Ein Modell dieſes Schnittes war von dunkelblauem Cachemir angefertigt und alle Schöße und die Handaufſchläge waren mit Sammtſtreifen umrändert.

Der Sammt, der Atlas, der Reps und alle reichen Stoffe werden dieſen Winter wieder in den Soiréeanzügen herrſchen, ſchon der Herbſt bringt ſchwere Moors, atlasgeſtreifte Pekins zu Kleidern und Ueberröcken. Das Grün, als ſmaragdgrün, ſaphirgrün und moosgrün wird ſehr modiſch dleiben, außerdem wird goldbraun und rothblau (prune de monsieur) ſehr geſucht. Die Spitzen und die Poſamentirarbeit müſſen das Vorrecht für allen Beſatz behalten, und zwar werden ſie mit Gold und Silberzuthat viel verwendet werden. Die Poſamentirarbeit verſteht man auch jetzt glacirt zu machen, was ſehr hübſch ausſieht. Neu ſind Beſätze von langen Perlfranſen, die drei Mal um

den Rock laufen und Aermel und Berthe zieren. Ein weißes Barègekleid und ein lila Moorkleid ſah man kürzlich ſo arrangirt. Eine andere reichere Poſamentirarbeit iſt das venetianiſche Reſeau; dies iſt ein Filet von Chenille, mit Gold- oder Silberfäden durchzogen. Man kann dies zu Aufſätzen benutzen, zur Verzierung von Echarpes, oder zum Schürzenbeſatz auf große Putzkleider. Die jetzt zu gewöhnliche Soutache-Stickerei hat eine Neuerung erhalten, indem man dieſe Muſter von ganz ſchmalen Sammtbändchen ausführt und zwar ſo, daß man die beiden Salleiſten des Bändchens beim Aufnähen zuſammennimmt und ſomit eine ganz feine Sammtrolle bildet. Ein Ueberrock von dunkelgrünem oder vollblauem Cachemir gemacht, wo die Bruſttheile und der Schürzenbeſatz mit etwas dunklerem Sammtbändchen in der Kleidfarbe nach obiger Weiſe geſtickt ſind, iſt ſehr hübſch.

Die Herbſtüberröcke und Kleider von leichterem Seidenſtoff ſind mit Schoßtaillen und einer oder zwei breiten Falbeln gemacht. Neu ſind die Tunikafalbeln, d. h. ſolche, die vorn in der Mitte des Rockes offen ſind und ſich da wie ein Tunikarock formen. Die Falbeln zackt und bogt man mit Seide aus, oder beſetzt ſie mit Zeugpuffen oder Bandgekraus.

Für den Kopfputz erſcheint der Turban wieder, mit türkiſchem oder griechiſchem Gewinde, mit römiſchen Kinnbändern und ägyptiſchen Binden. Die ſpaniſchen Hutränder und die perſiſchen Aufſätze ſind auch ſchon in neuen Models erſchienen. Die Blonden mit Blumen und Bandſchleifen gemiſcht geben ſehr graziöſe Phantaſieaufſätze. Die Gold- und Silberblumen wird man viel tragen.

Die Taſchen in den Kleidern ſind durchaus nicht ſchön oder modiſch aber bequem und ſo trage man ſie ſo unſcheinbar wie möglich fort, obgleich die Mode nur Anhängetaſchen geſtattet. Die Anhängetaſchen ſind von zweierlei Art. Erſtens kleine runde oder eckige Täſchchen von Filet, mit buntem Futter und Quaſten gemacht und dieſe hängen an einem längeren oder kürzeren Poſamentirgeſchnüre mit einem ſchönen Haken im Gürtel. Dieſe Taſchen ſind auch oft von Gold- oder Silbergeflecht und in arabiſchen Muſtern ausgeführt. Die andere Art Gürteltaſchen iſt lang und ſchmal wie ein langer Geldbeutel geſchnitten, hat wie dieſer zwei Taſchen und iſt in der Mitte durch den Gürtel des Kleides gezogen. In der einen Seite dieſes Beutels ſteckt das Taſchentuch, in der andern der Geldbeutel. Man verfertigt ſie von Seidenreſille mit Gold oder Silber geſtickt oder von Schmelz oder Perlenfilet. Die eleganten Arbeitsbeutel ſind von ſchwarzer Spitze mit buntem Futter und damit gleichfarbigen ſehr breiten Zugbändern arrangirt.

Die Modearbeiten des Salons ſind immer die Tapiſſerie in Wolle mit Gold und Silber bereichert. Ferner die verſchiedenartigen Filets zu Anhängtaſchen und Börſen. Die Nadelkiſſen von weißem Mouſſeline ſtickt man platt mit Gold und weiß, die von Sammt mit Soutachebördchen. Neu iſt auch die chineſiſche Stickerei, man ſpannt dafür das Zeug in den Rahmen, wählt am beſten ein Palmettenmuſter und zieht dem Muſter nach von offener Seide die Faden dicht nebeneinander, ſo lang wie die Form des Muſters iſt, ſodaß man es ganz bedeckt. Dann ſticht man mit kleineren Querſtichen, die Streifen, Gitter oder ſonſt eine Form bilden, die aufgezogenen Längefaden durchaus feſt, und dies giebt ein ganz eigenthümliches Anſehen, zumal wenn die Farben etwas bunt gewählt werden.

Für die Herren iſt die große Frage: wird man einen bequemen neuen Schnitt erfinden, der den veralteten Twine erſetzt, oder ſoll man bloß auf den langen Ueberziehrock angewieſen ſein? Zum Herbſt ſind Ueberzieher in neuer Form von engliſchem Satine mit koſtbarem Seidenfutter gemacht worden. Doch auch noch einige Twines, deren Taille immer anſchmiegender wird, von Oceanienne verfertigt, haben ſich eingeſchlichen.

Die Weſten, die ihren drei angenommenen Schnitten treu bleiben, d. h. ſie ſind entweder gerade und faſt ohne Kragen gemacht, oder ſie ſind wie ein Rock breit gekreuzt, oder ſie ſind im Shawlſchnitt — ändern jetzt wenigſtens den Stoff. Sie zeigen ſtatt der lichten Piqués ſchottiſchen Peluſchſammt und Sammtcachemir mit ſehr bunten Palmetten. Statt der ſchwer ſitzenden überlangen Weſten, die trotz der angebrachten Zwickel und Abnäher nicht recht vortheilhaft ſind, ſchlägt man wie ſchon vorm Jahre wieder Schoßweſten vor, doch wollen dieſe außer für die Jagd nicht recht faſſen.

Eine kleidſame und bequeme Neuigkeit iſt ein Mittelding zwiſchen Rock und Jacke, wie es die Mittelfigur des beiliegenden Modeblattes Nr. 77 zeigt. Man führt dies für den Sommer auf dem Lande von Nanking, im Herbſt unter den Ueberziehrock von engliſchem elaſtiſchem Zeuge und im Winter für das Haus von Sammt aus.

Der vielgetragene kurze Gehrock wird faſt noch kürzer und weiter im Rocke und behält die ſehr breiten und breit und tief zurückſchlagenden Bruſtklappen bei, dazu noch die knappen, etwas zu kurzen Aermel gerech-

net und man möchte wol auf eine unſchöne Form ſchlieſzen, wenn ſie die augenblickliche Mode nicht verträte.

Das Beinkleid iſt noch mittelweit und ſtraff geſpannt am häufigſten getragen.

Die Bruſttheile der Männerhemden wetteifern in Spitzeneinſatz, Spitzengekraus, Stickerei und fein abgeſteppten Fältchen mit den reichſten Chemiſetten der Frauen.

J.

Satan in Paris.

Es ſcheint, daß die Hölle auch ihre Langeweile für die Agenten der infernaliſchen Mächte hat, ſei es, weil die Arbeit daſelbſt nicht zu den angenehmſten gehört, oder weil unſer Zeitalter dem Satan und ſeinen Miniſtern doch nicht ſo viel zu thun giebt, als die Peſſimiſten behaupten: man muß dies wenigſtens vermuthen, um ſich die neuliche Anweſenheit eines Abgeſandten der Hölle in Paris zu erklären, denn es gehört wirklich viel Langeweile dazu, um ſich zu entſchlieſzen, mitten in einem regneriſchen Sommer nach Paris zu kommen und dort Amuſement zu ſuchen.

Ich bin von Natur ſehr neugierig und ich geſtehe, daß, als ich die Ankunft dieſes Herrn erfuhr, ich erſtaunliche Luſt bekam, ihn zu ſehen und zu ſprechen. Ich ſchrieb alſo an ihn und bat um eine kleine Audienz. Der Diplomat der Hölle beeilte ſich mir zu antworten, und überließ es ganz meiner Beſtimmung, wenn ich ihn zu ſprechen wünſchte, indem ich ihn blos zu rufen brauche, um ihn ſich augenblicklich bei mir einſtellen zu ſehen. Man kann ſich leicht denken, daß ich von dieſer Erlaubniß ſofort Gebrauch machte.

Seine Stellung und ſeine Macht gaben ihm das Recht, durch das Kamin oder durch das Fenſter anzukommen; indeß ſchlug er keinen dieſer excentriſchen Wege ein, unſtreitig aus Beſorgniß, mich zu ſehr zu erſchrecken; er klopfte alſo ganz einfach an die Thür mit einer Artigkeit, wie ſie der höflichſte Gerichtsdiener (wenn es überhaupt höfliche unter dieſen giebt) oder der ſchüchternſte Gläubiger kaum beſitzt.

Wiewol er weder Hörner, noch Krallen, noch ſonſtige Abzeichen ſeines Berufes hatte, erkannte ich ihn doch ſofort wieder und erinnerte mich, ihn öfters auf dem Boulevard des Italiens, in der Oper, auf den öffentlichen Bällen, kurz an allen den Orten geſehen zu haben, welche von der guten und von der ſchlechten Geſellſchaft beſucht werden. Ich konnte nicht umhin, ihm meine Verwunderung darüber ein wenig merken zu laſſen.

„Sie ſind erſtaunt" (— er war ſo artig, mich nicht zu duzen, was mir ſehr ſchmeichelhaft war —) „Sie ſind erſtaunt, ſagte er, mich einfach ſchwarz gekleidet zu ſehen, wie einen Deputirten oder einen Gewürzhändler en gros. Ich muß Ihnen ſagen, daß ich nicht um Ihretwillen die Uniform der Hölle mit dieſer bürgerlichen Kleidung vertauſcht habe, wie ſie bei Ihnen ohne Unterſchied die Staatswürdenträger und die Börſenmänner, die groſzen Dichter wie die Leichenträger, die Profeſſoren der Philoſophie und die Schauſpieler tragen: das einzige Mittel, ſich ein vornehmes Anſehen in Ihrem Lande zu geben, iſt, daß man wie Jedermann gekleidet geht, und ich halte auf ein vornehmes Anſehn.

„Nein", erwiederte ich ihm, „Ihre Kleidung überraſcht mich nicht; was mich verwundert, iſt vielmehr, daß ich in Ihnen einen Herrn wiedererkenne, den ich überall ſehe."

„Der bin ich, war ſeine Antwort; meine Stellung ſowol als mein Vergnügen giebt mir dazu Veranlaſſung. Wiewol ich am liebſten in der Geſtalt erſcheine, in der Sie mich jetzt erblicken, ſo nehme ich doch bisweilen auch eine noch angenehmere, bisweilen auch eine grämlichere an, je nach den Rollen, die ich ſpielen will. So zum Beiſpiel: der junge Mann, den Sie geſtern bei der kleinen Baronin trafen, der Sie den Hof machen, dieſer liebenswürdige Cavalier, den man Herrn Moritz nannte, war ich. Man

hat Ihnen, nachdem ich mich empfohlen, verſichert, daß ich ſehr langweilig, ſehr unerträglich wäre, und daß Sie ganz zur rechten Zeit gekommen wären. Wenn Sie aber wüßten, was ſie mir in dem Augenblick, wo Sie die Klingel zogen, ſagte:

„„Mein Freund! ich opfere Ihnen alles, was ich dem beſten aller Gatten ſchuldig bin; wenn Sie mich je täuſchen, Moritz! oh, das wäre ſehr bös!““

Ich machte eine Bewegung.

„Aber Sie müſſen ſich durch ſo etwas nicht gleich ſtören laſſen,“ fuhr Satan fort, und nahm mich bei der Hand, indem er mich hinderte, aufzuſtehen; „Sie müſſen nicht gegen mich eingenommen ſein, während ich in dieſer Welt herumreiſe, um gute Werke zu ſtiften.“

— „Wie, gute Werke?“

„Ja gewiß, ich habe mir vorgenommen, drei Perſonen, für die ich mich intereſſire, von der ewigen Verdamniß zu retten: erſtens Sie, — Ihre Liebe und die Widerwärtigkeiten, die Ihnen noch bevorſtanden, würden ſie unfehlbar der Hölle in die Arme geliefert haben; ſodann dieſe liebenswürdige kleine Baronin, und endlich dieſen trefflichen Baron, den ſeine Geiſtesarmuth ſo des Himmels würdig macht. Was mich anlangt, ſo glauben Sie wol, daß ich keineswegs die Abſicht habe, meine Macht zu mißbrauchen, und daß die arme Frau ſicher iſt, das Paradies zu gewinnen, wenn ſie nie von andern als von mir getäuſcht worden iſt.“

Ich gab ihm meine Ungläubigkeit daran durch ein Zeichen zu erkennen.

„Warum ſollte ich täuſchen wollen? Wahrhaftig, es würde mir das ſehr leicht ſein, und es wäre doch kein Verdienſt dabei. Meine Reiſe in dieſer Welt hat einen ganz andern Zweck. Ihr andern Dichter, die Ihr die Liebe für die ſouveraine Beherrſcherin des Alls haltet, und die Ihr die Erde an deren Blumenketten gefeſſelt meint, Ihr bildet Euch auch ein, daß die Liebe die große Angelegenheit der andern Welten ſei. Ihr müßt aber wiſſen, daß im Gegentheil wir in unſerm Schattenreiche Euch oft mit Mitleid betrachten. Die Liebe iſt ganz ohne Zweifel Euer allergrößter Feind, und ſie iſt es, die zu allen Zeiten uns die größte Zahl von Sterblichen zugeführt hat. Zum Glück für Euch, fängt ihre Macht bereits zu ſinken an, und bald wird nur noch bei den Bauern davon die Rede ſein; in Kurzem werden Ehrgeiz, Golddurſt und materielle Genüſſe die ganze Welt beherrſchen, und Satan weiß, daß unter der Herrſchaft ſolcher Leidenſchaften die Hölle ihre unterirdiſchen Räume ſchließen kann, denn ſie wird bald auf der Erde ihren Wohnſitz aufſchlagen.

— „Sonach ſcheint aber doch die Liebe Ihre beſondere Anerkennnng als Ihr thätigſter Lieferant zu verdienen.“

„Sie irren ſich. Unſer Mignon unter den Sünden iſt die Trägheit. Wir ſehen es viel lieber, wenn die Menſchen ſich ſelbſt Höllenqualen ſchaffen, gegen einander wüthen und uns verdorrte und verwelkte Seelen zubringen, als daß wir genöthigt ſind, auf neue und ſchreckliche Strafen für die armen Herzen der Verliebten zu ſinnen, welche unſre ärgſten Peinigungen kaum das wenige wahre Glück, das ſie in der Welt gehabt haben, vergeſſen laſſen können. An dieſem großen Werke, an der Vernichtung der Liebe, arbeitet die Hölle fortwährend, nnd um dieſelbe zu beſchleunigen, hat unſer Meiſter die Civiliſation und das induſtrielle Genie erfunden.“

Ich ſah meinen Gaſt mit Befremden an.

„Sie dürfen ſich nicht wundern,“ erwiederte er, „die Wege der Hölle ſind groß und geheimnißvoll. Wie Sie mich hier ſehen, bekleide ich in unſerm Staate den ſehr wichtigen Poſten eines Induſtrieminiſters, und deswegen bin ich nach Paris geſendet worden, während meine Collegen die anderen Hauptſtädte bereiſen. Wir verdanken Sie die Schöpfung dieſer Induſtriellen mit dem unerſchöpflichen Raffinement, dieſer berühmten Philanthropen, die Sie in Ihren Journalen mit Lob überſchütten, dieſer geſchickten Chemiker und Gifterfinder, dieſer erhabenen Gelehrten, die Ihrem Lande Fortſchritte verkaufen, um Alles viel ſchlechter zu machen, als es vorher war, dieſer großen Genies, die unaufhörlich an der Vervollkommnung der Mittel, vom Leben zum Tode zu gelangen, arbeiten, dieſer Künſtler und Schriftſteller, die mit bemalter Leinwand und geſchmackloſen Büchern handeln. Sie ſollten ſich ſehr

Digitized by Google

verwundern, unſchuldiger junger Mann, wenn ich Ihnen ſagen wollte, wie vielen von dieſen letzteren ich die Feder geführt habe: denn die Langeweile iſt eines unſerer wirkſamſten Mittel zur Verderbniß. Ich bin es, von dem die Idee der Gewerbeausſtellungen ausgegangen iſt, dieſe Schule der Lüge und Täuſchungen, wo die Häßlichkeit die Mittel findet, ſich in Schönheit zu verwandeln.

Beiläufig beſchäftige ich mich auch mit Kleinigkeiten, die nicht zu meinem Reſſort gehören, aber zu denen ich doch indirect Bezug habe. Ich conſpirire bisweilen mit der Zeit, unſrer alten Lieferantin, um die ſeltſamſten Umwandlungen hervorzubringen. Mit Hülfe der Telegraphen ruinire ich die Börſenſpeculanten. So habe ich es kürzlich mit den Nachrichten aus Marokko gemacht, die durch einen Nebel unterbrochen wurden, den ich aus meinen unterirdiſchen Beſitzungen aufſteigen ließ. Vor einigen zwanzig Jahren diente der Telegraph auch meinem Collegen, dem Miniſter des Ehrgeizes, um eine ganze Stadt in Frankreich in Bewegung zu ſetzen. Der Marſchall Lauriſton war in Breſt, um den Hafen zu viſitiren, als auf einmal am Horizont eine telegraphiſche Depeche erſcheint, die folgendermaßen lautet: **Mr. le maréchal Lauriston est nommé ministre de la ma ....** (wegen Nebel war das Uebrige nicht zu erkennen). Die Behörden der Stadt zweifeln keinen Augenblick, daß das unvollſtändige Wort Marine bedeutet, und beeilen ſich, ihren neuen Miniſter zu begrüßen und ihn mit Anliegen aller Art zu überhäufen. Der Marſchall, angenehm überraſcht, gab eine Menge Verſprechungen, die er jedoch gar nicht zu halten brauchte, denn den andern Morgen endigte der Satz: **ministre de la maison du roi.**

Ich bin es übrigens auch, der den infernaliſchen Tanz, die Polka, auf dieſe Erde gebracht hat, und Sie ſollten nicht glauben, wie viel Ehemänner dadurch gerettet, und wieviel Liebhaber verdammt worden ſind. Ich hoffe, daß einſt eine erleuchtete Akademie mir deshalb den Preis Montyon zuerkennen wird."

— „Wie ich ſehe, beſchäftigen Sie ſich weſentlich damit, unſer Land zu moraliſiren; ich hätte ſo viel Tugend bei Ihnen nicht erwartet."

„Alles, was ich thue, hat den Zweck, an die Stelle des Einfluſſes der Liebe den des Geldes und des Ehrgeizes zu ſetzen. Ich glaube, daß dies nicht viel Mühe machen wird. Für einen andern Theil meiner Sendung bedarf ich jedoch ſehr der Unterſtützung und ich ſuche mir dazu die geiſtreichſten Mitarbeiter; er beſteht darin, daß ich meinem Meiſter die Studien der Feder und des Grabſtichels über die philoſophiſche und moraliſche Lage von Paris zuzuwenden ſuche. Gavarni, Français, Bertall, ſowie Nodier, Balzac, Sand, E. Sue, Gozlan haben mir ihre Dienſte zugeſagt; auch Sie würden mich verbinden, wenn Sie derartige Arbeiten mir übereignen wollten; was ich vor Allem verlange, iſt Wahrheit. Halten Sie das feſt; Sie wiſſen, daß man mich nicht täuſcht."

Ich wollte ihm für ſein Zutrauen danken. Aber er war verſchwunden, ich weiß nicht auf welchem Wege, und hatte nur folgende Karte zurückgelaſſen:

„Flammèche, Abgeſandter des Satan, bei Hrn. Hetzel, Straße Richelieu 76 in Paris."

Feuilleton.

* Von Angelika Catalani entwirft A. Lewald in ſeinem „ein Menſchenleben" folgendes Portrait:

In frühеſter Jugend hörte ich einmal die ſechszigjährige Glorie aus der Zeit des ſiebenjährigen Krieges, die große Mara, in einem Concert ſingen. Sie reiſte nach Moskau und wollte noch einmal die Einwohner meiner Vaterſtadt für einen Dukaten Entrée beglücken. Dieſe Ruinen machten mich ſtau-

Digitized by Google

nen und ich trug die Erinnerung davon Jahre lang mit mir herum, bis ſie dann ſpäter durch eine glänzendere Erſcheinung bedeutend verwiſcht wurde.

Im J. 1815 ſaß ich mit vielen preußiſchen, ruſſiſchen, öſterreichiſchen und engliſchen Offizieren und Angeſtellten aller Art vor dem Vorhange der Salle Favart in Paris. Madame Angelika Catalani war aus London herübergekommen, um die Direction dieſes Theaterz zu übernehmen. Mit ihr war ein junger hübſcher Tenoriſt, Monſieur Comte, und ein kräftiger Baſſiſt, Monſieur Levaſſeur, gekommen, der noch jetzt die Pariſer entzückt, und erſt neuerlich noch den Marcel in den Hugenotten geſchaffen hat.

Die Catalani hatte zuerſt in Rom in Männerrollen großes Aufſehen gemacht. Ich beſitze ein italieniſches Theaterjournal, worin ihrer zuerſt als eines jugendlichen, vielverſprechenden Talents erwähnt wird. Sie wird wie ein höchſt liebenswürdiger Jüngling dort geſchildert.

Im J. 1825 ſah ich ſie als ſchöne Frau. Ihre Erſcheinung war großartig, ſowie ihre Manier zu ſingen. Sie hatte eine Manier für ſich, à elle, wie die Franzoſen ſich ausdrücken. Sie ſang, wie ich nie zuvor ſingen gehört habe und wie ich nie wieder ſeitdem ſingen hörte. Manches davon war ſeltſam und nicht der Nachahmung zu empfehlen. Sie ſchleuderte, ſo zu ſagen, die Triller und Coloraturen von ſich, indem ſie den Unterkieſer mit undenkbarer Kraſt und Schnelligkeit hin und her warf. Das würde nicht anzuſeben und zu ertragen geweſen ſein, wenn ihr Mund minder ſchön geweſen wäre. Der aber war auch damals undenkbar ſchön zu nennen.

Ihre Stimme war gewaltig. Der Ausdruck iſt hier natürlich. Sie übertönte — nicht überſchrie — das ganze Orcheſter. So trug ſie „God save the king" vor und eine Hymne „E viva Luigi" auf Ludwig XVIII.

Aber auch das Tändeln ſtand ihr herrlich an. Wie ſang ſie la placida campagna, la biondina in gondoletta! Die Idee, Violinvariationen von Rhode zu ſingen, kam ihr auch zuerſt in den Sinn, und nie hörte ich dieſe Caprice wieder ſo ausführen, die von unſern gewöhnlichen Geſangsautomaten ganz unerträglich nachgepfiffen wird. Damals hörte ich auch das ſanfte Dictirduett aus „Figaro" und die ſchmelzende Arie des Sextus von dieſer Sängerin. Und wie ein trauerndes Gemüth, wenn es die Veilchen wieder blühen ſieht, wol an die blauen Augen ſeiner verſtorbenen Geliebten wieder denkt, ſo mußte auch ich, wenn ich ſpäter ſo oft von den deutſchen Provinzſängerinnen Mozart vortragen hörte, mit großer Wehmuth an die jugendliche Erſcheinung der großen Catalani zurückdenken.

Im J. 1820 hörte ich die Sängerin wieder. Sie erntete großen Beifall in Wien. Man verehrte ſie noch immer als Regina del Canto.

Sechs Jahre darauf gab ſie ein Concert in Bamberg. Hier war ihr Ruf ſchon ſo im Abnehmen, daß man ſich nicht mehr hinzudrängte, ſie zu hören, und daß ſie ohne die Unterſtützung des kunſtſinnigen Herzogs Wilhelm von Baiern, nach dem gewöhnlichen Ausdruck ſchlechte Geſchäfte gemacht haben würde.

Als ich ihr zum letzten Mal in Hamburg begegnete, ward es ihr ſogar nicht mehr möglich, ein Concert zu Stande zu bringen, ſo wenig Theilnahme zeigte ſich dafür.

Sie ſelbſt ſagte mir, daß der Verluſt eines großen Theils ihres Vermögens bei dem Bankerott eines londoner Bankhauſes ſie allein dazu vermögen könne, ihre Reiſen noch für einige Zeit fortzuſetzen, um ihren Kindern einen Theil des Verlorenen wieder zu erringen.

Und die Catalani war kaum vierzig Jahre alt, als ſie mir dies ſagte. Betrachtet man nun, wie ſchnell das Glück einer Sängerin entſchwinden kann, ſo möge man Demoiſelle Sonntag nicht ſchelten, daß ſie ſo bald darnach ſtrebte, eine diplomatiſche Carrière zu ergreifen.

Jetzt lebt die Catalani als Madame Valadregue auf ihrer Villa bei Florenz, in einem Kreiſe heißer Verehrer und kunſtſinniger Menſchen. Sonntags ſingt ſie in ihrer Dorfkirche und Abends hört man in ihren Salons echte Muſik machen. Der franzöſiſche Dichter Mery entwirſt uns eine begeiſterte Schilderung von dieſem zauberiſchen Aufenthalte.

* Ein franzöſiſches Blatt charakteriſirt die verſchiedene Art des Putzes bei den europäiſchen Völkern folgendermaßen:

Das engliſche Volk hat etwas Imponirendes, Großartiges, ja Prunkſüchtiges: aber im Allgemeinen entbehrt es ſehr des Geſchmacks: denn der Geſchmack iſt nichts anderes, als eine gewiſſe geiſtige Nüchternheit, die dieſem Volke mangelt. Alle dieſe vorherrſchenden Neigungen zeigen ſich in der Kleidung der Engländer. Die engliſchen Damen kleiden ſich in ein ſchönes Gewand, aber das genügt ihnen noch lange nicht; über dem Kleide tragen ſie Spitzen, dieſe Spitzen ſind wieder mit einer andern hübſchen Kleinigkeit verziert, dann kommt noch irgend etwas zum Putz hinzu, und das Ganze krönen endlich die Juwelen. So werden ſie Aushängeta-

Digitized by Google

ſeln ähnlich, und während jeder Theil ihrer Toilette vielleicht reizend iſt, macht das Ganze den Eindruck des Schwerfälligen.

Das nüchterne franzöſiſche Volk, mit einer Phantaſie degabt, der die Logik ſtets das Gleichgewicht hält (?), poſitiv, voll mathematiſchen Sinnes, lebhaft, mehr arm als reich an Ideen und Worten, zeichnet ſich durch einen Putz aus, deſſen Hauptverdienſt in reinen Linien, in Correctheit und Züchtigkeit (?) beſteht. Der Putz einer Franzöſin iſt mehr eine Zeichnung, als ein Gemälde, es fehlt das Colorit.

Der ſpaniſche Putz hat dagegen mit den Farben einen vollkommenen Vertrag abgeſchloſſen. Er ſcheint die warme und bunte Natur des Volkes abzuſpiegeln, wie er auch die Religioſität deſſelben dadurch ausdrückt, daß er das Schwarz, das Sinnbild moraliſcher Strenge, angenommen hat.

Der deutſche Putz trägt den Charakter einer Bonhommie, die von Reichthum und Verirrungen zuſammengeſetzt iſt. Er macht unerhörte Anſtrengungen, um dann naiv zu erſcheinen — wie das deutſche Volk.

In Italien iſt der einheimiſche Putz nur Flittergold. So in Neapel, in Syrakus.

Im Morgenlande giedt ſich der Putz in Gold, Seide, Edelſteinen und koſtbaren Tüchern kund.

Es iſt klar, daß bei dieſer Claſſification nur die Eigenthümlichkeit jedes Volks in ſeinem Lande berückſichtigt worden iſt. Naturell und Geſchmack ändern ſich bei dem Einzelnen leicht durch Studien und fremde Einflüſſe. In jedem Centrum der Civiliſation kann man alſo dergleichen auch in Beziehung auf den Platz wahrnehmen und ein Engländer, ein Deutſcher können leicht etwas von einem Volke annehmen, dem ſie ſonſt nicht angehören.

* Thalberg hat Unglück in London. Einige Tage nach ſeiner Ankunft ſuchte er eine Privatwohnnng. Man wies ihn zu einem Schneider, welcher dergleichen Wohnungen vermiethet. Thalberg nahm in Begleitung ſeiner ſchönen Frau die Zimmer in Augenſchein und beſtimmt ſich für zwei der bequemſten und eleganteſten. Man wird über den Preis einig und Thalberg wünſcht noch am nämlichen Abend einzuziehen. Er giebt eine Karte ab und entfernt ſich.

— Thalberg, Thalberg, lieſt der Schneider, der Name kömmt mir bekannt vor. Er ſieht die Fremdenliſte nach, worin Thalberg als Pianofortespieler aufgeführt iſt.

„Himmel!" ruft er aus, „was habe ich gethan; ein Muſikus! für ſolche Leute giebt es kein Zimmer in meinem Haus."

Abends gegen 10 Uhr kömmt Thalberg und findet die Hausthür verſchloſſen. Er klopft, Niemand öffnet; er verſtärkt ſeinen Anſchlag — und endlich geht oben ein Fenſter auf und der mit einer Nachtmütze bedeckte Kopf des Schneiders wird ſichtbar.

„Sind Sie es, Herr Thalberg?"

— „Ja wol, öffnen Sie! ich will in meine Wohnung."

„O! das thut mir leid, Sie müſſen ſich ein anderes Logis ſuchen, Sie ſind Muſiker und an ſolche Leute vermiethe ich nicht, ans Grundſatz."

— „Aber ich bin ja kein gewöhnlicher Muſiker, wie Sie ſich einbilden, ich bin Thalberg!"

„Ich weiß es wol; Sie ſpielen Clavier, Ihre Frau iſt die Tochter eines großen Sängers, eines Buffo; dennoch muß ich Ihnen wiederholen, daß ich kein Zimmer für Sie habe."

Damit ſchloß der muſikmüde Schneider das Fenſter und Thalberg mußte in ſein Hotel zurückkehren. (Sign. f. d. muſ. W.)

* In Paris iſt ein wichtiger Fortſchritt zur menſchlichen Selbſterkenntniß gethan worden. Man hat Spiegel erfunden, in welchen man ſich auch von hinten und von den Seiten vollſtändig ſehen kann. Der Erfinder nennt dieſe Art Spiegel miroir indispensable.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

No. 77. Pariſer Moden. Herrenmoden: Ein Herbſtpaletot. Ein Phantaſierock für das Haus auf dem Lande, auch in Sammt ausführbar, und ein Jagdanzug.

No. 78. Pariſermoden. Damenmoden: Ein Putzanzug fürs Haus von einem gemuſterten Baregekleid mit Sammtlitzen beſetzt. Spitzenbarbe mit einem Akazienzweig verzlert. Promenadenanzug, ein breit geſtrelftes Popelinekleid und ein Spitzenmantelet.

Anzeiger. № 37.

In allen Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Hiſtoriſches Taſchenbuch.

Herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.

Neue Folge. Sechſter Jahrgang.

Gr. 12. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die erſte Folge des Hiſtoriſchen Taſchenbuchs (zehn Jahrgänge, 1830—39) koſtet im **herabgeſetzten Preiſe 10 Thlr.**, der erſte bis fünſte Jahrgang zuſammengenommen 5 Thlr., der ſechste dis zehnte Jahrgang 5 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Die Jahrgänge der Neuen Folge koſten 2 Thlr. bis 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im September 1844. **F. A. Brockhaus.**

Bei **Johann Ulrich Landherr** in Heilbronn iſt ſoeben erſchienen und in allen ſoliden Buchhandlungen Deutſchlands, der öſtreichiſchen Monarchie, der Schweiz und des übrigen Auslandes vorräthig zu haben:

Neueste Entdeckung

wie neben dem Gebrauche einiger weniger Medicamente und einem angemeſſenen Verhalten

durch das bloße ſüße Brunnenwaſſer die Folgen der Selbſtbefleckung, die unwillkürlichen nächtlichen Samenergießungen und der weiße Fluß auf das gründlichſte und zuverläſſigſte geheilt, und die geſchwächten Kräfte der Mannheit zu dem höchſten Grade der Vollkommenheit gebracht werden können.

Durch Erfahrungen und untrügliche Proben verbürgt.

Zur Belehrung für Eltern u. Lehrer.

Eilfte verbeſſerte Original-Auflage.

8. Eleg. geh. Preis Fl. 2 15. oder 1 Thlr. 7½ Ngr. (6 gGr.)

☞ Der verdienſtvolle Herr Verfaſſer ſagt in der Vorrede zu der vorliegenden Auflage dieſer trefflichen Schrift, welcher viele Tauſende Leben und Geſundheit verdanken, und wovon in früheren Original-Auflagen allein gegen 20,000 Exemplare verbreitet ſind, — mehrerer Nachdrücke und Nachahmungen nicht zu gedenken, — und die ſo bekannt iſt, daß von Seite der Verlagshandlung jede weitere Anpreiſung überflüſſig wäre: Er hoffe, daß Eltern und Lehrer auch von dieſer neuen Auflage den Nutzen ziehen möchten, welchen dieſe Warnungsſchrift ſchon allenthalben ſtiftete, und daß dadurch mancher Jüngling dem leider mehr als zuviel dekannten Laſter entzogen werde.

Der ſchönſte Lohn ſeien ihm die zahlreichen Kuren, welche ſeit der erſten Verbreitung dieſer Schrift bewerkſtelligt wurden, und er übergebe abermals das Werk dem Drucke, in der Ueberzeugung, daß die Heilmittel, denen er ſein jetzt ſo glückliches Daſein zu danken habe, die einzig wahren ſeien, den innern Krankheitsſtoff, der bis jetzt ſo oft unheilbar geblieben, zu heilen.

Bei **C. H. Reclam** sen. in Leipzig iſt erſchienen:

Toiletten-Spiegel für ſchwangere und junge Mütter. Eine Anweiſung, wie ſich Frauen während der Schwangerſchaft, Niederkunft und während des Stillens zu verhalten haben, ſowie eine Anleitung über die Behandlung neugeborner und junger Kinder und über die vorzüglichſten Krankheiten. Von **Ed. Baumann**, pract. Wundarzt und Geburtshelfer. 1842. 15 Bogen in 8. geh. Preis 1 Thlr.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nebſt einer Bücheranzeige von **B. Fr. Voigt** in Weimar.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

25. September **№ 39.** 1844.

Ueberſicht: Der weiße Schleier, von Moritz Hartmann. — Zwei Dichter, eine Erzählung. — Orientaliſche Briefe. — Erinnerungen aus dem Oſten. — Nachrichten.

Der weiße Schleier.

Im Kerker liegt, in eiſernen Banden
Beim Henkermahle der Ungargraf;
Er wollte helfen den eigenen Landen,
Er fühlte ſich unter Sklaven ein Sklav',
Darum ſo früh ſein Loos ihn traf.

Der Ungargraf, kaum zwanzig Jahr',
So nahe — nicht der Todtenbahr',
Das wäre Troſt — ſo nah dem Galgen
Wo um ſein Hirn die Raben ſich balgen,
Und ſchläft auf ſeinem Lager von Stroh
So kummerlos, ſo kinderfroh? —

Er hat geweint an der Mutter Hals:
O Mutter ſieh dein einziges Kind,
Wie bald ſein glühendes Leben verrinnt,
Wie bald ſein Name ruhmvollen Schalls,
Verhallet in ſchmählicher Todesnacht!
Ich bin geſtanden in mancher Schlacht,
Ich habe gejubelt in Kampfgewittern,
Und morgen, o Mutter, werde ich zittern.

Die Mutter ſprach: Nicht zittre, o Sohn!
Ich werde knien am Kaiſerthron,
Da oben ſitzt ein kalter Despot,
Doch mag ihn erſchüttern der Mutter Noth.
Und wenn ſie dich führen die Schmerzensbahn
Dann harr' ich dein auf hohem Altan.
Und laß ich den ſchwarzen Schleier weh'n,
Dann mußt du, o Kind, zum Tode geh'n,
Dann ſchreit' ihm entgegen mit feſtem Muth
Du biſt, mein Sohn, ein Ungarblut.

Doch ſiehſt du umhüllt mein Angeſicht
Von weißem Schleier, dann iſt dir gegeben
Vom Kaiſer gnädig dein junges Leben,
Und faßt dich der Henker, ſo zittre nicht.

Und darum liegt der rebelliſche Graf
Am letzten Tage im ruhigen Schlaf,
Der zeigt ihm im Traume der Mutter Bild
Am Altan, vom weißen Schleier umhüllt.

Die Glocke tönt — durch die Straßen zieht
Der Henkerszug mit langſamem Schritte,
Den Rebellen in der ſchaurigen Mitte.
Aus Fenſtern und Erkern die Menge ſieht,
Und fallende Thränen und Blumen trafen
Als Mädchengrüße den jungen Grafen.

Er aber bemerkt's nicht und ſtarrt nur hinan
Wo die Mutter ſteht auf hohem Altan,
Vom weißen Schleier umhüllt das Geſicht.

Und freudigen Muthes folgt er dem Zug
Mit feſtem Schritte und zitterte nicht,
Und wie ihn die Henkerſchaar erhob
Er zitterte nicht, er lächelte drob.

Und der weiße Schleier? — O Schmerzens-
betrug,
Wie ihn nur eine Mutter erſinnt:
Im Tode nicht zittern zu ſeh'n ihr Kind.

Moritz Hartmann.

Zwei Dichter.

I.

Ein romantiſches Thal umſchließt den ſtolzen Feldberg in der ſogenannten „Naſſauiſchen Schweiz", deſſen Schnee und Eis oft noch lange den Strahlen der Sonne trotzt, während ſchon ein Liebespaar an ſeinem Fuße Veilchen pflückt. Wie ein gebannter, träumender Rieſe liegt er da, aber wenn die Sonne ſein beeiſtes Haupt mit Frühlicht kränzt, dann könnte man glauben er ſende ſeinen Brüdern des Taunus und Weſterwaldes einen blinkenden Frühgruß zu, und ſteht man nur an einem friſchen Sommermorgen auf ſeinem höchſten Punkte, ſieht wie die Sonne mächtig emporflammt, gegen Norden das wilde großartige Chaos von Bergen und Wäldern mit magiſchem Lichte erhellt und nach allen andern Seiten die friſchen, ſaftigen Ebenen anlächelt, ſieht hier und dort den Rhein wie eine goldne Rieſenſchlange dahinſchnellen, ſieht die dämmernden Städte ihre Nebelſchleier von ſich abſtreifen, und reiht ſich dem ſtets ſchärferen Auge dann immer dichter Bild an Bild, — kann man das Alles anſchauen mit ungetrübtem Blicke und das Erſchaute einſenken in ein warmes Herz, in eine große, liebeathmende Seele: o, dann möchte man auf dieſem Berge niederſinken und laut jauchzen in die herrliche Morgenwelt! —

Solche Gefühle mochten auch wohl die beiden jungen Männer empfinden, die an einem Frühmorgen des Sommers 1832 auf dem Feldberg ſtanden, Arm in Arm traumhaft in das Schauſpiel blickten, was ſich herrlich vor ihnen entfaltete und ſich oft zu gleicher Zeit, wie unbewußt und faſt krampfhaft die Hand drückten. Es waren zwei auffallend verſchiedene Geſtalten: der Eine, den wir Edmund nennen, war hoch, ſtarkgeſetzt; ſeine Glieder, im vollendeten Ebenmaß, ſprachen ebenſowohl von bedeutender Kraft als von ungemeiner Gelenkigkeit und Feinheit Auf ſeinen Geſichtszügen zeigte ſich Kraft und Zartheit der Empfindung, Stärke und Kraftmuth des Charakters; ſie waren ſcharf gezogen und doch mit glänzender Ruhe bedeckt. Die Unterlippe lag feſt an blendend weiße, gleichförmige Zähne und darüber zog ſich eine feingeſchnittene üppige Oberlippe. Eine kühngebogene Naſe erhob ſich unter großen, tiefblauen Augen, darüber ſich ſtarke Brauen in ſchönen Bogen ſchwangen und eine hohe, ſanfte, doch feſte Stirn, umſchattet von einer Fülle dunkelblonder Haare, erglänzte. Oft dämmerte ein geheimnißvoll-trauriger Zug über das edle Antlitz und das Auge ſchaute dann ſchwermuthsvoll, faſt geiſterartig darüber; aber bald erglänzte wieder die gewöhnliche ſchwärmeriſche Ruhe und heitere lächelnde Kraft. Der Mann mochte ſchon viel Trauriges erlebt haben, aber doch zuviel innere Kraft beſitzen, um damit nicht abſchließen zu können; 26 bis 28 Jahre konnte er tragen.

Der Andere der jungen Männer, Auguſt, auf deſſen Schulter Edmund

ſeinen Kopf lehnte, ihn umſchlingend und ſeine Rechte drückend, wär eine kurze, aber furchtbar breite, muskulöſe Geſtalt. Auf dem kurzen Halſe ſaß ein ſtarker, eckiger Kopf, mit kohlſchwarzen, dicken, krauſen Locken; die Stirn hatte eine ſeltene Höhe, war ſtark, gedrungen, wie aus Stahl gehämmert, und jeder Zug des breiten Geſichtes ſcharf geprägt. Die ſtark hervortretenden Lippen des großen, doch edel geformten Mundes, die weit geöffneten Flügel einer großen Naſe, die tiefen Linien von dieſer bis zu den Mundwinkeln, die ganz zuſammengezogenen ſchwarzen Augenbrauen, noch mehr aber der bittere Blick des großen, ſchwarzglühenden Auges ſprachen deutlich, daß in dieſem Manne ſchon wilde Leidenſchaften gewühlt, viele Schmerzen ihren Flammenſtempel ihm aufgedrückt hatten. Manchmal ſchoß es wie Blitze aus ſeinen Gluthaugen und zuckte furchtbar ergreifend über ſein Angeſicht; oft aber hob ſich auch die eiſerne Bruſt langſam-mächtig, das Auge wurde milde und feucht und eine verklärte Wehmuth gab den ſchroffen Zügen einen wunderbaren Reiz; aber auch ohne dieſes hatte der Mann etwas Edles, für kräftige Naturen Anziehendes, und ich kenne einige hohe Frauen, die ihn geliebt haben würden.

Beide Männer ſtanden hoch über Tauſende ihres Geſchlechts: es waren ausgezeichnete deutſche Dichter, deren Namen ſchon in vielen und weiten Kreiſen verehrend genannt wurden und die auf dem Wege zu einem glänzenden Ziele zu ſein ſchienen. Beider Außenweſen lag auch in ihren Dichtungen: bei Edmund war es eine faſt verklärte Menſchenliebe, eine frühgewonnene Ruhe und lächelnde, nur ſelten mit Schmerz durchzogene Weltanſchauung, ſeltſam verbunden mit edler, hoher Schwärmerei und Tiefe der Gedanken. Bei Auguſt eine ungeheure Kraft des Empfindens, Gluth und blitzende Wildheit der Gedanken und reiche Fülle von Schmerz und Luſt, Liebe und Haß.

Wir haben die Freunde begrüßt, wie ſie Arm in Arm, traumhaft verſunken, die erwachende Sonne und die herrliche Morgenwelt in den goldnen Rahmen ihres Seelenlebens aufnehmen; ſie ſtehen noch immer ſo ruhig, ſeelig, träumend. O, ſolche Stunden ſind die heiligen Weiheſtunden des Dichters! da ſtrahlt es wie Chriſtbaumglanz in ſeinem Herzen; da reinigt ſich ſeine Bruſt von jedem Staub und Haß der Erde und es empfängt der fruchtbare Geiſt was er gebären ſoll für die Welt. Wir wollen alſo die Glücklichen nicht ſtören, ſie ruhig genießen laſſen was der Augenblick beut und währenddem einen Blick auf ihre näheren Verhältniſſe werfen.

Edmund hatte bis zu ſeinem ſechszehnten Jahre die Leitung eines trefflichen Informators und die ſeegenvolle Erziehung einer edlen Mutter ſowie eines Vaters genoſſen, der als tüchtiger Philoſoph ebenſo groß in der Aufſtellung philoſophiſcher Syſteme, wie als Bürger in Ausübung praktiſcher, tiefgründlicher und edler Lebensanſichten war. Was man hierzu von ſeinen Erziehungs-Grundſätzen rechnen darf, mag Jeder ſelbſt beſtimmen. Er hatte früh in ſeinem Kinde das Denk- und Erkennungs-Vermögen zu wecken geſucht und ihm darum nie eine Frage mit „darum“ oder „weil ich's will“ ꝛc. beantwortet, ſondern ſtets zum Ueberlegen und Einſehen die Hand geboten. Er ſelbſt fragte aber den Knaben nie nach der Urſache einer Handlung deſſelben, das wäre, meinte er, zu viel verlangt und beſchränke die freie, unbewußte Entwicklung. Vor allem ſah er darauf daß ſich der Knabe ſtets ſo viel wie möglich in allen Außendingen ſelbſt helfe, daß ihm fremde Hilfe nur ſehr wenig zu Theil werde: das ſollte die innere Kraft ihm bald zum Anſchaun bringen und Selbſtändigkeit gewinnen lehren. Erſt mit ſechszehn Jahren ließ er den Sohn von ſeiner Seite; denn trotzdem ſein Beſtreben dahin

Digitized by Google

ging, denſelben frühzeitig ſelbſtändig zu machen, ſo hielt er es doch für gut, ihm bis zu einer gewiſſen Reife einen moraliſch und geiſtig-imponirenden Concentrirungspunkt ſeiner Liebe zu geben, den der Knabe in einem, unter Lehrer der abſtufendſten Bildung vertheilten Inſtitute nicht finde.

Mit ſechszehn Jahren alſo kam Edmund in eine Lehranſtalt von Norddeutſchland; im überſtrömenden, mit tauſend bunten Farben und Mährchen, mit Blumen, Perlen und Thränen geſchmückten Herzen ſchon als Keim tragend, was ſpäter zur vollen Blüthe emporſtrebte.

Hier lernte er August kennen, den Sohn eines berühmten juriſtiſchen Schriftſtellers, der auch als Bürger hoch geachtet, als Freund und geſelliges Mitglied aber ſeines eiſernen, rauhen und herben Charakters wegen gemieden wurde. Ihm war bei Erziehung ſeines Sohnes (die er nach früherfolgtem Tode der Gattin allein übernahm) hauptſächliches Prinzip „Gehorſam, unbedingter Gehorſam“. Fragen, oder ſogar Wiederſprechen Seitens des Sohnes, Beantworten und Erklären ſeinerſeits ſchien ihm Verbrechen. Allen Gefühlsausbrüchen, ſei es Schmerz oder Freude, Haß oder Liebe, arbeitete er immer eifriger bei ſeinem Sohne entgegen, jemehr deſſen Charakter ſich entwickelte. Sein Grundſatz war dieſer: „So ein Bengel muß ſich beugen lernen, ſonſt wird er nie herrſchen können; er wird dann bei größerem Wirkungskreiſe entweder eine Schlafmütze oder ein Tyrann; denn wer nicht fremde Kraft erkennen und fürchten lernt, der wird nie Reſpekt oder Furcht vor ſeiner eigenen bekommen. Dann muß ein Kerl, der ein Mann ſein will, vor allen Dingen Kraft haben, und die höchſte Kraft iſt die des Geiſtes über ſich ſelbſt, womit er alles Aeußere und Innere bezwingt“. Erſt mit achtzehn Jahren durfte der Sohn von ſeiner Seite, und als ihn eine Freundin ſeiner Frau fragte, warum er den Sohn nicht früher in die Welt hinausſchicke, antwortete er: „Der Hengſt, der zu früh zur Stute kommt, geht zu Schanden“.

Auguſt kam in dieſelbe Lehranſtalt, worin Edmund war, und Beide ſchloſſen ſich bald mit der ganzen Kraft einer flammenden Jugend aneinander. Wie dies bei der gänzlichen Verſchiedenheit ihrer Charaktere nicht nur möglich, ſondern ſogar natürlich, als gegenſeitige Ergänzung faſt nothwendig war, das iſt eines der wunderbaren Geheimniſſe des phyſiſchen Lebens, davor wir oft ſchweigend, doch beglückt und befriedigt ſtehen bleiben. Die Freunde hatten ſich nun auf verſchiedenen Univerſitäten eine bedeutende vielſeitige Bildung verſchafft und ein glänzendes Examen der Cameral-Wiſſenſchaft beſtanden; aber bei immer gewaltiger ſich entwickelnder Dichterkraft und hinreichendem Vermögen, konnten ſie ſich nicht entſchließen ihre „goldne Freiheit“ zu opfern und in Staatsdienſte oder eine ſonſtige feſtbeſtimmte Lebensthätigkeit einzutreten. Dies war eine große Täuſchung und Quelle vieler anderer Irrungen und mannigfacher Schickſale. Jede kräftige Natur muß etwas Beſtimmtes haben, worauf ſie ſich ſtützt, einen Schwerpunkt ihrer Thätigkeit, worin die ganze Kraft ſich concentrirt. Das hatten nun die Freunde nicht, weder in wirkungsreicher amtlicher Stellung, noch wie der arme Schriftſteller im gezwungnen Schaffen. So fühlten ſie bald daß ihnen etwas fehle, daß ſie wie herausgeriſſen wären aus dem allgemeinen Zuſammenhang des Wirkens; ſie ſahen unausgefüllte Räume im Kreiſe ihres Innenleben und griffen nun zu den verkehrteſten Mitteln, dieſen peinigenden Gefühlen zu entgehen. Sie ſtellten ſich in maſſenweiſer Berührung mit der Außenwelt, warfen ſich mit aller Gewalt in die mannigfachſten Lebenswirren. Was Wunder alſo, wenn ihre zarten Herzen in dieſen Bewegungen oft ſehr unſanft berührt, die herrlich

tönenden Saitenſpiele ihrer Empfindungen von rohen Händen oft rauh betaſtet wurden, der kalte Hauch der Zeit viele ihrer ſchönſten Blüthen vernichtete, die ſie fröhlich aus dem warmen Treibhaus ihrer Bruſt zum Blühen und Duften hinaus in die Welt ſtellten. Wie ſahen ſie da vieles in ein Nichts zerſtieben, was ihnen früher klar und geſtaltvoll, Herz und Geiſt erquickend, vorgeſchwebt hatte! Zu dieſem innern Unglück kamen raſch hintereinander, für Beide ganz gleich, äußere Unglücksfälle: ihre Aeltern ſtarben und ſie fühlten ſich nun ganz heimathlos; ſie waren Beide ohne Geſchwiſter. Solch ein Gefühl iſt für ein tiefes Gemüth ein unendlicher Schmerz; Vater, Mutter, Geſchwiſter, Heimath, immer ſind es doch theure Namen, die feſt an das Leben binden, wenn auch dieſes Leben ſelbſt dem Hinterbliebenen ſich in reichſter Fülle erſchließt. Die Freunde fühlten jenen Schmerz mit ganzer Kraft, und als ſie ihn auflöſen wollten in der Seeligkeit der erſten Liebe, da brach auch die zuſammen. Sie ſahen ſich raſch geopfert, als ihre Bräute ſich nicht in ihnen zurecht finden konnten. So was verletzt die Eitelkeit der Mädchen und das tragen ſie am ſchwerſten, wenn ſie nicht Tiefe genug beſitzen bewundern zu können. Nach abgeſchloſſenem Kampfe widmeten ſich die Freunde eifriger denn je der Dichtung; aber nun wurden ſie auch immer mehr von der Engherzigkeit und Feilheit überfallen, und ſchwand nun auch nicht ihr Muth, ſo doch ihr friſcher, ſeeliger Schöpfungstrieb. O, unſre Zeit iſt ſo klein im Großen und ſo groß im Kleinen! ſie duldet keine Größe ohne ſie mit Gift zu beſudeln, ohne deren Fehler mit dem Vergrößerungsglaſe des Neides, des Auflauerns zu betrachten. O, unſre Zeit iſt ſo geleckt und gedrechſelt! ſo zerſetzend und negirend. Genial zu ſein iſt ein Fluch. Man muß ſeine Individualität aufgeben, will man nicht überall anſtoßen, darum haben wir auch keine Originalität mehr. Wer weiß, ob nicht unſre ungedruckte Literatur die beſte iſt. — Schlimmer noch ging es den Freunden in der Politik, der ſie ſich darauf mit ganzer Kraft in die Arme warfen, natürlicherweiſe in liberaler Richtung, wie das bei edlen, feurigen, hochſtrebenden Gemüthern nicht anders ſein kann; denn die Freiheit iſt das Höchſte, iſt Gott. Aber ſie ſahen alles mit immer mehr ſich verdüſternden Augen an, glaubten die Löſung ihres ganzen Unglücks nur in der tadelnswerthen Einrichtung unſrer Verhältniſſe zu finden und zogen nun frei, kräftig, ungeſtüm, auch oft gehaltlos, kurzum wie glühende junge Männer dagegen zu Felde. Von den Meiſten wurden ſie verlacht, von Vielen bedauert, und nur Wenige drückten ihnen verſtehend die Hände. Zuletzt wurden ſie verwieſen und nun ſtanden ſie ſo arm, leer, zerrüttet, und mit dem Leben eiſig-kalt abſchließend da, als wenn ſie allein in einer zertrümmerten Welt ſtänden.

Edmund hatte ſich nun vermöge ſeiner früh entwickelten Reife und Klarheit nach und nach eine gewiſſe abgeſchloſſene, nur zu ſehr ausſchließende Reſignation erworben und das aufkeimende Gift der Miſanthropie frühzeitig getödtet; nur zuweilen hüllte ſich ſeine Seele in einen zarten Trauerflor. — Auguſt hatte eine ganz ſonderbare Richtung erlitten, alle ſeine Empfindungen in ihrer gigantiſchen Kraft und Gluth waren chaotiſch durcheinandergeworfen. Liebe, Haß, Begeiſterung, Spott, Stolz, Trotz und Sanftmuth, das alles wogte wie Ebbe und Fluth in ſeinem Innern; er war jedenfalls der Unglücklichſte. — Anſtatt aber nun Beide endlich einmal ihr Unglück größtentheils in ſich ſelbſt ſuchen und durch kräftiges Anlehnen an eine reelle Wirkſamkeit ſich wieder erholen, in ſich ſelbſt aufräumen und zuſammenfügen ſollten, ſehen wir ſie auf's Neue ſich einer großen Täuſchung hingegeben; ſie glauben, nur

Digitized by Google

durch gänzliches Losſagen von allen ihren bisherigen Umgebungen und Beziehungen ſich beruhigen zu können, und ſo will Edmund nach unbeſtimmtem Plane große, unbeſtimmte Reiſen machen; Auguſt weiß noch nicht was er will, jedenfalls aber will er etwas ganz Beſonderes, dem bisherigen Entgegengeſetztes, was gerade der Zufall ihm in den Weg führt und oben auf dem Feldberg, in der zauberhaften Morgenſtille wollen ſie ſich für lange Jahre trennen und die Natur ſoll glänzend ihren Abſchied feiern.

„Auguſt", ſagte Edmund tief bewegt, „laß uns jetzt, in dieſem Augenblicke ſcheiden, damit nichts Fremdes mehr in unſre Empfindungen tritt", und er erhob ſich langſam und die Hand, welche ſoeben noch den Freund faßte, griff ſchon nach Torniſter und Stock. Auguſt ſah ihn einige Augenblicke ernſt an, dann mit verſchränkten Armen düſter vor ſich nieder. „Ich glaube, der Teufel hat uns eingegeben daß wir uns trennen ſollen", ſagte er endlich und drückte feſt Edmunds Hand; „warum trennen? in's Henkers Namen! warum trennen?! iſt uns doch nichts geblieben als dies kleine Atom Leben: unſre Freundſchaft"; ſo fuhr er heftiger fort und ſtampfte mit dem Fuße und ſchüttelte das eckige Haupt. Edmund umſchlang ſanft und liebevoll den Freund, beugte ſich zu ihm hinunter und ſah ihm ernſt, faſt warnend in's Auge: „Iſt deine Morgenandacht ſchon verrauſcht, Auguſt? zuckt der Dämon wieder in dir auf? laß du den Teufel und den Henker, wir wiſſen ja warum wir uns trennen, und es wird gut ſein. Sieh, wir haben noch nicht gelernt allein zu ſtehen und das wollen wir jetzt freiwillig, ehe wir's müſſen, dann wär' es um ſo ſchwerer; und gut iſt's daß ein Jeder ſeinen Schmerz für ſich allein verarbeitet und ſieht wie er mit ſich fertig wird. Wir haben dieſe und andre Gründe ja ſchon hinlänglich feſtgeſtellt, jetzt ſei nicht ſchwach."

„Schwach?!" rief Auguſt, „pah, ſchwach?! das bin ich wahrlich nicht. Nun denn, alloh! laß uns Abſchied nehmen; ſieh ich kann ja dabei lachen." Und er lachte und drehte ſich auf dem Abſatz herum. Edmund verſtand ihn und breitete die Arme aus; darin ſtürzte ſich der Freund und weinte helle Thränen. „Hier oben laß uns Abſchied nehmen" ſagte Auguſt nach einer Pauſe, „hier oben, wo wir dem Himmel näher und dem kleinen Narrenhauſe Erde, mit ſeinem Ameiſen-Gewürm, ferner ſind. Noch einen Kuß — ſo — und nun geh — ſiehſt du dort den ſchmalen Felſenſteg? den geh du voran, er verbirgt dich bald meinem Blicke, und ſieh dich gar nicht um, das könnte ich nicht ertragen." Edmund umarmte ſtumm den Freund, dann ſprang er mit einem Satze fort und war bald verſchwunden. Auguſt ſah ſtarr vor ſich nieder, nahm dann mechaniſch Torniſter und Stock, und bald war der Schauplatz einer feierlichen Scene leer.

II.

Bei der alten Stadt Paderborn in Weſtphalen dehnt ſich eine weite, öde Fläche aus; hier ſchlug einſt Karl der Große die Sachſen unter Witekind; wandert man nun rechts von dieſer Ebene aus hinauf nach dem Teutoburger Walde zu, ſo gelangt man auf eine rauhe, wilde Höhe, die ſich zum dichten Walde abdacht, wodurch eine knorrige Straße läuft. In dieſem Walde ſah man an einem heißen Sommertage, zwei Jahre vor Beginn unſrer Erzählung, zwei Männer einer gewaltigen Eiche zuſchreiten, welche fernab von der Straße, inmitten eines weiten, grünen Platzes ſtand. Der eine dieſer Männer

Digitized by Google

war jung, ſchlank gewachſen, mit feinen, verlebten Zügen; die ganze Erſcheinung verrieth den Mann aus der vornehmen Welt. Er ging langſam, faſt verlegen und ſah von Zeit zu Zeit ſeinen Begleiter verſtohlen an. Dieſer war ein rieſenmäßiger Mann in Höhe und Breite, mit einem ungeheuern Kopfe, den krauſe, graue Haare, von der mächtigen, tiefgefurchten Stirn nach hinten geſtrichen, bedeckten. Die Augen waren feurig-grau, tief im Kopfe liegend, von buſchigen Brauen beſchattet, Naſe und Mund groß, alle Züge braun, ſcharf, finſter und ſtolz, Kraft und eiſernen Willen verrathend. Das ganze Weſen des Mannes war eigenthümlich, imponirend, abſtoßend und doch auch anziehend. Er trug kurze graue Hoſen mit Kamaſchen und Schuhen, eine rothe Weſte, die geöffnet ein grobes aber ſchneeweißes Hemd zeigte, daraus ſich eine Bruſt hervordrängte. Die Aermel des Hemdes waren aufgeſtreift und man ſah zwei ſtarke Arme, worauf faſt fauſtdicke Muskeln lagen. Die ſchwarzen Fäuſte, nur aus Knochen und ſtählernen Sehnen beſtehend, ſchienen hinter einem langen Schurzfell einen Gegenſtand krampfhaft feſtzuhalten. Während wir dieſe Beſchreibung machen konnten, waren die beiden Männer aus dem dichten Gebüſch auf den freien Platz bei der Eiche getreten. Der rieſige Mann blieb ſtehen und ſagte dumpf: „Hier!“ und im weiten Kreiſe hörte man nichts als dieſes Wort. Eine brütende Sommerhitze lag ſchwer auf dem Walde, kein Vogel ließ ſich hören, kein Lüftchen machte das kleinſte Blatt rauſchen. Der junge Mann blieb auch jetzt ſtehn und fragte mit unſicherer, feſt ſein ſollender Stimme: „Was ſoll's denn nun eigentlich, Meiſter Bertram? warum haltet Ihr mich in meiner Reiſe auf und führt mich hieher?“

„Das wißt Ihr nicht?“ erwiederte der Angeredete in ſchneidend kaltem Tone, „das wißt Ihr nicht?“ fragte er noch einmal ſtärker, als der Andere verlegen ſchwieg, „geht fort, Ihr wißt's wohl, Ihr lügt; ſeht nur wie Euch das Blut zu Kopfe ſteigt; aber ich will's Euch ſagen, bleibt ruhig ſtehen da und hört mich an.“ Der Alte lehnte ſich breit an die Eiche, man ſah wie in ſeiner Bruſt Zorn und Wehmuth wühlten; dann blickte er den jungen Mann ſo ſcharf und durchbohrend an, daß dieſer wie gebannt vor ihm ſtehen blieb. „Ich bin ein alter Mann, dem die Welt keine Freude mehr giebt, und habe nur ein einziges Kind. Ihr wißt nicht was das heißt ein alter Mann ſein und nur ein einziges Kind haben, denn da außen in Euren koſtbaren Sälen ſind Euch die Jahre Spielzeuge und die Kinder Affen, und ihr habt da weniger Herz wie ein Bauer, wenn Ihr auch groß thut mit Herzen und meint, ein Bauer ſei ein halbes Vieh. Ich ſage Euch, mein einziges Kind iſt mein Reichthum und mir lieber als die ganze Welt mit ſammt dem Himmel; für dieſes einzige Kind arbeite ich mir noch in meinen alten Tagen die Knochen wund, und dieſes Kind habt Ihr mir zertreten, gemordet, entehrt!“ Der alte Mann konnte nicht weiter ſprechen, ſein rieſiger Körper zitterte, die Bruſt quoll mächtig hervor, ſeine Augen ſprühten. Der Angeredete wollte antworten. „Schweigt!“ donnerte der Alte, drückte ſich feſter an die Eiche und fuhr dann ruhiger fort: „Ich fand Euch verwundet, vom Hufe Eures Pferdes geſchlagen und trug Euch in mein Haus; mein Kind und ich haben Euch verbunden und dann gepflegt wie einen herzlieben Gaſt, das lehrten mich meine Gedanken von Recht und Chriſtenpflicht, wenn's mir auch kein Pfaffe geſagt hatte. Das Leid zieht nun bald die Menſchenherzen zu einander und wem man Gutes thut, den gewinnt man lieb; dazu ſeid Ihr ein netter, ſchmucker Burſche, wißt Eure Reden gar ſchön zu ſetzen und ſo ward Euch bald mein Mädchen gut, hatte auch ſchon immer ſo en apparten Sinn und

was Extra's für ſich, weswegen ihr auch die Dorfburſchen nie gut waren, wenn ſie auch Reſpekt vor ihr haben. Das Mädel ſagte mir nichts davon, ſonſt hätte ich's ihr ausgetrieben, und da ließ ich Euch beide gehen und hielt Euch in meinem Hauſe, weil Ihr mich ſo batet, ſpracht ja auch immer ſo viel von Eurer Ehre und adlichen Geſinnung und Euern reinen Wappen und da — da — Himmel und Hölle! und da! — Herr, Euer Adel und Wappen iſt ſchlecht und Eure Ehre faul, das ſagt Euch ein Bauer der keinen Adel und Stammbaum hat, aber adlicher iſt wie Ihr und hundert Eures Gleichen." Die Wangen des jungen Adlichen hatten ſich bei dieſer Rede, die wie ein donnernder Bergſtrom anſchwoll, einigemal in Stolz und Schaam heiß gefärbt. Er wollte die entſtandene Pauſe zum Reden benutzen, aber der Alte ließ ihn nicht dazu kommen. „Geſtern hat mein Mädchen Euch die Folgen ihrer Schande geſagt und heute wollt Ihr entfliehen wie ein feiger Kerl, iſt das adelich?"

„Meiſter Bertram" antwortete jetzt mit feiner Stimme der Gefragte, „ich weiß, ich habe mich ſchwer gegen Euch und Eure Tochter vergangen, Ihr habt Recht zu zürnen; aber wie kann ich es rückgängig machen? ich kann doch Eure Tochter nicht heirathen? Ich will aber Euch ein gutes Leben verſchaffen und ſie einem meiner Förſter verheirathen, was wollt Ihr mehr?"

„Ha, was ſeid Ihr doch für erbärmliche Menſchen!" rief jetzt der Alte, Ihr wollt die Trauer eines unglücklichen Vaters, die Ehre eines Mädchens mit Gold aufwiegen? Ihr wollt Unfrieden und Schande unter Euern armen Diener ſäen? und das nennt Ihr Ehre? das iſt vornehm? o pfui! pfui! aber bei mir kommt Ihr ſo nicht weg; hier ſpricht ein Bauer mit Euch ein ernſtes Wort."

„Was wollt Ihr?" fragte der Bedrohte und verſuchte unerſchrocken zu ſcheinen.

„Ihr habt mir einmal geſagt, daß wenn in Euren Städten einer den andern beleidigt, ſich Beide mit Säbeln ſchlagen, bis der Eine todt iſt. So etwas Aehnliches wollen wir auch thun; mit Säbeln ſchlagen kann ich zwar nicht und das Packen wäre zu ungleich, denn ich drückte mit einer Hand Eure vornehmen Knochen zuſammen, daß Euch das Blut aus den blanken Nägeln ſpritzte; aber Ihr habt da in Eurer Taſche ein Reiſepiſtol und ſeid ein guter Schütze: nun ſtellt Euch ſo viel Schritte als Brauch iſt vor mir auf und ſchießt auf mich; trefft Ihr mich, ſo iſt's gut für Euch; trefft Ihr mich nicht, ſo ſchlage ich Euch mit dieſem Hammer todt." Mit dieſen Worten zog der Alte unter ſeinem Lederſchurz einen furchtbar großen Schmiedehammer hervor, ſchwang ihn wirbelnd in der Luft und trat mit einem mächtigen Schritte vor den jungen Mann hin. Die Muskeln ſeiner ungeheuern Arme ſprangen klopfend hervor, die Augen glühten, die grauen Haare ſtiegen ſichtbar in die Höhe, es war eine furchtbare mächtige Erſcheinung, wie ein alter Sachſe aus der Heidenzeit.

Entſetzt trat der Bedrohte zurück, und umſonſt nach äußerer Faſſung ſtrebend fragte er faſt zitternd: „Wollt Ihr ein Mörder werden?"

„Nein!" donnerte die Antwort, ein Rächer oder ein Todter! ſtellt Euch hin und ſchießt, oder bei Gott! ich ſchlage Euch nieder."

Trotz ſeiner Furcht überſah der junge Mann mit raſchem Blick das Gefährliche ſeiner Lage, er hatte es hier mit keinem gewöhnlichen Menſchen zu thun, fremde Hilfe war nicht zu hoffen, er mußte ſich ſelbſt ſchützen. „Euer Blut komme über Euch ſelbſt!" rief er, ſprang zwölf Schritte zurück, zog die Piſtole und zielte, aber mit zitternder Hand. Der Alte ſah in mächtiger,

erhabener Stellung feſten Auges ſeinen Gegner an und zuckte keine Faſer ſeines rieſigen Körpers. Jetzt fiel ein Schuß, der Dampf verflog; ruhig ſtand der Alte, bleich, wie angewurzelt der Schütze. Mit einem Satz ſtand der Schmied vor ihm, ergriff ſeinen Arm und ſchwang den Hammer dreimal wirbelnd um den Kopf, dann rief er: „Jetzt bin ich dran!“ Noch einmal kreiſte der Hammer in den Lüften, gewärtig des Winks wenn er zerſchmetternd niederfallen ſollte. „Halt! wollt ihr den Wehrloſen morden?“ rief jetzt der Entwaffnete und wand ſich wie ein Wurm vor des Rächers Füßen. Mit einem Blick der furchtbarſten Verachtung ſah dieſer auf ihn herab, ließ langſam den Hammer ſinken und ſagte: „Macht daß ihr fort kommt, der Hammer iſt zu gut für euch.“ Raſch entfloh der Gerettete, der Schmied warf den Hammer weit von ſich, und ſich ſelbſt zur Erde, wie eine gefällte Eiche; er weinte, das dürre Moos ſog begierig die Thränen auf. Nach einer Stunde erhob ſich der unglückliche Vater, griff mechaniſch nach ſeinem Hammer und ſchritt langſam aus dem Walde. — Der junge Mann ſtarb bald darauf zu Pyrmont an einem hitzigen Fieber.

(Fortſetzung folgt.)

Orientaliſche Briefe.

Unter dieſem Titel bringt Gräfin Ida Hahn ihre Reiſe nach dem Orient in drei ſtarken Bänden. Sie iſt bereits eine praktiſche Schriftſtellerin: ſie kommt nicht bloß mit Tagebüchern oder Notizen heim von einer weiten Reiſe, ſondern ſie ſchreibt gleich auf den Stationen und Raſtorten in Briefen ausführlich nieder was ſie geſehn, erfahren oder empfunden. So iſt mit der letzten Station auch die ganze Reiſebeſchreibung fertig, und ſie hat in der Heimath nichts weiter zu thun als das Packet zu öffnen und mit heimathlichen Hilfsmitteln ein wenig zu redigiren.

Daher kommt es, daß ſie kaum heimgekehrt und doch auch ſchon ein Buch von drei ſtarken Bänden in unſern Händen iſt.

Wenn man eben keine weitere Faſſung ſucht als die einer Reiſebeſchreibung, ſo iſt gegen ſolche Abfaſſung nichts einzuwenden. Daß uns dabei im Eingange Schleſien ausführlich beſchrieben und doch ungenügend geſchildert wird, das iſt wohl übrig. Auf der Schneekoppe geweſen zu ſein und vor Nebel nichts geſehen zu haben, das iſt in Deutſchland nichts Beſonderes. Derlei Schilderung bekannter Dinge iſt uns Leſern indeſſen von Werth, weil ſie uns Maßſtäbe für Urtheil und Geſchmack des Autors an die Hand giebt. Im vorliegenden Falle zeigt ſich, daß die Verfaſſerin treu ſchildert aber barock urtheilt. Sie hat die Krankheit, unpaſſend zu vergleichen: hier vergleicht ſie das ſchöne Landſchaftsbild Fürſtenſtein mit der Stein-Curioſität Adersbach, und es widerfährt ihr die Abgeſchmacktheit, Adersbach vorzüglicher zu finden.

Uebrigens gehört dieſe Reiſebeſchreibung zu ihren beſſeren Büchern. Sie veranſchaulicht lebhaft ungewöhnliche Landſchaften, Völkerſchaften und Sitten und die Betrachtungen der Verfaſſerin ſind großentheils geiſtvoll. Daß ſie als flüchtig reiſende Dame nichts Erſchöpfendes über den Orient geben und beſonders das poetiſche Herrenleben nicht ſchildern kann verſteht ſich von ſelbſt. Aber ſie hat für dieſen unvermeidlichen Mangel Erſatz geſucht in der Hingebung an religiöſe Betrachtungen, welche dort an der Wiege der Religionen ganz am Platze ſind, und dadurch wird ſie manchen ſinnigen Leſer entſchädigen. Aus dieſer Gedankenfolge vom

Berge Carmel und von Jeruſalem iſt wohl auch die auffallende ſalbungsvolle Wendung entſtanden, welche ſie neulich bei Anzeige ihrer geſammelten Novellen angebracht und welche ihr ſo viel Verſpottung zugezogen hat. Für die Betrachtungen Paläſtina's iſt ſolche Salbung allerdings angemeſſener als für die buchhändleriſche Anzeige kleiner Novellen, welche zwar ernſte Dinge ſuchen, aber nicht nur auf kapriciöſen Wegen ſuchen ſondern auch mit gar zu viel kapriciöſen Aeußerungen verſetzen.

Sie reiſt von Wien die Donau entlang nach Conſtantinopel, und findet dieſe prächtige Stadt am goldenen Horn ganz ſo ſchön wie ſie ſtets beſchrieben wird. Aber nur von außen. Das Innere nennt ſie in jedem Betrachte abſcheulich, und was ſie vom inneren Leben der Türken ſieht iſt ihr durchweg mißfällig. Sie hat Gelegenheit, in Harems zu kommen und kann nicht Worte genug finden, wie reizlos, unſchön, verderblich dieſe Frauenzuſtände ſeien. Auch findet ſie dort nirgends ſchöne Frauen.

Nach Bruſſa und dem Olymp hinüber kommt ſie nicht, ſondern eilt mit dem Dampfboote nach Smyrna, Rhodus, Cypern, Beirut. Nur die Smyrniotinnen rechtfertigen ihr den Ruf ſchöner orientaliſcher Frauen. Von Beirut reitet ſie aufwärts über den Libanon, jenſeits deſſen das öde Thalland Bekaa, das alte Cöleſyrien liegt, welches die Ruinen von Balbek enthält und den noch ſterileren Antilibanon vom Libanon trennt. Jenſeits des Antilibanon, wo die ſyriſche Wüſte beginnt liegt die Oaſe Damaskus, welches ihr Zielpunkt iſt, und welches ihr mit ſeinem Lehmſtaube wenig gefällt. Was ſie über die Balbek-Ruinen ſagt iſt von geringer Bedeutung, und was ſie über Khalifen-Geſchichte beibringt, iſt unintereſſant. Da fehlt charakteriſtiſche, wenigſtens maleriſche Schilderung. Dynaſtieen und Perſonen ſchlottern regiſtermäßig an uns vorüber.

Von Damaskus macht ſie denſelben Weg zurück nach Beirut, weil der gerade Weg nach Nazareth als zu unſicher dargeſtellt wird, und ſie reitet von Beirut an der Meeresküſte nach dem Berge Carmel. Hier im Kloſter am Mittelmeere gefällt es ihr ausnehmend; ſie bleibt mehrere Tage und ſchreibt viel über Religionen. Der Standpunkt, welchen ſie einnimmt, iſt ſelbſtändig und würdig; die Reſultate ſind dürftig, Spekulation fehlt. Sie taumelt augenblicklichen Eindrücken nachgebend hin und her, und was ſie zu Gunſten der römiſchen Kirche beibringt iſt ein dürftiger Abdruck deſſen, was unſre Romantiker tiefſinniger darüber geſchrieben haben. Iſt dies eiligſt veraltet und verwelkt, weil es ohne ſchöpferiſches Leben war, auf welche Wirkung und Dauer mag der ganz liebenswürdige Gefühlsſchwung der Gräfin Hahn vom Berge Carmel rechnen. Größere Liebe gegen arme Pilger und Verirrte überhaupt iſt der Hauptpunkt, welcher ihr den Katholizismus vor dem zelotiſchen Proteſtantismus empfiehlt. Dieſes Erbtheil des Orients, welchem Rom durch Lage und Traditionen näher, iſt gewiß weſentlich für Religion, aber es iſt hier im Zuſammenhange ein Beiläufiges, welches der Proteſtantismus gewinnen kann, ſobald er ſich vom ſtarren Lutherthume und vom Charakter der bloß rechthaberiſchen Oppoſition befreit. Was die Verfaſſerin meint, dies iſt das Evangeliſche, und dies brauchte uns doch wahrlich nicht zu fehlen, wenn das Dogmen-Gezänk nicht immer wieder zur Hauptſache gemacht würde. Die römiſche Kirche hält dies nieder durch Despotismus, und unſre Verfaſſerin ſieht nur, daß niedergehalten iſt, nicht aber durch welche Mittel niedergehalten wird.

Sie geht vom Carmel nach Nazareth, kann aber wiederum wegen der Beduinen nicht weiter, und muß, ohne den See Genezareth geſehen zu haben, nach dem Carmel zurückkehren. Wiederum am Meeresſtrande geht nun die Reiſe nach Jaffa, damit von da der kürzeſte Landweg nach Jeruſalem über Ramla gewonnen

werde. Auf dieſem Wege nach Jaffa läßt ſie ſich von einer jener Aeußerungen übereilen, welche ſie ſo überaus beſchränkt in Standes- und Mode-Vorurtheilen darſtellen, welche ihr ſo viel Spott zuziehn, und welche in der That befremdlich erſcheinen bei einer geiſtreichen Frau. Auf ermüdendem Marſche trinkt ſie aus der Flaſche eines Arabers, ißt Brot und Käſe, entkleidet ſich ihrer Blouſe, und macht ein Weſen und Entſchuldigen über dieſe wie ſie ſagt Unanſtändigkeiten, daß man irre werden kann an ihrem geſunden Verſtande, daß man erſchrickt, wie eine geſcheidte Frau bis an die Ohren in den nichtigſten Convenienzien ſtecken kann. Ich ſpreche natürlich nur vom Symptom. In den Orient reiſen und die Förmlichkeiten der norddeutſchen Geſellſchaft wie etwas Bedenkenswerthes mitten im Orient ernſthaft aufzuwerfen und zu widerlegen, das verräth doch gar zu ſehr die Zuſammenhangsloſigkeit im Innern — einer Frau, und thut dem Eindrucke wirklich Abbruch. Durch dieſe Minauderie wird die ſo tapfere Dame plötzlich wieder in die frühere Kategorie der ſogenannten Blauſtrümpfe zurückverſetzt.

Durch das Thal von Saron und über das traurige Gebirge von Judäa gelangt ſie nach Jeruſalem, welches von dieſer weſtlichen Seite keinen beſonderen Anblick gewährt, ſondern erſt vom Oelberge aus ſtattlich erſcheint. Von Jeruſalem macht ſie einen Ausflug nach dem todten Meere und geräth da friedlicherweiſe unter die Beduinen, läßt ſich auch dadurch zu einem völlig unreifen Geſchwätze über Freiheit verleiten, welche beim Beduin und nicht beim Europäer zu ſuchen ſei. Eine Frau von ſolcher Bildung brauchte doch nicht ſo in's Weſen hinein zu ſchreiben, denn die geringſte Ueberlegung müßte ihr zeigen, daß ſie von der Freiheit des wilden Thieres plaudre. Dergleichen Uebereilungen bleiben denn auch anderswo nicht aus. So ſagt ſie von der Wüſte: hier haben die Kameele nur einen Höcker! und die Gazellen will ſie durchaus ſchöner finden, als unſer Reh, was wohl Niemand glauben wird, der Gazelle und Reh nebeneinander geſehen hat. Die Leibesformen der Gazelle ſind weichlicher, die Beine ſchwächlicher, ſelbſt der Kopf iſt weniger ſchön als am Reh, dieſem überaus graziöſen Thiere.

Prinzipienmäßig trachtet ſie wohl, übertreibende Ausdrücke zu vermeiden, aber „unſäglich", „namenlos", „unendlich" fehlen doch in keinem Kapitel. Auch „extraordinair" und „magnifik" bleiben ihr läſtig treu, und aus dem großen Vorrathe von Ueberſchwemmung, Ueberfluthung, Befluthung, Ueberrieſelung, Berieſelung, Ueberwäſſerung, Bewäſſerung wählt ſie hartnäckig das Wort „Irrigation". Als ſie durch die Wüſte nach Aegypten kommt, da wird denn dieſer Ausdruck unzertrennlich vom Nile. Und bekanntlich iſt der Nil unzertrennlich vom Reiſenden in Aegypten.

Dieſer dritte Band der Reiſe, Aegypten, iſt nun für mich überhaupt von geringerem Intereſſe. Um Aegypten intereſſant zu ſchildern bedarf's doch einer größeren Gelehrſamkeit als die Verfaſſerin beſitzt, und um es richtig zu ſchildern, bedarf es eines längeren Aufenthaltes und einer gründlicheren politiſchen Bildung. Dieſer Band der Verfaſſerin wäre viel erwünſchter, wenn wir nicht ſchon ſo viel Beſchreibungen Aegyptens hätten. Wir ſind aber bereits von jedem Steine in dem Thale bis zu den Katarakten hinauf unterrichtet und anziehen kann uns nur eine Darſtellung in einem neuen Zuſammenhange, wie wir ſie zum Beiſpiele in den baldigſt erſcheinenden „Aegyptiſchen Reminiscenzen" des Verſtorbenen erwarten dürfen. Dieſe werden auch für Paläſtina im Ganzen, und für das ganze Männerleben, die Hauptſache im Orient, wichtiger ſein, da der Verſtorbene bei Jahrelangem Aufenthalte und bei ſeiner Neigung für gefahrvolle Expeditionen natürlich ein reichlicheres Material beſitzt. Außerdem hat er das große Talent der Landſchaftbeſchreibung voraus. Darin hat die Verfaſſerin übrigens mehr geleiſtet als ich erwartete,

namentlich bis Jeruſalem, und ihr Buch wird die Küſtenpunkte überſichtlicher unſern Leſern veranſchaulichen, als dies gemeinhin durch die bisherigen Reiſebeſchreibungen gewährt worden iſt. Auch Dekoration und äußere Sitten ſind in der ſtets frauenhaften Anknüpfung der Verfaſſerin meiſtens faßlich, das heißt für unſer leichtſinniges Gedächtniß faßlich dargeſtellt. Aber es ſind nur vereinzelte Skizzen, das wichtige Syrien mit Paläſtina iſt nur an einzelnen Punkten betupft, der ganze Mittelgrund und Hintergrund fehlen, das ſchöne Klein-Aſien, an geſchichtlichem Reize und landſchaftlichem Wunder einzig, fehlt ganz, und in Aegypten verwiſchen ſich die Bilder gar zu ſehr durch dieſe rekapitulirenden Briefe, durch die halben Studien, welche die Verfaſſerin einmal plötzlich verſucht, und durch das unruhige, redſelige Weſen derſelben, welches zu dieſem Lande des Schweigens, an deſſen Aeußerlichkeiten nur herumgeſprochen wird, durchaus nicht paſſen will.

In Summa iſt es ein Buch, welches dem Unternehmungsſinne und Geiſte der Gräfin Hahn zur Ehre gereicht, und welches in unſrer Reiſeliteratur ſehr willkommen iſt. Zum erſtenmale werden hierdurch auch unſre Landedelfrauen nach dem Oriente geführt werden. Was das für Folgen haben kann iſt nicht abzuſehn!

Gleichzeitig iſt ein Band Briefe aus dem Oriente vom däniſchen Conſul in Leipzig, Herrn Gottlob Frege, herausgegeben worden unter dem Titel „Erinnerungen aus dem Oſten.“ Ich weiß nicht, wie groß der Antheil des Herausgebers ſei an der Abfaſſung des Buches, jedenfalls ſind wir ihm Dank ſchuldig, denn es iſt ein intereſſantes Buch. Obwohl ebenfalls den Orient und nicht mit dem lebendigen Geiſte der obigen Verfaſſerin beſchreibend kann es doch neben jenen „orientaliſchen Briefen“ vollkommen beſtehen und wird wahrſcheinlich ein noch größeres Publikum finden. Die Darſtellung nämlich iſt einfach und natürlich, die Gegenſtände ſind für uns noch neuer und lockender, und die wie es ſcheint ſehr günſtige Lage des Reiſenden hat ihm einen noch innigeren Verkehr mit den Eingebornen ermöglicht als einer raſch reiſenden Dame erreichbar geweſen iſt. Dort tritt die Dame, hier tritt der Inhalt in den Vordergrund, und zwar nicht Syrien oder Aegypten, ſondern Oſtindien. Die Reiſe führt zwar durch Aegypten, und wir erfahren unter Anderem, daß man auch ſchon zu Wagen durch die Wüſte reiſen kann, aber die Beſchreibung breitet ſich erſt aus in Oſtindien.

Es wird eine ſo anſchauliche und ausführliche Schilderung des nebeneinander fließenden engliſchen und Hindu-Lebens gegeben, wie ſie in engliſcher Literatur zu Hauſe ſein mag, in der unſrigen aber gewiß eine Seltenheit iſt. Die Natur Oſtindiens iſt uns noch viel überraſchender als die des vorderen Orients; Sitten und Traditionen ſind mannigfaltig, die Menſchenmaſſe iſt ungeheuer im Verhältniß zum einſamen Vorder-Orient und die bereits tief eindringende Miſchung mit europäiſcher Welt hat für uns alle ein ganz unmittelbares Intereſſe. Der Vorder-Orient, welchen die europäiſche Politik des ſogenannten Gleichgewichtes halber wunderlich genug ſchont, erſcheint daneben ſtarr und unergiebig, und das wird ſich wohl auch erſt ändern, wenn das morſche Türkenreich endlich zuſammenbricht.

Jenes unmittelbaren Intereſſes halber denke ich noch einmal ausführlicher auf die Schilderungen, welche dies Buch enthält, zurückzukommen.

Ueber Oſtindien ſteht uns denn auch in Kurzem ein ausführliches Buch Orlich's bevor, welcher bekanntlich zum Afghanenkriege dorthin reiſ'te.

Nachrichten.

Leipzig, den 21. September. Ich habe ſchon wieder über Aufführung einer neuen deutſchen Oper zu berichten, und zwar waren treffliche Dekorationen von Gropius, Koſtüme und Gruppirungen wiederum des beſten Lobes würdig. An gutem Willen, Eifer und Fleiß thun wir es alſo gewiß einem großen Theile deutſcher Bühnen zuvor. Wenn es mit Dramen nicht ſo ergiebig hergeht, ſo liegt dies zum Theil daran, daß uns für den Winter noch der eigentliche erſte Heldenliebhaber fehlt, und Herr Marrder unverkennbar dem geſetzteren Fache angehört. Ferner daran, daß bei allen Ankündigungen und bei allem guten Willen der Literaten die wirkſamen neuen Stücke noch ſehr dünn geſä't erſcheinen. Es ſteht viel ſchlimmer um das deutſche Repertoir als die gleichgiltigen, das Neue obenhin betrachtenden Direktionen ſelbſt wiſſen. Von den älteren beſſeren Repertoirſtücken nämlich verſagen immer mehr und mehrere den Dienſt der Anziehung. Und nicht bloß den geringeren Dienſt oberflächlicher Anziehung. Auch dem ernſteren aufmerkſamen Zuſchauer entweicht eine Illuſion nach der anderen. Der Geſchmack hat im Guten wie im Schlimmen erſtaunlichen Wechſel erlebt, und keineswegs bloß einen Wechſel in haſtigen Wünſchen. Die ganze Anſchauungswelt iſt uns durch eine rührige, ja beflügelte Welt neuer Thätigkeit in allen Bereichen umgeſchaffen worden. Die Schöpfungen aus älteren, ſtilleren und wirklich beſchränkteren Kreiſen ſcheinen über Nacht veraltet zu ſein. Iſt dies vergangenes Jahr im Burgtheater unter den ſo ſorgfältig verwahrten Wienern zu Tage gekommen, haben dort auf einmal die ſo lange beliebten Kotzebue'ſchen und Iffland'ſchen Stücke allen Reiz verloren, iſt es dort plötzlich bis zur Staatsfrage gediehen, wie um Gotteswillen dem Theater, dieſem ſonſt ſo gleichmäßig unterhaltenden Orte zu helfen ſei, iſt man dort bloß aus ſolchen Gründen unmittelbarer Noth zur Tantième geflüchtet, wie ſoll das unter uns, hier an einem Mittelpunkte deutſchen Lebens länger verborgen bleiben! Dr. Schmidt würde es an Ermunterungen und Hilfsleiſtungen nicht fehlen laſſen, hätte er für ſein kleines Publikum nur die Hälfte des Berliner Zuſchuſſes, und der jetzige Berliner Ausſchuß wird die Früchte ſeiner kleinen Sparſamkeit zu eignem Schrecken erkennen, wenn einmal Oper und Ballet und alle die kleinen und großen ſinnlichen Reize wieder hinübergeſiedelt ſind nach dem Opernplatze und wieder auferſtanden ſind in ehemaligem Zauber, er wird dann entdecken, daß das Schauſpiel ein verfallenes, bettelndes Stiefkind geworden.

Unſre neue Oper iſt Netzer's Mara. Sie iſt voller Muſik und hat ſehr angeſprochen. Der Text war von vornherein übel berüchtigt; ich finde aber, daß man darin übertrieben hat. Prechtler und mit ihm Netzer haben ſich nur die dramatiſchen Scheibepunkte dadurch entgehn laſſen, daß ſie dieſelben nicht vorzugsweiſe betont und ausgearbeitet haben. Es fehlt dem Stoffe nicht an ſolchen Punkten. Das Zigeunermädchen Mara wird von einem ſpaniſchen Edelmanne Manuel geliebt, der ſie mit ſich nehmen und ſie heirathen will. Thoralt, das Haupt der Bande liebt ſie aber, und will ſie nicht fortlaſſen. Schon dieſem Verhältniſſe fehlen die markigen Striche, als es zur Entſcheidung kommt. Das zweite Verhältniß iſt das Manuels zu ſeinem Vater, der jeden Gedanken einer Verbindung mit dem Zigeunermädchen entrüſtet zurückweiſt. Dies mußte nicht in einem dialogiſchen Duett, ſondern mußte in einer Scene, zu welcher Mara ſelbſt gehörte, entſchieden werden. Dadurch nur entſteht Drama. Im Text ſchickt nun der Vater an Thoralt Geld für Mara, und es ſieht aus, als ob es von Manuel komme. Dergleichen Dinge, die ſich allmälig und wie Notizen aufklären, gehören in's novelliſtiſche Element. Endlich kommt Mara vor das Haus des Vaters und des Geliebten, wird wiederum zu matt und zu dialogiſch vom Vater abgewieſen, bricht an der Schwelle zuſammen und wird von Thoralt gefunden. Dieſer Zigeunerhauptmann wird nun ein Ritter, der die Genugthuung des Vorwurfs haben will. Er ſchießt ſein Piſtol los, um zu alarmiren, und als Alles zuſammenläuft redet er dem Vater und Manuel die Sünden in's Gewiſſen. Dies iſt noch zu ziemlicher Wirkſamkeit verwendet durch Netzer's nachdrückliches Recitativ, aber auch noch nicht zu vollſtändiger, und wo nun die wiederbelebte Mara zutritt und ihren Fluch über Haus und Brut des Edelmanns ausſpricht, da haben Dichter und Componiſt den höchſten Moment durch ein paar Zeilen und ein paar Takte verſpielt. Es iſt balladenmäßig vom Dichter angefaßt, und der Componiſt, welcher entſchieden dramatiſches Talent hat, iſt nicht dreiſt genug geweſen, den Text an ſolchen Wendepunkten für ſich auszubreiten. Dies gilt noch mehr vom Schluſſe, den der Dichter in ganz wirkungsloſer Weiſe mit dem Selbſtmorde Mara's herbeiführt, den hierbei unerläßlichen Thoralt ganz vergeſſend. Netzer hat ſich ihn gerettet durch einen ſchönen Marſch, welcher Manuel mit der Edelbraut zur Kirche geleitet.

Der Text alſo hat dem Componiſten den Sieg allerdings nicht erleichtert. Netzer hat ihn gewonnen durch die ſangvolle Muſik, welche natürlich, einfach, herzgewinnend fließt. Das was bei Neueren immer vermißt wird, muſikaliſcher Strom, iſt vollauf vorhanden und zwar ſtrömt er in jener Weiſe, welche in Bezug auf Motive und auf Leichtigkeit an Mozart's Jugendweſen erinnern könnte. Netzer wird dadurch überall die Stimmung für ſich gewinnen, denn Jedermann wird ſich lieblich angemuthet fühlen wie vom ächten Bruſttone einer geſunden Stimme. Die charakteriſtiſche Ausarbeitung muß er noch gewinnen, ſeine Nummern ſind noch zu gleichtönig. Damit wird die Sonderung in Melodieen von ſelbſt kommen, denn ſie ſchwimmen umher, ſie ſind nur nicht gefaßt. Gelingt ihm dies, dann wird er ihre Maſſen auch auf Hauptpunkte zuſammendrängen lernen, ohne im Weſentlichen davon abzuweichen, daß er die Effektarien vermeidet. Dies Beſtreben iſt gewiß zu loben, aber wie der Dramatiker den Praſſeleffekt zu fliehen hat, ſo hat er doch den ächten Effekt zuſammengedrängter Steigerungen zu ſuchen.

Die Darſtellung der Hauptparteen war in Betreff des Geſanges durch Fräulein **Meier** und Herrn **Kindermann** gut vertreten. Jene Dame ſingt ſtets rein nnd ſchön, und Herrn Kindermann's vortreffliche Stimme gewinnt neuerdings an Ausbildung. Herr **Lehmann** wird mehr Dankbarkeit des Publikums finden, wenn er die Töne, welche er ſtark ausgeben kann, nicht in grellen Kontraſt ſetzt mit den ſchwächeren Mitteltönen. — Die Dekorationen von Gropius haben uns wieder gezeigt, daß er in dieſem Fache immer noch unſer unübertroffener Meiſter ſei. Namentlich bewies dies ein Landſchaftshintergrund, welcher eine Pyrenäen-Gegend darſtellt.

* **Berlin,** den 20. September. Wir haben denn auch einmal politiſche Erſcheinungen zu loben: Königsberg hat uns allen eine wohlthuende Genugthuung gegeben und von Seiten der Regierung hat der raſche Abſchluß mit Belgien unſrer Diplomatie die größte Ehre gebracht. Beſtätigte ſich der Anſchluß Böhmens an den Zollverein, ſo würde die Reiſe des Königs nach Wien ein ſegensreiches hiſtoriſches Ereigniß. Es iſt nicht zu glauben, daß dem Geſellſchafter wirklich verboten worden ſei, Politik zu beſprechen. Es läge doch ein gar zu dürftiger Sinn in ſolchem Verbote. Die böſe Zunge ſagt, der Allgemeinen Preußiſchen Zeitung ſollte auf jede Weiſe, auch hierdurch unter die Arme gegriffen werden. Greife man ihr lieber an's Leben. Im jetzigen Zuſtande iſt ſie dem Staate nachtheiliger als irgend ein Oppoſitionsblatt. Daß ein Regierungsblatt angegriffen wird iſt heutiges Tages unvermeidlich, aber es muß den Angreifern Achtung einflößen. Man muß es nicht durch einen Herrn Rouſſeau vertreten laſſen. Neuerdings iſt ihm gar noch der Vorwurf gemacht worden, es gebe Leading-Artikel der Times als Original-Artikel der Allgemeinen Preußiſchen. — Die Ueberfülle von Fremden wird übertrieben in den Berliner Berichten. Berlin iſt nur überhaupt zahlreichen Beſuch nicht gewohnt und ſonſt verhältnißmäßig leer neben kleineren Städten wie Leipzig, Dresden, Frankfurt a. M. Das Theater lahmt fort. Die Abwechſelung beſteht darin, daß es mit den Füßen abwechſelt. Heut hinkt es auf dem rechten der Oper, morgen auf dem linken des Schauſpiels. Neulich begegnete ich einem Leipziger in der Vorſtellung des Don Juan, für welche zwei Gäſte — Jazèdé und Palm-Spatzer — mitwirkten. Er unterhielt ſich ſehr gut, weil er verſichern konnte, die Oper werde in Leipzig, auf einem Pachttheater, beſſer gegeben. Und dafür 150,000 Thaler Zuſchuß! Auch fragte er mich böswillig, während er ſich in dem ſchwach beſetzten Hauſe umſah, wie viel Einwohner Berlin jetzt habe, und ob außer dem abgelegenen und mittelmäßigen Königsſtädter Theater noch irgend ein zauberiſcher Schauſpielſaal exiſtire, durch welchen dieſer für Berlin ſo kleine Raum halbleer verbleibe. Ich mußte hinzuſetzen, daß Berlin eigentlich ein Theaterliebender Ort ſei, und entdeckte an meinem eignen Zuſatze erſt, wie weit die Austrocknung ſchon gediehen iſt. Bei leiblicher Anziehungskraft müßte dieſer kleine Raum, welchem von der Poſſe bis zur großen Oper alle Reizmittel zu Gebote ſtehn, täglich überfüllt ſein. — Wir haben dieſe Woche Kuranda's „weiße Roſe" herzlich mittelmäßig darſtellen ſehn. Man weiß nach ſolcher Aufführung gar nicht, wie ein Stück eigentlich beſchaffen ſei.

Paris, den 15. September. Ihr früherer Correſpondent A. Weill hat ſich mit lobenswerthem Eifer und Ernſte der franzöſiſchen Schriftſtellerei zugewendet, und ſcheint darin raſche Fortſchritte zu machen. Ich habe kürzlich in der Democratie pacifique ein Feuilleton von ihm geleſen „Etudes sur les Parisiennes", welches ſehr hübſch und jedenfalls ein Beweis war, daß ſeine Anſchauungs- und Schreibweiſe der franzöſiſchen Art näher ſteht als der deutſchen.

Ich ſchreibe Ihnen ſelten, weil Paris wirklich ſeit längerer Zeit verhältnißmäßig unintereſſant. Selbſt die Theater ſind von den großen Talenten entblößt. Der Gott unſrer Tage, das leidige Geld, trägt auch hiervon die Schuld. Sänger, Tänzer, ja berühmte

Schauſpieler reiſen in fremden Ländern umher um Geld zu gewinnen. Barbariſche Länder, zu denen man hier neben Rußland anch Amerika zählt, ſind die geſuchteſten. Sie haben keine einheimiſchen Künſtler und ſind in Beifall und Honorar am Freigebigſten.

Für die Journaliſtik wird man von Tag zu Tage mehr blaſirt. Es ſteht denn auch ſchlecht mit den Journalen und nur die wohlfeilen leben wirklich, die anderen ſiechen. Die wohlfeilen ſind „la presse“ und „le siècle“. Unter den 80=Frankblättern hält ſich nnr das Journal des Débats durch ſeine überwiegenden geiſtigen Hilfsmittel in Kraft. Sogar dem Conſtitutionell wird ſchon nachgeſagt, daß ſein Aufſchwung bedenklich nachlaſſe trotz oder vielmehr wegen Sue's. Ja dieſer habe in der gewonnenen Einſicht, ſein juif errant ſei nicht ſo viel werth, dem Herrn Veron einen Theil des großen Honorars erlaſſen. Sie ſehen wie erfinderiſch in Unwahrſcheinlichkeiten der Neid iſt, welcher natürlich auf Sue's große Erfolge ſtürzt. — Auffallend ſcheint mir's, daß die kleinen Witzblätter, welche dem franzöſiſchen Geiſte nnd Weſen und der Sprache doch überaus zuſagen, ſo ſchwer beſtehen können. Die Koſten eines Journals ſind eben gar zu hoch. „Le Satan“ und „le Corsaire“ haben ſich jetzt verſchmolzen, offenbar weil ſie einzeln nicht beſtehn können.

Vom Theater iſt nicht viel zu ſagen, da Ihnen das Wiederauftreten des beliebten Tenors Roger gleichgiltig ſein wird. In Deutſchland ſcheinen die Ueberſetzungen nachgelaſſen zu haben, und Sie mögen das wohl dem nationalen Aufſchwunge zuſchreiben. Ich fürchte, der hieſige Mangel an markanten Stücken trägt das Meiſte dazu bei. Das Théatre français hat ein leidliches Stück gebracht unter dem Titel „l'heritière“. Man hat ihm den Titel Komödie ſtreitig gemacht, weil es zu ernſthaſt darin hergehe, und es ſoll Drama heißen. Das wird dem Verfaſſer, glanben Sie, nicht viel ausmachen. Doch! Eine große Klaſſe gebildeter Franzoſen iſt viel ſtolzer auf eine Komödie als auf ein Drama, und ſie haben nicht Unrecht. Empis heißt der Verfaſſer der „Erbin“. — Rigolette aus den Myſteres iſt als „Turlurette“ mit der Polka ausgerüſtet ein beliebtes Stückchen geworden. Daß Scribe neulich wieder mit einem kleineren Luſtſpiele Glück gemacht iſt nicht mehr neu. Er bleibt der Matador. Denken Sie daran, wenn ſie den charmanten Operntext „la Sirène“ ſingen hören. Er wird in lauter Walzern geſnngen, aber der Text macht ſicherlich überall das Glück der Oper. Für Donizetti ſoll er vor 14 Tagen einen neuen Text nach Italien geſchickt und dieſer ſoll verſprochen haben, die Oper fix und fertig bis zum November hierher zu liefern. Geſchwindigkeit iſt keine Hexerei; das ſehen hier ſeit einiger Zeit die Operndirektoren ſo weit es Donizetti betrifft.

Ary Scheffer, der berühmte Maler in Paris, bleibt ſeiner Vorliebe für Goethe's Fauſt unabläſſig treu. Seine beiden Gretchen=Bilder — „Mein ſchönes Fräulein darf ich's wagen“ und „Nachbarin Euer Fläſchchen“ — ſind allen Beſuchern von Paris erinnerlich, da der Beſitzer, Pair Pathurle in der rue du paradis ſie Jedermann ſehen läßt. Jetzt erfahren wir durch die A. Allgemeine Zeitung, daß Scheffer nicht wie wir vermuthet ans Deutſchland ſondern aus Holland ſtammt und daß er ein neues Bild aus dem Fauſt vollendet hat. Eine Scene aus der Nacht auf dem Blocksberge: Fanſt neben Mephiſto ſieht mit Wonne und Entſetzen Gretchen, welche mit dem rothen Strich nm den Hals ihr todtes Kind betrachtet. Der bittre Kern alſo der Liebestragödie, welcher für die Phyſiognomieen den tiefſten Ausdruck heiſcht. Der Berichterſtatter findet, daß Scheffer dies vermocht habe, und erweckt uns natürlich den Wunſch, dies Bild durch Kopieen unter nns zu ſehen. Es iſt ja das Thema deſſelben ein weſentlicher Beſtandtheil unſrer poetiſchen Welt.

Gemäldeleihe. Da kommt ein ächt moderner Vorſchlag aus Dresden: Viele Leute ſeien nicht reich genug, gute Bilder zu kaufen, wohl aber reich genng, jährlich eine kleine Summe auf die Miethe guter Gemälde zu verwenden. Eine ſolche Miethe ſei vorbereitet. Man könne auf längere oder kürzere Zeit gute Gemälde aus Dresden geliehn erhalten. Habe man das Anſchaun derſelben Monate lang genoſſen, ſo wechsle man und beſtelle ſich neue Bilder. Alſo eine Leihgallerie, eine Idee, welche gewiß verführeriſch und empfehlenswerth erſcheint.

Turnprinzip. Erſt hat Maaßmann das Turnen in Preußen einrichten ſollen, jetzt wird Wilhelm Wackernagel zu dieſem Zwecke aus Baſel berufen. Jener iſt ans der altdeutſchen Demagogen=Zeit, dieſer aus der altdeutſchen Frommen=Zeit. Man ſcheint alſo nicht davon loskommen zu können, daß gerade irgend ein ſolches Prinzip, um deßwillen einſt das Turnen verpönt wurde, zur Wiederherſtellung deſſelben nöthig ſei. Uns ſcheint es viel natürlicher zu ſein, daß keinerlei derartiges Prinzip etwas damit zu ſchaffen habe, und wir ſtimmen ganz und gar einem Referenten der Deutſchen Allgemeinen Zeitung bei, welcher kürzlich meinte, ein mediciniſches Prinzip ſei die Hauptſache. Den Körper paſſend zu bilden nnd zu ſtählen iſt die Hauptſache, und da thäte man beſſer, Leute wie Profeſſor

Werner in Deſſau zu befragen, als Profeſſoren der altdeutſchen Literatur. Jener hat in ſeinem Deſſauer orthopädiſchen Inſtitute die Uebung des menſchlichen Körpers zu einer heilenden und heilſamen Kunſt ausgebildet, und ſolch ein Mann iſt der paſſende Lehrer für Turnanſtalten.

Der Herold. Unter dieſem Titel wird hier in Leipzig vom 1. Oktober an eine neue politiſche Zeitung erſcheinen, und zwar, wie ich nicht ohne Erſtaunen höre, als Wochenſchrift. Ich weiß die Gründe nicht, welche für das nur wöchentliche Erſcheinen ſprechen, und muß die Probenummern, welche wohl darüber Auskunft bringen, abwarten. Von vornherein hätte ich ein ſolches Erſcheinen nicht für zweckmäßig gehalten, wenn ich auch den bloß thatſächlichen politiſchen Wochenbericht der Illuſtrirten Zeitung als ein ſchon vorhandenes politiſches Wochenblatt nicht in Betracht ziehen wollte. Wahrſcheinlich ſteht alſo eine eigenthümliche Form zu erwarten. Profeſſor Biedermann wird Redakteur ſein; Herr Lüders aus Hamburg, der hier eingetroffen, wird als Mitarbeiter genannt. Die Mayer-Wigand'ſche Buchhandlung hat den Verlag.

Herwegh hat alle Ausſicht, ſich wieder in ſeiner würtemberg'ſchen Heimath anſiedlen zu können. Der König von Würtemberg, rühmlichſt bekannt als ein Regent, welcher den banalen Ausweiſungen und Vorurtheilen niemals zugethan, ſoll ſich geäußert haben, daß dem Dichter nichts im Wege ſtehe, Stuttgart zu bewohnen, und Herwegh ſoll denn auch ſchon vorbereitende Schritte zu ſeiner Heimkehr gethan haben.

Der deutſche Hilfsverein in Paris. (Einem Privatſchreiben aus Paris entnommen.) „Ein langjähriger Aufenthalt in Paris hat mich zum Zeugen ſo mannigfachen Elends und daraus entſpringender Entſittlichung gemacht, daß ich dieſen Verein für unſre leidenden Landsleute wie einen Segen begrüßte. Möchte man in Deutſchland eben ſo denken, und die allerdings vielfach in Anſpruch genommene Theilnahme auch hierher bethätigen. Jetzt iſt Alles ſo weit geordnet, daß die Statuten-Entwürfe und Aufforderungsſchreiben unterweges ſind. Anfangs wurde der Verein von den Diplomaten, namentlich von preußiſcher Seite, als politiſche Abſichten hegend um ſo leichter verdächtigt, da der erſte Aufruf dazu von dem hieſigen deutſchen Journale „Vorwärts" — dem Journale gewiß zum Ruhme — ausging, welches in den deutſchen Bundesſtaaten verboten iſt. Seitdem ſind die leitenden Perſonen gewechſelt, es iſt ein von dem des Journals getrenntes Bureau errichtet, und die Verdächtigung iſt durch zahlreiche officielle Beitritte beſeitigt. Es werden nun Subſcriptionsliſten mit dem Statutenentwurfe verſendet, und es wird in der Aufforderung gebeten, Jeder möge in ſeinem Kreiſe das Mögliche thun. Mit großer Freude haben wir erfahren, daß man in Stuttgart bei der Jahresfeier von Schiller's Todestage die Einnahme für den deutſchen Hilfsverein in Paris beſtimmt hat. — Da ich Ihnen die Liſte der Unterzeichnungen heute noch nicht mittheilen kann, ſo will ich Ihnen wenigſtens einige der wichtigſten Namen aufſchreiben: Baron v. Könneritz, ſächſiſcher Geſandter; Graf von Hohenthal, ſächſiſcher Geſandtſchaftsſekretair (Mitglied des Ausſchuſſes); der Prinz Max von Baiern; der Graf Luxburg, baierſcher Geſandter; Herr Wendland, Sekretair der baierſchen Geſandtſchaft (unſer zweiter Präſident); Herr Weyland, Miniſter-Reſident von Weimar und Schwerin (unſer erſter Präſident); Herr v. Andlaw, badiſcher Geſchäftsträger; Herr und Madame Rothſchild; der Baron und die Baronin Delmar; die Baronin Schickler; Meyerbeer; Liſzt; die Herzogin von Nemours ꝛc. ꝛc. Der preußiſche und öſtreich'ſche Geſandte werden wohl unſchrieben haben, ehe Sie dieſe Zeilen erhalten. — Das zu wählbarer Mitgliedſchaft berechtigende Minimum iſt auf 15 Franken Beiſteuer feſtgeſetzt worden. Wir, die wir in mittlerer bürgerlicher Stellung leben, haben durchſchnittlich 25 Franken gezeichnet. Jetzt*) beläuft ſich die Zahl der Sudſcribenten und Mitglieder auf 150, die einkaſſirte oder verheißene Summe auf 5000 Franken und darüber."**)

*) Der Brief iſt ſchon im Frühſommer geſchrieben.

**) Ich habe darüber keine neueren Nachrichten, kann aber für Diejenigen, welche ſich für dieſen ſo würdigen Zweck betheiligen möchten, angeben, daß die Buchhandlung Brockhaus & Avenarius und einer der Vicepräſidenten, M. Kühn, chef d'institution No. 9. rue d'enfer bereit waren, Unterzeichnungen und Beiträge entgegenzunehmen. Jedermann hat bei ſeinem Namen zu bemerken, ob er anonym bleiben wolle. Möchte die Mittheilung beitragen, dem erwünſchten Inſtitute thätige Theilnahme zu werben. L.

Red.: Heinrich Laube. Verl.: Leopold Voß. Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hierbei: Die Mode № 39.

№ 39. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Ngr. 1844.

Moden.

Die neuen Moden ſind da! — Obgleich die franzöſiſchen Modeberichte noch immer über die neuen Modegegenſtände ſchweigen, um den vom Lande heimkehrenden Pariſerinnen die Ueberraſchung des erſten Ueberblicks nicht zu ſtören, ſo ſind doch die erſten Modiſten Deutſchlands ſchon mit ihren neuen Einkäufen von Paris zurückgekehrt und breiten ihre gemachte Auswahl vor uns aus. Das Haus Pflugradt in Leipzig, deſſen Ruf durch ſeinen guten und ſoliden Geſchmack ſowie die reichſte Auswahl in den verſchiedenſten Modeartikeln ſchon längſt begründet iſt, zeigt auch in ſeiner jetzigen Ausſtellung in den ſchönen pariſer Modells aller Art die neuen Moden für Herbſt und Winter.

Für die Damenhüte ganz beſonders iſt das Pflugradtſche Magazin als eine Modeautorität genau zu betrachten. Es beſtätigt ſich dort im Ueberblick über die Formen der Hüte, daß die pariſer Journale recht prophezeiten, wenn ſie für die nächſte Jahreszeit nur kleine Hüte und dieſe meiſt in Capotform gemacht verhießen. Auch die Backen derſelben ſind meiſt kurz und nur allmälig nach hinten abfallend, nur wenige pariſer Modiſten behalten die länger und ſchärfer gezeichneten Backen an den kurzen Schirmen bei. Die Köpfe der Hüte ſind entweder weich und dann in verſchiedenen Faltenbrechungen gemacht, auch oft von Bändern zuſammengeſetzt; oder es iſt die ſteife nicht abgeſetzte Capotform mit leicht gewölbtem Deckel angefertigt. Hinten am Nacken ſind kurze Bärte oder ſchmale ſteife Ränder beibehalten. Der Ausputz der Stadthüte und ihr Charakter als Ganzes iſt in einer vorherrſchenden vornehmen Düſterkeit gehalten und ſehr wohlthuend gegen die grelle Ueberladung des vorigen Winters. Bunte Federn in der Farbe des Bandes abſchattirt und quergeſtreifte Bänder von außen aufgeſteckt und innen im Schirm, ſehr weit nach vorn, Bandknoten oder Blumen arrangirt, dies iſt die in verſchiedener Weiſe oft wiederkehrende Ausſchmückung der bunten und ſchwarzen Sammthüte. Mehre ſehr reizende Modells in dieſem Geſchmack ſieht man bei Pflugradt, z. B. eine lila Sammtcapote, mit lila Atlasband ausgeputzt, das gelbe, rothe, braune Querſtreifen hat, von dieſem ſelben aneinandergeſetzten Bande den Schirm innen gefüttert und außen über den Kopfanſatz eine lila Straußfeder gelegt, die auch wie das Band bunt geſtreift iſt. Sehr ſchön iſt auch dort ein grüner Sammthut, mit grüner zur Seite hängender Reiherfeder, an die Marabouts geknüpft ſind, verſehen und innen mit Geranium von Sammt verziert. Ferner ein dunkelblauer Sammthut, deſſen Kopf wie eine polniſche Mütze arrangirt iſt und den eine blaue mit weiß chinirte Feder ſchmückt. Auffallender, aber auch recht geſchmackvoll iſt ein braunrother Sammthut, ausgeputzt mit einer langen braunrothen Straußfeder, die nach der Spuhle bis ins brennende Roth abſchattirt iſt. Ebenſo bis ins Roth ſchattirtes Atlasband bildet im Schirm die Garnirung um das Geſicht. Die ſchwarzen Sammthüte findet man bei Pflugradt in verſchiedenſter Weiſe, zu erwähnen

Digitized by Google

wäre nur davon der Hut=Polka, der von ſchwarzem Sammt und roſa Atlas grell zuſammengeſtellt iſt und als Phantaſie Glück machen ſoll.

Sehr modiſch in Federn, die außerordentlich viel verwendet werden, ſind die chinirten Federn, d. h. ſolche, die auf bunter Farbe weiß oder ſchwarz geſprenkelt ſind; dann die Straußfedern oder Marabouts mit ſchwarzen Federſpitzen vom Paradiesvogel angeknüpft und endlich alle bunten Federn wie Vögel am Befeſtigungspunkt zuſammenzuſtellen.

Die Bänder ſind ſehr beliebt und bei allem Putz reichlich angebracht. Die mauriſch grellen Querſtreifen ſind in dichten wie Florbändern das vorherrſchende Muſter.

Die Herbſt= und Putzhüte ſind in lichteren Farben zu wählen. Für erſtere iſt weißer, ganz ſchwerer Moor mit ſehr einfachem Arrangement beliebt. Die letzteren ſieht man auch meiſt weiß, von Atlas, ungeriſſenem Sammt, Blonden und Federn zuſammengeſtellt und nur innen im Schirm durch eine buntfarbige Blume gehoben. Auch in dieſer Art hat Pflugradt einige vornehme Modells, mit Blondenſchleier.

Ueber die Hauben und Aufſätze läßt ſich ſchwer etwas Zuſammenfaſſendes ſagen, da eben die größte Mannichfaltigkeit ihr Reiz iſt und die freie Wahl darin am meiſten der Perſönlichkeit jeder Einzelnen zupaſſen und ſie herausſtellen muß. Durchgehend ſitzt aller Kopfputz auf der Höhe des Kopfes. Die Negligéehauben umſchließen den Kopf eng, faſſen meiſt glattliegend das Geſicht ein, hängen aber voll und ziemlich lang über den Ohren und um den Nacken Man macht ſie von geſticktem Mull mit Spitzen und Florband ausgeputzt. Die Putzhauben haben meiſt kurze Köpfe, die Hals und Nacken freilaſſen, auch ſitzen ſie aus dem Geſicht weit nach den Ohren zurück. Sie ſind ganz aus Spitzen und am häufigſten ganz aus Blondengekraus oder feiner Fältelung von Blonde gemacht und haben keine beſondere Garnirung. Mit Blumen, Band, Sammt u. ſ. w. ſind ſie auf das verſchiedenartigſte ausgeputzt. Unter der großen Auswahl, die Pflugradt in Putzhauben aufweiſt, iſt nichts Einzelnes herauszuheben, wenn es nicht die Modephantaſie der Haube Polka iſt, oder eine andere Blondenhaube, die ein bunter Federkranz ganz eigenthümlich macht, und dann die Hauben mit den langen Bandſchlingen, die ſtatt der fliegenden Enden angebracht ſind. Sehr beliebt ſind auch die offnen Hauben, die meiſt ziemlich voll mit Blumen und ſchönen Barben arrangirt ſind.

Für Aufſätze ſind alle Sammtzuſammenſtellungen ſehr geſucht und Polka iſt dafür der Modename. Allerliebſt ſind die kleinen zur Seite des Kopfes ſitzenden Polkamützchen. Pflugradt hat ſie von buntem Sammt mit Goldſtickerei und Goldquaſten; von weißer Chenille mit Schmelz bereichert; von Goldgeflechte mit Sammteinlage gemacht, eine hübſcher als die andere. Weniger geputzt, aber recht gefällig ſind auch einzelne große Roſetten oder kleine Schleifen von buntem Sammt mit Blonden und Goldverzierung arrangirt, die man auch zur Seite über dem Ohr oder hinten im Haarneſt anbringt. Ein anderer einfacher Haarſchmuck ſind Bandkränze mit hängenden Enden, meiſt von ſchmalem, geſtreiftem Band gemacht.

Der Turban darf natürlich einer erſteren Soiréetoilette nicht fehlen, und darin, wie in bloßen Turbangewinden bringt die Wintermode manches Neue. Der volle Turban wird nicht zu groß getragen, auch iſt der Bund in geordneten Falten eng anliegend. Die von weißem Tarlatan gemacht, mit Goldfilet und Goldfranſen und Quaſten bereichert, erhalten immer noch viel Beifall. Außer dieſen hat auch Pflugradt andere von mauriſchen, quergeſtreiften, grellfarbigen Echarpes aufgeſteckt, die insbeſondere für's Theater ſehr piquant ausſehen. Ein Sammtbund, braun und roth, mit weißem Filetgehänge und Goldgeſchnüre verſehen, iſt auch recht kleidſam. Noch bleiben zu erwähnen die ſpaniſchen Sammtränder mit Goldausputz; ferner die kleinen runden Putzhüte von weißem Crepp oder ſchwarzem Sammt gefertigt und mit den ſchönſten Blumen geſchmückt; auch die bunten Sammttoques mit arabiſchen Gold= und Silbergeflechten bereichert. Eine originelle Phantaſie iſt ein Hut Pompadour; dies iſt von einer Seite eine reich gekrauſte Tüllhaube, mit Roſen garnirt, und von der andern Seite ein ſchwarzer, ſammtner Schäferhut Louis XV. Sehr reich iſt bei Pflugradt auch die Auswahl des Kopfputzes von Goldfilé. Eine Art Perlenkrone mit hängendem Goldnetz in dieſem Genre iſt ſehr ausgezeichnet, ſo wie andre runde, durchbrochne Gewinde, Chainette genannt, ſich hervorthun.

Auch die Mantelfrage iſt entſchieden. In Paris trägt man eigentlich nur Aermelmäntel (par-dessus) und von dieſen zeichnen ſich zwei Schnitte aus, à l'amazone und à la Louis XIV., beide ſind im ſchönſten ſchwarzen Moor ausgeführt und mit Sammt verziert bei Pflugradt im Modell zu ſehen. Eben dieſer Art iſt auch ein Aermelmantel, Elisabeth de Hongrie genannt, der doppelte

Röcke hinten, vorn eine Mantille und oben mehrere Kragen formt. Für Deutſchland wichtiger ſind die *Mäntel*, dieſe trägt man kurz, wenigſtens 5/8 Elle kürzer als das Kleid, eng im Rock und ſehr anliegend und kleidend in den Schulter- und Bruſttheilen. Der wollene *Plüſch Mogador*, der *Flanell d'Isly* und der großgegatterte *Flanell Feſtival* ſind neue Mäntelſtoffe. Wieder ein *Polkamantel* muß als hübſch genannt werden, er iſt in der Taille gefaßt und hat zwei Kragen, die vorn Aermel bilden. Ein anderer dem ähnlicher aber bequemerer Mantelſchnitt iſt weiter im Rock, in der Taille frei fallend und mit zwei Kragen gemacht, die vorn die Aermel bilden und daher wie drei Kragen ausſehen. Der *Manteau moine* iſt ein gewöhnlicher Mantel, mit hinten abgerundeter Echarpe als Kragen darüber. Dieſe Echarpe iſt hinten doppelt und ſo eingerichtet, daß man ſie wie einen Capüchon über den Kopf ziehen kann, dabei ſchlingt man die vordern langen Enden der Echarpe zuſammen, was ſich um das Geſicht ſehr kleidſam drappirt.

Ganz neu ſind auch wattirte *Mantillen* von ſchwarzem Moor, in die man nach Belieben ein Hintertheil einbinden kann, das ſie zum vollſtändigen Mantel ſchließt.

Natürlich hat Pflugradt auch eine Auswahl mauriſch geſtreifter Sammtecharpes und Sammttücher. J.

Bilder aus der Geſellſchaft.

(Nach dem Engliſchen der Mrs. Ellis in ihrer Schrift über Englands Frauen.)

Wehe dem Unglücklichen, der einem Unterhalter von Profeſſion in die Hände fällt, der ſich nach allen Seiten umſchaut, ob er nicht irgendwo ein müßiges Ohr finde, und der eine ganze Batterie von Declamationen losläßt, wenn du nicht antworteſt, und von Argumentationen, wenn du es thuſt. Wenige Beiſpiele werden hinreichend ſein, die verſchiedenen Klaſſen von unverſtändigen Schwätzern zu charakteriſiren. Zunächſt gedenken wir derjenigen, die den allgemein gebräuchlichen Namen der *Bohrer* erhalten haben; es iſt diejenige Klaſſe von Schwätzern, deren übermäßiges Bemühen, ſich Gehör zu verſchaffen, mit der Schwierigkeit, geduldige Zuhörer zu finden, im Verhältniß ſteht.

Zu den ausgezeichnetſten Plagegeiſtern dieſer Art gehören die Steckenpferdreiter, ſolche, die nicht blos ſelbſt ihr Lieblingspferd reiten, ſondern die auch noch erwarten, daß Jeder, der ihnen vorkommt, daſſelbe thun müſſe. Es iſt gleich, von welcher Lieblingsidee ſie beherrſcht werden, ſei es Malerei oder Politik; nur findet man, daß diejenigen, welche ſich den ſchönen Künſten ergeben haben, im Allgemeinen ein gewiſſes Zartgefühl über die Art und Weiſe der Aufnahme ihres Lieblings haben, und von einer Geringſchätzung, die ſie erleiden können, zu lebhaft berührt werden, um nicht ihre Einleitung erſt nach gewiſſen Anzeigen einer günſtigen Aufnahme zu machen. Doch giebt es auch von dieſer Regel Ausnahmen, und es kann wol nichts Ermüdenderes für ein ungeweihtes, nichts Unverſtändlicheres für ein ungeübtes Ohr geben, als ein von ſolchen Malerdilettanten ohne Rückſicht auf den Geſchmack oder auf das Verſtändniß der ihn Umgebenden unaufhaltſam ſprudelndes Gewäſch.

Vielleicht ſitzt ſein Reiſegefährte auf einem lieblichen Hügel und läßt die tiefe Ruhe eines Sommerabends nicht blos durch das Auge oder das Ohr in ſich hineinziehen, weil er alles mit den ſtillgehegten Erinnerungen der Vergangenheit, in die ſich nichts Fremdes einmiſchen darf, verbindet, während der Maler ſeine techniſchen Bemerkungen ausſtrömt und ihm jede Illuſion raubt. Dieſer ſchwatzt über die *Tiefe* der Färbung; ſein Gefährte ſieht die langgeſtreckten Schatten der Bäume auf dem grünen Abhange mit den goldigen Sonnenblicken zwiſchen den Stämmen und durch die Oeffnungen des Laubwerkes, ſich ſelbſt unbewußt, woher die Poeſie oder ſelbſt die Wirklichkeit dieſer wundervollen Eigenſchaften der Farbentiefe kommt. Der Maler läßt ſich weitläufig aus über das *Heraustreten* der entfernt liegenden Hütte im Walde. Sein Gefährte iſt der Meinung, daß es beſſer ſei, ſie zu laſſen, wie ſie iſt, halb verborgen im Forſte mit

der wirbelnden Rauchſäule, die anſcheinend aus der Tiefe des ſtillen Schattens ſelbſt aufſteigt und die häuslich geſellige Scene unter ihrem Dache ankündigt, die ſich beim Kamin des Waldmanns vorbereitet. Aber der Maler iſt nicht zufrieden geſtellt. Er fordert ſeinen Freund auf, die Gruppirung des Ganzen ins Auge zu faſſen. Er muß die Conturen gebrochen haben. Die Sache iſt gemacht. Seine Skizze wird triumphirend dargeboten, und er faſelt mit geſteigertem Ergötzen von den Hügeln, die er getrennt, und von einer Gruppe von Räubern, die er auf dem gepflügten Acker placirt habe.

— Eine andere Art von langweiligen Schwätzern, deren Anſpruch auf eine hohe Stelle in dieſer Klaſſe ich nicht beſtreiten mag, iſt diejenige, welche ſich in Gemeinplätzen ergeht, ſolche, die nichts anderes ſagen, als was wir uns ſelbſt ſagen konnten, wenn wir dies der Mühe werth gehalten hätten, und die bei keiner Gelegenheit oder unter keinen Umſtänden einen neuen Gedanken zum Vorſchein bringen.

Die in Gemeinplätzen Redende iſt ſtets beim Wetter intereſſirt, welches einen unerſchöpflichen Stoff gewährt, wenn andere Gegenſtände fehlſchlagen. Man ſollte meinen, daß dieſe Frau bei dem fortwährenden Beobachten der aufſteigenden Wolken und des fallenden Regens ſtets auf dem Punkte ſtehe, eine Reiſe auszuſetzen. Aber ſie behandelt die Jahreszeit auf dieſelbe Weiſe und verliert keine Gelegenheit, dem Pächter, der im Stillen bei einer naſſen Erntezeit leidet, zu erzählen, daß der Herbſt ungewöhnlich ungünſtig ſei. Wenn du huſteſt, ſo hofft ſie, du habeſt nicht den Schnupfen, aber es herrſchen gerade Schnupfen und Katarrh ſehr vor. Nimmſt du deine Arbeit vor, ſo bewundert ſie deinen Fleiß und deinen Geſchmack und verſichert dir, daß reiche Farben ſich auf dunklem Grunde gut ausnehmen. Wenn Bücher Gegenſtand der Unterhaltung ſind, ſo fragt ſie, ob du nicht eins geleſen haſt, was gerade jetzt recht beliebt iſt. Sie meint, daß die Schriftſteller etwas zu weit gingen, ſchließt aber damit, was nach ihrem Urtheil gewöhnlich der Fall ſei, daß ſich von beiden Seiten viel darüber ſagen laſſe. Von den Büchern kommt ſie auf die Verfaſſer ſelbſt, läßt ſich weitläufig über die große Einbildungskraft Shakſpeare's und über die Strenge des Geiſtes der Hannah More aus und erwägt bedächtig, ob du nicht mit ihrem Urtheile über jene beiden übereinſtimmen könnteſt. Ja, ſo weit kann ſich der Geiſt in ſich ſelbſt verlieren, daß ich einſt eine anmuthige und liebenswürdige Frau, die in dem Wunſche, zu gleicher Zeit erbaulich und angenehm zu ſein, ihr Denkvermögen zum Uebertriebenen ſteigerte, in einer der zufälligen Pauſen der Unterhaltung ausrufen hörte: „Was für ein herrliches Buch doch die Bibel iſt!“

Feuilleton.

* Ein ruſſiſcher Graf M*** hatte in der Umgegend von Baden-Baden eine ſchöne Schloßruine wahrgenommen, die ſeiner Begeiſterung für mittelalterliche Zuſtände ſehr zuſagte. Es waren die köſtlichſten Ueberreſte des 14. Jahrhunderts, ja in der Art, wie die Zeit ſie allmälig zerſtört hatte, lag, ſo zu ſagen, eine gewiſſe Grazie. Man konnte noch ganz gut ſich das Schloß, wie es geweſen, denken; die Lage war wundervoll und zwei Thürme, die noch faſt ganz unverſehrt mit ihren Zinnen ſtanden, ragten majeſtätiſch über den dichten Wald empor, der die Anhöhe bedeckte, und an dem umgebenden Mauerwerk rankte ſich prächtiger Epheu hinauf.

„Das Schloß muß ich haben,“ ſagte der Graf; „ich will es aus ſeinen Ruinen wieder erſtehen laſſen und es ſo herſtellen, wie es einſt war. Es iſt nichts leichter als das.“

In der That, es iſt nichts leichter, als ſolchen Wünſchen genügen. Die Ruine gehörte einem ehrlichen Landeigenthümer, der ſich wenig aus dem Mittelalter machte und

Digitized by Google

der ein vortreffliches Geſchäft zu machen meinte, als er für einige Tauſend Gulden das alte Gemäuer und den unfruchtbaren Boden, der es umgab, dem Ruſſen verkaufte.

Nachdem dies geſchehen, wendet ſich der Graf an einen, ihm gut empfohlenen Architekten.

„Mein Herr!“ ſagte er zu ihm, „bauen Sie mir dieſe gothiſche Burg wieder auf. Ich meine, daß Sie ihr ihren alten Glanz wieder geben ſollen. Ich verlaſſe mich ganz auf Sie; thun Sie Ihr Möglichſtes, ich gebe Ihnen carte blanche. Aber ſäumen Sie nicht; ſtellen Sie ſo viel Arbeiter an, als Sie wollen, nur daß mein Schloß Anfang nächſten Sommers fertig iſt: denn ich will einen Theil der ſchönen Jahreszeit hier zubringen.“

Der Architekt ſagt ihm zu, daß Alles Anfang Mai fertig ſein ſoll, und der Graf geht wieder nach Petersburg, wohin ihn ſein Amt als Kammerherr ruft.

Dies ereignete ſich im vorigen Jahre. Im Monat Mai des laufenden Jahres erhält der Graf einen Brief von dem Architekten, der ihm unter Ueberſendung der Rechnungen meldet, das Schloß ſei vollendet.

Der Graf handelt nicht: er ſchickt dem Architekten ſofort eine Anweiſung an einen Banquier in Karlsruhe, nimmt dann Urlaub, zahlt freudig die hohe Abgabe vom Paſſe, und reiſt mit den ſchönſten Hoffnungen, von Thürmen und Kreuzgängen träumend, ab.

Unterwegs beſucht er einige der ſchönſten Hauptſtädte Deutſchlands und kauft überall gothiſche Meubles, Glasgemälde, venetianiſche Spiegel, Corduantapeten und dergleichen auf.

In Baden, wo er Ende vorigen Monats ankommt, ladet er einige ſeiner Freunde ein, mit ihm die Einweihung der wiedererſtandenen gothiſchen Burg zu feiern. Die Entfernung beträgt blos fünf bis ſechs Meilen; man reiſt ab und erblickt bald die beiden Thürme deutlich am Horizonte. Das Uebrige des Gebäudes wird von dem Walde bedeckt. In ſehr begreiflicher Ungeduld befiehlt der Graf raſcher zu fahren; endlich kommt man an. Welche Ueberraſchung! die Gräben ſind ausgefüllt, die Zugbrücke iſt durch eine ſchöne Allee erſetzt, die zu einem eiſernen Gitter führt. Am Haupteingange erblickt man an der Stelle eines adeligen Wappens eine Inſchrift aus Pindar: vier Verſe, die die Reize des Landlebens beſingen. Mittelalter, wo biſt du? Aber das iſt noch nichts. Längs des mit Orangerie geſchmückten Hofes, zieht ſich eine reiche Façade hin. Hier hat der Architekt allen Reichthum ſeiner Kunſt, alle Frucht ſeiner Studien entfaltet. Eine doppelte Galerie, von korinthiſchen Säulen getragen, erhebt ſich in der Höhe von zwei Stockwerken und wird von einer ſchönen Terraſſe gekrönt, welche mit antiken Vaſen und mythologiſchen Statuen verziert iſt. Das Innere iſt in demſelben Geſchmack. Man tritt durch ein ſchönes Periſtyl ein; in der Vorhalle und in den Sälen ſieht man überall korinthiſche Säulen mit ihren zierlichen Akanthusblättern. Kurz überall die griechiſche Kunſt in ihrer edelſten Reinheit.

Man denke ſich die Ueberraſchung des Grafen. Das war zu viel für einen Freund des Mittelalters. An der Stelle eines gothiſchen Schloſſes einen athenienſiſchen Palaſt! Das Zeitalter des Perikles ſtatt des 14. Jahrhunderts! Und Alles in Allem koſtete ihm an 120,000 Thaler!

Der Graf reiſte ſchleunigſt wieder ab und bot ſein griechiſches Schloß zum Verkauf aus. Aber es giebt nicht viel Liebhaber griechiſchen Styls in Deutſchland. Der Agent des Grafen ſoll ermächtigt ſein, mit dem Preiſe ziemlich herabzugehen.

* Die Tochter des Kaufmanns Balcombe, in deſſen Landhauſe Napoleon die erſte Zeit ſeiner Gefangenſchaft auf St. Helena zubrachte, Mrs. Abell, hat kürzlich Erinnerungen hierüber veröffentlicht. Wir theilen einige komiſche Züge daraus mit und bemerken zum Verſtändniß, daß Mrs. Abell damals noch kaum die Kinderjahre überſchritten hatte.

Nicht lange nach Napoleon's Ankunft — erzählt ſie — beſuchte uns die Tochter einer Hausfreundin. Die arme Kleine hatte ſo ſchreckliche Geſchichten von Bonaparte gehört, daß ſie ſich in ihrem Entſetzen an mich klammerte, als ich ihr ſagte, er käme über den Raſenplatz heran. Ich vergaß meine eigene ehemalige Furcht und war ſo grauſam, daß ich von ihr lief, Napoleon von ihrer Angſt erzählte und ihn bat, ins Haus zu kommen. Er ging auf ſie zu, und ſeine Haare mit der Hand aufſtreichend, ſchüttelte er den Kopf, ſchnitt ſchreckliche Geſichter und ſtieß ein wildes Geheul aus. Die Kleine ſchrie ſo heftig, daß meine Mutter einen krampfhaften Anfall beſorgte und das Kind in ihr Zimmer führte. Napoleon lachte nicht wenig bei dem Gedanken, eine ſolche Schreckgeſtalt zu ſein, und wollte mir kaum glauben, als ich ihm ſagte, daß ich mich ebenſo ſehr vor ihm gefürchtet hätte. Nach dieſer Beichte verſuchte er, mich ebenſo zu erſchrecken, als das arme Mädchen, ſtrich die Haare empor und verzerrte ſein Geſicht, aber er ſah mehr ſeltſam als furchtbar aus, und ich konnte nur über ihn lachen. Endlich heulte

er, aber ebenſo erfolglos, und ich glaube, es ärgerte ihn ein wenig, daß er mich nicht erſchrecken konnte. Es wäre Koſakengeheul, ſagte er, und allerdings war es barbariſch genug.

Er machte ſich zu jener Zeit viel Bewegung und durchſtreifte gern das Thal und die umliegenden Berge. Eines Abends wanderte er mit dem General Gourgaud, meiner Schweſter und mir auf einer Wieſe, wo einige Kühe weideten. Als die Thiere uns erblickten, ſtreckte eine Kuh ihre Hörner nieder und rückte mit Sturmſchritt gegen den Kaiſer an. Er zog ſich geſchickt und ſchnell zurück und ſprang behende über eine niedrige Mauer. Der General Gourgaud aber behauptete tapfer ſeinen Platz, und ſeinen Degen ziehend, ſtellte er ſich zwiſchen ſeinen Gebieter und die Kuh. „Ich habe noch einmal des Kaiſers Leben gerettet!" rief er. Napoleon lachte herzlich, als er die Prahlerei des Generals hörte und ſprach: „Er hätte ſich in die Stellung ſetzen ſollen, um Reiterei zurückzutreiben. Ich ſagte ihm, die Kuh hätte ſich ruhig gezeigt und wäre ſtehen geblieben, ſobald er verſchwunden wäre. „Sie wollte", antwortete er lachend, „der engliſchen Regierung die Koſten und die Mühe erſparen, mich zu bewachen."

* Napoleon über Joſephine. Bei einem Beſuche — berichtet Mrs. Abell von Napoleon aus Helena — zeigte ihm die Gräfin Bertrand ein Miniaturbildniß der Kaiſerin Joſephine. Er betrachtete es lange mit großer Bewegung, ohne ein Wort zu ſprechen. Endlich rief er aus, es wäre das ähnlichſte Bildniß, das er je geſehen hätte und ſagte der Gräfin, er wollte es behalten, und er behielt es bis zu ſeinem Tode. Oft ſah er meine Mutter lange ſehr aufmerkſam an und entſchuldigte ſich dann mit der Verſicherung, daß ſie ihn lebhaft an Joſephine erinnerte. Er ſchien ihr Andenken zu vergöttern und wurde nicht müde, von ihrer Sanftmuth und der Anmuth ihrer Bewegungen zu reden. Wie er uns oft ſagte, war ſie krankhaft reizbar, wenn ſie ſich im geringſten Grade unwohl oder bekümmert fühlte. „Sie war die Göttin des Putztiſches" ſagte er. „Alle Moden rührten von ihr her, und jeder Anzug zierte ſie. Und dabei war ſie ſo menſchenfreundlich, die beſte Frau." Bei all ſeiner Verehrung gegen ſie aber konnnte er es nicht leiden, daß man ihr einen herrſchenden Einfluß auf ſeine politiſchen Handlungen zuſchreiben wollte. „Die Anhänger des Hauſes Bourbon und die Engländer geben zwar zu, daß ich einiges Gute gethan habe, doch ſie ſchwächen gewöhnlich das Zugeſtändniß durch die Behauptung, daß es vorzüglich durch Joſephinens Einfluß geſchehen ſei, aber die Wahrheit iſt, daß ſie ſich nie in politiſche Angelegenheiten miſchte." Deutete er auf ſeine Eheſcheidung, ſo verſicherte er, daß nur politiſche Beweggründe ihn zu einem ſolchen Schritte hätten bringen können und kein anderer Grund ihn bewogen haben würde, ſich von einer ſo zärtlich geliebten Frau zu trennen. Er dankte Gott, daß ſie frühe genug geſtorben war, um nicht ſein letztes Unglück zu erleben. Sie war viele Jahre lang die größte Gönnerin der ſchönen Künſte in Frankreich, und oft hatte ſie kleine Zwiſte mit Denon und mit Napoleon ſelber, wenn ſie ſchöne Bildwerke und Gemälde für ihre eigene Galerie wünſchte, ſtatt ſie dem Muſeum zuzuwenden. „Aber ſo gern ich ihren Launen nachgab," ſetzte Napoleon hinzu, „es war ſtets mein erſter Gedanke, das Volk zu vergnügen, und ſo oft ich ein ſchönes Kunſtwerk ſah, ſchickte ich es in's Muſeum, um dem Volke eine Wohlthat zu erweiſen. Joſephine war die perſönliche Anmuth, und anmuthig Alles, was ſie that. So lange wir mit einander lebten, hat ſie nie eine Unfeinheit ſich zu Schulden kommen laſſen. Sie wußte, wie es ſcheint, allen Eingriffen der Zeit durch ihren ungemein geſchmackvollen Anzug zu widerſtehen." Später ſprach Napoleon mit großer Güte und Zuneigung von der Kaiſerin Marie Louiſe. Sie würde ihm, ſagte er, nach St. Helena gefolgt ſein, wenn man es ihr geſtattet hätte, und ſie wäre ein liebenswürdiges Weſen und eine ſehr gute Gattin. Er hatte mehre Bildniſſe von ihr, die ich aber nicht eben anziehend fand, und die im Gegenſatze zu den Bildern ſeiner ſchönen und geiſtreich ausſehenden Verwandten zu ihrem Nachtheile erſchienen.

* Den Kaiſer von Rußland ſchildert ein engliſcher Berichterſtatter folgendermaßen:

Der Kaiſer iſt bei allen Gelegenheiten einfach gekleidet und demungeachtet der ſchönſte Mann. Wenn er der Kaiſerin den Arm giebt und ſie, in Brillanten ſtrahlend, mit langer Sammtſchleppe neben ihm herſchreitet, pflegt er ſeine Schritte nach den ihrigen zu richten; doch ſeine Ehrfurcht gebietende Geſtalt, ſeine ſehr hohe Stirn überragt Alles, während die Nationalhymne Boje Zarachrani geſpielt wird und die Ruſſen auf ihren Kaiſer wie auf ihren Gott ſchauen. Bei Religionsfeſten und Feierlichkeiten ſteht der Kaiſer entblößten Hauptes und regungslos wie eine Bildſäule; man darf das aber nicht ſeinem Mangel an Gefühl zuſchreiben; er weiß, daß alle ſeine Bewegungen beobachtet und gedeutet werden und oft falſchen Auslegungen unterworfen ſind. Er weiß

auch, daß man von ihm ſagt „er ſei der ſchönſte Mann, den man ſich denken könne" und da er es überall hört, und es auch in jedem Lächeln und jeder Verbeugung der Schönen ſeines Hofes ſehen kann, vermag er nicht gleichgültig für ſein äußeres Erſcheinen zu ſein. Zuweilen begegnet man ihm in Petersburg allein in einem von einem einzigen Pferde beſpannten Schlitten, in den Mantel gehüllt und mit dem weißen flatternden Federbuſch; zu andern Malen völlig unbegleitet in der Dämmerſtunde mit großen Schritten längs der Newa hinwandelnd. Er mag nun erſcheinen, wo und wie er will, immer wird er ehrfurchtgebietend die Aufmerkſamkeit und das Auge aller Menſchen auf ſich ziehen. Vor ſeinem hohen Federbuſche weicht die Menge zurück und im leeren Raume ſteht jene Geſtalt, welche in Rußland, ja in der ganzen Welt nicht ihres Gleichen hat. Sie iſt die eines coloſſalen Mannes in dem kräftigſten Augenblick des Lebens und der Geſundheit. Er iſt 48 Jahr alt, ungefähr 6 Fuß 2 Zoll hoch, ſtark und ſtämmig, ohne corpulent zu ſein. Sein Körper iſt ſchön, Schultern und Bruſt ſind breit, die Glieder lang und ſymmetriſch gebaut, Hände und Füße ſchön geformt. Sein Geſicht iſt griechiſch, Stirn und Naſe in gerader Linie, die Augen ſchön geſchnitten, groß, offen, blau. In ihnen liegt Ruhe, Kälte, Selbſtbeherrſchung und Würde, ſie können eine Revolution unterdrücken, einen Mörder in Furcht verſetzen und einen Bittenden abſchrecken. Der Mund iſt regelmäßig, die Zähne ſchön, das Kinn vorſtehend, mit ſtarkem Schnurr- und ſchwachem Backenbart. Man ſagt, ſein Auge lächle nie, ſelbſt wenn der Mund lächle.

* Der bekannte Reiſende Kohl erzählt in ſeinem Werke über England unter Anderem Intereſſantes von der Liebhaberei der Engländer für das Angeln. Nach Beſchreibung der mannichfachen Vorbereitungen dazu fährt er fort:

Wie Vieles erfordert nun aber die möglichſt graziöſe nnd möglichſt wiſſenſchaftliche Ausübung der Kunſt ſelbſt! Wie ſchwierig iſt es, die an der Schnur befeſtigte Fliege auf diejenige Weiſe ins Waſſer zu werfen, welche die angemeſſenſte iſt, nämlich ſo, daß ſie das Waſſer in derſelben Weiſe berühre, wie die natürlichen kleinen Inſecten es zu berühren pflegen, — daß ſie nicht plump hineinfalle und doch auch mit gehöriger Energie, um die Aufmerkſamkeit des Fiſches zu erregen! Welche Uebung gehört dazu, um ſie gerade auf diejenige Stelle der Waſſerfläche fallen zu laſſen, an der man einen Fiſch vermuthet. Fiſcht man nach Forellen und ahnt man irgendwo aus einer kleinen Bewegung auf der Oberfläche des Waſſers die Nähe eines ſolchen Fiſches, ſo muß man die Fliege nicht auf die Stelle, wo man die Bewegung ſah, ſondern auf einen davon etwas entfernten Fleck hinwerfen. Man darf dieſen Fleck nicht ſtromabwärts, ſondern muß ihn ſtromaufwärts wählen, weil es zu vermuthen iſt, daß der Fiſch in dieſer Richtung ſchwimmt. Auch darf man dieſen Fleck nicht in gerader Linie mit dem Orte, wo man den Fiſch ſah, wählen, ſondern ein wenig ſeitwärts, weil, wenn man die Fliege dem Fiſche gerade auf den Scheitel, wo er keine Augen hat, werfen wollte, er ſie weniger leicht erblicken könnte. Die Engländer nennen das Werfen der Fliege „whipping" (Peitſchen), weil die Bewegung der Angelruthe mit der Schwingung der Peitſche einige Aehnlichkeit hat. Auf das geſchickte, zieltreffende Whipping üben ſie ſich eben ſo ein, wie auf das Piſtolen- und Flintenſchießen und zwar auf folgende Weiſe:

Der angehende Angler legt kleine Stückchen Holz, Pappe oder Ziegelſtein um ſich her und bemüht ſich, feine Fliegen grade auf dieſelben hinaufzuwerfen. Anfangs legt er die Holz-, Papp- oder Ziegelſtückchen nahe, nachher aber weiter, und es giebt Perſonen, die auf dieſe Weiſe mit ihrem Wipping jeden bezeichneten Punkt, ſo weit ihre Angelſchnur nur reicht, genau treffen können.

„Wenige Kunſtübungen", ſagt der „perfect angler", „verdienen ſo ſehr unſere Bewnnderung, als das Whipping, vermöge deſſen wir mit Genauigkeit und mit Eleganz die Fliege auf das Waſſer werfen; die Attitüden, in welche dieſe Operation den Angler bringt, ſind zu gleicher Zeit im höchſten Grade männlich und graziös."

Nicht weniger läßt ſich ſagen über die kritiſche Pünktlichkeit (critical nicety), mit welcher der Act des „striking" (des Aufziehens) des Fiſches ausgeführt werden muß. Es gehört dazu ein außerordentlich richtiger Tact, eine geſpannte Aufmerkſamkeit und energiſche Geiſtesgegenwart. Der Angler muß genau zu beurtheilen und zu berechnen verſtehen, wie viele halbe oder Viertelſecunden er zwiſchen dem Anbiß und dem Aufziehen verſtreichen laſſen müſſe. Zieht er eine Viertelſecunde zu zeitig, ſo faßt ſein Haken nicht, weil der Fiſch den Köder noch kaum mit den Lippen berührt, und wartet er eine Viertelſecunde zu lange, ſo thut der Haken es nicht, weil der Fiſch, den Betug merkend, ſich von der künſtlichen Fliege ſchon wieder loszumachen ſtrebt.

Auch die Kraft, mit welcher der „critical stroke" (der untadelige Aufzug) geſchehen muß, iſt richtig zu berechnen. Ein zu ſtar-

ker Ruck würde ebenſowol wie ein zu leiſer den Fiſch verlieren. Wie und mit welcher Handbewegung der „critical stroke" bei kleinen Fiſchen, wie er bei großen auszuführen ſei, wie er bei allen verſchiedenen Arten von Fiſchen, je nach dem Grade ihrer Gefräßigkeit, ihrer Schnelligkeit, ihres Temperaments und ihrer Bewegungen, auszuführen ſei, iſt eine Sache, die den Verſtand und die körperliche Gewandtheit des Anglers vielfach herausfordert und übt.

Blickt der Unerfahrne und der Nichtkenner der Natur auf die Oberfläche des Waſſers, ſo ſieht er eben weiter nichts als Waſſer, in welchem auch einige der dummen und ſtummen Thiere, die man Fiſche nennt, leben mögen. Für den kunſtreichen und eingeweihten engliſchen Angler dagegen hat Alles Bedeutung, Alles ſpricht zu ihm. Wo er das Flußufer eben, flach und mit Schilf bedeckt, wo er das Waſſer ſich vertiefen, oder in kleinen Buſen und Häfen ſtagniren, oder in munterer Bewegung über Steine und Felſen klar dahin ſprudeln ſieht, überall weiß er Folgerungen aus ſolchen Prämiſſen zu ziehen, überall hat er eine Vermuthung, da er weiß, daß jede verſchiedene Geſtaltung und Bewegung des Waſſers von einer beſondern Gattung von Fiſchen aufgeſucht wird. Wo die Welle klar, wo ſie trübe iſt, wo der Grund aus Kalk oder aus Lehm oder aus Sand beſteht, überall erkennt er die Heimath gewiſſer beſtimmter Gattungen von Thieren.

Selten bekommt der Angler ſeine Fiſche eher zu ſehen, als bis er ſie gefangen hat, aber er hat eine Menge Anzeichen aufgefunden, aus denen er mit Sicherheit auf ihre Nähe ſchließen kann. Die Art der Wirbel, welche ſie zuweilen auf dem Waſſer erregen, die Veränderungen des Wetters, die bald dieſe, bald jene Gattung mehr in Bewegung ſetzen oder auf die Oberfläche bringen, die kleinen Luftblaſen, die dieſer oder jener Fiſch auszuſtoßen pflegt, dies Alles ſind Hieroglyphen, die der Angler deutlich zu entziffern und aus denen er ſein Schickſal zu leſen weiß.

* Ueber die Sitten der Einwohner der Bretagne berichten die Herren Benoiſton de Chateauneuf und Villamé in ihrem der Pariſer Akademie erſtatteten Reiſeberichte unter Andern folgende Eigenthümlichkeit:

Sobald eine Hochzeit bevorſteht, machen zwei junge Mädchen, gewöhnlich Verwandte oder Freundinnen der Braut, die Runde durch die benachbarten Ortſchaften und laden zur Hochzeit ein. Ihr Eifer ſcheut keinen Weg und keine Mühe, um eine recht zahlreiche Geſellſchaft zuſammenzubringen. Sie wandern allein, ſind oft ſehr hübſch und mehr als Eine Gefahr könnte ſie auf ihrer abenteuerlichen Wallfahrt ereilen. Aber ein einfaches weißes Stäbchen, das ſie in der Hand tragen, und die Rolle, in welcher ſie auftreten, ſchützen ſie vor jeder Inſulte; ſie ſind ja die „Herolde der Braut." Man ſieht: wenn die Sitte die Unſchuld der Gefahr ausſetzt, ſo ſchützt ſie dieſelbe andererſeits auch wieder davor.

Unterdeß kommt der Tag der Hochzeit und mit ihm die luſtige Geſellſchaft der zahlreichen Gäſte. Es ſind deren häufig zwei- bis dreihundert, bisweilen noch viel mehr. Wo ſollen genug Tiſche und Tafeln hergenommen werden? Der Bretagner weiß ſich zu helfen. Er geht aufs nächſte Feld und gräbt dort, drei bis vier Fuß von einander, zwei parallele Gräben, die er ſo weit verlängert, als er es für nothwendig hält. Das Stück Land, welches ſie trennt, iſt die Tafel, und jeder Gaſt nimmt daran Platz, indem er ſich auf den Rand des Grabens ſetzt. Ungeheuere Stücken Fleiſch, ja ganze Hammel, verſchwinden bei dieſen Gaſtmälern vor dem tüchtigen Appetit der Theilnehmer. Der Cider fließt in langen Strömen aus den Tonnen, und, um das Feſt zu krönen, ſchießen die jungen Leute Piſtolen vor den Ohren der Braut ab und beluſtigen mit dem Erſchrecken derſelben die Gäſte.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

No. 79. Pariſermoden. Damenmoden: Stadtanzüge, Amazonenschnitt von Poult de soie mit Schnürenſtickerei. Ein geſtreiftes Pekinkleid mit weißem Unterkleid von geſticktem Batiſt. Herbſthüte.

No. 80. Pariſer Moden. Damenmoden: Ein Frühanzug von geſticktem Mull mit roſa gefüttert und ceriſe Seidengekraus umrändert. Ein eleganter Hausanzug von rohfarbigem Cachemir mit Sammtbändchen geſtickt. Ein Häubchen mit Sammtbändern verziert, ſehr reiches Nonnenchemiſette.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hierzu: **Anzeiger** № 38.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google